This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

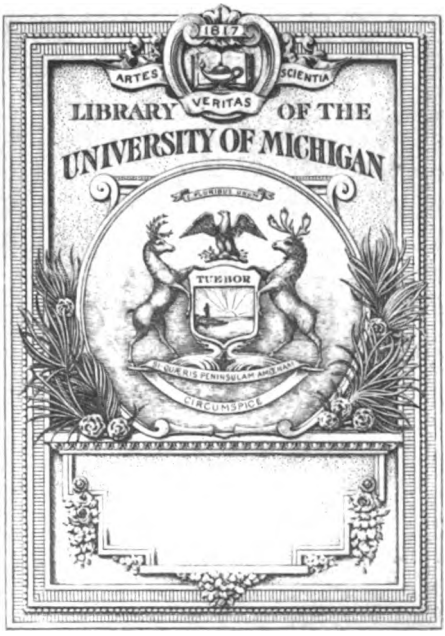
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,185,255



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Paul Merker und Wolfgang Stammler

DREIUNDFÜNFZIGSTER BAND

VERLAG VON W. KOHLHAMMER
STUTTGART
Urbanstraße 14
1928

Digitized by Google

Ernst Löfstedt, Die nordfriesische Mundart des Dorfes Ockholm, durch *Erik Rooth* 209
Karl Emanuel Lusser, C. F. Meyer, durch *Walther Rehm* 453
Georg Mahnken, Die Hamburgischen niederdeutschen Personennamen des 13. Jahrhunderts, durch *Wolfgang Jungandreas* 200
Harry Maync, Die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft, durch *Albert Malte Wagner* 454
Walther Michalitschke, F. Hebbels Tragödie 'Gyges und sein Ring', durch *Bruno Markwardt* 451
Paul Neuburger, Die Verseinlage in der Prosadichtung der Romantik, durch *Walther Rehm* 116
Friedrich Noack, Das Deutschtum in Rom, durch *A. v. Grolman* 433
Will-Erich Peuckert, Das Leben Jakob Böhmes, durch *Richard Alewyn* . . 227
Karl Plenzat, Die Theophiluslegende in den Dichtungen des Mittelalters, durch *Robert Petsch* 406
Friedrich Ranke und *Müller-Blattau*, Das Rostocker Liederbuch, durch *Hans Engel* 498
Erich Rosendahl, Geschichte der Hoftheater in Hannover und Braunschweig, durch *Wolfgang Drews* 238
Edgar Schacht, De Wolfenbüttler Marienklage un Osterspill, durch *Ludwig Wolff* 204
Aloys Schröfl, Der Urdichter des Liedes von der Nibelunge nôt, durch *Heinrich Hempel* 245
Karl Schulze-Jahde, Motivanalyse von Hebbels 'Agnes Bernauer', durch *Bruno Markwardt* 450
E. H. Sehrt, Vollständiges Wörterbuch zum 'Heliand' und zur altsächsischen 'Genesis', durch *Lutz Mackensen* 198
Dorothea Siebert, Stifters Nachsommer, durch *A. v. Grolman* 120
F. Söhns, Hannoversches Volkstümliches in und um Hannover in seiner Namensdeutung, durch *Wolfgang Jungandreas* 208
Karl Strecker, Die Cambridger Lieder, durch *Otto Schumann* 388
Ernest Tonnelat, La Chanson des Nibelungen, durch *Helmut de Boor* . . 250
Reinhold Uhl, Die Rätsel des Nibelungenliedes in den Str. 814–1001,8, durch *Heinrich Hempel* 239
Oskar Walzel, Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters, durch *Sigmund von Lempicki* 215
Oskar Weibel, Tiecks Renaissancedichtung, durch *A. v. Grolman* 120
Carl Wesle, Frühmittelhochdeutsche Reimstudien, durch *Helmut de Boor* . 105
Benno von Wiese, Friedrich Schlegel, durch *Walther Rehm* 435
Ferdinand Wrede, Deutscher Sprachatlas, durch *Alfred Götze* 212

Hans Ziegler, Zeitschriftenschau 501
Hans Ziegler, Neue germanistische Dissertationen 125. 504
Jonas Fränkel, Protest 511

Nachrichten 128. 256. 512

Druckfehlerberichtigung 256

Buchdruckerei Hans Adler, Inh. E. Pansig & Co., Greifswald.

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
MAY 29 1928

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

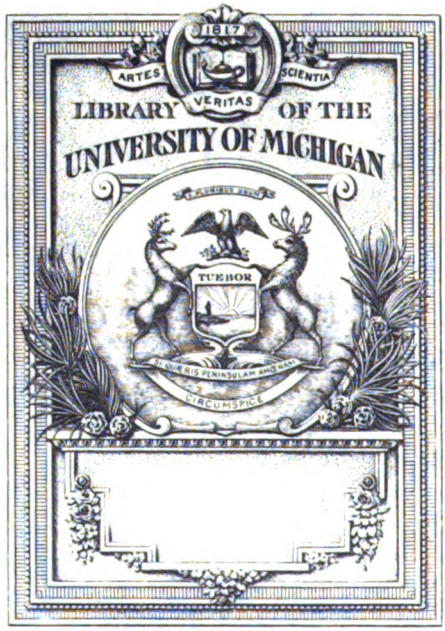
VON

Paul Merker und Wolfgang Stammler

DREIUNDFÜNFZIGSTER BAND
ERSTES HEFT
(AUSGEGEBEN IM APRIL 1928)

VERLAG VON W. KOHLHAMMER
STUTTGART
Urbanstraße 14
1928

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

5[illegible]
Z5
D41

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Paul Merker und Wolfgang Stammler

DREIUNDFÜNFZIGSTER BAND

VERLAG VON W. KOHLHAMMER
STUTTGART
Urbanstraße 14
1928

Digitized by Google

Inhalt:

Karl Simon, Die Runenbewegung und das Arianische Christentum . . . 41
J. de Vries, Die westnordische Tradition der Sage von Ragnar Lodbrok . 257
Willi Krogmann, Mârẹo sêo 191
Heinrich Brauer, Capitula Caroli, angelsächsisch und althochdeutsch. . . 183
Wolfgang Jungandreas, Die Doppelformen in der ‚Kudrun' 129
Alfred Götze, Der Name Marner 184
Gustav Rosenhagen, Frauenlobs Marienleich 9,14—26 158
Wolfgang Stammler, Die „bürgerliche" Dichtung des Spätmittelalters . . 1
Louis L. Hammerich, Eine Pilgerfahrt des XIV. Jahrhunderts nach dem Fegfeuer des H. Patricius 25
Ludwig Wolff, Dietrich von Watzum und die ihm zugeschriebenen niederdeutschen Reimsprüche 143
Henrik Becker, Meister Altswert als Plagiator 161
Willi Krogmann, Die zweite weibliche Rolle im Redentiner Osterspiel . . 135
Felix Scholz, Ein neues Osterleis von der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert 49
Albert Becker, Zu Theobald Hock. 127
Hermann Gumbel, Zur deutschen Schwankliteratur im 17. Jahrhundert. . 303
Ferd. Josef Schneider, Ein Brief Philipp von Zesens. 153
Georg Brates, Die Barockpoetik als Dichtkunst, Reimkunst, Sprachkunst. 346
Robert Stumpfl, Süddeutsche Bühnenformen vor Einführung der italienischen Verwandlungsbühne 55
Erich Ebstein, G. A. Bürger und G. F. W. Großmann 186
Spieß, Nochmals Goethes Mondlied 74
Felix Scholz, Hölderlin und die klassisch-romantische Antithese 364
Albert Leitzmann, Auszüge aus Briefen der Brüder Grimm an Salomon Hirzel 457
Walter Schröder, Unveröffentlichte Briefe zum Leben eines niederdeutschen Künstlers (Friedrich Eggers) 135
Friedrich Maurer, Über Arten der deutschen Wortbildung, besonders Wortkreuzungen 167
Christian Rogge, „Karnickel hat angefangen" 189
Richard Palleske, Der Familienname Palleske 156

Julius Petersen, Franz Muncker 89

Paul Merker, Nordisten-Tagung in Lübeck 27. bis 29. Juni 1928 489

Anzeigen

Gustav Bebermeyer, Tübinger Dichterhumanisten, durch *Leopold Magon* . 121
Ernst Beutler, Forschungen und Texte zur frühhumanistischen Komödie, durch *Robert Stumpfl*. 421
Ernst Boldt, Dat Redentiner Osterspill von 1464, durch *Wolfgang Stammler* 205

Digitized by Google

General Harr.

Johannes Bolte, Drei Schauspiele vom sterbenden Menschen, durch *Robert Stumpfl* 425
Wilhelm Bomann, Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen, durch *Lutz Mackensen* 206
Borchardt-Wustmann-Schoppe, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund, durch *Friedrich Maurer* 255
Heinrich Bornkamm, Luther und Böhme, durch *Richard Alewyn* 229
W. Boudriot, Die altgermanische Religion in der amtlichen kirchlichen Literatur des Abendlandes vom 5. bis 11. Jahrhundert, durch *Georg Baesecke* 385
Georg Buchan, Illustrierte Völkerkunde, durch *Lutz Mackensen* 484
J. M. Clark, The Abbey of St Gall, durch *Heinrich Brauer* 193
Josef Deutsch, Die Handschriften der Abteilung für niederdeutsche Literatur bei der Universitätsbibliothek zu Greifswald, durch *Wolfgang Stammler* 202
Else Dosenheimer, Das zentrale Problem in der Tragödie Friedrich Hebbels, durch *Bruno Markwardt* 447
Vom Werden des deutschen Geistes, Festgabe für *Gustav Ehrismann*, hrsg. von *Paul Merker* und *Wolfgang Stammler*, durch *Carl Wesle* . . . 101
Sigmund Feist, Germanen und Kelten in der antiken Überlieferung, durch *Julius Pokorny* 383
Melitta Gerhard, Der deutsche Entwicklungsroman bis zu Goethes 'Wilhelm Meister', durch *A. v. Grolman* 111
Erich Gierach, 'Der arme Heinrich' von Hartmann von Aue, durch *Albert Leitzmann* 109
Erich Gülzow, Arndts Briefe aus Schweden, durch *Lutz Mackensen* . . . 241
Paul Hahn, G. Chr. Lichtenberg und die exakten Wissenschaften, durch *Albert Leitzmann* 243
Paul Hankamer, Jakob Böhme, Gestalt und Gestaltung, durch *Richard Alewyn* 228
Das Pommersche und das Essener *Heimatbuch*, durch *Lutz Mackensen* . . 244
Lis Jacobsohn, Dansk Sprog, durch *W. H. Vogt* 240
Leo Jutz, Die Mundart von Südvorarlberg und Liechtenstein, durch *Ernst Ochs* 98
Otto Karrer und *Herma Piesch*, Meister Eckeharts Rechtfertigungsschrift v. J. 1326, durch *Philipp Strauch* 401
H. Kasten und *K. Müller*, Pommerland, durch *Lutz Mackensen* 237
A. C. Kersbergen, Literaire motieven in de Njála, durch *W. H. Vogt* . . 233
Julius Koberne, Die Familiennamen von Burkheim am Kaiserstuhl, durch *Alfred Götze* 419
David Ferdinand Koreff, Der Lebensroman eines Vergessenen, durch *Josef Körner* 438
Josef Körner, Die Brüder Schlegel, durch *Walther Rehm* 240
Josef Körner und *Ernst Wienecke*, A. W. und F. Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe, durch *Walther Rehm* 241
Erich Kriesbach, Die Trauerspiele in Gottscheds 'Deutscher Schaubühne', durch *Robert Petsch* 428
Agathe Lasch, Aus alten niederdeutschen Stadtbüchern, durch *Max Lindow* 203

Digitized by Google

Ernst Löfstedt, Die nordfriesische Mundart des Dorfes Ockholm, durch *Erik Rooth* 209
Karl Emanuel Lusser, C. F. Meyer, durch *Walther Rehm* 453
Georg Mahnken, Die Hamburgischen niederdeutschen Personennamen des 13. Jahrhunderts, durch *Wolfgang Jungandreas* 200
Harry Maync, Die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft, durch *Albert Malte Wagner* 454
Walther Michalitschke, F. Hebbels Tragödie 'Gyges und sein Ring', durch *Bruno Markwardt* 451
Paul Neuburger, Die Verseinlage in der Prosadichtung der Romantik, durch *Walther Rehm* 116
Friedrich Noack, Das Deutschtum in Rom, durch *A. v. Grolman* 433
Will-Erich Peuckert, Das Leben Jakob Böhmes, durch *Richard Alewyn* . . 227
Karl Plenzat, Die Theophiluslegende in den Dichtungen des Mittelalters, durch *Robert Petsch* 406
Friedrich Ranke und *Müller-Blattau*, Das Rostocker Liederbuch, durch *Hans Engel* 498
Erich Rosendahl, Geschichte der Hoftheater in Hannover und Braunschweig, durch *Wolfgang Drews* 238
Edgar Schacht, De Wolfenbüttler Marienklage un Osterspill, durch *Ludwig Wolff* 20
Aloys Schröfl, Der Urdichter des Liedes von der Nibelunge nôt, durch *Heinrich Hempel* 24
Karl Schulze-Jahde, Motivanalyse von Hebbels 'Agnes Bernauer', durch *Bruno Markwardt* 45
E. H. Sehrt, Vollständiges Wörterbuch zum 'Heliand' und zur altsächsischen 'Genesis', durch *Lutz Mackensen* 19
Dorothea Siebert, Stifters Nachsommer, durch *A. v. Grolman* 12
F. Söhns, Hannoversches Volkstümliches in und um Hannover in seiner Namensdeutung, durch *Wolfgang Jungandreas* 20
Karl Strecker, Die Cambridger Lieder, durch *Otto Schumann* 38
Ernest Tonnelat, La Chanson des Nibelungen, durch *Helmut de Boor* . . 25
Reinhold Uhl, Die Rätsel des Nibelungenliedes in den Str. 814–1001,8, durch *Heinrich Hempel* 23
Oskar Walzel, Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters, durch *Sigmund von Lempicki* 2
Oskar Weibel, Tiecks Renaissancedichtung, durch *A. v. Grolman* 1
Carl Wesle, Frühmittelhochdeutsche Reimstudien, durch *Helmut de Boor* . 1
Benno von Wiese, Friedrich Schlegel, durch *Walther Rehm* 4
Ferdinand Wrede, Deutscher Sprachatlas, durch *Alfred Götze* 2

Hans Ziegler, Zeitschriftenschau 5
Hans Ziegler, Neue germanistische Dissertationen 125. 5

Jonas Fränkel, Protest 5

Nachrichten 128. 256. 5

Druckfehlerberichtigung 2

Buchdruckerei Hans Adler, Inh. E. Panzig & Co., Greifswald.

Digitized by Google

PHOTOGRAPHIC REPRODUCTION
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.
MAY 29 1928

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Paul Merker und Wolfgang Stammler

DREIUNDFÜNFZIGSTER BAND
ERSTES HEFT
(AUSGEGEBEN IM APRIL 1928)

VERLAG VON W. KOHLHAMMER
STUTTGART
Urbanstraße 14
1928

Digitized by Google

Die Redaktion der Zeitschrift ist unter die Herausgeber folgendermaßen verteilt: *Wolfgang Stammler (Greifswald, Karlsplatz 17)* zeichnet für die Sprachgeschichte, die ältere deutsche und die mittellateinische Literatur, für Niederländisch und Niederdeutsch, für die germanische Religionsgeschichte und Mythologie sowie für die Volkskunde; *Paul Merker (Greifswald, Wolgaster Landstraße 70)* für die neuere deutsche Literatur seit der Renaissance, für neulateinische Dichtung sowie für den gesamten nordischen Kulturkreis. Dementsprechend sind die Manuskriptsendungen zu adressieren.

Rezensionsexemplare sind je nach den Gebieten an die Herausgeber zu überweisen.

Der Bezugspreis für den Jahresband (32 Bogen) beträgt RM. 20.— Der des einzelnen Heftes (8 Bogen) RM. 6.—

Inhalt des ersten Heftes:

Wolfgang Stammler, Die „bürgerliche" Dichtung des Spätmittelalters . . 1

Louis L. Hammerich, Eine Pilgerfahrt des XIV. Jahrhunderts nach dem Fegfeuer des H. Patrizius 25

Karl Simon, Die Runenbewegung und das Arianische Christentum . . 41

Felix Scholz, Ein neues Osterleis von der Wende des 15. zum 16. Jahrh. 49

Robert Stumpfl, Süddeutsche Bühnenformen vor Einführung der italienischen Verwandlungsbühne 55

Spieß, Nochmals Goethes Mondlied 74

Julius Petersen, Franz Muncker 89

Anzeigen

Leo Jutz, Die Mundart von Südvorarlberg und Liechtenstein, durch *Ernst Ochs* 98

Paul Merker und *Wolfgang Stammler*, Vom Werden des deutschen Geistes. Festgabe Gustav Ehrismann, durch *Carl Wesle* 101

Carl Wesle, Frühmittelhochdeutsche Reimstudien, durch *Helmut de Boor* 105

Erich Gierach, Der arme Heinrich von Hartmann von Aue, durch *Albert Leitzmann* 109

Melitta Gerhard, Der deutsche Entwicklungsroman bis zu Goethes Wilhelm Meister, durch *A. v. Grolman* 111

Paul Neuburger, Die Verseinlage in der Prosadichtung der Romantik, durch *Walther Rehm* 116

Oskar Weibel, Tiecks Renaissancedichtung, durch *Walther Rehm* 117

Dorothea Sieber, Stifters Nachsommer, durch *A. v. Grolman* 120

Gustav Bebermeyer, Tübinger Dichterhumanisten, durch *Leopold Magon* . 121

Hans Ziegler, Neue germanistische Dissertationen 125

Albert Becker, Zu Theobald Hock 127

Nachrichten 128

Buchdruckerei Hans Adler, Inh.: E. Panzig & Co., Greifswald 1928

Digitized by Google

DIE „BÜRGERLICHE" DICHTUNG DES SPÄTMITTELALTERS[1]

Der scharfblickende Lustspieldichter Carl Sternheim hat in einer Reihe von satirischen Komödien das „bürgerliche Heldenleben" seit der Jahrhundertwende, bis zum plebejischen Spießer herab, peinlich genau getroffen, und man hat einst gern das XIX. Jahrhundert überhaupt, in Erinnerung an die Revolutionen von 1789, 1830 und 1848, das „Jahrhundert des Bürgers" genannt. Wollte man den Darstellungen der deutschen Literatur trauen, so hat es bereits einmal eine derartige soziologisch-geistige Struktur im spätmittelalterlichen Deutschland gegeben.

Wenn man nämlich die deutschen Literaturgeschichten auf ihre Stellung zu den literarischen Problemen seit etwa 1250—1300 prüft, so bietet sich fast immer dasselbe Bild: Verständnislosigkeit gegenüber den künstlerischen Erscheinungen, ständig wiederkehrende Schlagworte vom „demokratischen" Gepräge oder vom „bürgerlichen" Charakter der Zeit und ihres Schrifttums. Worin aber der „bürgerliche" Charakter besteht, wird kaum gesagt. Man weist auf die ständischen und wirtschaftlichen Umschichtungen hin und glaubt, damit auch ohne weiteres eine geistige Verlagerung begründen zu können. Als ob ökonomische Phänomene den künstlerischen Ausdruckswillen beeinflussen könnten! Ist es überhaupt möglich, von einem „bürgerlichen" Charakter des deutschen Schrifttums im Spätmittelalter zu sprechen und sein Wesen zu erfassen? Diese Frage soll uns hier beschäftigen.

Zunächst muß eine Begründung für den „bürgerlichen" Charakter abgewiesen werden, die nicht selten auftaucht. Danach nämlich wäre die Dichtung „bürgerlich", weil ihre Träger bürgerlichen Standes sind. Ein Blick auf die Literatur dieser Epoche lehrt, daß neben den adligen auch die bürgerlichen Poeten ritterliche Stoffe in höfischer Auffassung weiter behandeln. Namen dafür anzuführen erübrigt sich.

Unrichtig ist überhaupt — und ich habe das schon einmal abgewehrt[2] — der Gesichtspunkt, als ob der Adel seit etwa 1300 seine Bedeutung in politischer oder kultureller Beziehung verloren hätte. Die Schwierigkeit der historischen Forschung besteht eben darin, den Zusammenhang zwischen dem absterbenden Alten und dem jung aufkeimenden Neuen zu erkennen, zumal das Neue meist erst in schwachen Ansätzen, ganz embryonal zu Tage tritt. Das Tempo der geschichtlichen Entwicklung ist langsam; die geistige Aufwärts-

1) Vortrag, gehalten auf der Göttinger Philologenversammlung 1927.
2) Deutsche Vierteljahrsschrift 2 (1924) S. 756.

Digitized by Google

bewegung geht in großen und daher sich allmählich erhebenden Spiralen vor sich. So lebt auch das höfische Element noch zwei Jahrhunderte lang fort; höfische und ritterliche Kreise sind bis in die Reformationszeit hinein immer weiter Stützen und Verbreiter literarischer Bildung und werden als solche Vorbilder von Zeitgenossen gepriesen[3]. Wenn sich die Ritter zu Bünden zusammenstellten (Schlegler, Sterner usw.), so ist das wohl ein Zeugnis für die Macht der Städte, aber auch der Fürsten, welcher die Ritter sich erwehren mußten. Daneben indes einte sich der Adel in gesellschaftlichen Orden, er fühlte sich noch durchaus als tonangebendes Element der Kultur. Die von Otto dem Fröhlichen gestiftete Gesellschaft der Templeisen in der 1341 geweihten Georgskapelle der Augustinerkirche zu Wien oder der 1440 (1443) von Friedrich II. von Brandenburg errichtete Schwanenorden dokumentieren ein zwar romantisches, aber doch sehr selbstbewußtes literarisches und kulturelles Interesse. Man denke weiterhin an das von Ludwig dem Baiern 1330 erbaute Monsalvatsch zu Ettal oder an die 1357 von Karl IV. begonnene Nachbildung des Gralstempels (aus Albrechts 'Titurel') im Augustinerchorherrenstift Karlshof zu Prag, und man wird erkennen, daß dieser Zeit doch nicht schlechthin ein „bürgerlicher" Charakter zugesprochen werden kann.

Im Gegenteil: die aufkommenden bürgerlichen Kreise holen zunächst ihre Bildungsideale von diesem angeblich so gesunkenen Rittertum und ahmen ihm nach[4]. Neben der ritterlichen Erziehung, welche der junge Bürger erhält, tritt besonders das Verlangen hervor, es im ritterlichen Kampfspiel dem bewunderten Vorbild gleichzutun. Denn bei der allgemeinen Wehrpflicht der Städte „dienten" die Angehörigen der reichen Geschlechter „zu Pferde" und kamen auf diesem naturgemäßen Wege zu ritterlichen Uebungen. Eine (stillschweigend geduldete) Aenderung des Waffenrechts half dabei mit. Während in der älteren Zeit die reisenden Kaufleute unterwegs Frieden hatten oder des Geleites benötigten, bestenfalls ein Schwert zur Verteidigung am Sattelknopf (nicht am ritterlichen Gurt!) mit sich führen durften[5], werden schon im 'Parzival' bewaffnete Kauf-

3) So z. B. Peter Suchenwirt und Jörg Schiller. Bei Schiller ist der Adel noch vorbildlich für äußeres und inneres Benehmen; *manlicher tat in* [den Rittern] *zuhort;* für den Sieg der Gerechtigkeit sollen sie ihre Speere *ertrummen.* Nur einmal: *so hatt der adel schand für er.* Gallus Oheim hebt in seiner Reichenauer Chronik das Interesse des schwäbischen Adels an historischer Lektüre hervor (StLV. 84, S. 4). Für die kunstgeschichtliche Seite vgl. H. Wegeners Worte: „Überhaupt ist ja die Volkskunst nicht die einzigste Form künstlerischer Tätigkeit in Deutschland [im XIV. und XV. Jh.] gewesen. Sie war wohl die stärkste und kräftigste Ausdrucksform der allgemeinen geistigen Konstellation, aber daneben lebte doch das höfische Element noch fort" (Festschrift Degering, Leipzig 1926, S. 320). Über den Niedergang des Adels im sechzehnten Jh. vgl. M. J. Neudegger: Verhandlungen des Histor. Vereins für Oberpfalz und Regensburg 54 (1902) S. 85 ff.

4) W. Stammler: Deutsche Vierteljahrsschrift 1 (1923) S. 532.

5) Nach dem Sachsenspiegel II, 71 durfte keiner innerhalb des geschworenen Friedens Waffen führen, wenn er nicht zu des Reiches Dienst oder zu

Digitized by Google

leute als keine ungewöhnliche Erscheinung angeführt, allerdings mit leiser Ironie im Ton des Aristokraten Wolfram[6]. Bald danach hören wir von Ritterspielen zu Lübeck[7] und Magdeburg[8], Rudolfs von Ems „guter" Gerhard lädt zur Hochzeit seines Sohnes außer den Mitbürgern auch Adlige und Ritter ein, und alle turnieren zusammen[9]. Es erscheint mir bemerkenswert, daß zuerst in Norddeutschland der Bürger sich im Waffensport dem Ritter gleichstellte. Denn hier hatte der Adel weder geistig noch wirtschaftlich derart das Uebergewicht wie im Süden, die Städte gelangten eher zur Selbständigkeit und zum Eigenbewußtsein und konnten früher daran denken, ihre Bildung nach ritterlichem Muster zu formen. Erst seit dem XIV. Jahrhundert beginnen auch weiter südlich, wenn ich mich nicht täusche, Ritterbürtige und Bürgerliche sich im Stechen untereinander zu messen[10], und dieser Brauch ist im XV. Jahrhundert zu einer Selbstverständlichkeit geworden[11].

Turnieren (also Ritter!) ritt. Friede haben die reisenden Kaufleute nach dem Provinziallandfrieden von 1104(?): MG. LL. IV 1, S. 614; nach dem kaiserlichen Provinziallandfrieden 1179: ebda. S. 381; nach dem Reichslandfrieden von 1224: ebda. IV 2, S. 398. Im sächsischen Landfrieden von 1223 (ebda. S. 394/6) stehen sie nicht mehr unter der Reihe der Friedehabenden, auch nicht mehr in den Landfrieden seit 1224; also haben sie wohl ihre Gleichsetzung mit den Rittern durchgesetzt. Friede haben sie auch in Lamprechts 'Alexander' v. 3902 ff.; 'Kaiserchronik' v. 8112 ff., 14557 ff.; noch nach 'Biterolf' v. 3143 ff., 3198 ff. Auch die im Troß dem Heere folgen, stehen im Frieden des Kriegsherrn: Sächs. Weltchronik, 4. bair. Fortsetzung (MG. DChr. I, S. 369). Nach dem königl. Reichslandfrieden von 1152 durften sie ein Schwert nur zur Verteidigung auf der Reise mit sich führen: MG. LL. IV 1, S. 198. Nach des Pleiers 'Tandareis' sind die Kaufleute unterwegs unbewaffnet (v. 7309 ff.) und bedürfen des Geleites nach Wolframs 'Willehalm' 112, 22 ff. 115, 28 ff.; 'Kudrun' Str. 259 f.; 'Biterolf' v. 7886 f.

6) 'Parzival' 352, 15 ff. Nicht erklären kann ich mir die Stelle in Wolframs 'Willehalm' 131, 1 ff., von dem ritterbürtigen Kaufmann Wimar; in der französischen Quelle steht nur *bourgeois*. Allerdings gibt es im XIV. und XV. Jh. handeltreibende Ritter (F. Stoltze, Das Berliner Handelsrecht im XIII. und XIV. Jh., Berlin 1880, S. 28, v. J. 1319; Gengler, Cod. iur. munic. Germ. medii aevi I, Erlangen 1863, S. 504, v. J. 1406); aber das war doch erst spätere Entwicklung und kann mit den Verhältnissen 100 Jahre früher nicht in Beziehung gesetzt werden. S. Singer (Wolframs 'Willehalm', Bern 1918) scheint das nicht besonders aufgefallen zu sein. S. 53 führt er als Grund dafür nur an, daß Wolframs aristokratisches Standesgefühl sich etwas gesträubt habe, den Helden bei einem simplen Bürger, zur Beschämung der höfischen Gesellschaft, Herberge finden zu lassen. Aber stand das mit den Tatsachen in Einklang?

7) 1226: Deecke, Geschichte der Stadt Lübeck I, S. 223 ff.; ders., Lübische Geschichten und Sagen ²(Lübeck 1878) S. 30 ff., Nr. 25.

8) Gralspiel der Magdeburger Patrizier 1280/81 in der Magdeburger Schöppenchronik: DStChr. 7 (Leipzig 1869) S. 168 f. W. Stammler, Mittelniederdeutsches Lesebuch (Hamburg 1921) Nr. 13.

9) Hsg. von M. Haupt (Leipzig 1840) v. 3409 ff., 3437 ff., 3456 ff., 3505 ff.

10) Limburger Chronik z. J. 1335: MG. DChr. IV, S. 101 f.

11) 1410 erläßt die Stadt Köln eine förmliche Turnierordnung: W. Stein, Akten zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln II (Publikationen der Gesellsch. f. rhein. Geschichtskunde 10, Bonn 1893) Nr. 121. Turniere zwischen Adligen und Bürgern in Augsburg 1416: DStChr. IV, S. 319 f. V, S. 74; in Nürnberg 1434, 1444, 1491: ebda. II, S. 24 f. IV, S. 176.

Digitized by Google

Wenn bereits in der ritterlichen Poesie Kaufleute als *kurtoys* oder *hovebaere* bezeichnet werden[12], so trägt das diesem gehobenen Standesniveau der Bürger Rechnung. Der Roman vom Gottesfreund im Oberland des Straßburger Bürgers Rulman Merswin ist symptomatisch für solche allmähliche Annäherung der Stände. Der junge Ritter und der junge Kaufmann schließen miteinander enge Freundschaft, turnieren zusammen und haben gemeinsame Interessen; und schließlich verlobt sich der bürgerliche Jüngling mit einer adligen Jungfrau, allerdings nachdem er 6000 Gulden ihrer Mutter gezahlt[13]. Noch hundert Jahre vorher wäre eine derartige Verbindung nur schwer möglich gewesen: der Sohn des „guten" Gerhard, auch Kaufmann, wird erst durch die Schwertleite in den ritterlichen Stand erhoben, um eine vornehme Dame heiraten zu können[14].

Aber gerade in diesem Epos des Rudolf von Ems, das ritterliche Gesinnung auch bei nichtritterbürtigen Menschen widerspiegeln will, findet sich eine Stelle, die eine neue Auffassung ankündigt. Da spricht der „gute" Gerhard zu seinem hochgeborenen Besuch:

mîn sun der ist iu wol erkant,
daz er mit rîcher werdekeit
vil wirde in sînem namen treit,
der wirde die ein man sol hân
der sich koufes sol begân[15].

Bei solchen Worten horchen wir auf. Der rheinische Kaufmann ist sich seiner Kraft und Eigenkultur bewußt geworden, der Bürger beginnt sich auf seine eigene Stellung im Weltganzen zu besinnen. Gerade seit der Wende des XII. zum XIII Jahrhundert erscheinen rheinische Städte als gleichberechtigte Komparenten bei Verträgen mit hohen Herren[16], und im Rheinischen Städtebund von 1254 tritt das durch den wirtschaftlichen Hintergrund gestärkte Selbstgefühl des Bürgers stark hervor; § 3 dieser Einigung bestimmte: wer ihren Frieden nicht achtete, solle keinen Kredit noch Ware erhalten[17]. Daher schließen sich auch rasch Fürsten und Adlige dem Bund an. Ebenso vereinbaren niedersächsische Ritter und Städte ein Schutz-

VI, S. 507, 732; "Gesellenstechen" (nur unter Bürgern) in Nürnberg 1446: ebda. V, S. 166 f., 392 ff. Charakteristisch in diesem Zusammenhang das Nürnberger Urteil von 1485: der Nürnberger Kaufmann Praunengel hatte versehentlich einem zuschauenden Mädchen in den Hals geschossen, daß sie starb: *und der burgermaister hieß im sagen, er dorft nit fliehen; schießen, rennen, stechen und stainwerfen wern freie ritterspil* (ebda. X, S. 375).

12) Wolframs 'Willehalm' 283, 21 (*kurtoys*); Pleier 'Tandareis' v. 4494 (*kurteis*); Albrecht 'Titurel' Str. 5563 (*hovebaere*); *edeler koufman* bei Gottfried von Straßburg (v. 2228, 2323), beidemale in der Anrede, ist höfische Zuvorkommenheit, ohne Bezug auf die Abstammung, und geht auf den inneren Adel.

13) K. Schmidt, Nicolaus von Basel (Wien 1866) S. 79 ff.

14) v. 3368 ff.

15) v. 3134 ff.

16) Speyer und Philipp von Schwaben 1198: MG. LL. IV 2, Nr. 447; Köln und derselbe 1207: ebda. Nr. 11.

17) MG. LL. IV, 2, S. 581.

Digitized by Google

bündnis auf Gegenseitigkeit[18]; Braunschweig paktiert mit seinen Herzögen, ehe es huldigt[19]; *heren ofte stede* stehen im Provinziallandfrieden für die Lande zwischen Wupper und Weser auf gleicher Stufe nebeneinander[20].

Solches wachgewordene Selbstgefühl des Bürgers beruhte auf wirtschaftlicher Basis, und ich brauche hier nicht mehr auf diese allgemein bekannten soziologischen Fragen einzugehen. Die wirtschaftliche Revolution des XIII. Jahrhunderts[21] brachte gesteigerten Schriftverkehr, Vermehrung des Schulbesuchs, ausgebreitetere Kenntnis von Lesen und Schreiben. In den Gilden und Zünften wurde der Geist der Zusammengehörigkeit geweckt, das Gefühl einer besonderen und berechtigten bürgerlichen Standesehre genährt und erhalten. In den Zunftkämpfen erstritten die Handwerker nach der wirtschaftlichen meist auch die politische Gleichstellung mit den Patriziern; der Bürgerstand schichtete sich jetzt in die Geschlechter, die Kaufleute, die Handwerker. Aber es entspricht nicht den Tatsachen, wenn man hier „demokratischen" Geist annimmt. Denn immer noch waren große Teile der Bürgerschaft, Tagelöhner, kleine Ackerbürger, Gesellen, Hörige, Juden, von der Teilnahme am Stadtregiment ausgeschlossen.

Dafür entwickelten sich die einzelnen Berufsarten zu großer Höhe und mannigfaltiger Differenziertheit. Seit dem XIII. Jahrhundert gab es allenthalben in Deutschland Handelsgesellschaften mit genossenschaftlich-kapitalistischem Betrieb und Gewinnanteil der Mitglieder je nach der Einzahlung. Der Kaufmann erhält jetzt das Epitheton *vermezzen*[22], die Redensart *bî koufmans trûwen* bekommt den festen Sinn „auf Treu und Glauben"[23]. Ein eigener Stadtadel entsteht, der sich schon im XIII. Jahrhundert dem Ritterstand gleichordnete, aber — wohlgemerkt — im allgemeinen nie Ritter sein wollte; er blieb in seiner Umwelt und trat meist nicht zum Ritterstand über. Volkläufige Lieder spotten daher über die „edlen" Kaufleute[24]. Und wenn seit dem XIII. Jahrhundert der gerichtliche Zweikampf im deutschen Nordwesten eingeschränkt wurde, so geschah das mit unter dem Druck der städtischen Bürgerschaft[25]. Auch über

18) Doebner, Urkundenbuch der Stadt Hildesheim I (Hildesheim 1881) S. 164. Höhlbaum, Hansisches Urkundenbuch I (Halle 1876) Nr. 711 hatte die Echtheit der Urkunde angefochten, Doebner sie überzeugend verteidigt.

19) L. Hänselmann, Urkundenbuch der Stadt Braunschweig I (Braunschweig 1873) Nr. 9 (v. J. 1279); 30 (v. J. 1345).

20) Rübel, Urkundenbuch der Stadt Dortmund I (Dortmund 1881). S. 261/4.

21) G. Schmoller, Straßburgs Blüte und die volkswirtschaftliche Revolution im XIII. Jh. (QF. 6, Straßburg 1875) S. 16 f.

22) Livländische Reimchronik, hsg. von L. Meyer (Paderborn 1876) v. 128; Gesamtabenteuer (= GA.) II, S. 220, v. 33.

23) Konrad von Ammenhausen, Schachbuch, hsg. von F. Vetter (Frauenfeld 1892) v. 12450, 14592.

24) L. Uhland, Volkslieder Nr. 141, Str. 3.

25) R. Köbner, Die Anfänge des Gemeinwesens der Stadt Köln (Bonn 1922) S. 424 f., 436 ff., 602.

Digitized by Google

den Stolz der Handwerker klagen die Zeitgenossen[26], und es wirft ein helles Licht auf die Ständemischung, wenn in dem allegorischen Gedicht des XIV. Jahrhunderts 'Männertreue und Frauentreue' der Ritter bei der *frouwe* nicht nur im Wettbewerb steht mit dem Kleriker, sondern ebenso mit dem Handwerker[27]. Mag dies zunächst auch bitter ironisch gemeint sein — es ist doch ein deutliches Symptom für das Emporklimmen der bürgerlichen Mittelschicht.

Die Gebundenheit der Stände schwindet also in gewissen Sphären[28]. Aber gerade das allgemeine Wehr- und Steuersystem der Städte und die zunftmäßige Organisation der Arbeit erzeugten eine Solidarität des Bürgertums, welche sich nicht nur auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet äußerte. Jetzt, d. h. mit dem Ende des XIII. Jahrhunderts, begann sich auch eine Seelenhaltung auszubilden, die, im Gegensatz zur bisherigen Epoche, „bürgerlich" gestimmte Welterfassung und Lebensanschauung in sich barg. Welches sind die Fermente dieses „bürgerlichen" Geistes?

Wir hatten bereits gesehen: auf der einen Seite senkt die bürgerliche Kultur ihre Wurzeln in den Nährboden der höfisch-ritterlichen Kultur und entnimmt ihm Stoffe für äußere Regeln und gesellschaftlichen Verkehr. Für die innere Gesinnung indes bedurfte das Bürgertum anderer Grundfesten, und die fand es in den Lehren der Kirche. Denn ohne Religion gibt es keine Kultur, bestenfalls Zivilisation.

Dieses religiöse Fundament der neuentstehenden städtischen Kultur offenbart sich bereits bei der Bildung der Gilden und Zünfte. Sie wachsen entweder aus kirchlichen Bruderschaften heraus oder sind wenigstens eng mit kirchlichen Traditionen und Zeremonien verknüpft: sie haben bestimmte Schutzpatrone, ihnen gehören bestimmte Altäre oder Kapellen, sie verfügen über ein eigenes Kirchengestühl[29].

26) Im 'Buch von den neun Felsen' klagt Rulman Merswin, daß es *in diesen citen derzu ist kumen, das sich die antwerkluthe den wellent geliche tragen, under den si von rechtlier gettelicher ordenunge von rechthe sollthent sin . . die hierfor lebbetend . . die werent . . demutige . . einfeltig* (hsg. von C. Schmidt, Leipzig 1859, S. 55).

27) Deutsche Texte des Mittelalters XXIV, S. 78, v. 280 ff.

28) Anders J. Schwietering in dem an Unklarheiten und Widersprüchen nicht armen Aufsatz 'Der Wandel des Heldenideals in der epischen Dichtung des XII. Jhs.': ZfdA. 64 (1927) S. 135/44.

29) Bei aller Richtigkeit der These über die Entstehung der Zünfte, wie sie von G. v. Below (jetzt: Probleme der Wirtschaftsgeschichte, Tübingen 1920; Territorium und Staat, Historische Bibliothek 11, ²München und Leipzig 1923; Vom Mittelalter zur Neuzeit, Wissenschaft und Bildung 198, Leipzig 1924) und F. Keutgen (Ämter und Zünfte, Jena 1903) herausgearbeitet ist, unterschätzen doch beide m. E. diese religiöse Seite der Zünfte. Es scheint mir darin das Verdienst R. Eberstadts (Der Ursprung des Zunftwesens und die älteren Handwerksverbände des Mittelalters. ²München und Leipzig 1915) zu liegen, daß er auf diesen Punkt mit Nachdruck hingewiesen hat. Das Religiös-Kirchliche war nicht oder wenigstens meistens nicht das Primäre, aber es gehörte von vornherein mit dazu. Das steht natürlich meist nicht mit in den Statuten, da es mit rechtlichen Dingen an sich nicht zusammenhing; aber es

Digitized by Google

Solche enge Verbindung mit der Kirche, weit enger für den mauernumhegten Städter als für den Ritter und Bauern auf dem flachen Lande, prägt sich einmal aus in den gewaltigen Dombauten, die seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts nicht mehr Fürsten und Herren, sondern Gemeinwesen auf ihre Kosten auftürmten. Wenn ferner der Bürger gegenüber den höheren Ständen sich als ein Eigener zu fühlen anfängt, so darf man nicht vergessen, daß gerade damals, seit der Wiederentdeckung des Aristoteles, die Lehre von der Volkssuveränität und dem Entstehen des Staates aus einem Vertrage durch die Scholastik aufgenommen und verfochten wurde[30]. Gerade die Kirche sprach stets von der angeborenen Freiheit des Menschen und von der Wertlosigkeit der hohen Geburt. Wie solche Gedanken in der Volkssprache poetisiert werden konnten, offenbart der französische '*Roman de la Rose*' (um 1330). Zumal durch die Kämpfe Ludwigs des Baiern mit der Kurie waren diese Lehren populär geworden. Und wenn der Handwerker zwar sah, das es Vornehmere und Reichere gab, er sich aber nicht für schlechter hielt, weil Gott ja die verschiedenen Stände eingesetzt hatte, so klingt dem ein Satz des Thomas von Aquino zurück: „Verschiedene Stufen muß es bei den Geschöpfen geben"[31].

Dieser gewaltige Systematiker hat überhaupt zum erstenmal eine bürgerliche Ethik aufgestellt, und von ihm zehren alle Nachfolger, welche Gleiches versuchen. Ständische Gliederung, betont er, ist ebenso notwendig für Frieden und Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft wie das Privateigentum[32]. Erst die Arbeit verleiht der

taucht hie und da doch darin auf, und zwar schon in der Frühzeit. Man vgl. gleich die vielleicht älteste Urkunde über eine Zunft, die der Weber zu Mainz 1099: Baur. Hessische Urkunden II (Darmstadt 1860) Nr. 12. Ferner die Bestätigung der Würzburger Schuhmacherzunft 1128: V. Gramich, Verfassung und Verwaltung der Stadt Würzburg (Würzburg 1882) S. 68; Stiftung der Kölner Drechsler-Bruderschaft (sic!) 1178/82: Westdeutsche Zeitschrift (1892) Korrespondenzblatt Sp. 116 ff.; Bestätigung der Basler Kürschnerzunft 1226: Wackernagel und Thommen, Urkundenbuch der Stadt Basel I (Basel 1890) Nr. 108; Bestätigung der Basler Maurerzunft 1247/8: ebda. Nr. 199, und dazu 1271: ebda. II (Basel 1893) Nr. 77; Bestätigung der Basler Metzgerzunft 1248: ebda. I, Nr. 221; ebenso der Schneider 1260: ebda. I, Nr. 388; ebenso der Gärtner 1264/9: ebda. I, Nr. 430. In Dortmund gibt es die Reinoldigilde der Kaufleute und die Johannisgilde der Loher und Schuhmacher: F. Frensdorff, Dortmunder Statuten (Hansische Geschichtsquellen 3, Halle 1882); vgl. auch die Bruderschaft (!) der deutschen Handwerker in Venedig: H. Simonsfeld, Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig II (Stuttgart 1887) Anhang Nr. 47. Die Lukasgilden als Vorläufer der Malerzünfte: H. Huth, Künstler und Werkstatt der Spätgotik (Augsburg 1923) S. 7 f. Auch die Vereinigung der verschiedensten Gewerke in einer Innung spricht für teilweise kirchliche Wurzel, da hier ja die gleiche wirtschaftliche Zwangslage fortfiel.

30) F. v. Bezold, Die Lehre von der Volkssuveränität während des Mittelalters: Aus Mittelalter und Renaissance (München und Berlin 1918) S. 1/48.

31) *Oportuit ad hoc, . . . quod diversi gradus in creaturis invenirentur*: Summa contra gentiles II, c. 45.

32) Comment. in Arist. Polit. lib. II, lect. 5.

Digitized by Google

Sache Wert[33], und die Arbeit hat ihre bestimmten ethischen Zwecke[34]. Jeder soll arbeiten, um zu erwerben[35]; Erwerb muß da sein wegen der Kinder, auf welche das Erworbene nach naturgesetzlichem Prinzip vererbt werden soll[36]. Aber der Reichtum darf nicht Ziel der menschlichen Tätigkeit sein; eines gewissen Vermögens benötigt wohl der Durchschnittsmensch, um nach moralischen Richtlinien leben zu können, doch darf kein Jagen nach Besitz, keine Anhäufung übermäßigen Kapitals stattfinden[37]. An anderen Stellen tritt Thomas für einen gesunden Mittelstand ein[38] und unterstreicht die Pflichten der Besitzenden gegen die Armen[39]. Auch eine kaufmännische Ethik im besonderen wird gegeben: Die Ware muß fehlerlos sein, sonst ist der Verkauf unstatthaft. Man darf nicht teurer verkaufen oder billiger kaufen wollen, als die Sache wert ist. Die Rücksicht auf Angebot und Nachfrage darf nicht zu Preistreibereien führen[40]. Zum Schutz der wirtschaftlich Schwächeren ist der Staat sogar verpflichtet, Preise festzusetzen, wenn die Notlage es bedingt[41]. Geld hat nur Tauschmittel und Wertmesser, nicht selbst Handelsobjekt zu sein; daher ist Zinsnahme ungerechtfertigt und wird als Wucher gebrandmarkt[42].

Diese ethischen Leitsätze finden wir, ohne die systematische Unterbauung des Scholastikers, in allen späteren Sittenlehren des ausgehenden Mittelalters immer wieder ausgesprochen, mögen wir den 'Cato' oder eines der „Schachbücher" aufschlagen. Ganz knapp und eindrucksam ist die Aquinatische Kaufmannsethik in nuce zusammengefaßt in dem niederdeutschen Leitfaden '*Kopenschop to voren*', welcher zu Anfang und Ende „Rechtfertigkeit" vom Kaufmann verlangt[43]. Hier können wir fast Wort für Wort des niederdeutschen Textes mit Stellen aus Thomas belegen und einmal den von mancher Seite angezweifelten Einfluß der scholastischen Philosophie auf die deutsche Literatur[44] mit Händen greifen. Das Leben des deutschen Mittelstandes durchläuft jetzt in einer religiös-ethisch bedingten Kurve die Praxis des täglichen Kampfes ums Dasein.

33) Summa theol. II 2, qu. 77, a. 4 ad 1.
34) Ebda. qu. 187, a. 3c.
35) Ebda. qu. 66, a. 2c.
36) Ebda. qu. 101, a. 2 ad 2; Comment. in Lombard. Sentent. IV, d. 33, qu. 2, a. 1c.
37) Summa theol. I 2, qu. 4, a. 6c; qu. 2, a. 1; qu. 108, a. 3 ad 5; II 2, qu. 83, a. 6c; qu. 188, a. 7c.
38) Ebda. I 2, qu. 105, a. 1c. und a. 2 ad 3; Comment. in Arist. Polit. lib. 4, lect. 10.
39) Summa theol. II 2, qu. 32; qu. 66, a. 7c.
40) Ebda. II 2, qu. 77, a. 1—4.
41) Ebda. II 2, qu. 77, a. 2 ad 2.
42) Ebda. II 2, qu. 77 und 78.
43) W. Stammler, Mittelniederdeutsches Lesebuch Nr. 41.
44) A. Hübner: DLZ. 1925, Sp. 2345. Vgl. jetzt auch H. Brinkmann: GRM. 15 (1927) S. 183/202, der z. T. dasselbe Material benutzt und zu denselben Schlüssen kommt, wie ich bereits in meiner Arbeit über den Meistergesang (vgl. Anm. 50), ohne diese allerdings zu nennen — ein Verfahren, das in unserer Wissenschaft immer mehr Mode zu werden scheint.

Digitized by Google

Die bürgerliche Lebenserfassung zeichnet sich der höfischen gegenüber durch Nüchternheit und Verstandesmäßigkeit aus, das Praktische überwiegt, Sentimentalität ist verbannt: z. T. sind das Erbteile der bäuerlichen Ahnen. *arbeit* ist nicht mehr „Heldentum, Abenteuer", sondern wirkliche „Arbeit, Anstrengung" im heutigen Sinne. *minne* und *êre* spielen keine ausschlaggebende Rolle mehr, *zuht* bedeutet nun, wie *modestia* bei den Scholastikern, lediglich äußeres Benehmen im Verkehr mit anderen.

Schon Gregor der Große hatte betont, daß die Affekte durch die Vernunft gezügelt werden müssen, und eine Tugendlehre unter besonderer Berücksichtigung der menschlichen Verschiedenheiten verkündet[45]. Ebenso hatte Viktor von St. Hugo verlangt, daß die Vernunft die Leidenschaften des Menschen beherrsche, das unterscheide ihn vom Tier[46]. Thomas von Aquino rückt diesen Gedanken in den Mittelpunkt: Verstand und Wille entscheiden über die äußeren Güter[47]; Gerechtigkeit und Festigkeit sind wertvollere Tugenden als die *mâze*[48]. Wieder wird ein Hauptbegriff des ritterlichen Tugendsystems damit über Bord geworfen. Und als Abt Engelbert von Admont um 1300 sein '*Speculum virtutum moralium*' für die jugendlichen österreichischen Herzöge Albrecht und Otto, also für Laien, niederschreibt, definiert auch er das Gute als dasjenige, was die *vera et recta ratio*, d. h. der gesunde Menschenverstand, dafür hält[49]. Phantasie und Gefühl müssen demgegenüber zurücktreten, also diejenigen Gemütsbewegungen, welche im höfisch-ritterlichen Dasein eine wichtige Rolle gespielt hatten.

So könnte ich die Belege aus scholastischen Morallehren und Tugendspiegeln häufen. Aber man wird mir entgegnen: Wie sollen diese lateinisch geschriebenen Abhandlungen das Denken des Mittelstandes beeinflußt haben? Natürlich nicht die Traktate unmittelbar, aber die darin niedergelegten Ideen sind den Laien durch geeignete Unterweisung des Klerus zugänglich gemacht worden. An anderer Stelle hatte ich bereits vor Jahren nachgewiesen, daß die Kunsttheorien der Meistersinger, also ebenfalls bürgerlich gebundener Dichter, sich auf den durch Geistliche vermittelten Kunstbegriffen der Kirche aufbauten[50]. Wir müssen uns stets vor Augen halten, welch

45) Die Leidenschaften sollen durch die *ratio* gebändigt werden: Migne, PL. 75, 727 B. Empfehlung der Tugend der rechten Mitte (*discretio*): 76,463 C. Wer eine Tugend hat, hat alle; vereint ergeben sie ein Handeln nach der Gerechtigkeit, und dieses muß sich in den Schranken der Mäßigkeit (*temperantia*) halten: 76,809 A. Keine Tugend ist immer dieselbe, sondern das Verdienst ändert sich nach den Verhältnissen: 76,464 C. Auferlegung der Pflichten verschieden je nach den Menschen: 77,51 C. Warnung vor übermäßiger Schlemmerei: 75,569 A.

46) Migne 176, 744.

47) Summa theol. II 2, qu. 66, a. 1c.

48) Ebda. II 2, qu. 141, a. 8.

49) Bibliotheca ascetica ed. B. Pez III (Regensburg 1724) lib. 1, c. 5 (S. 14).

50) Die Wurzeln des Meistergesangs: Deutsche Vierteljahrsschrift 1 (1923) S. 529/56.

Digitized by Google

ungemein starke Teilnahme die Laienwelt seit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, erschreckt durch Interregnum, Hungersnot und schwarzen Tod, allen religiösen, theologischen und kirchlichen Fragen entgegenbrachte.

Nun hatte das 4. Laterankonzil von 1215 den kirchlichen Einfluß auf die Welt gewaltig gesteigert. Die Buße war zum Sakrament erklärt worden, die Beichte wurde damit zu einer Handlung kirchlicher Gebotserfüllung. Die Absolution des Priesters war jetzt ein richterlicher Vorgang: nicht bloß Verkündigung der göttlichen Gnade, sondern Lösung des Sünders auch von der Schuld. Der Beichtstuhl wird zum *iudicium animae*, zum *forum conscientiae*[51]. Der Priester fällt jetzt ein christlich-ethisches Urteil. Er beherrscht nicht nur das Privatleben, sondern ebenso die amtliche Tätigkeit der Menschen. Das äußere wie das innere Verhältnis des Christen wird nach den kirchlichen Vorschriften genau beobachtet und reguliert.

Schon früher hatten Konzil- und Synodalbeschlüsse über die Unterweisung der Laien in den kirchlichen Geboten existiert. Die Synoden zu Gran 1114, zu Béziers 1246, zu Albi 1254 befahlen den Pfarrgeistlichen, dem Volk an allen Sonn- und Festtagen die Glaubensartikel zu erklären[52], und diese Vorschriften werden in den Konzilsakten stets wiederholt[53]. Den Inhalt solchen theologischen Laienunterrichts bildeten das Paternoster, das Symbolum und der Dekalog mit den dazu gehörigen Sakramenten und Lehrstücken. Gerade der Dekalog wird seit dem XIII. Jahrhundert das *verbum brevians* der christlichen Sittenlehre, und besonders wichtig dafür ward die Kommentierung durch Thomas von Aquino.

Die Methode des Unterrichts ist verschieden. Die Predigt steht zunächst im Vordergrund. Berthold von Regensburg wird nicht müde, eine bürgerliche Ethik auf christlicher Grundlage durch Interpretation der einzelnen Sakramente, mit Gedanken und Sentenzen aus Augustin, Gregor u. a., aufzustellen, mahnt zur Erlernung des Glaubensbekenntnisses in deutscher Sprache[54] und wendet sich scharf gegen die höfische äußerliche Auffassung des nur gesellschaftlich guterzogenen Menschen, der er eine innere Tugend entgegensetzt, welche jeder Mensch besitzen kann[55]. Auch die Eltern und Hausväter werden ermahnt, ihre Kinder und ihr Gesinde zum Kirchenbesuch anzuhalten

51) R. Stintzing, Geschichte der populären Literatur des römisch-kanonischen Rechtes in Deutschland (Leipzig 1867) S. 489.

52) F. Probst, Geschichte der katholischen Katechese (Breslau 1886) S. 60.

53) Hardouin, Acta conciliorum (Paris 1714) VII, Sp. 865, 1797, 1804, 1807; VIII, Sp. 1078. Arenst von Pardubitz, der erste Erzbischof der 1346 errichteten Prager Diözese, wies in einem Statut von 1353 alle Geistlichen auf die alte Verpflichtung hin, die Gläubigen immer wieder *sermone in vulgari* über die Katechismushauptstücke zu unterrichten: Hartzheim, Concilia Germaniae IV (Köln 1761) S. 381 ff., 405 f.

54) Hsg. von F. Pfeiffer I (Wien 1862) S. 43 f.

55) Ebda. S. 95 f.

Digitized by Google

und in christlichen Tugenden zu üben[55a]. Neben der Predigt gibt es den regelrechten Unterricht durch Abfragen, Dialog, katechismusartig, und viele deutsche Traktate suchen hier helfend einzugreifen. Seit dem XIII. Jahrhundert erscheinen diese „Beichtspiegel" in immer größerer Menge[56]. Alle tragen das gleiche Gesicht: in volkstümlicher Form, konzis und verständlich, trägt der Beichtiger die zusammengeballte Ethik der Scholastik, unter Nutzanwendung auf das Arbeits- und Genußleben, dem beichtenden Laien vor und schärft ihm das Gewissen. Petrus de Bosco macht in dem zwischen 1305 und 1307 geschriebenen Buche '*De recuperatione terrae sanctae*' den Vorschlag, man solle aus den Schriften des Albertus Magnus und Thomas von Aquino Auszüge für die Schulen anfertigen, *tam plane, quod intelligentes legere possent hoc extractum sufficienter sine scriptis*[57]; und Johannes Gerson fordert fast ein Jahrhundert später gleichfalls populäre Bücher in der Volkssprache über Glaubensethik[58].

Schon der alte '*Lucidarius*', dies auf Heinrichs des Löwen Anregung verfaßte „Volksbuch", erfüllte in bescheidenem Maße solche Wünsche und sprach, seit etwa 1200 in vielen deutschen Handschriften verbreitet, anspruchslose ethische Postulate aus[59]. In ähn-

55a) Vgl. die niederdeutsche Predigt eines Franziskaners von etwa 1350: Linsenmayer, Geschichte der Predigt in Deutschland (München 1886) S. 472/5. Ferner Stephan von Landskron in 'Die Hymelstraß' (Augsburg 1484, Anton Sorg) Bl. 8a; Der Seelenführer' (1498) Bl. 14a, 17a.

56) O. Zöckler, Das Lehrstück von den sieben Hauptsünden: Biblische und kirchenhistorische Studien (München 1893) III, S. 1/118; P. Schulze, Die Entwicklung der Hauptlaster- und Haupttugendlehre von Gregor dem Großen bis Petrus Lombardus und ihr Einfluß auf die frühdeutsche Literatur (Diss. Greifswald 1914). F. Gandert, Das Buß- und Beichtwesen gegen die Mitte des XIII. Jhs. (Diss. Halle 1894); O. Hafner, Zur Geschichte der Kirchengebote: Theol. Quartalsschr. 80 (1898) S. 99/131, 276/95. P. Bahlmann, Deutschlands katholische Katechismen bis zum Ende des XVI. Jhs. (Münster 1894). Zu den Beichtspiegeln und -büchern vgl. A. M. Koeniger: Der Katholik 4. F. 37 (1908) S. 286/300; Hoffmann von Fallersleben, Fundgruben I (1830) S. 348 f.; Mone, Schauspiele des deutschen Mittelalters II (Karlsruhe 1846) S. 111/4; F. X. Kraus: Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande 75 (1883) S. 134/7; J. Geffcken, Der Bilderkatechismus des XV. Jhs. I (Leipzig 1855); A. Wagner: Zeitschr. f. Kirchengesch. 9 (1888) S. 432/79; F. X. Thalhofer: Festgabe Knöpfler (München 1907) S. 294/313; Münzenberger, Das Frankfurter und Magdeburger Beichtbüchlein und das Buch vom sterbenden Menschen (Mainz 1881); F. W. Battenberg, Das Beichtbüchlein des Mag. Joh. Wolff (Lupi) (Gießen 1907); F. Falk, Drei Beichtbüchlein nach den 10 Geboten aus der Frühzeit der Buchdruckerkunst (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 2, Münster 1907); F. Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche (Köln 1879) S. 40 f.

57) Cl. Baeumker, Die 'Impossibilia' des Siger von Brabant (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalter II 6, Münster 1898) S. 72, Anm. 3.

58) Opera ed. Dupin (Antwerpen 1706) I, S. 124.

59) K. Schorbach, Studien über das deutsche Volksbuch Lucidarius (QF. 74, Straßburg 1894). Er zählt auf: 2 Hss. von etwa 1200, 5 aus dem XIV. Jh., 2 von etwa 1400, 26 aus dem XV. Jh., dazu 28 Drucke von 1479—1540. Mir sind noch folgende Hss. bekannt geworden: Berlin mgf. 1320, mgq. 1497 und 1528; Trier StB. Nr. 1935 und Fragmentenmappe X 5; Schaffhausen Stadtarchiv (P. Lehmann, Die mittelalterlichen Bibliothekskataloge Deutschlands I, München 1918, S. 278); London Brit. Mus. Add. 15697; Stral-

Digitized by Google

licher Tendenz wird das lateinische Gedicht '*Paeniteas cito*', Memorialpoesie für den Beichtiger, schon bald in deutsche Verse übertragen, um auch dem Nichtkleriker zu nützen, und darin werden wieder die Prinzipien einer bürgerlichen Ethik scharf und präzis ausgesprochen[60]. Größere Schriften wie der 'Seelentrost' eines unbekannten Dominikaners oder der 'Dialog über die X Gebote' des Marquardt von Lindau wollen dem gleichen Zwecke dienen. Dazu verfaßt Heinrich von Langenstein (1325—1397) für Albrecht von Oesterreich eine Anweisung zur '*Erchantnuß der sund*'; auch Johannes Nider († 1438) und Nikolaus von Dinkelsbühl († 1433) schreiben moralische Bücher in deutscher Sprache.

Einen wesentlichen Bestandteil dieser scholastisch-moralischen Literatur in der Volkssprache bilden die Verdeutschungen von Schriften, auf die sich diese Ethik gründet. Die '*Consolatio philosophiae*' des Spätrömers Boëthius, eines der meistgelesenen Bücher des Mittelalters, fand, mehrere Jahrhunderte nach dem Einbürgerungsversuch Notkers[61], eine Uebertragung in niederfränkische Zwielichtverse und noch später mehrere Prosaisierungen in hoch- und niederdeutscher Sprache, die von verschiedenen Verfassern herrühren[62]. Die halb stoische, halb neuplatonische Abhandlung, welche, in gleicher Auffassung wie die christlichen Ethiker, den inneren Wert des menschlichen Daseins erkennen lehrt, half damals manchem Laien über die Nöte des Alltags hinweg und stärkte ihn in seiner engen Einge-

sund Ratsbibl. H 152 (ndd.). Ausgabe von Heidlauf: Deutsche Texte des Mittelalters XXVIII (Berlin 1915). Moral: *Die sele hat dru dinc: vernunst, sin unde girde* (S. 60); Wucher als Sünde (S. 35); Lob der guten Ehegatten (S. 60, 70); Tugenden (S. 73) und Laster (S. 63).

60) Abdruck bei J. Geffcken, Der Bilderkatechismus des XV. Jhs. I (Leipzig 1855) Anh. S. 187/95. Vgl. besonders v. 11—14, 16—20, 247—250, 264—271, 301—308. Daß wir es mit einem älteren Literaturwerk zu tun haben, beweist das im Reime stehende Wort *verdagen;* so ist zweifellos zu lesen in 92 für *verdragen:*

So du die tode sünde wollest sagen
kein ander sünde soltu verdagen,
Sunder was beschwert die sele dein,
Das soltu willig zu sagen sein (v. 89—94), als Übersetzung der lateinischen Verse:
Cum singillatim mortalia dixeris uni,
Cuncta simul quaecunque gravant comitantia culpas.

verdagen verschwindet aber früh aus der Literatursprache (P. Abel, Veraltende Bestandteile des mhd. Wortschatzes, Diss. Erlangen 1902, S. 12 f.).

61) H. Naumann, Notkers 'Boëthius' (QF. 121, Straßburg 1913). Aus Notkers 'Boëthius' stammt der *rigidus Cato* in der 'Kaiserchronik' v. 485, in dem Teil, welcher aus dem 'Annolied' genommen ist, dessen Dichter also Notkers Werk kannte. Auch Freidank 148, 22 f. ist vielleicht eine Reminiszenz an Boëthius (E. Schröder: ZfdA. 61, 1924, S. 37/9). Die ahd. Glossen zu Boëthius bei Steinmeyer-Sievers II, S. 54/81; IV, S. 315/8; es sind Hss. des X.—XII. Jhs.

62) A. Bömer, Fragmente einer gereimten deutschen Boëthiusübersetzung: ZfdA. 50 (1908) S. 149/58. Diese niederfränkische Übersetzung ist in dem vorliegenden Text sicher Abschrift eines sehr flüchtigen Schreibers. Auch daß die Schrift immer kleiner wird, er also mit Platz sparen mußte, beweist, daß er einen fertigen deutschen Text vor sich hatte. Das Original gehört wohl

Digitized by Google

schränktheit. Bald nach Boëthius verfaßte Martin von Bracara († 580) seine *'Formula honestae vitae'*, eine typisch bürgerliche Sittenlehre, die auf peripatetischem Fundament senecaisierend die Kardinaltugenden anpreist, Schmeichelei und eitlen Ruhm verwirft, dafür Tapferkeit und Gerechtigkeit verlangt und auch Eß- und Trinkregeln sowie gesellschaftlichen Anstand nicht beiseite läßt[63]. St. Bernhard hat bezeichnenderweise dies Büchlein nachgeahmt. Das Original (häufig unter Senecas Namen) wie die Kopie wurden seit dem XIV. Jahrhundert vielfach in deutsche Prosa übertragen und verhalfen den darin vertretenen Anschauungen zur Geltung[64]. Derselbe Bernhard von Clairvaux hat sich angeblich noch einmal mit der Laienmoral befaßt und einen Brief an den Ritter Raimund (oder Boemund) von Mailand gerichtet, worin er dem Adressaten Vorschriften über eine geregelte Haushaltung nach christlichen Grundsätzen gibt, nicht in ritterlichem, sondern allgemein menschlichem Sinn; und eine Fülle von Uebersetzungen bezeugt die Beliebtheit dieses Stoffes in Laienkreisen, welcher Lebenspraxis mit Frömmigkeit vereinigte[65]. Aehnlich

in die Zeit um 1300. Anfangs bemüht sich ihr Verfasser, hochdeutsch zu dichten, wie die niederdeutschen Poeten des XIII. Jhs. überhaupt; dann aber läßt er das und geht in seinen heimischen Dialekt über, wie es gerade um jene Jahrhundertwende geistliche und lehrhafte Dichtungen vielfach tun. — Eine weitere ndd. Übersetzung, geschrieben von Gerhard Nassau zu Lemgo 1464, in der Hs. 863 zu Gießen ,Bl. *229*a—*244*b. Hd. im cod. M. d. 124 Tübingen; eine Übertragung durch Konrad Humerii in Berlin cgo. 481, s. XV. Ein *mag. Petrus presbiter professus monasterii in Castello ordinis S. Benedicti, in Reichenbach constitutus* (Kastel in der Oberpfalz) übersetzte 1401 ebenfalls den Boëthius ins Deutsche, wie Andreas von Regensburg erzählt (Sämtl. Werke, hsg. von G. Leidinger, München 1903, S. 119), und Pez (Thesaurus anecdotorum novissimus IV 3, Augsburg 1723, Sp. 598), vermutet, daß diese Verdeutschung in dem Prachtdruck A. Kobergers (Nürnberg 1473), mit lateinischen Text und Kommentar des Thomas von Aquino, gedruckt vorliege. Außer dieser Kobergerschen noch eine Druckausgabe von 1500 bei Joh. Schott in Straßburg. Eine Arbeit über die deutschen Boëthiusübersetzungen, wie wir sie über die englischen in der Königsberger Dissertation von F. Fehlauer (1908) besitzen, fehlt leider noch. — In diesen Zusammenhang gehört das Buch: *'Dis sint die vier angel Tugent Wißheit Gerechtikeit Stercke und Messigkeit. Im latein genant Quattuor virtutes Cardinales. Gar schön ußgelegt durch die Sinrichen natürlichen Meister Boecium Socratem Aristotelem Platonem Tulium und Senecam'* o. O. u. J. (Augsburg, um 1490, Joh. Schobser; Straßburg um 1492, Peter Attendorn; neue Auflage Straßburg 1515, Hüpfuff). Sokrates stellt den Begriff der Tugend fest und gibt deren Einteilung: *Erbarkeit und tugent sint zwen namen und bethütent ein ding.* Aristoteles bestimmt den Begriff der Weisheit, Plato den der Gerechtigkeit, *die einem jeglichen gibt und lat, das im zugehort, und den nechsten nit schediget und behütet den gemeinen nutz.* Cicero definiert die *stercke* und Seneca *die letzte tugent messigkeit.*

63) 'Formula vitae honestae' gedr. bei Migne, PL. 72, 21 ff.; Bernhards Nachahmung ebda. 184, 1167 ff. Vgl. Bickel: Rhein. Museum NF. 60 (1905) S. 505/51.

64) Deutsche Übersetzungen in St. Gallen Nr. 998, Bl. 103—118; München cgm. 458, Bl. *23—27*; Karlsruhe B. 84 und P. pap. 44; Oxford Bodleiana cod. Th. Marschalls *127* (mndl.; vgl. Tijdschr. f. nederlandsche taal- en letterkde. 14, 20 ff.).

65) Verdeutschungen: Berlin mgf. 574, Bl. 211a—214b; mgf. 653, Bl. 389a—392a; mgq. 1583, Bl. 7b—9b. Wolfenbüttel 78. 4. Aug. 2°, Bl. 169a—

Digitized by Google

ergeht es den Lebensregeln des Albertanus von Brescia '*Liber consolationis et consilii*', welche der Laienverfasser für einen Laien, seinen zur Universität ziehenden Sohn, aufzeichnete[66]. Und die leichtverständliche, sympathische Moralabhandlung Albrechts des Großen '*Paradisus animae sive de virtutibus veris et perfectis*' mit der Betonung des freien menschlichen Willens, ob zur Tugend oder zur Sünde, mit dem Drängen auf vollkommene Liebe, mit der Nutzanwendung auf das tägliche Leben bildete eine ungemein beliebte Lektüre in den bürgerlichen Kreisen, für welche sie hochdeutsch und niederdeutsch zurechtgemacht wurde[67]. Man wagt sich auch an schwierigere Werke und verdeutscht zum Laiengebrauch die '*Moralia in Job*' Gregors des Großen[68], das '*Compendium theologicae veritatis*' des Straßburger Dominikaners Hugo Ripelin[69] und sogar die '*Summa theologiae*' des Thomas von Aquino[70].

Man werfe nicht entgegen, daß alle diese (damals natürlich nur handschriftlich vorhandenen) Traktate schwer in Laienhände gelangten. Dem widerspricht der Kampf gegen die in weiten Kreisen verbreiteten religiösen Uebersetzungen der Begarden und Beginen, zu welchem Karl IV. die Inquisition heranrief; dem widersprechen Sätze wie der des Heinrich von Mügeln: er habe seine Psalmenübersetzung (mit dem Kommentar des Nikolaus von Lyra!) unternommen, „damit die Laien so zur Andacht geführt würden; wer dem wehre und widerstrebe, der tue wider Gott und werde deshalb seinen Lohn finden[71]"; oder man höre den Schluß der niederdeutschen Boëthiusübersetzung:

172a; 79. 1. Aug. 2°, Bl. 411b—413b; 5. Aug. 4°, Bl. 114b—118a. München cgm. 323, Bl. 68—72; cgm. 396, Bl. 108—112; cgm. 564, Bl. 86—89; cgm. 746, Bl. 236—249; cgm. 751, Bl. 156—161; cgm. 1141, Bl. 198—203, London Brit. Mus. Add. 15823, Bl. 83a—85a; Add. 16581, Bl. 232a—246a.

66) 7 Hss. und 5 Drucke von etwa 1465—1520. Vgl. L. Hohenstein, 'Meliboeus und Prudentia'. Der 'Liber consolationis et consilii' des A. v. B. in deutschen Bearbeitungen (Diss. Breslau 1903). Lat. Ausg. von Thor Sundby (Chaucer Society II 8, London 1873).

67) Lat. Opera ed. Jammy XXI. Deutsch: Berlin mgq. 496, Bl. 116a—211b. Heidelberg cpg. 253, Bl. 1b—62a; cpg. 258, Bl. 1a—122a; cpg. 278, Bl. 162a—201b (Auszug). Karlsruhe L 79. München cgm. 142, Bl. 97a—178[1 b]; cgm. 354, Bl. 133a—138a; cgm. 501, Bl. 108—121; cgm. 779, Bl. 1—66; cgm. 4542; cgm. 5140, Bl. 234—266. Wien Nr. 2728, Bl. 21b—69a. Donaueschingen Nr. 112, Bl. 1a—100b; Nr. 240. Fragment in Innsbruck (Schönbach: ZfdA. 35, 222 fälschlich dem M. Eckhart zugeschrieben, richtiggestellt von A. Spamer: PBB. 34, S. 309, Anm. 1). Niederdeutsch in Lübeck Ms. theol. germ. 13, Bl. 135a—202a; 50, Bl. 47b—149b.

68) Migne 75, Sp. 509/1162; 76, Sp. 9/782. Deutsch von Syman von Rukkerspurg in Berlin mgf. 1147, Bl. 1a—167b. In der Bibliothek des Zisterzienserinnenklosters Günterstal bei Freiburg i. B. befanden sich 1457 *III bücher über Iop* (P. Lehmann, Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands I, S. 151).

69) Karlsruhe cod. pap. germ. LXXVII.

70) Stuttgart cod. H. B. III 32. Vgl. M. Grabmann, Eine mhd. Übersetzung der 'Summa theologiae' des hlg. Thomas von Aquino: Mittelalterliches Geistesleben (München 1926) S. 432/9.

71) A. Schönbach: Mitteilungen des Histor. Vereins für Steiermark 47 (1899) S. 38/48.

Digitized by Google

Hijr endet sick dat verde boeck Boecij van trostinge der philosophien effte wijsheit. Men dat viffte unde dat leste boeck ist nicht in dudesch gesat, wende es iß van der wetenheit godes, unde dar aff vele to sprekende mochte groten twivel maken in den dummen luden[72]; dem widerspricht ein so ausdrückliches Zeugnis wie die Bemerkung des Matthias Durcop, daß er für seinen Bruder, den Schumacher Hans in Hildesheim, '*De passyge mit der glose*' verniederdeutscht habe[73]. Diese volkstümlichen Handschriften sind nicht vergröberte, gesunkene höfische Liebhaberei, sondern, wie uns kunstgeschichtliche Forschung belehrt hat[74], organisch aus dem geistigen Milieu der Städte herausgewachsen. Auch in ihrer Ausschmückung herrscht eine unidealisierte Darstellungsform, welche den Hauptwert auf den Inhalt, nicht auf das Ornament legt.

Im Vorbeigehen sei noch erwähnt, daß gleichfalls bildlich und schriftlich der Dekalog an Kirchenwänden und -pfeilern festgehalten wurde zur steten, dauerhaften Einprägung für das Volk[75], und daß Bilderbücher mit Text, wie das '*Speculum humanae salvationis*', auch in den mannigfachen deutschen Dialekten die Heilswahrheiten und ihre ethischen Folgerungen den Ungelehrten klarmachen sollten[76].

Man werde nicht ungeduldig über solche Aneinanderreihungen: Sie sind notwendig für den Nachweis, daß tatsächlich die ethischen Postulate der Scholastik in weite Laienkreise drangen und dort eine neue, nicht mehr „ritterliche", Weltanschauung zur Reife brachten. Gegenüber dem spezifisch ständischen ritterlichen Tugendsystem[77]

72) Gießen Nr. 863, Bl. 244b.

73) Berlin mgq. 1570, Bl. 40a—112b.

74) H. Wegener, Die deutschen Volkshandschriften des späten Mittelalters: Festgabe Degering (Leipzig 1926) S. 316/24. Im übrigen belehrt jeder Handschriftenkatalog über Laienbesitz. Man denke auch nur an die bürgerlichen Auftraggeber und Gönner der Epigonendichter: Ulrich von Türheim erhält das französische Quellenmaterial für seinen 'Willehalm' von dem Augsburger Bürger Otto dem Bogner. Meiser Hesse in Straßburg und der Freund Vasolt helfen Rudolf von Ems beim 'Willehalm'. Konrad von Würzburg wird angeregt zum 'Pantaleon' durch den Basler Domherrn Joh. v. Arguel aus einer Basler Patrizierfamilie, zum 'Alexius' durch die Basler Bürger Joh. v. Bermeswil und Heinrich Isenlin, zum 'Partonopier' durch den Basler Schultheiß Peter Schaller. Bei letzterem beschaffen ihm den französischen Stoff die Basler Bürger Heinrich Marschant und Arnold der Fuchs. Den 'Trojanerkrieg' widmet Konrad dem Basler Domkantor Dietrich am Orte. Der Schaffner Seidel im Wiener Johanniterhaus veranlaßt um 1300 Joh. v. Frankenstein zur Dichtung des 'Kreuzigers'. Ulrich Boner widmet um 1330 seinen 'Edelstein' dem Berner Patrizier Joh. v. Ringgenberg.

75) H. Otte: Neue Mitteilungen auf dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen [des Thür.-Sächs. Geschichtsvereins] V 1 (1840) S. 93/104; VI 3 (1841) S. 127/30. Ders.: Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit NF. 3 (1856) Sp. 111 f.; Lori: ebda. NF. 21 (1874) Sp. 256. H. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie [4](Leipzig 1868) II, S. 919 f. W. Molsdorf, Christliche Symbolik der mittelalterlichen Kunst [2](Leipzig 1926) S. 184 ff.

76) J. Lutz et T. Perdrizet, 'Speculum humanae salvationis' (Mülhausen i. E. 1907—1908).

77) G. Ehrismann, Die Grundlagen des ritterlichen Tugendsystems: ZfdA. 56 (1919) S. 137/216; ders., Idealtypen in der höfischen Epik der mhd. Blütezeit: Neuphilologische Mitteilungen 25 (1924) S. 186/8.

Digitized by Google

werden jetzt wieder die christlichen Grundgedanken hervorgeholt gegenüber der vor allem repräsentativen und ästhetischen Haltung der höfischen Generation werden jetzt unbekümmert allgemein menschliche Seelenlage und individuelle Grundstimmung berücksichtigt, wie in der zeitgenössischen Plastik[78]; gegenüber der gefühlsmäßigen, oft phantastischen Einstellung des Rittertums zu den Fragen und Aufgaben des Lebens wie der Sittlichkeit wird jetzt ein moralischer Pragmatismus mit stark rationalistischem Unterbau als Norm konstituiert. Etwa so, wie der Prototyp des deutschen Kleinbürgers, Herr Hummel in Gustav Freytags 'Verlorener Handschrift'[79] seine Ethik präzisiert: „'Die Hauptsache ist Ordnung und Grenze und seinen Nachkommen etwas hinterlassen. Ordnung hier', er wies auf seine Brust, 'und Grenze dort', er wies auf seinen Zaun, 'daß man sicher weiß, was einem selbst gebührt, und was dem andern gehört. Und für die Kinder ein festes Eigentum, auf dem sie sitzen; dann mögen diese wieder für ihre Kinder sorgen.'"

Die starke religiöse Erregung der bürgerlichen Massen, die sich in Geißlerzügen und häretischen Sekten auswirkt, in den Bettelorden und den mystischen Predigern willige Helfer findet, schafft sich unter dem Einfluß der kirchlich-scholastischen Ethik ein Tugendsystem, das ihre eigenen Belange umfaßt, die praktischen Seiten des täglichen Lebens berücksichtigt, aber auch die menschlichen Grundrechte, wiederum unter der Wirkung des scholastischen ius naturale, miteinschließt. Und als im XV. Jahrhundert das geistige Niveau des breiten Publikums sich vereinheitlicht hatte, kann man mit einem gewissen Recht von einer Ueberlegenheit der bürgerlichen Kultur und Literatur reden.

Der Gradualismus, welcher im Hochmittelalter seinen Gipfel erreicht hatte[80], ward dadurch schließlich aufgehoben. Mit unter mystischem Antrieb gelangte die bürgerliche Weltanschauung zu Sätzen, wie sie ein anonymer österreichischer Fürstenspiegel von etwa 1450 über den Adel äußert[81]: *adl ist staete und brüderliche lieb. adel ist volkömne tugent in aller gescheph gottes, nit allain in dem menschen, auch in allen zamen und wilden tiern, die in ihrer genosschaft tugentper sind. auch in erczt, in stain, in ertrich, in wasser, in lufft, in feur und in allen andern creaturen, in den sich aine breiset über die ander, mit kraft, mit schein und mit allerlai ander tugent. item welher mensch alczeit war redt und recht tuet und lieb hat zu der warhait und zu der gerechtikait, der ist sicherlich ein edlman.*

78) Ich denke vor allem an den Kontrast der Reimser, Bamberger und Naumburger Skulpturen; vgl. H. Jantzen, Deutsche Bildhauer des XIII. Jhs. (Leipzig 1925) S. 142, 212f., 258 ff.

79) Buch I, Kap. 1: Gesammelte Werke ²VI (Leipzig 1897) S. 21 f.

80) G. Müller, Gradualismus, eine Vorstudie zur altdeutschen Literaturgeschichte: Deutsche Vierteljahrsschr. 2 (1924) S. 681/720. W. Rehm, Kulturverfall und spätmhd. Didaktik: ZfdPh. 52 (1927) S. 289/330.

81) cgm. 425, Bl. 18a—b.

Digitized by Google

Über ein Jahrhundert später gibt der Kölner Patrizier Herman Weinsberg seinem Bürgerstolz in ähnlichen Worten Ausdruck[82].

Kehren wir nunmehr zum Ausgangspunkt unserer Untersuchung zurück, so haben wir hier die Antwort auf die eingangs gestellte Frage: Was heißt „bürgerlicher" Geist, „bürgerliche" Weltanschauung? Neben der Religion als dem beugenden und erhebenden Element in der menschlichen Psyche steht aber die Kunst als das erschütternde und reinigende Element. Die Kunst ist eine Notwendigkeit für den Menschen, um mit den Fragen und Leiden und Qualen seiner Welt innerlich fertig zu werden. Und so gehören nur diejenigen Werke der deutschen Dichtung in den „bürgerlichen" Raum, welche die neuen festgehaltenen typischen Merkmale dieser neuen Lebenserfassung aufweisen.

In mannigfachen Brechungen spiegelt sie sich in der Literatur wieder, und ich will hier nur andeutend verfahren. Daß kein Standesunterschied hilft, betonen schon die „Sündenklagen" und die ihnen verwandten „Totentänze"[83]. Auch bei Meister Frauenlob klingt das schon an, so sehr er sonst noch am Ehrenstandpunkt ritterlicher Prägung festzuhalten strebt[84]. Ein Sittenspruchbuch wie der vielverbreitete deutsche 'Cato' enthält nunmehr, im scharfen Gegensatz zum 'Wälschen Gast' und auch teilweise zur 'Bescheidenheit'[85], nur noch allgemein menschliche, doch auch speziell „bürgerliche" Regeln über Bücherlektüre, eheliche Liebe, Gelderwerb und -verleih[86]. Daß die Gattung der „Tischzuchten" und „Anstandsbücher"[87] seit etwa 1300

82) Vom Jahre 1584: *Vill halten grois vom adel und hoher gebort; ich laiss es gern zu, wan tugent, geschicklickheit und groiss gutt darzu ist, dan kunnen dieselben durch iren adel und geburt im hoehe domstifften, zu fursten, bischoffen, abten, comturen erwelt oder sunst bei fursten zu hohen emptern zu hoff befordert werden, lichtlicher als andern, die nit vom adel sin, wiewol es denselben auch zu zeiten gluckt. Sunst wan sie nit tugenthafft, verstendich, geleirt, fleissich oder rich sin, so weiss ich nit, was in der adel hoch nutzt, ist in balder schedlich, dan schamen sich zu arbeiten, kaufluten und herrn zu dienen, hantwirker zu leren, dadurch der unedel edel mach werden, der arm rich, der klein groiss kan werden.* Buch Weinsberg V, hsg. von Stein (Bonn 1926) S. 245 f.

83) W. Stammler, Die Totentänze des Mittelalters (München 1922). E. Döring-Hirsch, Tod und Jenseits im Spätmittelalter (Studien zur Geschichte der Wirtschaft und Geisteskultur 2, Berlin 1927).

84) H. Kießling, Die Ethik Frauenlobs (Halle 1926).

85) Daß Freidank doch noch mitten in einer ritterlich ständischen Welt lebt, hat F. Neumann richtig betont in dem ähnliche Wege gehenden Aufsatz 'Scholastik und mhd. Literatur': Neue Jahrbücher 49 (1922) S. 388/404. — Für die ältere Zeit vgl. Maria Mackensen, Soziale Forderungen und Anschauungen der frühmhd. Dichter: N. Heidelberger Jahrbücher 1925, S. 133/71.

86) F. Zarncke, Der deutsche Cato (Leipzig 1852). Gerechtes Gericht, auch gegen den Armen: v. 111 ff., 401 ff. Eheliche Liebe und Treue: v. 62, 375 ff. Gelderwerb: v. 361 ff., 447 f. Geldverleih: v. 185 f. Lektüre: v. 86, 405 ff. Bezeichnend v. 499 f.: *Swer iht kan, der ist wert, des kunstlösen nieman gert.*

87) K. Schröder, Der deutsche Facetus (Palaestra 86, Berlin 1911). P. Merker, Die Tischzuchtenliteratur des XII.—XVI. Jhs.: Mitteilungen der deutschen Gesellschaft in Leipzig 11 (1913) S. 1/52. Lateinische Predigten über

Digitized by Google

zu üppigem Wachstum gelangt, findet ebenso seine Deutung durch die bürgerliche Lebensführung und psychische Einstellung. Ein von Jugend auf ritterlich erzogener Edelknecht hatte derartiges nicht nötig; aber der Bürger, welcher sich in die Welt finden sollte, mußte auch äußerlich durch unmittelbare Anweisung, die er lesen und lernen konnte, geschult und heraufgebildet werden.

Ueberhaupt wird man zunächst bei der lehrhaften Dichtung die bürgerliche Seelenhaltung am ehesten spüren. Während das Poëm 'Der Maizoge', ein echter Uebergangstypus, teils ritterliche teils bürgerliche Tugenden empfiehlt[88], atmet 'Diu Mâze' durchaus bürgerlichen Geist und ist auch deshalb in die Zeit um 1300 einzureihen[89]. Denn bezeichnenderweise wünscht der Dichter sich die *Mâze* als Weib, damit er um sie minnen und sie — heiraten könne; ein echt bürgerlicher, ganz unhöfischer Zug. Auch den Frauen wird Anweisung zu einem guten ehelichen Verhalten gegeben, nicht mehr zu lockerem Minnedienst, und die verlangten Tugenden wie die abgewiesenen Gebrechen liegen ganz im Gesichtskreis des Bürgers, nicht mehr des Ritters.

Einen typischen Vertreter der bürgerlichen Weltanschauung repräsentiert der Bamberger Schulmeister Hugo von Trimberg[90]. Schon daß er den moralischen Wert der Poesie hervorhebt und die phantastischen Ritterromane ablehnt, stellt ihn auf diese Seite[91]. Ebenso preist er zwar Walther von der Vogelweide, bekennt indes bald danach: *doch rennt in allen der Marner vor*[92], also ein ausgesprochen bürgerlicher Spruchdichter wird dem ritterlichen Sänger vorgezogen. Ebenso verspottet Hugo den ritterlichen Sport und macht sich lustig über einen, der im Turnier stürzt, *daz leber und lunge klappernt von sines rosses sprunge*[93].

Wirt aber ein jungelinc gestochen,
Daz ez im wê tuot vierzic wochen,
Wem sölte diu kurzewîle wol gevallen,

den Facetus mit eingestreuter niederdeutscher Übersetzung im cod. 217 der Bibliothek des Domgymnasiums zu Magdeburg, Bl. 13a—158b. Proben bei Kinderling: Deutsches Museum 1788, Nov., S. 450.

88) Deutsche Texte des Mittelalters XVII (Berlin 1909) S. 21/9.

89) Ebda. S. 103/7. E. Schröder (ZfdA. 51, 56/60) ist für frühere Entstehungszeit.

90) Ausgabe von G. Ehrismann (StLV. 247, 248, 252, 256; Tübingen 1908—11). G. Ehrismann, Hugo von Trimbergs 'Renner' und das mittelalterliche Wissenschaftssystem: Aufsätze zur Sprach- und Literaturgeschichte, Festschrift für W. Braune (Dortmund 1920) S. 211/36.

91) V. 1179 ff. Gegen die Ritterromane z. B. auch der Dichter des 'Väterbuchs' v. 41470 ff. (Deutsche Texte XXII, S. 598). In der ersten (nicht von dem Autor selbst herrührenden) gereimten Vorrede zu Konrads von Megenberg 'Sphaera' v. 35 ff. wird die „wirkliche" (hier = naturbeschreibende) Schriftstellerei den "lügnerischen" Dichtungen entgegengesetzt (Deutsche Texte XXIII, S. 2); vgl. dazu Konrads 'Buch der Natur' hsg. von F. Pfeiffer (Stuttgart 1861) S. 236.

92) V. 1187 ff., 1198.

93) V. 21673 f.

Digitized by Google

Ob er wênt, er sî gevallen
Mit fröuden in sîner juncfrouwen schôz?[94]

Dagegen preist Hugo die *mâze*, die zu allen Dingen gut sei[95], und nennt den einen edlen Menschen, welcher durch Gutheit hervorrage; niemand sei schön, edel oder reich, außer wer zum Himmel komme[96]. Kein Wunder, daß bei solcher antiritterlicher Gesinnung der 'Renner' ein bürgerliches Hausbuch wurde, wie die zahlreichen Handschriften und Drucke ausweisen. Ebenso baut Konrad von Ammenhausen sein 'Schachbuch', recht im Gegensatz zu Heinrich von Beringen, auf durchaus bürgerlichem Fundament auf und lehnt die Ritterepen ironisch ab[97]. Die modische Kleider- und Haartracht wird gescholten[98], und nur der wird als adlig gerühmt, welcher tugendliche Taten vollbringt[99]. Wie der 'Renner' fand auch Konrads Gedicht weiteste Verbreitung, sogar bis in fürstliche Kreise hinein[100], und festigte mit das neuentstandene bürgerliche Bewußtsein. Nach derselben Quelle, aber in noch freierer Art, bearbeitete der Schulmeister Stephan in Riga dasselbe Thema[101]. Auch hier lebt der gleiche bürgerliche Geist; dem Angehörigen der Hansestadt ist gerade der Kaufmann einer der wichtigsten Stände, und das Problem des Gelderwerbs kostet ihm manchen Vers. Mit Belegen aus dem städtischen Dasein verbrämt er seine Betrachtung, die ein geregeltes Zusammenleben der Menschen vom Gesichtskreis des Mittelstandes aus in ethische Formeln zu fassen sucht. Mit Konrad von Ammenhausen berührt sich mitunter der Zeitgenosse Heinrich Teichner in Oesterreich[102]; auch er arbeitet für eine religiös-sittliche Laienbildung, auch er führt dem Mittelstand immer wieder menschlich-christliche Tugenden vor Augen, auch er scheut sich nicht, dem Adel ungeschminkt die Wahrheit zu sagen.

Auf dem Gebiete der Erotik zeigt sich die rationalistisch-bürgerliche Mentalität recht wirksam. Zwar pflegt man noch die ritterlichen Themen des „Minnedienstes", aber nur in leerer Nachäffung, und an die Stelle des *ritters* und der *frouwe* treten jetzt vielfach der *knabe* oder *gesell* und die *juncfrouwe*. Ueber die Liebe wird theoretisiert, die einstigen höfischen Liebesklagen werden allegorisch er-

94) V. 21683 ff.
95) V. 4739 ff. Gegen die Völlerei v. 9432 ff.
96) V. 1417 ff.
97) Ausgabe von F. Vetter (Frauenfeld 1892).
98) V. 7642 ff., 11534 ff., 12864 ff.
99) V. 3521 ff.
100) Herzogin Margarete von Baunschweig sandte im Jan. 1430 an ihren Bruder, den Herzog Adolf von Jülich und Berg, *eyn schachtaffelnbuch unde ander vele buchir*; der Bote wurde aber unterwegs angefallen und ausgeraubt. Am 27. Jan. schreibt sie noch einmal: *auch sanden we luwer liefde eyn schakspel mit der bedütnisse darover.* (G. Steinhausen, Deutsche Privatbriefe des Mittelalters, Berlin 1889, I, S. 28 f. Nr. 35.)
101) Meister Stephans Schachbuch, hsg. von W. Schlüter (Norden und Leipzig 1892). Vgl. W. Stammler: Hansische Geschichtsblätter 1919, S. 41 f.
102) Teichner-Sprüche jetzt am besten zugänglich bei C. v. Kraus, Mhd. Übungsbuch ²(Heidelberg 1926) S. 239/72.

Digitized by Google

weitert. Wo Reinmar oder Morungen zierliche Strophen drehten, reimt der bürgerliche Epigone eine umständliche epische Darstellung mit Frau Minne und anderen Personifikationen zusammen[103]. An die Stelle weicher Stimmungslieder, die man einst vorsang und anhörte, treten jetzt schulmeisterlich angehauchte Reimereien, die man aufschreibt und liest. Dabei ertönen doch noch mannigfache Klagen um die verschwundenen ritterlichen Tugenden[104]; Adel und Ritterschaft werden anderseits verflucht, die sich auf den Wucher gelegt hätten[105]. Minne und Frauendienst werden von aufklärerischer Basis aus oft bespöttelt; besonders die höfische freie Anschauung vom Wesen der Liebe, welche alle Schranken überwindet, wie ein Gottfried von Straßburg sie am strahlendsten verklärt hatte, erscheint der kirchlich gebundenen bürgerlichen Moral bedenklich und nicht mehr genehm. Selbst ein ritterbürtiger Poet wie Eberhard von Cersne läßt in seiner Uebersetzung des Andreanischen *'Tractatus de amore'*, dem bürgerlichen Zeitgeist huldigend, solche Stellen weg[106].

Sehr lehrreich für unser Problem sind Bearbeitungen höfischer Stoffe durch Dichter dieser Spätzeit. Wenn der bekannte Märchenstoff vom Junker und treuen Heinrich zu Anfang des XIV. Jahrhunderts von einem mittelfränkischen Dichter (oder ist es eine Dichterin?) in Verse gebracht wird[107], so geschieht das mit so unhöfischer Anschauungsweise, daß man erkennt: Rittertum und Ritterspiel sind zu romantischen Schemen geworden, ihre einstige Ethik wird nicht mehr verstanden. In ähnlichem Sinne behandelte Kunz Kistener, Weinhändler in Straßburg[108], die in der höfischen Epik einst auch besungene Freundschaftssage von Amicus und Amelius in den 'Jakobsbrüdern'; auch hier vermißt man vollkommen ritterliche Gesinnung. Diese Grafen und Herren könnten ebensogut Straßburger Philister sein, die geschilderten Hoffestlichkeiten scheinen sich in städtischen Zunftkneipen abzuspielen, von ritterlichen Kämpfen hören wir nichts. Wohl wird auch von Straßburger Handwerkern der 'Parzival' für einen hohen Gönner noch einmal aus dem Französischen getreu übersetzt, aber an den Schluß fügt der zweite Bearbeiter Philipp Colin die Kostenberechnung für den Besteller, genau wie wenn er eine Arbeit seines Goldschmiedegewerbes abgeliefert hätte[109]. Etwas später prosaisierte ein Unbekannter Konrads von Würzburg 'Trojaner-

103) Vgl. Mhd. Minnereden, hsg. von K. Matthael (Deutsche Texte des Mittelalters XXIV, Berlin 1913).

104) Z. B. in der Allegorie 'Die zehn Schwestern': Deutsche Texte XXIV, S. 81/91.

105) Der elende Knabe in 'Minne und Pfennig': ebda. S. 34/46.

106) Eberhard Cersne, Der Minne Regel, hsg. von F. X. Wöber (Wien 1861).

107) Ausgabe von K. Kinzel (Berlin 1880); dazu E. Martin: AfdA. 7 (1881) S. 205 f.

108) Ausgabe von K. Euling (Germanistische Abhandlungen 16, Breslau 1899).

109) 'Parzifal' von Claus Wisse und Philipp Colin, hsg. von K. Schorbach (Elsässische Literaturdenkmäler 5, Straßburg 188) v. 36830 ff.

Digitized by Google

krieg'. Doch alles, woran einst die ritterlichen Hörer Gefallen gefunden hatten, ist nunmehr ausgelassen: die Schilderungen der Kleider und Waffen, der Körperschönheit und der Kämpfe fehlen entweder ganz oder sind gekürzt; auch die psychologischen Vorgänge sind ebenso schlecht traktiert[110]. Aus dem höfisch-phantastischen Roman ist ein nüchterner bürgerlicher Tatsachenbericht geworden.

Besonders die Novelle, dies typische Kleinkunstwerk der Epigonenpoesie, ist der Handlung nach vielfach in Bewegung gesetzte Kulturspaltung. Auch hier bezeugen das Umdichtungen am ehesten: Der aktive Held des 'Sperbers'[111] war ursprünglich ein Ritter; aus diesem wurde in einer Neubearbeitung des XIV. Jahrhunderts ein „Schreiber", ohne daß der Widersinn des zur Beize reitenden „Schreibers" bei dem bürgerlichen Leser angestoßen hätte. Wenn dann in einer dritten Fassung, 'Das Häslein' betitelt[112], der Verführer das Mädchen heiratet, erkennen wir wieder die bürgerliche Moral, die solchen Familienblatt-Schluß verlangte; darin ein Zeichen „deutscher Gemütsart" zu sehen und es gegen die französische Quelle auszuspielen[113], halte ich für verfehlt. Auch die Novelle 'Frauentreue'[114] muß geistesgeschichtlich hier eingeordnet werden. Ein Ritter (für ihn hat der Dichter warme Teilnahme) wählt sich zur *frouwe* eine ehrsame Bürgersgattin und dient ihr nach allen Regeln des Minnedienstes, turniert sogar um sie; während sich der bürgerliche Ehemann (der aber nicht als komischer Hahnrei erscheint) darüber amüsiert und für ritterliche Ethik kein Organ hat. Der Standesunterschied wird nie betont; d. h. das Gedicht, offenbar für ein ritterliches Publikum bestimmt, entstammt einer Zeit, wo bereits der Adel mit dem Städter gesellschaftlichen Verkehr pflog, wohl auch dort sich ansiedelte und einheiratete, also etwa um 1300. Und nun können wir verfolgen, wie dieser Stoff in der Novelle 'Der Schüler von Paris'[115] ganz in bürgerliche Umwelt und Anschauung gewandt wird; der Dichter ist wohl selbst ein *schuolaere* und macht in dem parenthetischen Stoßseufzer: *Got ringe im sîne swaere* (v. 456) seinem eigenen verliebt-bedrängten Herzen Luft[116]. Wenn in der 'Rittertreue'[117] ein begüterter Münzmeister verächtlich auf den armen Ritter herabblickt (v. 260ff.) und stolz auf seinen Reichtum pocht (284f.), ist

110) E. Thiede, Studien über das 'Buoch von Troja' (Diss. Greifswald 1906) S. 14ff.

111) GA. II, S. 19/35. H. Niewöhner, 'Der Sperber' und verwandte mhd. Novellen (Palaestra 119, Berlin 1913).

112) GA. II, S. 1/18.

113) So Niewöhner S. 170.

114) GA. I, S. 257/76. K. Burchardt, Das mhd. Gedicht von der 'Frauentreue' (Diss. Berlin 1910).

115) GA. I, S. 277/311. W. Stehmann, Die mhd. Novelle vom 'Studentenabenteuer' (Palaestra 67, Berlin 1909).

116) A. Leitzmann: PBB. 48 (1924) S. 63.

117) GA. I, S. 101/28. L. Pfannmüller, Mhd. Novellen II (Kleine Texte 95, Bonn 1912) S. 5/26. Neue Ausgabe durch H. Thoma (German. Bibl. III 5, Heidelberg 1923). A. Leitzmann: PBB. 48 (1924) S. 58/61.

Digitized by Google

das charakteristisch für die Stimmung des ritterlichen oder mit dem Ritterstand sympathisierenden Verfassers gegenüber dem reichen Kaufmann.

Schon aus solchen zeitgenössischen Kontrasten zweier Lebensbetrachtungen könnte man, auch in der Negation, auf das Vorhandensein bürgerlichen Geistes schließen. Wir haben indes ebenfalls positive Zeugnisse für solche Existenz. Gleich Rudolf von Ems mag zum wirksamen Anwalt der Uebergangszeit dienen. Einmal ist er durchaus höfisch-ritterlich gestimmt und begeistert sich für die ritterlichen Ideale — dann aber wieder verherrlicht er im 'Guten Gerhard' den bürgerlichen Kaufmann und lehrt, daß der Wert des Menschen nicht nach der äußeren Abstammung zu beurteilen sei[118]. Voll Bürgerstolz will bei Ruprecht von Würzburg[119] der Kaufmann Gillot seine Tochter keinem der Adligen geben, die um sie nur wegen ihres Geldes geworben hätten, damit sie nicht in der neuen Sippe als „unedel" geschmäht würde wie „ein Rind" (v. 107ff.). Hier sind überhaupt typisch-ritterliche Epenmotive ins Bürgerliche hinübergerückt: die Kaufleute werden stets *her* betitelt, die bürgerlichen Hochzeitsgäste heißen *herschaft*, im *palas* findet das Hochzeitsmahl statt, bei welchem *truhsaezen* und *schenken* umherlaufen — und doch handelt es sich nur um das Beilager zweier simpler, wenn auch vermögender Bürgerskinder. Die bürgerlich-moralische Tendenz, daß treue eheliche Liebe das Höchste sei, stellt der Augsburger Hermann Fressant[120] wohl bewußt dem durch den ritterlichen Frauendienst propagagierten Gedanken gegenüber, daß die Liebe keine Rücksicht auf Gesetz oder Sitte zu nehmen brauche. Ebenso spielt eine der besten mhd. Novellen, 'Der Schlegel[121]', in Kaufmannskreisen, und ihr Autor Rüdiger Hünchover präludiert gleich mit der breiten Moral, daß die Kinder Vater und Mutter ehren, die Eltern sich für die Kinder nicht völlig aufopfern sollen, um am Schluß nochmals den Vers einzuprägen:

„Wer seinen Kindern gibt das Brot
Und leidet dafür selber Not,
Den schlage man mit dieser Keule tot."

Viele dieser Novellen tragen keinen Dichternamen. Ihre Verfasser stehen eben, wie die bildenden Künstler ihrer Zeit, in der Anonymität des Handwerksbetriebes, ihre Werke werden nicht des

118) Vgl. auch meine Bemerkung über Rudolf von Ems: Deutsche Vierteljahrsschr. 1 (1923) S. 531.

119) 'Von zwei Kaufleuten': GA. III, S. 351/82. M. Haupt: ZfdPh. 7 (1876) S. 65/90. A. Leitzmann: PBB. 48 (1924) S. 289 f.

120) 'Von den ledigen Weibern': GA. II, S. 214/39. Laßberg, Liedersaal (St. Gallen 1846) Nr. LXXIV. W. Stehmann, Die mhd. Novelle vom 'Studentenabenteuer' S. 162/5.

121) GA. II, S. 401/51. L. Pfannmüller, Mhd. Novellen II, S. 27/63. O. Lippstreu, 'Der Schlegel' (Diss. Halle 1894). L. Pfannmüller, Die vier Redaktionen der 'Heidin' (Palaestra 108, Berlin 1911) S. 138 ff. Ders.: ZfdA. 54 (1913) S. 231/9. A. Leitzmann: PBB. 48 (1924) S. 268/71. Der Stoff wird übrigens auch in Dänemark von Oluf Bagger zu Odense unter Friedrich II. (1559–88)

Digitized by Google

Urhebers, sondern des Stoffes wegen gesucht[122]. Und wie der Bildschnitzer vielleicht einmal an versteckter Stelle die Initialen seines Namens anbringt, so verbergen sich manche Autoren bescheiden hinter einem Akrostichon am Anfang oder Ende ihres Werkchens.

Daß ein neues Stilgefühl mit solchem neuen Lebensrhythmus verbunden ist, habe ich früher bereits bei anderer Gelegenheit gezeigt[123] und möchte in diesem Zusammenhang nur auf kleine, aber bezeichnende Merkmale hinweisen. Das sind die Vergleiche und Metaphern[124]. Die bürgerliche Generation nimmt sie nicht mehr so häufig aus der Natur oder der Phantasie, sondern gern aus ihrem städtischen und handwerklichen Milieu. Elblin von Eselberg[125] vergleicht die Macht der Liebe mit dem Schuster und seinem Pechdraht und wendet an anderer Stelle einen regelrechten Zimmermannsausdruck auf seine Poesie an. Es erscheint mir daher unmöglich, den Dichter einem schwäbischen Adelsgeschlecht zuzuweisen. Ein Anonymus bringt in einer Minneallegorie an gehobener Stelle einen nur in Handelskreisen möglichen Vergleich mit den Marktschragen[126], ein anderer unbekannter Schwabe flicht in ein Lob der idealen Liebe die Schilderung eines kostbaren Bucheinbandes ein[127], wie früher in höfischen Epen ein prächtiges Gewand oder eine seltene Waffe beschrieben worden war.

Wie sich in der städtischen Architektur eine deutsche Sondergotik entwickelte[128], entstand parallel eine bürgerliche Literatur mit eigenem Stilgefühl, die der weiterwuchernden ritterlichen Epigonenpoesie bald gleichberechtigt zur Seite trat. Diese „bürgerliche" Dichtung dient nicht nur mehr, wie die höfische, zum Schmuck einer ständischen Geselligkeit. Sie ist vielmehr, oft ausdrücklich, zur ein-

erzählt; vgl. Thiele, Danmark folkesagn I (Kopenhagen 1843) S. 107 f. Zur Schlußmoral vgl. auch Stephans 'Schachbuch' v. 4730 ff.

122) Vgl. Jakob Twinger in der Vorrede zur Straßburger Chronik: *Ouch hant die menschen me lustes zu lesende von nuwen dingen denne von alten* (DStChr. VIII, S. 230). Ähnlich Hans Folz in den Einleitungsversen zu seiner 'Practica teutsch': *Nach dem und menglich hat beger / Zu hörn fremd neu und seltzam mer* usw. (Keller, Altdeutsche Fastnachtspiele III, StLV. 30, Stuttgart 1853, S. 1273).

123) Deutsche Vierteljahrsschrift 2 (1924) S. 759 ff.

124) Für die antipoetische Stimmung charakteristisch die Verse in Heinrich Wittenweilers 'Ring':

Ir habt gereimet und geticht —
Chlugen sach will reymens nicht.
Wer mag ein disputyeren
Mit gmessner red florieren.

(Hsg. von L. Bechstein, StLV. 23, Stuttgart 1851, S. 90, v. 30 ff.)

125) Ausg. von A. v. Keller (Univ.-Progr. Tübingen 1856). Der Vergleich v. 380 ff.

126) 'Der Minne Gericht' (Deutsche Texte XXIV, S. 120/34) v. 321 f.

127) 'Der nüwen liebe buch' (gedruckt um 1487/88 in Ulm bei Konrad Dinckmut) v. 1166 ff. Vgl. H. Hofmann, Ein Nachahmer Hermanns von Sachsenheim (Diss. Marburg 1893).

129) K. Gerstenberg, Deutsche Sondergotik (München 1913) besonders S. 107. Die folgenden Ausführungen über germanischen Rassestil erscheinen aber sehr fragwürdig.

Digitized by Google

samen Lektüre bestimmt. Sie verschönt nicht bloß, sondern ergänzt auch das Leben. Es kommt nicht mehr darauf an, das äußere gesellschaftliche Niveau zu wahren, sondern vielmehr: innere, seelische Bindungen zu offenbaren oder zu sprengen. Der Einzelne, der sein Welterleben jetzt in künstlerische Formen zu bringen bestrebt war, fühlte sich oftmals nicht mehr als Angehöriger eines bestimmten Standes, sondern als Vertreter der in Christo geeinten Menschheit. Bestand das Problem der ritterlichen Erziehung in der freien Ausbildung der Persönlichkeit innerhalb ihrer Standesgrenzen, so ging die neue Zucht darauf hinaus, das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft festzulegen. Dabei verflechten sich vielfach die Fäden: der Ritter von oben, der Bürger von unten treffen sich auf einer mittleren Ebene, deren Fläche zwar gegen einst gesunken, aber auch verbreitert ist und die Stände als Menschen umfaßt.

Der Begriff „bürgerlich" — dies sei zum Ende noch einmal ausdrücklich betont — drückt also nicht etwa aus, daß bloß die dem bürgerlichen Stand Angehörenden dies neue Lebensgefühl beseelte. Er steht vielmehr als Gegenstück zu „ritterlich", einer Weltbetrachtung, der auch nichtadlige und nichtritterbürtige Autoren huldigten. Ebenso hegen nun edelgeborene Herren die neue „bürgerliche" Weltanschauung: auch sie sind dem Erwerbssinn verfallen und suchen jetzt diesen, nicht mehr weltliches Ehrgefühl, mit Gott zu versöhnen.

Als Ergebnis darf wohl abschließend gebucht werden: Die Wurzeln des sog. bürgerlichen Geistes liegen in ritterlichen Formen und in christlichen Tugenden. Vor allem hebt sich das scholastisch-kirchliche Fundament scharf hervor. Die scholastische Tugendlehre liefert dem wirtschaftlich und politisch erstarkenden Bürgertum die moralischen Grundlagen, auf denen es sich eine eigene Weltanschauung, gegenüber der höfisch-ritterlichen ständisch-gebundenen, errichten konnte. Die ethische und geistige Struktur des mittelalterlichen Bürgertums ist zu begreifen als eine Auseinandersetzung zwischen Christentum und Erwerbsgesinnung. Die Spannung zwischen beiden Polen äußert sich in neuen literarischen Werken der verschiedensten künstlerischen und religiösen Dynamik. Gehalt überfliegt Formwillen, Weltanschauung siegt über Aesthetik, gemäß dem inneren Ringen, in welchem der deutsche Mensch während zweier Jahrhunderte steht.

Nur wenn man die Wesenheit dieser bunten, gärenden und brodelnden Epoche des ausgehenden Mittelalters, die darum den Forscher so lockt, aus ihren eigenen Wurzeln zu betrachten und zu verstehen sucht, kann man zu einer gerechten Würdigung ihres anscheinend so disparaten Baus gelangen, getreu dem Wort Diltheys[129]: „Nicht begriffliches Verfahren bildet die Grundlage der Geisteswissenschaften, sondern Innewerden eines psychischen Zustandes in seiner Ganzheit und Wiederfinden desselben im Nacherleben".

129) Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften I: Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1910, S. 66.

GREIFSWALD WOLFGANG STAMMLER

Digitized by Google

EINE PILGERFAHRT DES XIV. JAHRHUNDERTS NACH DEM FEGFEUER DES H. PATRIZIUS[1]

Gustav Roethe hat dieses einzige Werk seines am 9. April 1921 verstorbenen Schülers herausgegeben und dessen Leben in einem schlichten, persönlich bewegten Vorwort geschildert: Jahrelang hat, scheint es, Max Voigt diese Berichte und Visionen mit sich herumgetragen, und wer je einen Stoff aus der erbaulichen Literatur des Mittelalters bearbeitet hat, begreift dies, weil er die besonderen Schwierigkeiten dieser vielheischenden Gattung kennt, Schwierigkeiten, die Voigt mit Geschick, Fleiß und ausgedehnten Kenntnissen bewältigt hat.

I.

Der erste Beitrag behandelt die Visio Lazari, eine Höllenschilderung, die sich für ein Werk des vom Tode auferweckten Bruders der Maria und Martha ausgibt, und von der bisher nur späte französische Bearbeitungen (eine Lazarus-Legende des XV. Jahrhunderts, der *Kalendrier des Bergers* und Passionsspiele) bekannt waren. Zwar hat Voigt das im Hochmittelalter verfaßte lateinische Original[2] nicht auffinden können, er hat aber die Benutzung desselben durch das im zweiten Beitrag behandelte Werk, welches kurze Zeit nach 1353 entstanden ist, nachgewiesen und gibt S. 86—113 nach den drei bekannten Hss. zum ersten mal eine deutsche Bearbeitung der Lazarus-Vision heraus: ein um 1400 entstandenes Gedicht in 778 Reimpaarversen eines ungenannten geistlichen Dichters bayrischer Mundart (Goedeke[2] I, 227).

Wie die große Hauptmasse derartiger Literatur hat diese Reimerei einen sehr mittelmäßigen künstlerischen Wert: die Phantasie ist lahm, die Ausführung eintönig; und doch entbehrt das Werkchen nicht eines eigenen Tons, der lange in den Ohren nachklingt. Es ist nicht die Schilderung der Höllenqualen, denn in dieser Beziehung bieten andere ähnliche Werke sehr viel grausameres, raffinierteres oder — wie die Visio Pauli — roheres. Aber was immer wieder hervorbricht, ist die angesichts der unbeschreiblichen Greuel auf-

1) Beiträge zur Geschichte der Visionenliteratur im Mittelalter. I. II. Von Dr. Max Voigt. (Palaestra 146.) Leipzig (1924).

2) Dieses hat angeblich an dem von der okzidentalischen Kirche angenommenen nachpalästinensischen Aufenthaltsorte der bethanischen Geschwister liturgische Verwendung gefunden: *communiter et publice legitur in ecclesia Marsiliensi* heißt es in der Vision des Georg aus Ungarn.

Digitized by Google

quellende Verzweiflung an der Allmacht und Güte Gottes. So bes. V. 127 ff.: *got herr, ich wolt dich geren fragen . . . warumb du den menschen beschaffen hast zu disem jamerbernden last? schol er hie solchen jamer leiden und dort dein amplick vermeiden, so wais ich nicht für weu er ist . . got herr, was schol des menschen leben, schol er hie leiden und dort chlagen? . .* usw. Als Lazarus das Schreien der von eisiger Kälte Gequälten beschrieben hat, fügt er hinzu (316): *Hiet ain mensch aller fursten reich, es hiets geben umb ainen trost . .* — was also von einem Gotte denken, der solches nicht tut? Oder deutlicher (569 ff.): „*Got, mich wundert deiner genaden, das du so übergrossen schaden nimpst und sichst an deiner creatur, wenn dein götlicheu natur hiet parmung (als man uns tut sagen), so mächt das weinen und das chlagen dir pilleich tun in herczen ant.* Vgl. noch 362 ff., 651 ff. Noch viel stärker als Voigt, der S. 39 f. einige dieser Stellen anführt und das Ketzerische daran betont, möchte ich hervorheben, daß hier ein armer Mönch ungemein energisch sich mit einem Problem abmüht, das im ganzen Mittelalter wichtig ist, demselben Problem, das bei der Aufführung des Spieles von den klugen und den törichten Jungfrauen jenen thüringischen Landgrafen so gewaltsam ergriff, daß er verzweiflungsvoll daran starb.

Die philologische Arbeit scheint besonders gewissenhaft, vielfach mustergültig zu sein. Allerdings verwahrt sich Roethe in einer Anm. S. 76 gegen die unnötige Strenge, womit bei der Textbehandlung die Apokope durchgeführt worden ist; und warum sollte man dem Versifex nicht zutrauen, dem Vers zuliebe auch nicht-idiomatische Silben einzuschwärzen? Daß der Dichter aber dem Senkungsausfall nicht aus dem Wege geht, beweisen Verse wie 30 *dann sein snöder léib áiner;* 55 *leidt das chínd mánigen smerczen;* 76 *es sei árm óder reich;* 448 *und das fléisch áb in peissen.* Wahrscheinlich ist auch zu lesen: 285 *weib und mán, ált und jung;* 238 *das unser púrd ie geschach;* 279 *der selben nót chlágen mus.* Und man gerät dann vielleicht in Versuchung ebenfalls mit der angenommenen Apokope zu lesen: 315 *und von geschraí pármicleich;* 137 *ich überléicht trágen wil* (vgl. z. B. 364, 502, 616, 639).

II.

Im zweiten Beitrag bespricht Voigt die Visionen des Ritters Georg aus Ungarn, einen bisher fast ebenso wenig beachteten und in mancher Beziehung interessanten Text, zu dessen Veröffentlichung er leider nicht gekommen ist. Es ist dies der Bericht über eine im Jahre 1353 von einem jungen ungarischen Ritter Georg „Crissaphan" unternommene Pilgerfahrt nach dem berühmten Fegfeuer des h. Patrizius, mit Bestätigungsbriefen, Darstellung der Visionen, die er im Fegfeuer gesehen haben wollte, und moralisch theologischer Erörterung derselben.

Nach einer Einleitung zur Geschichte der Wallfahrten festländischer Pilger nach dem Purgatorium S. Patricii, wo in einigen Punkten die Resultate Delehayes (*Analecta Bollandiana* XXVII) er-

Digitized by Google

gänzt werden, und einer Aufzählung von neun lateinischen Handschriften, wird der Inhalt sorgfältig und kundig dargestellt und dann die Verfasserfrage erörtert: Zweifellos richtig kommt Voigt zu dem Ergebnis, daß der Verfasser ein Provenzale war (Hauptbeweis: für *pōpulus* wird *„secundum vulgare nostrum" pibolus* gesagt) und ein Augustiner-Eremit (nämlich weil er Johannes de Lana als *quidam ex nostris* bezeichnet). Im ersten Jahrhundert nach seiner Entstehung ist dieses Werk nicht weniger als viermal ins Deutsche übersetzt worden[3], und zwar sind alle vier Uebersetzer, deren Werke Voigt in siebzehn Hss. nachweisen konnte, Oesterreicher oder Bayern gewesen. Die meisten Hss. sind von bayrisch-österreichischeu Schreibern geschrieben, und daß die Uebersetzungen B, C, D innerhalb desselben Mundartengebietes entstanden sein müssen, erkennt man leicht. Nicht so einfach liegt die Sache bei der A-Uebersetzung, weil hier gerade die älteste noch dem XIV. Jh. entstammende Hs. Ostmitteldeutsch ist (Sprache der böhmischen Kanzlei). Voigt weist aber sehr schön nach, daß die Vorlage dieser Hs. und somit auch das Original dieser Uebersetzung ebenfalls bayrisch-österreichisch war, was er besonders daraus schließt, daß der Deutsch-Böhme das Wort *weiczen*, sw. f. (mhd. *wîze*) — „purgatorium", welches in dieser Bedeutung speziell bayrisch ist, entweder (und zwar meistens) durch *fegfeur* ersetzt oder in ganz falschen Formen wie *der / das wesen* verwendet (S. 206ff.). Schließlich macht Voigt darauf aufmerksam, daß zwei spätere Pilgerberichte, der des Ludovicus de Francia[4] und der des Laurentius Rathold de Pastho, Beeinflussung durch den Georg-Bericht aufzeigen. An den Bericht des Ludovicus de Francia (Autissiodorensis) schließen sich an: eine venezianische Uebersetzung und die Vision des Ludovicus de Sur[5], die Voigt als einen Auszug aus dem Bericht des Ludovicus Autissiodorensis erkannte; und zwar hat der Bearbeiter nach einer verschollenen, etwas ausführlicheren Version gearbeitet als diejenige in der Pariser Hs. Nouv. acq. 1154, die Voigt zum ersten mal veröffentlichen wollte, und die nun nach erneuter Kollation durch Strecker im vorliegenden Werke S. 226 – 245 abgedruckt ist.

III.

Lieber als in eine Kritik von Einzelheiten einzutreten, wobei an dem sorgfältig bearbeiteten Werke auch nur wenig zu bemerken wäre, gebe ich hier einige Ergänzungen zu den Ausführungen Voigts,

3) Dagegen ist der alte Purgatoriumbericht des H. von Saltrey, der sonst durch ganz Europa berühmt war und den ich nach der Hauptperson die „Owein-Legende" nenne, nur in sehr geringem Umfang ins Hochdeutsche übersetzt worden.

4) Den ich lieber Ludovicus Autissiodorensis oder Louis d'Auxerre (l'Auxerrois) nennen möchte, da am Anfang von seiner Visio, wie kaum bezweifelt werden darf, *de civitate Autissiodorensi* zu lesen ist.

5) Cod. Vindobon. 3160, der zu jenen Hss. italienischer Provenienz gehört, welche dem Friedensvertrag von St. Germain gemäß an Italien ausgeliefert wurden; die Hs. befindet sich jetzt in Neapel.

Digitized by Google

und zwar als Teilergebnis von Studien, die ich seit ein paar Jahren gelegentlich auf diesem Felde betreibe, mit dem Zweck, in nicht gar zu langer Zeit eine Ausgabe des Textes bringen zu können.

1. Voigt hoffte durch sein Buch das Bekanntwerden weiterer Hss. zu veranlassen, und so mögen denn hier gleich zwei erwähnt werden:

kn. Klosterneuburg a. d. Donau, Stiftsbibliothek, Nr. 1065; Papier; 1473 geschrieben; bayrisch-österreichisch (vgl. Serapeum XI [1850], S. 124, Nr. 104). Diese Hs. gehört zur „Bilderübersetzung"[6]; nach der Praefatio steht nur ein Brief, nämlich der des Johannes de Frowick (*Wir bruder hanns von franckreich . .*); von den übrigen Briefen findet sich hier der des Nicolaus und zwar hinter dem Abschnitte *Sequitur historia* (vgl. Voigt S. 142), d. i. am selben Ort, wo dieser Brief auch im cod. Vind. 2878 steht[7]. Der Anfang von **kn** ist so: *Manigfeltiglichen und aueh mit vil Syten weil vnd [l. weilund] ee hat got vnser lieber herr Jesus xpuß mit seinen heiligenn Evangelisten Jungern vnd zwelfpoten lerer vnd prediger dy gotz genad vnd wort hie gelert habenn . .* (vgl. Voigt S. 268).

Anhangsweise führe ich hier an, daß die Wiener Hs. Nr. 15469, deren Zugehörigkeit zur Bilderübersetzung Voigt erkannte, nur deshalb Schwierigkeiten verursacht hat, weil die z. T. zerstückelte Hs. falsch zusammengesetzt ist (oder noch im Februar 1925 war). In die richtige Ordnung gebracht enthält die Hs. 10 (nicht 12) Blätter, deren erstes ein Stück aus der ersten Vision enthält: *Das [l. Da] sprach der tieffel hin wieder: Jesus Kristus der ist der wiesist [l. wirsist] vnd posist mensch gewesen jn aller werlt . . . . vnd von den genaden vnsers herren ward er nu aber sterkcher vnd auch kreftiger* (vgl. cod. Vind. 1398, 214 r), während die Blätter 2—10 einen zusammenhängenden Text enthalten, der von der neunten Vision (kurz nach dem Anfang) bis zur sechzehnten Vision (ebenso kurz nach dem Anfang) reicht: (f. 7 r) . . . *geisten, als es wol kund vnd wissen ist. Nu hat mich gots engl̄ her gesannt zu dir ze trosten also das ich* . . . (f. 10 v) *Vnd die selben reder trieben vmb die schewczleichsten tiefel̄* (cod. Vind. 1398, 220 va — 225 r).

ko. Kopenhagen, Kgl. Bibliothek, Ny kongelig Samling 551, 4°, Papier, 105 Blätter, unser Text auf f. 1—93; f. 94—105 von derselben Hand eine hochdeutsche (bayrisch-österreichische) Uebersetzung der Eustachius-Legende nach der Legenda Aurea (cap. CLXI, ed. Graesse), dahinter die Jahreszahl 1441. Die Hs. vertritt die Judischhait-Uebersetzung[8] und gehört besonders eng mit der Münchener

6) So kann man füglich die C-Übersetzung nennen, weil w^1 und w^2 (codd. Vind. 3086 und 2878) illustriert sind, und weil m^1 (cgm. 4872) und w^3 (cod. Vind. 15469 [!]) ausgesparten Raum für dann nicht ausgeführten Bilderschmuck haben. Entsprechend wird die Übersetzung gekürzt und zwar so, daß der Bearbeiter Kuriöses und rein Erzählendes bevorzugt (Voigt S. 215).

7) Demgemäß sind die Angaben Voigts S. 216 zu verbessern.

8) = B; vgl. Voigt S. 216.

Digitized by Google

Hs. Nr. 4288 zusammen. Um einen eigentümlichen Charakterzug der Judischhait-Uebersetzung hervorzuheben, führe ich den Anfang der Praefatio in der Kopenhagener Hs. an (mit einigen Lesarten nach der genannten Münchener Hs. [m³] und der Wiener Hs. 12787 [w]):

Ditz sprichet sand pauls in der heiligen Epistel zu der Judischait: manigualtichleich vnd in manicherlaÿ weis hat vnser herr gerett durch der weyssagen mund vnd zu lest mit seinem sun be-
wart, den er hat gesant zu ainem eriben der wellt vnd allen geschepf, vnd hat auch geredt durch der heiligen XIIpoten mund vnd gepredigt Cristenleichen glauben, der sel ler vnd hail, vnd hat sein gnad vnd parmherczichait an manichen menschen erczaigt, an sündern vnd an sünderinn, an gerechten vnd an vngerechten. Im zu Lob vnd zu eren, vnd allen den, dy christenleichs gelauben sind, ze trost vnd zu gnaden, dy selb sein genädlich parmherczichait vnd göttleich gnad hat er auch erczaigt an seinem lieben vnd erwelten Georio von vngerlant . . .

Lesarten: 4 f. *heiligñ weyssagñ mundt vnd nu zü lest mit seinem sun, den er . .* **w**. [10] so **m³ w**, *sündern* **ko**.

Wenn man diesen Text mit dem des lat. Originals vergleicht, so ergeben sich sofort Unterschiede, deren Einheitlichkeit die weitere Untersuchung bestätigt (die ersten Sätze kann man bei Voigt S. 135 nachlesen). Am Anfang ist das Zitat vollständiger und zwar so, daß die Tätigkeit des Sohnes und der Propheten hervorgehoben wird; statt *per ewangelistas, apostolos, discipulos, doctores suos ac predicatores* heißt es nur: *durch der heiligen XIIpoten mund;* statt *viam salutis eterne ostendens* steht: *gepredigt cristenleichen glauben, der sel ler vnd hail;* den Satz *per quam* [sc. *viam salutis] immediate perveniri potest ad contricionem et ad penitenciam et consequenter ad dei graciam et gloriam* läßt der Uebersetzer ganz unter den Tisch fallen, fügt aber die obigen Zeilen 8–13 *(vnd hat sein gnad . . . ze trost vnd zu genaden)* dafür ein; im Lateinischen steht einfach: *eandem viam salutis . . loqui dignatus est nobis in quodam . . georio,* hier: *vnd hat an dem selben erczaigt den weg des hails aller menschleichen geschlächt, wie man volfueren sol ein Räwigs vnd ein pusswärtigs leben;* statt *Georgius . . penitencia ductus . . cogitavit peregre proficisci . . et visitare purgatorium . . Patricii* steht hier: *daz jn . . die recht Rew pegraiff von den gnaden gotz, an dÿ chain sünder an der sel nicht genesen mag, vnd gedacht jm, wie er gerechtichleichen vnd andächtichleichen vntzt auf sein end sein sünd puessen wollt vnd wolt gen vnd . . . süchen das purgatorium vnd dÿ weÿczen . . . sand patrici;* und statt des einfachen *verissime a fidelibus debet firmiter credi et reputari* liest man hier: *ist auch wol pilleich vnd mügleich zu gelauben von einem yeglichen christen menschen, der da ent-*

Digitized by Google

zünt wirt mit den genaden des Heiligen geists mit der hilff vnsers herren christi. Wie diese unschwer zu vermehrenden Proben zeigen, tritt in den Aenderungen eine bestimmte Tendenz an den Tag: die Lehrer der Kirchen werden zurückgedrängt; das alte feste System — Sünde, Reue, kirchliche Buße, Heil — genügt nicht; auf innerliche Besserung, auf Glauben, auf Gnade wird Gewicht gelegt. Auch der Laie sieht, daß hier reformatorische Gedanken mithineinspielen, ein Gesichtspunkt, der bei der Behandlung dieser Uebersetzung nicht aus dem Auge verloren werden darf.

2. Eine für die Geschichte des '*Purgatorium S. Patricii*' sehr wichtige Frage ist die nach der geschichtlichen Stellung der Pilgerfahrt des Georg aus Ungarn. Und da glaube ich behaupten zu können, daß, wenn auch natürlich früher Pilgerfahrten stattgefunden haben, dennoch der Besuch des Georg aus Ungarn der älteste sicher datierbare und hinreichend verbürgte ist, und daß gerade dieser Besuch, der genau 200 Jahre nach dem legendarischen Abstieg des Ritters Owein stattfand, ein außerordentliches Aufblühen der Pilgerfahrten nach sich gezogen hat.

Den ältesten geschichtlichen Bericht von einer Pilgerfahrt nach dem Fegfeuer des h. Patrizius glaubt man indessen allgemein[9] in der dem XIII. Jh. entstammenden Hs. 4. 22. K. der Bibliothek in Turin zu finden, wo f. 101ff. von einer im Jahre 1248 vorgenommenen Pilgerfahrt eines gewissen Godalh die Rede sein sollte. Diese Meinung geht auf M. Champollion-Figeac zurück, der in seinen '*Documents Historiques inédits*' (Paris 1847) III, 325 das Incipit der genannten Hs. folgendermaßen anführt: *Vesion de Godalh. — Una vesion fou facta en Ibernia en l'an de Notre Senhor 1248 qui era lo segond an de papa Eugens quart. — Un home hat en Ibernia, qi havia nom Godalh, qi fou mot cruel e pevers en tota sa vida, e era noble de linhage, alegie de cara e de bel regardament, e estant jove siant si en ayso mespreet tot aco qi era de salu de s'arma, aysi con el depueys ho recontava cun lagremas ... C'est un récit concernant l'ancienne tradition populaire du Purgatoire de saint Patrice.* Es dürfte aber hier ein Irrtum Champollion-Figeac's vorliegen: statt Godalh wird etwa To[n]dalh zu lesen sein, indem wir unzweifelhaft eine verkürzende Uebersetzuug der Vision von Tundalus vor uns haben, wie aus einem Vergleich mit den entsprechenden Stellen des lateinischen Textes hervorgeht: *Visa est namque ipsa visio millesimo centesimo quadragesimo nono ab incarnatione domini anno, qui est annus secundus Chunradi regis Romanorum expeditionis Hierosolimorum quique est quar-*

9) George Philip Krapp: The Legend of Saint Patrick's Purgatory (Diss. Johns Hopkins Univ. Baltimore 1900) S. 24 f.; Philippe de Felice: L'Autre Monde (Paris 1906) S. 54; Delehaye, a. a. O.; R. Verdeyen en J. Endepols: Tondalus' Visioen en St. Patricius' Vagevuur (Gent s'Gravenhage 1914—17. Koninklijke Vlaamsche Academie voor taal en letterkunde) I, 170 (dieses wichtige Werk hat Voigt nicht gekannt); Voigt S. 131.

Digitized by Google

tus annus Eugenii pape II apostolatus. — — Hyberniensium . . australium . . precellentissima / sc. *metropolis* / *est Caselensis, de qua ortus est quidam vir nobilis nomine Tnugdalus, cujus crudelitas vel potius in eo quod egit dei pietas nostro huic opusculo materiam dedit. Erat namque vir prefatus etate juvenis, genere nobilis, vultu hilaris, aspectu decorus, curialiter nutritus, vestibus compositus, mente magnanimus, militari arte non mediocriter instructus, habilis, affabilis atque jocundus. Verum, quod ego non sine dolore possum dicere, quanto confidebat in forma corporis et fortitudine, tanto minus curabat de anime sue eterna salute. Nam, ut ipse modo sepius cum lacrimis solet confiteri, gravabat ipsum, si quis ei de salute anime aliquid licet breviter vellet dicere*[10].

Als zweiter Purgatorium-Besucher gilt der Sire de Beaugeu[11]; und da dieser französische Ritter 1352 vor Calais fiel, muß sein Besuch allerdings dem des Georg aus Ungarn zeitlich vorangehen — falls der Bericht historisch ist. Aber erstens ist diese Erzählung wahrscheinlich viele Jahre nach 1352 und zwar gerade zu einer Zeit, wo das Fegfeuer des h. Patrizius hochberühmt war und von hohen Herrschaften besucht wurde, niedergeschrieben worden. Zweitens wird als Quelle nicht der Ritter selbst, sondern sein Stallknecht Héronnet genannt. Und besonders verdächtig wird das ganze durch folgenden Zusatz des Chronisten: *En celle manière le raconte mesire Jehan de Mandeville, chevalier anglois, qui fut par le loing du monde en terre habitable.* Im eigentlichen Mandeville-Text findet sich keine Schilderung des Purgatorium S. Patricii (die auch zur Struktur dieses fabelhaften Berichtes von Orientreisen schlecht passen würde). Allerdings liest man gegen den Schluß der Beschreibung vom Lande des Priester Johannes eine wunderliche Geschichte von einer herrlichen Insel im Besitze eines reichen Mannes, Gathonalabes, der die Insel das Paradies nennt und viele Menschen mit Vorspiegelungen von Freuden und ewiger Jugend heranlockt, und unmittelbar danach die Schilderung eines daneben befindlichen, von allerlei Greueln erfüllten Bergtales (*Sommighe liede*

10) Visio Tnugdali, hg. v. Albr. Wagner (Erlangen 1882). S. 4 ff. Vgl. auch den ähnlichen Text bei A. Jeanroy et A. Vigneaux: Voyage au Purgatoire de St. Patrice, Visions de Tindal et de St. Paul. Textes languedociens du quinzième siècle (Bibliothèque méridionale. I, VIII. Toulouse 1903) S. 58. Die ungereimte und irreführende Veränderung der Zahlen am Anfang hängt mit deren Fehlerhaftigkeit, bezw. Unverständlichkeit im Archetypus zusammen; vgl. Albr. Wagner, a. a. O. S. XXIV f.; V. Friedelet Kuno Meyer: La Vision de Tondale (Paris 1907), S. VI ff.; Verdeyen-Endepols, a. a. O. I, 60 ff.

11) *Chronique des quatre premiers Valois, 1327—93*, publiée par M. Siméon Luce (Paris 1862), S. 22. Nach Molinier: Les sources de l'histoire de France, IV. Les Valois, 1904, S. 25 Nr. 3102 scheint die Chronik hauptsächlich im letzten Drittel des XIV. Jhs. geschrieben zu sein.

Digitized by Google

hetent des duuels valeye, ende sommighe hetent die vnselike valleye[12]) Es ist möglich, daß irgend eine Hs. hieran eine Schilderung des Fegfeuers des h. Patrizius geknüpft hat, aber die Glaubwürdigkeit der Stallknecht-Erzählung wird durch diesen Hinweis nicht erhöht. Und wenn nun auch der Bericht in der 'Chronique des quatre premiers Valois' in gewissen Einzelheiten eine eigene Tradition zu vertreten scheint und deshalb vielleicht einen selbständigen Wert beanspruchen darf, so hat der allenfallsige Besuch des Sire de Beaugeu wenigstens keine nachweisbaren geschichtlichen Folgen gehabt.

Dagegen hat, wie oben erwähnt, schon Voigt dargelegt, daß der Bericht vom Purgatoriumbesuch des Ludovicus Autissiodorensis von der Vision des Georg aus Ungarn beeinflußt ist. Und dieser Ludwig erzählt, daß er beim Aufstieg aus der Höhle ein Mitglied der berühmten Rimini-Familie Malatesta gesehen habe[13]. Das in der Vision des Ludovicus de Sur hierfür angegebene Datum (17. September 1358) stimmt sehr schön zu dem von Edward III. an Malatesta ausgestellten Bestätigungsbrief, der am 24. Oktober 1358 in Westminster unterschrieben wurde, an welchem Tage auch ein gleichlautender Bestätigungsbrief an Niccolò da Beccaio ausgestellt wurde[14]. Da die beiden Ludwigs identisch sind[15], so können wir somit für den September 1358 drei Besucher feststellen: Ludwig, Malatesta, Niccolò da Beccaio.

Zwar wurde jener Malatesta mit dem Vornamen Galeotto getauft, er nannte sich aber immer Malatesta l'Ungaro, weil er am 17. Dez. 1347 vom ungarischen Ludwig dem Großen, dem er und seine Familie des öftern Beistand leisteten, den Ritterschlag empfangen hatte. Das ist derselbe König, dessen Untertan der junge Georg „Crissaphan" war, und dem auch dieser im zweiten apulischen Kriege gedient hatte: Sicher wird der Mitstreiter von seiner Pilgerfahrt gehört haben! Und noch 1411 wird ein Landsmann Georgs, Laurentius Ratoldi, filius de Pastoch (Pászthó), der auch zum ungarischen Königshofe nahe Beziehungen hatte, durch Bekanntschaft mit dem Berichte Georgs zu einer Pilgerfahrt nach dem Fegfeuer angeregt

12) Da der nur in einer englischen Bibliophilausgabe „veröffentlichte" französische Urtext mir nicht zugänglich gewesen ist, habe ich die sehr alte niederländische Übersetzung benutzt: *De Reis van Jan van Mandeville* . . . uitg. door N. A. Cramer, Leiden 1908.

13) Mit dem Text bei Voigt S. 245 ist das zu vergleichen, was L. Frati (Tradizioni storiche del Purgatorio de S. Patrizio: Giornale storico della Letteratura italiana XVII [1891] S. 46—79) aus der Vision des Ludovicus de Sur anführt, *vide Malatesta l'Ungaro cum familia magna, e coi monaci del convento di S. Patrizio che processionalmente venivano a trarlo da quel luogo di penitenza.*

14) Th. Rymer: Foedera etc. inter reges Angliæ et alios . . . (Haag 1740) III, 1—2, 174b—175a.

15) Daß Ludovicus Autissiodorensis erst 1360 dem Tadeo de Gualandi seine „Erlebnisse" erzählt, kann natürlich Frati, Delehaye u. a. nicht berechtigen, seinen Besuch für dieses Jahr anzusetzen.

Digitized by Google

und hat auch einen Italiener, Antonio Mannini, zum Besuch ermutigt[16]. Von keinem anderen Pilgerbericht ist eine solche propagandistische Wirkung ausgegangen wie vom Bericht des Georg aus Ungarn.

3. In dieser Verbindung möge dann an die merkwürdige Tatsache erinnert werden, daß Erwähnungen des Fegfeuers des h. Patrizius und Berichte über Besucher desselben in älteren irischen Quellen ganz unbekannt sind: Der Mönch H. von Saltrey, der die Oweinlegende schrieb, war wahrscheinlich Engländer, Giraldus war Walliser, und man wird die umfangreichen irischen Annalen aus dem XII., XIII. und XIV. Jahrhundert vergebens durchblättern, ohne je auf den Namen des im Auslande berühmtesten irischen Heiligtums zu stoßen; erst am Ausgang des Mittelalters wird das anders[17]. Wie die Legende selbst zwar einen irischen Kern enthalten wird, aber von Landfremden ausgestaltet ist, so ist der im späten Mittelalter bekannte, in veränderter Form bis auf unsere Tage fortlebende Kult des Purgatorium S. Patricii nur in geringem Maße irisch, zu viel größeren Teilen aber spät importiert[18]. Zwar bestand am nämlichen Orte bei Lough Derg schon Jahrhunderte vor der Errichtung des Augustinerklosters und der Ausbildung der Purgatorium-Legende ein Heiligtum, welches auch in den alten Quellen des öfteren erwähnt wird, ohne aber unmittelbar mit S. Patrick in Verbindung gebracht zu werden, und unter einem anderen Namen, nämlich Termon-Dabheoc.

Das Wort *tearman*, anglisiert *termon* (lat. *terminus*), bezeichnet ursprünglich besondere in Form von steinernen Kreuzen bei den Grenzen eines Kirchengutes aufgestellte Marken, später das von solchen Marken eingehegte Kirchengut selbst, welches besondere Vorrechte hatte, wie Steuerfreiheit und — im Mittelalter sehr wichtig — Asylrecht[19].

Dabheoc (Dabeog, Daveog) — nach der irreführenden irischen Namensitte mit überwuchernden Prä- und Suffixen derselbe Name wie Abogus (latinisiert), Mobheoc, Boenan u. ä. — ist ein nicht unbekannter irischer Heiliger, der z. B. in der irischen Vita des

16) Delehaye, a. a. O. und L. Frati: Giornale Storico della Letteratura italiana VIII (1886), S. 154—162.

17) Z. B. 'Annals of Ulster' zuerst 1497; 'Annals of Loch Cé' 1516; die 'Annals of the Four Masters' haben den Namen gar nicht.

18) Man kann beispielsweise die Alexius-Legende vergleichen, deren endgültige römische Form erst dann entstand, als im X. Jh. ein in Rom weilender syrischer Geistlicher seine Verwunderung darüber ausgesprochen hatte, daß der in Syrien hochverehrte, angeblich aus Rom gebürtige Heilige in der Stadt selbst ganz unbekannt sei.

19) Vgl. — außer Wörterbüchern — die zu erbaulichem Zweck geschriebene, unkritische, aber inhaltreiche Monographie D. Canon O'Connor: St. Patrick's Purgatory, Lough Derg . . . An Enlarged and Revised Edition (Dublin 1910), cap. VI.

Digitized by Google

Brendan aus Clonfert § 185[20] unter den irischen „Hauptheiligen" genannt wird; er wird in die Zeit von S. Patrick gesetzt und gilt als Begründer der Kirche und der Mönchsgemeinde bei Lough Derg[21].

Termon-Dabheoc, wo später das Purgatorium S. Patricii entstand, liegt hart an der Grenze zwischen Tír-Conaill (Tyr-Connell) und Tír-Eoghain (Tyr-Owen, jetzt Tyrone), den Gebieten der beiden feindlichen Stämme Cinel-Connell und Cinel-Owen; das jeweilige Oberhaupt der Familie O'Neill — oder, wie der Ausdruck ist, der O'Neill — war der Beherrscher des letzteren und machte gleichzeitig Anspruch auf die Gewalt über ganz Nord-Irland, wogegen sich aber besonders der O'Donnell, der in den wilden Gegenden[22] von Donegal und Nord Fermanagh seine Hausmacht hatte, auflehnte. Die irische Geschichte hat durch viele Jahrhunderte von blutigen Fehden zwischen den Cinel-Connell und Cinel-Owen zu erzählen, und zwar stießen die Gegner nicht selten gerade bei Termon-Dabheoc zusammen. Um nur eine allerdings spät kompilierte, aber auf gute, alte Berichte zurückgehende und sehr umfangreiche Quelle, die 'Annals of the Four Masters'[23], zu zitieren, so werden hier zu den Jahren 1043, 1160, 1198, 1247, 1395, 1522, 1561, 1586 Kämpfe bei Termon-Dabheoc erwähnt. Mehrmals stehen auch Vermerke über Plünderungen des Termon-Dabheoc, so zu 1111, 1196, 1471; die beiden letzten sind merkwürdig — nicht nur im allgemeinen, weil der Inhalt so tragisch-paradoxal und beim langen Zeitabstand so ähnlich ist: *A. D. 1196. The son of Blosky O'Currin plundered Termon-Dabeog; but in a month afterwards he himself was slain, and his people were dreadfully slaughtered, through the miracle of God and St. Daveog. — A. D. 1471. Rory, the son of Donough, son of Hugh Maguire, was slain by Colla, the son of Hugh Maguire, and his sons, at the house of Magrath at Allt Ruaidhin in Termon, but Donough Oge, the son of Donough, son of Hugh Maguire, pursued Colla, and slew him and his son the next day at the same place, through the merits of God and St. Daveog.* — Der Annalist des XII. wie der des XV. Jhs. freut sich über das sichtbare Eingreifen Gottes und St. Dabheoc's, weil O'Currin und Colla den Gottesfrieden des Termon-Bezirkes gebrochen hatten. Später wird der Name *Termon-Dabheoc* durch *Termon-Magrath* ab-

20) Charles Plummer: Bethada náem nErenn (Lives of Irish Saints), Oxford 1922; hier und in desselben Verfassers: Vitae Sanctorum Hiberniae, Oxford 1910, Bemerkungen über die Namenformen und Verweise auf Arbeiten darüber.

21) O'Connor, a. a. O., Kap. V.

22) In seinem Patent an Georg aus Ungarn vom 22. Februar 1354 nennt der Erzbischof von Armagh, Richard Fitz Ralph, die Bewohner des Gebietes um das Fegfeuer des Patrizius herum *homines minus domitos* (die Melker-Hs. liest *h. nimis devotos!*). Dieser Ausdruck stimmt sehr gut zu einer Bemerkung des kundigen Bollandisten, der AA. SS. Martii II, 587 ff. die Legende vom Purgatorium S. Patricii behandelt hat: *præ ceteris Hiberniæ incolis magis barbari erant Tirconaliae indigenae, re et nomine in hunc usque diem siluestres Hiberni; . . . ingenia hominum asperrimis, quibus undique includuntur, asperiora montibus.*

23) The Annals of Ireland by The Four Masters, ed. trans. John O'Donovan. Dublin 1848—51.

Digitized by Google

gelöst[24], nämlich nach der Familie *Magrath*, die Jahrhunderte lang das Patronatsrecht über das Termon-Dabheoc ausübte. Das jeweilige Familienoberhaupt war *comharbha* (*coarb*), worunter zwar ursprünglich Nachfolger oder Vertreter eines Heiligen verstanden wird (*the coarbs of St. Patrick*), später aber auch eine weltliche Würde; hier ist vielleicht der Nachfolger vom Stifter des Kirchengutes gemeint[25]. Der *coarb* war das weltliche Oberhaupt des Termon-Bezirkes und erhielt als solcher gewisse Abgaben von der Kirche, war aber dafür auch zum Schutze des Termons verpflichtet; vgl. z. B. '*Annals of the Four Masters*' 1496 über eine der üblichen Familienfehden: *Con, the son of Donnell . . . with the forces of Tirconnell . . . turned in pursuit of Hugh [the son of Donnell] and Maguire and followed them to Termon-Daveog. Magrath, i. e. Rory, the son of Dermot, son of Marcus, coarb of that Termon, came to them and warned Con and the Kinel-Connell not to violate his protection, or the protection of the termon, by attacking Maguire; they regarded not that, but pursued Maguire, who was engaged in endeavouring to effect his escape by strength of arm* . . . usw. Hier sehen wir einen Magrath seine Rolle als *coarb* spielen — wenn auch nicht besonders glücklich! — Wie zu erwarten ist, finden wir nicht selten in den Annalen das obit eines dieser coarbs vermerkt, so in den '*Annals of the Four Masters*' zum ersten mal 1344: *Nicholas Magrath, coarb of Termon-Daveog died.*

Ein diesem Nicholas Magrath als coarb nachfolgender Magrath ist, wie ich sicher glaube, jener *rex Machatham* (*Machamathan, Machamahan* und andere verderbte Formen), der zugegen ist, als sich Georg in die Höhle wagt, und ihm so wohlwollend mit Kleidern aushilft, als er bei seinem Wiederaufstieg solche nötig hat.

Man kann füglich vergleichen, was Ramon de Perilheux von seinem Empfang im Purgatorium-Bezirk berichtet: *De la cort del rey*[26] *ieu parti e fi mon camy per diversas terras entro una de lors vilas apelada la Proteccio*[27] . . . . *Parten me de la Proteccio lo senhor del loc, que es gran senhor, e son frayre, que avian gran devotio a sanct Patrici e ajudo mot a endressar los pelegris, volc anar an my, e me acompagnec entro lo monestier, ont ieu fory mot fort resseubut. Passiey lo lac am 1 barca d'un fust cavat, car autras*

24) Vgl. die Noten O'Donovans a. a. O., bes. zu A. D. 1196; in den 'Annals of the Four Masters' kommt die Bezeichnung *Termon-Magrath* 1561 zum ersten Mal vor.

25) O'Connor, a. a. O.

26) Dessen Namen Ramon früher als Yrnel gegeben hat: O'Sullevan in der lateinischen Übersetzung (Historiae catholicae Iberniae compendium. Lissabon 1621. I. II. f. 14 ff.) schreibt *O'Nellus*, also O'Neill.

27) In der Ausgabe hier und im folgenden fälschlich Processio; vgl. aber oben über Tearmann und Termon Dabheoc; vgl. auch die Übersetzung: in pagum, qui Protectio vel Asylum nuncupatur, wozu O'Sullevan am Rande glossiert „Tarmuin"; also = Termon = Termon-Dabheoc.

Digitized by Google

barcas non y avia. Lo senhor de la Proteccio e lo prio que aqui era se tenian essems (Jeanroy et Vigneaux, l. c. Z. 371ff.).

4. Anschließend möchte ich hier über die von Georg genannten Oertlichkeiten in Apulien ein paar Worte sagen. Er behauptet (im Kap. *Sequitur historia*), er sei seiner Zeit *constitutus in apulie partibus capitaneus per illustrissimum principem et dominum, dominum Ludovicum, Regem Vngarie super quamplures ciuitates et castra quamplurima et singulariter super quandam ciuitatem que dicitur troya, situatam in marittima prope ciuitatem kray in karyli, que vulgariter dicitur karleton, et super multa castra, videlicet Anisseiam et alia quamplurima.* So liest Wien 1388; vgl. Wien 4008: *. . . troya . . . rari et rarili . . . rarleton . . . anisseiam;* Melk 175: *. . . Troya . . . Bari et Barrili . . . Barbeton*[28] *. . .;* Wien 2875 *. . . drogat . . . Bori vnd burili . . . borlotam . . . nweiffiam;* Wien 2994 *. . Droga . . . bari vnd harily . . . barlotten . . wayf-wam* — um eine würdige Auswahl der handschriftlichen Formen zu geben.

Klar ist zunächst, daß *Bari* und *Barletta* gemeint sind, aber *Troya* ist nicht (wie Denis[29] und die späteren glauben), *Troja* in der Provinz *Foggia*, welches weder in der Nähe von *Bari* und *Barletta* noch an der Küste liegt, sondern *Trajanum*, das heutige *Trani*, dessen Name allerdings im Mittelalter häufig, wie so manche andere anklingende Städtenamen, als *Troja* gegeben wird. — Ueber die in den Hss. *Anisseia* usw. genannte Burg schweigen alle. Ich wage die Vermutung, daß *Canusium* zu lesen sei (das heutige Canosa di Puglia), und möchte dafür auf die Quellen zur Geschichte der Apulien-Feldzüge Ludwigs des Großen von Ungarn verweisen, besonders auf die ausführlichste derselben, nämlich Dominicus de Gravina: Chronicon de rebus in Apulia gestis (Muratori XII, 3), worin die Kriegsereignisse in Apulien 1340–50 breit dargestellt werden und woraus ersichtlich ist, daß die Kämpfe sich besonders um Bari, Barletta, Trani, Canosa (und Andria) konzentrierten. Wenn Georg sich als *super quamplures civitates capitaneus constitutus* bezeichnet, so ist das wohl nur prahlerische Ausdrucksweise des jungen Mannes; in den Chroniken und Urkunden werden andere als capitanei der genannten Städte angeführt, auch in der verhältnismäßig unbedeutendsten Oertlichkeit: In der Burg Canusium wurde, als sie sich 1350 endlich nach tapferster Gegenwehr ergeben mußte, Thomasius Nicolosi Befehlshaber; so berichtet Dominicus de Gravina.

Der Georg „Crissaphan" selbst ist ja überhaupt noch nicht nachgewiesen worden. Auch eine ziemlich ausgedehnte Untersuchung der italienischen und ungarischen Chroniken und Urkunden der Zeit, soweit sie gedruckt vorliegen (auch der Quellen zur Geschichte der Johanniter, zu denen der junge Ritter offenbar Beziehungen unter-

28) Charakteristisch für diese Hs., die lieber Unverstandenes weglassen als Ungereimtes schreiben will.

29) Codices mss. theologici bibliothecae palatinae Vindobonensis latini . . . Vol. I. . . . part II, rec. Michael Denis (Wien 1794) Nr. DCXXXIX.

Digitized by Google

hielt) hat mir nichts sicheres ergeben. Den Namen *Crissaphan* als *Chrysophanes* zu deuten, wie Voigt zweifelnd erwägt, nützt uns nichts; eher glaube ich, wie Denis, der mit seinem allerdings auch nicht direkt fruchtbaren Vorschlag *Crisiensis Banus* vielleicht den Weg gewiesen hat, an eine Verschreibung im schlecht geschriebenen Archetypus; vgl. die sehr starke, in den Hss. weit auseinandergehende Entstellung von Namen wie *Bari, Canosa, Lichfield, Lincoln, Dundalk, Dromiskin, Magrath* u. a.; in mehreren Fällen ist gerade auch der Anlaut betroffen. Und Namenentstellungen sind in diesem Werk um so erklärlicher, als Angehörige mehrerer Nationen daran beteiligt gewesen sind: In Irland spielt die Geschichte, deren Hauptperson ein italienischer Ungar ist; ein Provenzale hat das uns vorliegende Werk verfaßt, aber die Schreiber der meisten Hss. waren Deutsche.

Und damit sind wir bei der letzten noch ungelösten Hauptfrage angelangt: Wie ist das Werk entstanden?

5. Das Buch in seiner uns vorliegenden Gestalt rührt von einem provenzalischen Augustiner-Eremiten her; vielleicht hat dieser, wie Voigt will, direkt aus dem Munde Georgs manches hören können. Sein Zweck war, im traditionell-kuriösen Gewande ein auch Laien zugängliches Buch moralisch-theologischer Unterhaltung zu geben und durchaus nicht, für das Purgatorium Patricii Propaganda zu treiben. Er hat aber einen in den Hauptzügen schon in Irland entstandenen Bericht benutzt; das beweisen die Briefe (vor allem der Brief des Paulus mit seiner Erwähnung der aus der 'Visio Pauli' übernommenen Führerschaft Michaels), Einzelheiten in den Visionen (wie der neue Zug mit dem großen Kessel des h. Patrizius in der 17. Vision) und die Botschaften des Engels, besonders die erste an den Primaten von Irland, Richard Fitz Ralph, gerichtete *super absolucionem magne civitatis sui archiepiscopatus, quam dictus primas iniuste interdicebat et excommunicabat, licet non ex malicia, nec ex iusticia, quamquam videretur* [?], *sed quia videbatur sibi civitatem in quibusdam punctis non facere debitum suum nec velle facere.* Daß hiermit Dublin gemeint ist, hat schon Voigt angedeutet (S. 181). Man kann zur Erklärung entweder an das Einschreiten Richards gegenüber den aus Ossory nach Dublin geflüchteten Häretikern denken oder — wahrscheinlicher — an seine Bestrafung der Unruhen in Dublin, die dadurch entstanden, daß er auch in dieser Diözese das erzbischöfliche Kreuz hatte vor sich tragen lassen[30]. Jedenfalls konnte das nur ein Irländer schreiben, und der vorsichtige, ja, submisse Ton der Erzengelbotschaft scheint mir noch dafür zu sprechen, daß der Inventor ein dem Richard Fitz Ralph untergebener Geistlicher gewesen sei.

30) Vgl. — außer zusammenfassenden Darstellungen wie Bellesheims 'Geschichte der kath. Kirche in Irland' — besonders W. H. Bliss and C. Johnson: Calendar of Entries in the Papal Registers, relating to Great Britain and Ireland. Papal Letters, Vol. III, S. 227; 231; 432 und Rymer: Foedera III, 1, 38; 51 ff.; 62, 80.

Digitized by Google

Größere Schwierigkeiten verursacht die zweite der an den Papst gerichteten Botschaften: *absolucionem cujusdam principis qui longo elapso tempore iam decessit.* Der Ausdruck ist so unbestimmt, daß eine sichere Deutung kaum möglich ist. Indessen war der hervorragendste unter den während der ersten Hälfte des XIV. Jhs. vom Papste gebannten Fürsten unzweifelhaft Ludwig der Bayer, der zwar erst 1347 gestorben war, über den aber schon 1324 Johann XXII. einen (1346 von Clemens VI. erneuten) Bannfluch ausgesprochen hatte. Die hierauf bezügliche Bulle wurde am 25. Juni 1325 in der Kirche von Armagh durch den irischen Primaten feierlichst verlesen, bei welcher Gelegenheit die Anwesenheit des Bischofs von Clogher, Nicholas Mac Cathasaigh (anglisiert: Mac Casey) bezeugt ist[31]; — das ist aber derselbe, der 1353 die Wahrheit der Aussagen Georgs bestätigt.

Wie dem auch sei, so hat Richard in dem ersten und dem dritten Briefe, die beide im Februar 1354 ausgestellt wurden und übrigens nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren, ein lebhaftes Interesse für die himmlischen Botschaften Georgs an den Tag gelegt und damit deren Existenz zu diesem Zeitpunkt bezeugt. In dieser Verbindung kann auch darauf aufmerksam gemacht werden, daß nur der Prior des Purgatorium-Klosters, Paulus, und der Bischof von Clogher, Nicolaus, die Wahrheit der Aussagen Georgs direkt bestätigen: *quare universitatem vestram attente rogamus . . . quatenus . . . eodem Georgio . . . in iis, que vobis dixerit de miraculis insule nostre, firmiter credatis* (so Paulus; Nicolaus ganz ähnlich), während der Johanniterprior Johannes und der Erzbischof Richard nur unter Verweisung auf die Urkunden der beiden Erstgenannten die Aussagen bestätigen, indem sie hinzufügen: *sicut ex testimonio episcopi Clochorensis . . . ac eciam prioris et conventus canonicorum regularium habentium custodiam . . . Purgatorii . . . recepimus* (so Richard; Johannes entsprechend). Es läßt sich aber kaum mit Sicherheit ausmachen, ob Georg aus Lough Derg schon ein ähnliches Schreiben mitgebracht habe, wie es der Notar Jacob Young 1411 dem Laurentius Rathold ausstellte[32], oder ob — was mir wahrscheinlicher vorkommt — ein Hauptkern des Berichtes in Unterredungen daselbst mit dem jungen Ritter (der nicht lesen konnte; Vis. VII), z. B. bei der in den Briefen stark hervorgehobenen Beichte, umgestaltet worden sei. Denn daß der Prior Paulus und der Bischof Nicolaus so ins Blaue hinein die Wahrheit der Aussagen Georgs bestätigt hätten, ist ja nicht glaublich: sie werden schon ziemlich bestimmt gewußt haben, was er sagen würde!

Mit diesem Bericht ausgerüstet geht Georg in die große Welt zurück, und daß die irischen Urheber hieraus eine propagandistische Wirkung erhofft haben, braucht nicht bezweifelt zu werden, und zwar um so weniger, als der Erfolg tatsächlich nachgewiesen werden kann,

31) Theiner: Vetera monastica Hiberniae et Scotiae, p. 230
32) Delehaye, a. a. O.

Digitized by Google

da, wie oben dargelegt, wenigstens einer, wahrscheinlich mehrere der Besuche des Jahres 1358 (sowie der spätere Besuch des Laurentius Rathold) auf Anregungen zurückzuführen sind, die von unserem Georg aus Ungarn ausgingen, und überhaupt das folgende Jahrhundert (nach der vorhergehenden dunklen Periode) die glänzendste Zeit der Pilgerfahrten nach dem Purgatorium S. Patricii wird.

Meiner Meinung nach muß somit — außer den Briefen, deren irischer Ursprung selbstverständlich ist — jedenfalls die zweite Hälfte des Werkes, von der Erscheinung Michaels an, auf einen in Irland entstandenen Kern zurückgehen; daß die mit der Owein-Legende übereinstimmenden Visionen und der eigentliche Reisebericht ebenfalls in den Hauptzügen in Irland entstanden sein sollten, scheint mir dagegen weniger wahrscheinlich.

Zu einem noch festzulegenden späteren Zeitpunkt ist die uns vorliegende schriftliche Fassung vom oft erwähnten provenzalischen Augustinereremiten ausgeführt worden. An diesem Manne mag nun noch ein kleiner Zug hervorgehoben werden, der vielleicht zur Einkreisung des noch Unbekannten mithelfen kann: er kennt die Form der Kaiserkrone. In der 24. Vision beschreibt er nämlich, wie die Heiligen goldene Kronen tragen, und sagt dann: *quidam tamen, sed non omnes, habebant præter auream coronam quandam aliam coronam parvam superpositam que dicitur aureola, que est quidem circulus aureus lapidibus preciosis ornatus ad modum circuli qui superponitur corone imperiali* (Wien 1398, 234 va.); der Judischhait-Uebersetzer gibt dies folgendermaßen wieder: *Geleich alls in des chaysers chron ein vmbring ist, also ist auch ein guldein chrais, aller mit edlm̄ gestain ausgelegt, den etleich heiligenn habn̄ über die gemain chron* (Kap. Hs.). Obschon die Ausdrücke nicht ganz eindeutig sind, glaube ich doch bestimmt, daß hiermit an den edelsteinbesetzten Bügel über der Kaiserkrone gedacht ist[33].

Allerdings ist vielleicht das Wissen um die Form der Kaiserkrone damals so verbreitet gewesen, daß hieraus für die Heimatbestimmung des Verfassers wenig zu entnehmen sei. Gerade damals, denn wir befinden uns zur Zeit Karls IV. und Colas di Rienzo. Und da muß ich noch an eine Begebenheit erinnern, die auf Georg als Ueberbringer „englischer" Botschaften an geistliche und weltliche Fürsten ein eigentümliches Licht wirft.

Nach seiner Flucht aus Rom im Dezember 1348 verlebte Rienzo dreißig Monate *una cum heremitis in montibus Apennïnis in regno Apulie constitutis.* Dann ging er im Hochsommer 1350 heimlich nach Prag, wo er noch unerkannt eine Unterredung mit dem Kaiser zu erlangen wußte, in welcher er diesem erklärte, daß einer der Ein-

33) Vgl. Burdach: Vom Mittelalter zur Reformation 2, I, 1, 3, III, 3; besonders die in der Note S. 238 herangezogene Stelle aus Petrus Comestor und die Bemerkungen in der Note S. 236 über die technischen Ausdrücke. Die eigentliche (thomistische) Verwendung des Wortes *aureola* weicht bedeutend ab.

Digitized by Google

siedler, *frater Angelus*, ihn eines Tages mit seinem richtigen, sonst geheimgehaltenen Namen angeredet und ihn als *ambaxiator* zum Kaiser geschickt habe (während gleichzeitig ein anderer an den Papst gesandt sei), Rienzo solle dem Kaiser kundtun, daß das Reich des Heiligen Geistes nahe sei, und daß ein *vir sanctus*, ein *pastor angelicus*, mit dem Kaiser zusammen den Erdenkreis reformieren solle. Durch den Einsiedler belehrt, wie er angab, hat dann Rienzo auch sowohl ältere Weissagungen gedeutet, als neue ausgesprochen[34]. (Der weitere, bekannte Vorgang geht uns hier nichts an).

Ich bezweifle nicht, daß derjenige, in dessen Gehirn die Botschaften des Engels an Georg entstanden sind, jenes wunderbare und prominente Beispiel einer himmlischen Botschaft gekannt hat. Ja, merkwürdigerweise gibt es unter den von Georg empfangenen Botschaften eine an sich sehr blasse, die erst durch den Vergleich mit einer von Rienzo ausgesprochenen Wahrsagung eine gewisse Farbe erhält. Georg muß, worüber er keine geringe Furcht empfindet, auch dem Sultan von Babylonien (d. i., dem damaligen Sprachgebrauch gemäß[35], von Aegypten) eine Botschaft überbringen, von der er nur sagen wollte, daß sie *continebat magnum et notabile bonum tocius christianitatis*. Darunter können wir uns kaum etwas vorstellen, bis wir vergleichen, daß Frater Angelus an Rienzo gesagt haben soll: *pastor angelicus . . . fiet . . . de thesauris ecclesiasticis templum Dei magnum ad honorem Sancti Spiritus dedicatum, quod Jerusalem vocabitur, et ibidem ad orandum infideles venient eciam ex Egypto*. Jetzt können wir vielleicht den Sinn der Botschaft Georgs an den Sultan erraten!

Ich möchte glauben, daß schon der Inventor unseres Werkes irgendwie Beziehungen gehabt hat zu jenem Heiligen Römischen Reiche, in dessen böhmisch-österreichischen Landen die Visionen des Georg aus Ungarn ihre dauerhafteste Wirkung ausgeübt haben.

34) Vgl. die Briefe Rienzos, besonders den Hauptbrief hierüber an Karl IV. (Nr. 49 bei Burdach), oder — wenn man den Eindruck der sonderbaren Geschichte in einem daran interessierten Lande ermessen willl — das 'Chronicon Estense' zum Jahre 1350 (Muratori XV, 460).

35) Vgl. z. B. Seb. Pauli: Codice diplomatico del sacro militare ordine Gerosolimitano (Lucca 1733—37) II, 95.

KOPENHAGEN, IM AUGUST 1926 LOUIS L. HAMMERICH

Digitized by Google

DIE RUNENBEWEGUNG UND DAS ARIANISCHE CHRISTENTUM

Über Quaden und Markomannen scheint in ihren alten Sitzen in Österreich und Böhmen im zweiten und dritten Jh. die große Kulturbewegung hinweggegangen zu sein, die die Runenkunst nach Deutschland und dem Norden brachte. Es ist die grandiose Entdeckung Wimmers[1], der uns über den Ursprung der Runen aufklärte, indem er nachwies, daß sie aus dem südeuropäischen griech. oder lat. Alphabet herzuleiten seien, und der glückliche Gedanke Salins[2], der an den Kunstformen gefundener Altsachen auch die Verbreitung der Runen vom Schwarzen Meer an die Ostsee zuerst zur Erörterung brachte, worauf Otto v. Friesen[3]) zurückgreift. Wenn wir auch Hirts Ansicht in reichem Maß berücksichtigen wollen, so scheint er mir in seiner an Anregung reichen 'Geschichte der deutschen Sprache' (1919) doch nicht den richtigen Weg in der Beurteilung dieser Angelegenheit eingeschlagen zu haben. Er hat die Resultate der Archäologie (B. Salin) zu wenig in Rechnung gezogen, auf deren Mitarbeit wir in keiner Weise verzichten dürfen, denn nur ein möglichst restloses Zusammenarbeiten aller verwandten Disziplinen ermöglicht ein Erkennen der Wirklichkeit. Römische Erzeugnisse, von denen die Donauländer geradezu überdeckt sind, haben auf die Formen einheimischer Produkte quadischer und markomannischer Handwerkerkunst einen nicht unerheblichen Einfluß ausgeübt. So dürften sich wohl besonders nach dem Markomannenkrieg über die Schmiedewerkstätten der Donauländer, dem Einfallstor nach dem germanischen Deutschland und dem germanischen Norden, auf kunstgewerblichen Gegenständen die Runenkunst als Dedikation und Verzierung vom Schwarzen Meer nordwärts verbreitet haben. Von den nach Böhmen führenden Handelsstraßen kommt weniger die von Regensburg nach Taus über die Senke von Neumark und Neugedein führende Straße inbetracht als der sogenannte Linzer Steig, der von Oberösterreich durch die Senkung von Freistädt nach Böhmen geht, und besonders der von Stockerau über Horn Neu-Bistritz und Neuhaus nach Sobjeslau führende Weg und die durch das Marchtal führende Straße über Brünn, Zwittau nach Prag. Wenn auf wg. Gebiet bisher keine Inschrift bekannt ist, die an das Alter der nordischen heranreicht, so könnte der Grund darin zu suchen sein, daß die zeitlich ältere Kulturwelle den Weg durch das Dnjestr-, Sau- und Weichseltal und die Ostseeküste entlang genommen haben könnte. Die Fundorte des Speerblatts bei Kovel in Wolhynien und des goldenen Fingerrings von Körlin in Pommern[4] ließen sich als Etappenorte einreihen, doch käme auch meines Erachtens die alte Völkerstraße, der Donau-Weg, in Frage, wofür uns der sogenannte Bukarester Goldring und zwei Fibeln mit halbrunder Kopfplatte und ovalem Fuß von Bezenye nahe der ungarischen Westgrenze (vom älteren Typ) die Wegweiser sein könnten, die Kulturwelle nach Wolhynien hätte den Weg durch das Marchtal eingeschlagen. Der Bukarester Ring, der Koveler Fund und die später angeführte Müncheberger Speerspitze aus Brandenburg reprae-

1) Runeskriftens oprindelse og udvikling i Norden, København 1874; Die Runenschrift v. L. T. A. Wimmer, übers. v. Holthausen, Berlin 1887.
2) Altgerm. Tierornamentik, Stockholm 1904.
3) Artikel 'Runenschrift in Hoops' RL. IV, 5ff.
4) Vgl. Salin, Agerm. Tierorn. S. 146 oder auch Wimmer.

Digitized by Google

sentieren denselben Typ wie die sogenannten Moorfunde, wovon die von Vimose und Torsberg (Schleswig) die ältesten (ca. 250—300) sind. Darnach kommt also auch die Elbstraße inbetracht, die in Urzeiten von einwandernden Idg. in gleicher Richtung, von Kimbern, Teutonen und andern Stämmen in umgekehrter Richtung begangen wurde.

Wir legen uns die Frage vor: Wie hat man sich das Verbreiten der germ. Altsachen und der Runen zu denken? Schwerlich nur und ausschließlich durch Völkerwanderung, ja vielleicht nur in den seltensten Fällen. Vielmehr über jene kleineren Mittelpunkte der Stämme, wo man sich Kult- und Gerichtsangelegenheiten halber versammelte, wo man jene neuen Importe und Imitationen sah, sie wieder nachbildete und mit Dedikationen von einzelnen Worten, abgekürzten Sätzen versah. Die Vermittler von dem einen Stammesbezirk aber in den angrenzenden werden Kaufleute gewesen sein. Ja es konnte vorkommen, daß ein besonders Runenkundiger oder einer, der mit seinen Kenntnissen protzen wollte, ein ganzes Runenalphabet als Verzierung anbrachte, wie uns z. B. die Alphabetinschrift von Kylfver auf Gotland (gegen 400) zeigt.

Da ja die Verbreitung von Altsachen auf alten Wanderstraßen[5]) vor sich gegangen sein dürfte, so wollen wir sehen, ob sich alle Fundorte anzugebender Gegenstände einordnen. In Klammern gebe ich die von B. Salin S. 146 aufgezählten Altsachen an. Wiederum soll uns O. Schlüters Siedlungskarte[6] Anhaltspunkte für die noch nicht erwähnten Straßen, die der Kulturstrom eingeschlagen hat, gewähren. Von der Donau nahm er den Weg über den Linzer Steig, über Stockerau—Horn—Neu—Bistritz—Neuhaus—Sobjeslau oder durch das Marchtal über Brünn—Zwittau in das böhmische Tiefland, von da entweder die Elbe abwärts, wo wir schließlich in das alte Siedlungsland zwischen Meißen und Torgau, westwärts in die Ebene nördlich des Thüringer Waldes und nördlich des Harzes bis nach Hannover gelangen oder durch das Eger—Elster—Saale—Unstrut—Leinetal oder Helme—Oder—Rhume—Leinetal ebenfalls nach Hannover oder rechts von der Elbe nach Brandenburg (die eiserne mit Silber eingelegte Speerspitze von Müncheberg) oder das Egertal aufwärts, das gewundene Maintal abwärts in die seitwärts sich anschließenden Siedlungsflächen. So gelangen wir durch die Wetterau die Wetter aufwärts nach Friedberg in Oberhessen (eine Spange von Friedberg), die Lahn abwärts nach Ems (eine Fibel der Nordendorfer in Bayern ähnlich), von dort ins Rheintal oder Main abwärts ins Rheintal. So gelangen wir nach Rheinhessen (runde Spange von Osthofen in Rheinhessen), ins Nahetal (die degenerierte Fünfkopffibel von Freilaubersheim in Rheinhessen), Rhein abwärts in die Rheinprovinz (Fibel mit rechteckiger Kopfplatte und ovalem Fuß von Engers, Rheinprov.). Es hat den Anschein, als ob die Kulturwellen, die von den Donauländern den Weg durch das March—Thaya—Schwarzawatal über die mährische Ebene nach Osten das Odertal aufwärts nahmen, sich im Siedlungsgebiet der Silingen gestaut hätten, da das Odertal z. T. wegen der sich längs des Flusses hinziehenden Sümpfe wenig als Völkerstraße geeignet war.

5) Über die Urwanderstraßen, die später immer wieder von den wandernden Stämmen benutzt werden, spreche ich in meiner großen Arbeit, die demnächst erscheinen soll.

6) Reallex. d. germ. Altert. K. I, 424/25.

Digitized by Google

Wenn auch das eigentliche Westdeutschland erst später von diesem Kulturstrom ergriffen wurde, so läßt es sich doch damit vereinen, daß die wg. Runen den ältesten Typus darstellen. Wenn die Besiedlung Bayerns erst um 500 erfolgt ist[7], so braucht an und für sich die zu Nordendorf in Bayern gefundene Fibel, die mit der von Charnay im Dép. Côte d'or, einer Fibel mit rechteckiger Kopfplatte und auswärts gewendeten Tierköpfen, Ähnlichkeit hat, nicht erst nach 500 dorthin gelangt zu sein, denn Bayern beherbergte schon vor 500 Germanen[8]. Der Weg, der eingeschlagen wurde, führte die Donau entlang über den Klettgau und Sundgau. Eine zweite Fibel aus Nordendorf hat Ähnlichkeit mit denen von Bezenye in Ungarn.

Mit jenem Kulturstrom, dessen letzte Ausläufer bis nach Skandinavien reichen, ist zweifelsohne, und ich finde meinen Gedanken bei Salin bestätigt, der Wodanskult nach Skandinavien gedrungen. Es ist mir aufgefallen, daß gerade Oðin als der runenkundige Gott gilt. Oðin und Vanenreligion mit Njǫrðr und Freyr als Hauptgöttern kommen m. E., und darin stimme ich mit Mogk und Fr. Rolf Schröder in seiner geistreichen Skizze[9] überein, aus Norddänemark über die dän. Inseln nach Skandinavien; Oðin als Kultgott und Gott der Erle dürfte aber mit dem Runenstrom nach Skandinavien gelangt sein. Allem Anschein nach hat diese Kulturwelle zum großen Teil über Schweden Norwegen erreicht. Wenn Salin den Ausstrahlungspunkt nach Hannover verlegt, so möchte ich nicht schlechtweg von Hannover sprechen, weniger von einem nordwestlichen als vielmehr von einem nordöstlichen oder nördlich ndd. Gebiet an der Elbe, wo man im wand.-lang. Gebiet Frea und Wodan kannte, in Holstein und Mecklenburg, wo man noch heute Wode rep. Frû Gôde kennt. So dürfte die Kulturwelle die Elbwanderstraße als Weg eingeschlagen haben. Eben jene Flutwellen, deren Fluktuieren auch in der Völkerwanderungszeit noch nicht nachgelassen hatte, führten jene ostgerm. Heldendichtungen über Deutschland nach dem Norden (Wodan: Wälsung = Oðin: Vǫlsungr).

Auf eben diesen Verkehrsstraßen wird auch das arianische Christentum zu den deutschen Stämmen gedrungen sein. Wenn Fritigil 398 die erste markomannische Christin gewesen sein soll, so ist damit sicher, daß Markomannen schon vor ihrer Auswanderung aus Böhmen mit dem Christentum in Berührung kamen. Zu konstatieren ist, daß die bayr.-österr. Gegenden in mehr oder minder engen Beziehungen zu ostgerm. got. Stämmen gestanden haben. So treten im Bayr. got. Eigennamen[10] auf, ferner sind *pfinztag*[11] und *pherintac*[12], beide nur bayr.-österr., wohl Entlehnungen aus dem Got. An das Wort *Pfinztag* schließt sich die Bildung *pfinztokmandle* („Spinnstubenfrau") an, unter welchem Namen Frau Perchta auftritt, so in Gottschee, in Bayern als *pfinze* oder *sack semper*[13]. Der *Simpertag* ist der achte Tag nach Drei-

7) Zwischen 488–526/33, L. Schmidt, Gesch. d. dt. Stämme II, 2 S. 213.
8) Ebda. S. 114ff., 116f.
9) 'Hoenir': Beitr. 43 242ff.
10) Salzb. Urk. des 10. Jh's. bieten: *Amalperht* S. 108 neben *Amul-* u. *Amol*, ferner finden sich in Freis: *Amalunc* 78a, *Amalger* 214, *Amalrich* 227, *Amalpirc* 204; außerdem *Amalfrit, Alarich, Alavio, Sigifuns.* (Franck, Afränk. Gram.)
11) *phinztac phincintac* (πέμπτη ἡμέρα).
12) Graff V, 360.
13) Der *simper* ist merkwürdigerweise auch im Mnd. bekannt (Schiller-Lübben). *Zimbert* ist Donnerstag vor Fastnacht.

Digitized by Google

könige[14]. Das Wort *sambaztag* ist nicht nur bayr.-österr., es hat sich auch über Alemannien und Böhmen[15] verbreitet, ist das Maintal aufwärts und Rhein abwärts gewandert, so daß es heute oberfrk. und dem Mäin-Wetter-Lahngau sowie den rheinischen Dialekten bekannt ist. *Ertag Erchtag*[16] und *Maut*[17] ahd. *mûta* „Wasserzoll" got. môta „Zoll" scheint nur bayr.-österr. gewesen zu sein.

Was die Rezeption des arianischen Christentums betrifft, so bin ich zu einem einigermaßen anschaulichen Bild gelangt. Ich weiche von der Auffassung Kluges[18], Braunes[19] und W. Schulzes[20] erheblich ab. Im Mittelpunkt scheint mir die Deutung des Wortes „Heide" zu stehen, das die verschiedenen Erklärungen[20] erfahren hat.

Ich bin zu der Ansicht gekommen, daß es sich bei diesem arianischen Christentum nicht etwa um eine Missionstätigkeit im großen, die sich bis nach Niederdeutschland erstreckte, handelt, daß die Rezeption des Christentums nicht etwa eine Sache des Herzens für den einzelnen als vielmehr eine Form- oder Modesache war. Ich möchte fast annehmen, daß das Christentum besonders oder vielleicht ausschließlich an Verkehrszentren, in Dörfern und zusammenhängenden Siedlungscomplexen[21] zu finden war, wo der für alles Fremde aufnahmefähige Germane nicht nur die äußere Kultur annahm, sondern sich auch gern durch Übertritt zum Christentum als ebenbürtiges Glied dem griech. arianischen Staatsbürger gegenüber fühlen wollte. Das Neue fand aber bei dem gleich veranlagten Stammesgenossen nur allzu schnell Nachahmung, das innere Christentum verflachte aber, je weiter es nach Norden kam, bis es lediglich zur Formsache und zum bloßen Wort ohne Inhalt geworden war.

Wir dürfen nicht sprechen von einer älteren christlichen Terminologie für das Seelische. Ich bezweifle eine Kontinuität zwischen Got. und Ags.; got. *armahairts* = „barmherzig" : ags. *earmheort* steht auf sehr schwachen Füßen, denn ags. *earmheort* ist nur einmal bei Greg. Dial. I, 2, ahd. *armherzi* einmal bei Otfrid[22] belegt. Beide beruhen auf lat. *misericors*. Da Wulfila neben got. auch griech. und lat. Predigten gehalten haben soll, so mag auch er *armahairts* wie Deutsche und Angel-

14) *Videant qui in certis noctibus ut epiphaniae pericht (Perichte), alias dominae habundiae* (Grimm Myth[4], 237) *vulgariter phinczen oder sach semper ponunt cibos aut sal ut sit isto anno huic domui propitia et largiantur satietatem et abundantiam, unde et Habundia vel Sacia vocatur.* Schmeller 271; Waschnitius, Perchta, Holda und verwandte Gestalten. Sitzgsber. d. Kaiserl. Ak. d. Wiss. Phil. Hist. Kl. Bd. 174 (1914) S. 63.

15) Vgl. Jelinek, Mhd. Wb. für Böhmen.

16) *Ἄρεως ἡμέρας* Kluge, Beitr. 35, 142 (?); 13. Jh. *(h)eri-erigtac. ergetac* bei Berth v. Regensb., im 14. Jh. *er(e)tac* und *eryntag* Mon. Zoll. 3, Nr. 187. Weigand-Hirt I. 356.

17) Kluge, Beitr. 35, 152., Grimms DWB.

18) Beitr. 35, 124ff. u. 'Wortforsch. u. Wortbildg.'

19) Beitr. 43, 429.

20) Hoops „Festsch. f. W. Braune" 1920; Falk u. Torp J. F. V, 178ff. u. Etym. Wb.; E. Schröder G.G.A. 1917, 376ff.; W. Schulze, Sitzgsber. d. Preuß. Ak. 1905, 36, 747ff. Ich möchte aufmerksam machen ergänzend zu W. Schulzes Darstellungen, daß ich den Unterschied *þiudôs: τὰ ἔθνη, Ἕλληνες* und *Krêkos* resp. *Krêks: Ἕλληνες* beleuchte.

21) Gegenüber Einzelhöfen Germ. 16; Tac. Schilderungen haben sich durch Ausgrabungen bewahrheitet.

22) Otfr. II, 16, 17 *sâlig thie armherze ioh thie armu uuihti smerze beati misericordes.*

Digitized by Google

sachsen dem *misericors* nachübersetzt haben, wie auch sonst lat. Einflüsse in got. Endungen zu spüren sind: *aiwaggelista* (und da unwiderleglich), *apaustauluns, praufetuns, aiwaggelistaus* Eph. 4,11, *waurstw waurkei aiwaggelistins* 2. Tim. 4,5. Doch möchte ich wie W. Schulze (S. 18) nicht so sehr annehmen, daß dem griech. Einfluß ein röm. vorangegangen ist, als daß beide Einflüsse gleichzeitig auf das Got. gewirkt haben, zumal in den Donauländern, wo das griech. und lat. Sprachgebiet zusammenstoßen, zu leicht wechselseitige Entlehnungen erfolgt sein können, so daß wir nicht entscheiden können, was vorher oder nachher auf das Got. eingewirkt hat. Für lat. *miser* ist *arm* das gegebene Wort[23], und da liegt die Verbindung sowohl für got. *armahairts*, ags. *earmheort* und ahd. *armherzi* auf Grund von *misericors* sehr nahe. Sie sind also Wortübersetzungen zu *misericors*, alle unabhängig von einander vorgenommen; ags. *mildheort* ist eine Sinnübersetzung, und wenn hiervon im Got., Ahd., Ags. Gleichungen vorkämen, würde man eher von einer Kontinuität sprechen dürfen. Durch das nord. *aumhjartaðr (aumr = armr) : misericors* und *aumka : misereri* wird unsere Annahme einer Wortübersetzung vollends bestätigt, weil Kluge doch wohl nicht bis zum Nord. Kontinuität anzunehmen gedenkt. Somit wäre die Hauptstütze für eine vorchristliche Terminologie des Seelischen ziemlich brüchig. Ich glaube aber auch, daß „erbarmen" (wahrscheinlich aus *ar- ir-* + *barmên*, (<*bi* + *armên*), *armên misereri* und *parmanto miserando* Graff I, 423, das Got. hat Zusammensetzung mit *ga*—, das Ags. neben *yrman* ȝeyrman) ebenso wie *diomuot* durchaus nicht auf got. Missionstätigkeit zurückzugehen braucht. Das typisch Christliche der Nächstenliebe resp. die christliche Demut sind den germ. Begriffen des Helfenwollens dem, der sich in physischer Not befindet[24], resp. des knechtischen Unterwürfigkeitgefühls oder der Gesinnung eines Dienenden aufgepfropft[25]. *Deomôtî* mit Ableitungen kommt bei Notker und in Glossaren vor, Tat. braucht dafür *ôdmôtî*, Otfr. *ôthmuatî* neben *thiomuati* adj. Wenn ags. *wiȝ weoh* „Götterbild", an. *vé* und as. *wîh* „Tempel", ahd. *wîh(i)*, ags. *wîh*, got. *weihs* „heilig" heißt und in allen germ. Sprachen „weihen"[26] vorhanden ist, so deutet das darauf hin, daß man in heidnische Worte den christlichen Sinn legte und mit heidnischem Material das Neue aufbaute. Ags. Bekehrer brachten den neuen Begriff, den sie in *wiȝ weoh (wēȝ)* „nicht nur *idolum*, sondern besonders *fanum sacrum*" legten, nach Deutschland und dem Norden, ahd. *wîhen*, as. *wîhian*, afr. *wîga* und nord. *vígja* scheinen sekundär und unabhängig vom Ags. (ags. *wiccian* „hexen") gebildet zu sein. Gerade der Umstand, daß im Got. die Entsprechung für ahd. *heilag*, as. *hêlag*, afr. *hêlich*, ags. *hâliȝ*, an. *heilagr* fehlt, dürfte dafür sprechen, daß wir es eben nicht mit einer got. Missionstätigkeit zu tun haben, daher

23) *miser = armalîh, misereri = armjan armên arbarmên, miserandus = erbarmelîh, misericordia = irbarmida irbarmidi.*

24) Vgl. die weitgehende Gastfreundschaft des Nordländers.

25) Für das Christentum war aber der Boden z. T. nicht allzu ungünstig; denn in den auf germ. Boden fortwuchernden Balderkult bargen sich Auffassungen, die den christlichen nicht allzu fremd waren. Der Balder*kult* und der Baldernamen kann m. E. aber nur für den Norden nachgewiesen werden; was die Erklärung von *balder* im Mers. Zspr. betrifft, so kann ich an dieser Stelle nicht darauf eingehen.

26) Außer ags., *wiccian* heißt „hexen", ags. *wiglian* aber *to practise divination or sorcery.*

Digitized by Google

auch nicht mit einer got. frühchristlichen Terminologie. Der Ausgangspunkt für „heilig" dürfte das Ags. sein.

Wohl gab es in Trier schon Anfang des dritten Jh.s einen Bischofsitz, und die Bischöfe von Köln und Tongern nahmen heftig an den Parteistreitigkeiten teil, doch sie waren keine Arianer und standen mit Gallien in innerm Konnex, nicht mit Ostrom[27], auch das Augsburger Bistum, ein Schößling der italienischen Kirche, stand in Verbindung mit Westrom, nicht mit Ostrom. Das Arianertum mag auf germanischem Boden Ende des 4. Jh.s zuerst Wurzeln gefaßt haben, denn 398 finden wir Fritigil als die erste christliche Königin im Markomannenland, und im 5. Jh. hören wir von einem Allemannenfürst Gibald, der arianischer Christ war. Doch ich halte dieses Frühchristentum mehr für eine Form- und Modesache als für eine Herzensangelegenheit.

In diesem Sinn möchte ich auch die Gräberfunde aus dem 4. oder Anfang des 5. Jh.s beurteilen: ein Hüftgehänge aus Nordendorf aus der Nähe von Augsburg mit dem Kreuzeszeichen zusammen mit einer Spange, die Inschrift: *lôna þiorê Vôdan vinuþ* (Freundschaft) *lônâþ*[28] tragend. Nicht anders dürfte auch das im Jahr 1850 bei Teplitz aufgefundene Grab einer germ. Fürstin mit einem beigegebenen Kreuz gedeutet werden[29].

Das Christentum war Staatsreligion des römischen Reiches geworden, und man war sich auf germ. Boden bewußt, welche neuen Kulturwerte die Fremde bot. Die Grundpfeiler bilden die Worte „Christ" und „Heide". Wegen der Stetigkeit, mit der das Wort *Christ* mit kurzem *i* im Deutschen gegenüber dem engl. mit *a i*-Ansprache auftritt, ist man geneigt, es für griech. Entlehnung zu halten, doch diese äußerliche Wahrscheinlichkeit ist nicht bindend, wenn wir wissen, daß die Sprache kein mathematisches Exempel ist. *Aemilius* wird im Frz. *Émile* (afr. ę̄), im Norddt. hören wir stets *Ēmil* mit langem E, im allem. Schwarzwald wird man wegen dieser Aussprache, wenn es gut geht, verlacht; dort spricht man *Ĕmil* mit kurzem E. Selbst das Wort *Christ* kann seine Hauptverbreitung dem Ags. verdanken.

Nun das Wort „Heide." Alle bisher gegebenen Etymologieen können mich nicht ganz befriedigen. Griech. *τὰ ἔθνη* „die Heiden" übersetzt Wulfila mit *þiudôs*, auch *Ἕλληνες*, nämlich jedesmal, wenn es sich um den Glaubensgegensatz handelt, nicht wenn er in ihnen die Vertreter der griech. Nation *(= Krêks)* sieht. Die Stelle Kor. I, 12, 13 scheint zunächst meine Deutung zu Fall bringen zu können, indem hier offensichtlich die Nationen Juden und Griechen in Gegensatz gesetzt wären: *jah auk in ainamma ahmin weis allai du ainamma leika daupidai sium, jaþþe Judaieis jaþþe þiudos (εἴτε Ἰουδαῖοι εἴτε Ἕλληνες), jaþþe skalkos jaþþe frijai, jah allai ainamma ahmin dragkidai sijum.* Doch wenn wir den tatsächlichen Sinn verstehen wollen, müssen wir zunächst kurz auf den griechischen Wortlaut eingehen. Alle, möchte ich sagen, haben sich von den bloßen griechischen Buchstaben und Worten verführen lassen, woraus auch der grundfalsche Sinn in der deutschen Übersetzung entstanden ist, als ob es sich handelte um den nationalen Gegensatz von Juden und Griechen. Die Verführung ist nur allzu leicht möglich, der Sinn der Übersetzung ist aber

27) Hauck, Kirchengesch. I, 51.
28) Z. f. d. A. 14, 77.
29) Strakosch I, 220, L. Schmidt, Gesch. d. dt. Stämme II. 2., 208.

Digitized by Google

falsch. Hier liegt gleichfalls dem *Ἕλληνες* der Sinn Griechen = Heiden zugrunde. Für den Heidenapostel Paulus, selbst vorher ein Jude und Pharisäer, waren sowohl die *ἔθνη* als auch die Mehrzahl der griechischen Stammesgenossen Heiden, er spielt deshalb Juden und Griechen = Heiden gegeneinander aus und begreift sich selbst in den Worten ein: „Denn wir alle sind zu einem Geist, zu einem Leibe getauft." Auch dem lat. Text muß eine Auffassung zugrunde liegen, die meiner Deutung entspricht, wie sollte sonst der Gegensatz: *sive Judaei sive Gentiles* (geschlechtsverwandt) zustande gekommen sein. Besonders deutlich spricht für mich Gal. 2,14: *jabai þu Judaius wisands þiudisko lībais jah ni iudaiwisko, hvaiwa þiudos baideis iudaiwiskon.* Ebenso zu beurteilen sind: Kor. I, 1,23; Joh. 7,35; Joh. 12,20. Wenn es sich bei der Übersetzung um ihre Nationalität handelt, setzt er *Krêks.* Für *þiudos* = *Ἕλληνες* und *Krêks* = *Ἕλλην* resp. *Krêkos* = *Ἕλληνες* möge man die Beispiele z. B. bei Streitberg[30] nachsehen. Der Sg. „Heide" läßt sich aber nicht mit *þiuda* geben. Wulfila hilft sich in dem einen Fall Mark. 7,26 *ἦν δὲ ἡ γυνὴ Ἑλληνίς, Συρο Φοινίκισσα τῷ γένει* mit *was uþþan so qino haiþno, Saurini funikiska gabaurþai.* Die entscheidende Frage, die wir uns vorlegen müssen, die aber Braune und Hoops entgangen ist, ist die: War die Endung *- ana, - ina, - na,* die Hoops in ahd. *heidan* as. *hēthin* ags. *hæðen* an. *heidinn* got. *haiþnô* wiederzuerkennen glaubt, noch in allen germ. Dialekten im 4. und 5. Jh. lebendig und produktiv, so daß jeder Dialekt das Wort selbständig hätte bilden können? Das muß ich entschieden verneinen, und es scheint schon im voraus daran zu scheitern, daß sich dieses Suffix im Nord. zur Bildung von nom. agent. nach dem Typ *þiudans dryhten* nicht vorzufinden scheint[31]. Daraus könnte gefolgert werden, daß das Wort als Lehnwort und Modewort in die germ. Dialekte aufgenommen wurde, sich auch sprachlich, ohne daß man sich viel um die Bedeutung des Suffixes gekümmert hätte, ohne weiteres einordnete, aber nicht selbständig in jedem einzelnen Dialekt geprägt sein kann. Ich bin der Ansicht, daß got. *haiþnô,* worauf „Heide" zurückgeht, eine adj. Bildung ist. Das Grundwort ist *haiþi* „Steppenland, Heideland" (wo auf den Einzelhöfen noch wenig höhere Kultur zu finden war), das Suffix ist das griech. = *ινος,* denn im Griech. ist die Endung in der Bedeutung „stammend von" noch durchaus lebendig[32]. An ein germ. Suffix *-ina* (Deminutivsuff.[33]) und *-ino* (Stoffadj.[34]) zu denken, wäre wegen der Bedeutung verfehlt, wohl mag ursprünglich das Stoffadjektivsuffix mit dem griech. *- inos* verwandt gewesen sein. Die Endung *-isko* konnte er weniger gebrauchen, da es schon *haiþiwisks* = *ἀγρως* gab. Nach Brugmann[32] drückt griech. *- inos* nicht nur den Stoff, sondern auch die Herkunft aus: *ἰχθύινος* „von Fischen herrührend", *πεδινός* „von dem flachen Lande stammend, auf dem flachen Lande vorkommend." So bin ich, ohne daß ich es wollte, der Parallelentwicklung, die vermutlich *paganus* durchlaufen hat, nahegerückt: *paganus* dürfte zunächst ge-

30) Ich kann es nicht als einen Vorteil ansehen, wenn nicht alle Belegstellen stets angegeben sind. Aus methodischen und praktischen Rücksichten ist selbst jedes *„jah"* zu registrieren, man denke an Arbeiten wie „Ueber das Syndeton und Asyndeton."

31) Kluge, Nom. Stammbildgl. § 20, 21.

32) Brugmann, Grdr. II, 1. S. 146.

33) Kluge, Nom. Stammbdgl. § 57f.

34) § 198ff.

Digitized by Google

wesen sein, „der vom Lande", der die höhere Kultur, die die Stadt bietet, nicht besitzt", „der Heidnische", „der Heide"[35]. Diese mutmaßliche Parallelentwicklung, obwohl sie fürs Lat. bis jetzt noch nicht klar bewiesen ist, dürfte auf die allgemeine, eigenartige Auffassung vom Frühchristentum, als sie eben zur Staatskirche erhoben worden war, zurückgehen, daß man in dem Christen zunächst den Städter von höherer Kultur und Bildung sah, der oft auch nur im Besitz des oberflächlichen Christentums war. Got. *haiþno* und die einzelnen anderen germ. Dialektworte für „Heide" wären eigentlich immer in Anführungszeichen zu setzen, um anzudeuten, daß man darunter jene hybride got.-griech. Bildung, und in den andern germ. Dialekten, daß man jenes got. Lehnwort, deren Bedeutungsinhalt nur dem gebildeten Goten im vollen Umfang verständlich war, meine. Der wirkliche Sinn des Wortsuffixes war selbstverständlich im Ags., As., Ahd. nicht mehr bekannt, ordnete sich aber lautlich durchaus ein: ags. *hæðen* (adj. und subst.) nach *dryhten þeoden* und *þeowen* „Dienerin", as. *hêdino* swm., mnd. *heidene* nach andd. *scepino*, ahd. *heidan heiden heidin* (im plur. häufig subst.) nach ahd. *sceffino*. Man fühlt besonders im Ahd. den vorwiegend adjektivischen Gebrauch noch durch. Wenn ahd. *heidan* ags. *hæðen* eine Bildung wie *þiudans* resp. *þeoden* „König" als eine primäre Substantivbildung aufzufassen wäre, widerspricht der besonders im Ahd. vorwiegende Gebrauch als adj. Wohl kann eine Adjektivbildung später als Subst. gebraucht werden, aber umgekehrt nicht. Got. **haiþins* ist ein geprägtes Wort und dürfte einer Bildung wie *bôkareis* (got. *-âreis* nur bei gelehrten Begriffen) einigermaßen entsprechen. Wenn Wulfila den Plur. „Heiden" mit *þiudos* gibt, braucht er durchaus nicht mechanisch das griech. τὰ ἔθνη übersetzt haben, sondern er mag an soziale Unterschiede gedacht haben, wie eine Stelle zeigen könnte, wo *þai þuido* für griech. τελῶναι *K (= Zöllner), ἔθνικοι Sin BDZ (vielleicht auch Chr.) steht: Math. 5,46 *jabai auk frijoþ þans frijondans izwis 'ainans, hvo mizdono habaiþ? niu jah þai þiudo þata samo taujand?* Die Zöllner als niedrigste Volksschicht werden den Christen gegenüber gestellt, als von der Liebe des Christen zu seinesgleichen die Rede ist, die ihm aber keinen Lohn einbringt, das täten auch die Nichtchristen, die Zöllner. Oder Wulfila denkt an kulturelle Unterschiede oder an soziale und kulturelle zugleich. Der Vergleich *hövesch : dörper*[36], *latinisk : diutisk*[37] bewegt sich in ähnlicher Richtung. So versteht Wulfila unter **haiþins* den Bewohner der Heide, den, der von der Steppe stammt, der noch wenig oder garnicht von höherer Kultur berührt war. An einen Unterschied zwischen Stadt und Land in unserm Sinn ist selbstverständlich auf germ. Boden zu der Zeit noch nicht zu denken, wo Wulfila diesen macht, ist er in der Übersetzung konstruiert.

35) Doch vgl. W. Schulze, Griech. Lehnw. 24ff.

36) Wenn sie auch dem afrz. *courteis* und *vilain* nachgebildet sind, so verband man natürlich auch mit der deutschen Übersetzung die dementsprechende Vorstellung.

37 Gelehrtensprache: Laiensprache, Volkssprache?

BERLIN-LANKWITZ, Z. Z. SCHIERKE (HARZ) KARL SIMON

Digitized by Google

EIN NEUES OSTERLEIS VON DER WENDE DES 15. ZUM 16. JAHRHUNDERT

Ein unscheinbarer Fund ist hier mitzuteilen, der, wie so oft, Anlaß zu weitgreifenden Bemerkungen gibt. Wir sind um eines der zahlreichen Osterlieder reicher, die mit dem alten Freudenruf anheben „Christ ist erstanden". Das neue Leis steht handschriftlich auf dem Vorsatzblatt einer Venezianischen Incunabelbibel, einer sogenannten Lyrabibel, aus dem Jahre 1495. Dieses Werk lag bis vor kurzem in dem jüngst anläßlich der problematischen Vergrößerung durch einen modernen Anbau häufiger genannten Kloster St. Peter in Salzburg, das zu jener Zeit auf eine reiche, auch deutsch-literarische Blüte zurückblicken konnte. Die Umstände, unter denen die Bibel hier lagerte, lassen darauf schließen, daß wir in St. Peter ihren ursprünglichen Verwahrungsort sehen dürfen.

Christ ist erstandn mit seiner macht,
gelobet sey dy gotlich krafft
vnd die gwaltige gottes hand,
die den teuffl uberwandt
Kyrie eleison

Das kreucz er auff seine rugken trug,
Sein hendt vnd fuesß ma jm durch schlueg
Maria gie dye giengn hyndn nach.
Kayner muet° nye so laid geschach
Kyrie el

So er nit erstandn wer,
dy vorhell wer nit wardn leer,
Seit das erstandn ist
so lobn mir den vater Jhesu christ
Kyrie eleison

Maria muet° rayne maydt,
wie sentlich waß deins herczn laidt,
do du deine sun in nottn sachst,
vnd do du jm nit helffn magst.
Kyrie elei

Gelobt seistu Jhu christ,
seit das du erstandn pist,
vnd hast zerprochn des teuffls list,
der vnser wider sacher ist
Kyrie eleison

Die grammatische Interpretation dieser handschriftlichen Eintragung ist bald erledigt. Der Lautstand zeigt — auch wenn man auf die neuen Diphthonge keinen übergroßen Wert mehr legen will — mit seiner *b*-Verschiebung *(pist, zerprochen)*, seinen alten Diphthongen *(schlueg)*, der Wiedergabe des alten *ei* durch *ai*, der Form *nit* u. a. einen mäßig ausgedrückten bairisch-österreichischen Charakter[1]. Die Mäßigung des Lautstandes wie das Schriftbild deuten auf die

1) Die Assonanz *macht : krafft* spricht nicht dagegen, vielmehr sind ähnliche Fälle zu jener Zeit auch in Oberdeutschland nicht selten. In Hans Sachs'

Digitized by Google

Wende des 15. zum 16. Jahrhundert; wir werden nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß ein Mönch des Salzburger Klosters nicht lange Zeit nach Erscheinen der Bibel, also zwischen 1495 und etwa 1525, die Einzeichnung gemacht hat. Dies geschah ziemlich flüchtig, wie Duktus, willkürliche Kürzungen, der Auslassungsfehler in 3,3 *(erstanden* statt *er erstanden)* und die Streichung eines vorschnell geschriebenen *gie* in 2,3 dartun. Schwieriger ist die Frage nach dem Alter des Originaltextes zu beantworten. Die verhältnismäßig einfache Formelhaftigkeit, die weit absteht von den Aufschwellungen, die dieser Liedtypus schon um 1500 erlitt, sowie ein zur Zeit der Niederschrift kaum mehr gebrauchtes Wort wie *sentlich* könnten vermuten lassen, daß er erheblich älter sei. Ich komme darauf noch zurück.

Mit welchem Recht bringen wir diesem Liedchen größere Aufmerksamkeit entgegen? Es sind zwei Gründe. Einmal ganz allgemein die Zugehörigkeit zu einem Typus, der zu den verbreitetsten und fruchtbarsten der deutschen Hymnik gehört und vielleicht ihr interessantester genannt werden muß. Ich kann dieses Kapitel hier nur kurz streifen und im Vorübergehen auf schlummernde Probleme hinweisen. „Christ ist erstanden" ist bekanntlich der älteste deutsche Bestandteil der Osterfeiern und Osterspiele, die erste Rolle, die an deren Schlusse dem gesamten Volke übertragen wurde. Dieser Brauch setzte vermutlich im 13. Jahrhundert ein. Später fand er auch bei der Kreuzerhebung seinen Platz. Bemerkenswert ist in unserem Zusammenhang, daß der älteste Osterfeier-Typ, der diesen Zusatz enthält[2], Salzburgischer Herkunft ist. Ungelöst scheint mir vor allem folgende Frage: Ist unter dem in den Hss. überlieferten „Chr. i. erst." von Anfang an das zunächst einstrophige Leis zu verstehen, oder wurde ursprünglich tatsächlich nur diese Zeile gesungen? Man findet in den alten Osterfeiern die Zeile zumeist ohne Zusatz, manchmal aber auch mit einem *etc.* versehen; eine Feier aus dem Chiemseer Brevier (15. Jhdt.) deutet das Leis sogar durch Ausschreibung der halbennächsten Zeile desselben an *(von den . .)*. Ebenso findet sich in einer Prager Feier, gleichfalls im 15. Jhdt. niedergeschrieben, die Anweisung: *Popul. cantet: Chr. i. e. vel Surrexit Christus Alleluia.* Auch diese Gleichstellung also scheint das mindestens 4- bzw. 5-zeilige deutsche Leis im Auge zu haben. Doch sind diese Bezeichnungen Ausnahmen. Entsprechend dem Brauch der meisten deutschen, zeigen auch die fremdländischen Feiern, so Apuleja 1495, an der Stelle der deutschen Vorschrift für den Volksgesang die bloße Angabe: *Chr. surr.*, und eine Prager Feier aus dem 14. Jhdt. hat die čechischen Worte, die deutsch „Gott allmächtiger" bedeuten. Wie denken die berufenen Gelehrten über diese Frage? Wirth in seinen 'Oster- und Passionsspielen' scheint anzunehmen, daß auch in den alten Feiern das ganze Leis erklang, wie es bei den Osterspielen, deren Angabe zumeist ein *etc.* aufweist, im ganzen wohl auch gewesen sein mag. Lange dagegen in seinen 'Lateinischen Osterfeiern' scheint, wenn er auch das Problem nie angreift, der entgegengesetzten Anschauung zu huldigen. Er spricht ohne weiteres von einer Ersetzung des „Chr. i. e." in den ausländischen Spielen durch den Satz: *Chr.*

Umgebung etwa finden wir sie; so bindet Leonhard Culmann in seiner 'Pandora' von 1544 (V. 33f.) *machen : straffen;* eine böhmische Marienklage, auf die ich noch zu sprechen komme, hat genau unsere Bindung (Schönbach, Ueber die Marienklagen, Anh. I, V. 100/101).

2) Vgl. Lange, Die lat. Osterfeiern, S. 99ff.

Digitized by Google

surr., stellt damit also wohl beide Bestandteile auf die gleiche Stufe des einzeiligen Rufes. Zum mindesten möglich erscheint nach diesen Zeugnissen die Annahme, daß zunächst tatsächlich nur jene eine Zeile gesungen worden ist, und daß mit der allmählichen Ausgestaltung der Feiern auch das ganze Leis seinen Platz fand [3].

Nun zu dem andern, dem speziellen Grunde, der diesem Liede unsere Teilnahme sichert. Unsere Fassung scheint nach der Überlieferung ein bedeutsames Unikum; wir müssen, wollen wir gruppieren, alle anderen Überlieferungen auf die eine, unser Leis auf die andere Seite stellen. Verfolgen wir kurz die Entwicklung dieses Typus. Seine ursprüngliche Form, wie sie etwa eine Münchener Hs. des 15. Jhdts. bietet, ist:

Crist ist erstanden
von der marter alle,
Des sul wir alle fro sein,
crist sol unser trost sein.
Kyrie leison [4].

Bald bildete sich eine neue Strophe, die nach einem dreifachen Alleluia die beiden letzten Zeilen *des sul wir . . .* wiederholt. Als deren Nachfahr ist wohl unsere letzte Strophe zu betrachten. Mit dem zweiten Schritt der Entwicklung dringt dann eine scholastisch anmutende, irreale Verneinung der 1. Str. ein, gewöhnlich lautend:

Wer er nicht erstanden,
die welt die wer vergangen,
Seid das er erstanden ist,
so loben wir den herrn Jh. Christ.
Kyr.

Selten findet sich, wie in unserer entsprechenden 3. Str., die Bezeichnung *vater Jh. Chr.*, so im Geistl. Liederbuch von Erfurt 1531. Auch die unoriginale Variante *so frewet sich alles, das ist* wird angetroffen (Leisentrit Gesangb. 1567). Damit ist die Fassung gewonnen, die allen späteren zugrunde liegt. Die weitere Entwicklung schiebt nun wohl zunächst das Kernstück der Osterfeiern, den Gang der drei Frauen zum Grabe und das Gespräch mit den Engeln, ein. Hiermit werden dann hin und wieder — meistens zwei — Mutter-Marienstrophen verbunden, wie wir sie in unserer 4. und dem zweiten Teil der 2. Str. sehen. Damit sind die Motive, die in dieses Osterlied Aufnahme finden, im ganzen erschöpft.

Betrachten wir nun unsere Fassung. Von der Grundform hat sie nur die erste Zeile, hier die erste Halbzeile, und die dortige Mittelstrophe, hier

3) Eine andere, wohl nicht allzu viel spätere gereimte Fassung, die mir eine aus Osterspielen zugewanderte Umbildung scheint (sie findet sich z. B. im Trierer Ludus), heißt:

Christ ist erstanden
von des Todes banden . . .

4) Für früheres Vorkommen spräche die Annahme Hoffmanns (Gesch. d. deutschen Kirchenliedes 1854², S. 63 f.), daß aus der Erwähnung des Leises in einer dem 13. Jhdt. zugehörigen Wiener Erläuterung der Ostergebräuche die liturgische Verbreitung des Gesanges in jener Zeit erschlossen werden könne — wenn dort tatsächlich das Leis und nicht, wie in den meisten Feiern, nur der einzeilige Ruf angeführt wird, was im Augenblick hier nicht nachzukontrollieren ist.

Digitized by Google

die 3., rein erhalten. Die Marienstrophen haben ganz andere Wortgebung mit z. T. neuen Motiven; sie erscheinen aber durchweg älter als die gewohnten mit ihren geblümten Vergleichen; sie weisen auf Handlung oder zum mindesten auf epischen Bericht hin. Die letzte Strophe, dem Sinne nach eine Fortsetzung der ursprünglichen 3., geht bei ihrem nochmaligen Zurückgreifen auf die erste Strophe ebenfalls ganz eigene Wege. Und nun diese erste, die interessanteste Erscheinung im ganzen Liede. Gerade die Anfangsstrophe des „Chr. i. e."-Typus verhält sich sonst außerordentlich konservativ; außer der vorhin genannten reimenden Abweichung kennen wir eigentlich nur noch eine andere Wendung der 2. Zeile, die Judas einführt: *Iudas ist derhangen,* dann aber sofort zum alten Text zurückkehrt. Unsere Version ist bis auf die erste Halbzeile ganz selbständig. Diese Vereinzelung allein berechtigt schon vollauf, ihr eine abgesonderte Stellung zuzuweisen. Kaum weniger Aufmerksamkeit verdient die 2. Str. Wir sagten schon, daß ihr Marienteil Handlung darstellt. Noch mehr aber der erste, der ganz knapp Christi Gang nach Golgatha und Kreuzigung berichtet.

Bevor wir uns aber der wichtigsten Frage, der nach der Ursache und den Quellen dieser erheblichen Abweichungen, zuwenden, suchen wir uns zu vergewissern, ob unsere Fassung in der Tat ein Unikum darstellt. Wir haben zwar kein geistliches Osterlied erhalten, das ihr an die Seite zu stellen wäre, aber ein freundlicher Fingerzeig des Herrn Prof. Fritz Behrend, Berlin, ermöglichte mir doch nachzuweisen, daß auch unsere Fassung bekannt und verbreitet gewesen sein muß. In der Berliner Meistersingerhs. Ms. Germ. fol. 23 findet sich unter Nr. 99 ein Lied 'Inn des nachtigas [so!] tailtem thon der Simson'. Dort wird Simsons Ergehen auf Christi Leidensschicksal[5] hin gedeutet. Wir finden hier sowohl die abweichenden Bestandteile unserer 1. Zeile, als die übrigen gesuchten Motive der ersten und der letzten Str. und die Entsprechung zu der wichtigen Kreuztragungsschilderung der zweiten. Die Stellen heißen: Str. 1:

Cristi vrstent vnd seiner macht
(haben wir ein figure).

Str. 6:

Das thor er auff sein schulter nam
det das mit im hin tragen.

Letzte Strophen 10/11:

pis das der herre guet
Vom dot war aufferstanden
vnd vber wunden gar
denn dot vnd teuffels panden . .

5) Eine beliebte Präfiguration, bes. in der Deutung des Tragens der Tore von Gaza auf Christi Auferstehung und Sprengung der Vorhölle; schon bei den Kirchenlehrern der ersten nachchristlichen Jahrhunderte verwertet, in Deutschland, bildlich oder textlich, seit dem 14. Jhdt. (Biblia pauperum, Speculum humanae salvationis, Concordantia Caritatis, dann im Künzelsauer Fronleichnamsspiel). Vgl. Toni Weber. Die Präfigurationen im geistl. Drama Deutschlands. Diss. Marburg 1919.

Digitized by Google

Dazu das Ende der letzten Str.:

das hat Cristus alein gewent
der helle pant zu rissen
darumb man sich sol freuen recht
Seiner heilling vrstent.

Alle diese Bestandteile, und nur diese, unterscheiden unser Leis von den anderen Fassungen dieses Ostertypus! Damit ist erwiesen, daß das vorliegende Meistersingerlied ein Osterlied vor Augen hatte, das im Wesentlichen unserem glich. Erwiesen also, daß unsere Fassung bekannt war, und zwar, wie die Übereinstimmung im Lautstand unserer beiden Lieder wahrscheinlich macht, besonders im Bayrisch-Österreichischen.

Die bisherigen Beobachtungen des Stiles unserer Zusätze erleichtern uns nun die Suche nach deren Quellen, und die gegenüber der ursprünglichen Form bei gleicher Taktzahl viel gedrängtere, streng alternierende epische Füllung des Versrahmens, die so fast das doppelte Wortmaterial aufnimmt, tut ein Übriges: Unsere Zusätze sind größtenteils — entweder direkte oder mündlich tradierte — Übernahmen aus Marienklagen. Einige Motivzusätze geringeren Umfanges stellen sich als Anleihen bei Nachbarliedern dar; so die Erwähnung der *vorhell* in Str. 3,s, die sich auch in einem Osterlied eines andern Typus[6] findet. In Osterliedern vom Typus „Also heylig ist diser tag" wird die Überwindung der Hölle und des Teufels erwähnt[7], und auch die Durchschlagung der Gliedmaßen, die allerdings bei uns mehr episch gewendet ist, trifft man in einem Ostergesang bei Leisentrit. Die Lobpreisung in unserer ersten und letzten Strophe endlich stammt aus der dritten, wo sie ursprünglich ist. Die interessantesten Stellen aber, und gerade die besonders auffallenden, bildkräftigen, konnte ich nur in Marienklagen nachweisen. Ich ziehe da zwei heran, diejenige, die Mone 'Der Spiegel' und Milchsack in seiner kritischen Ausgabe B. B. 5 (S. 193 ff.) 'Unser Vrouwen Klage' überschreibt — das Original wird aus dem 13. Jhdt. stammen —, und eine böhmische, die in einer Hs. des 14. Jhdts. vorliegt und von Schönbach in seiner Abhandlung 'Über die Marienklagen' 1874 als Nr. I des Anhangs abgedruckt ist. In der ersten findet sich die lange von mir gesuchte 1. Zeile unserer 2. Str. *das creuz . . .* als

(si taten im schaden gnuoc)
do er den galgen uf im truoc (V. 568 f.).

Schönbachs Klage hat die Stelle ebenfalls in z. T. noch ähnlicherer Form (V. 15 f.):

ain creuz im auf dem rucke lag
(vraislecher den ain donerslag.)

Das Nachgehen der Maria, ebenfalls in keinem Liede zu finden:
Maria dye giengn̄ hyndn̄ nach

6) Überliefert im Andernacher Gesangbuch von 1608: *All welt soll billig fröhlich sein zu dieser osterlichen zeit Soll hat zerstört die vorhellpain da manche Seeln gefangen sein.*
7) Etwa Münchner Gb. 1586.

Digitized by Google

— wobei dahingestellt bleibt, ob der Plural des Verbs ein Schreibfehler ist oder mit *Maria* „die Marien" gemeint sind — steht ebenfalls a. a. O. in I, V. 590

ich gienc im nach uf sinem spor.

Das Gleiche gilt von der Betonung der Hilflosigkeit der Mutter, bei uns in 4,4:

vnd do du jm nit helffn magst,

a. a. O. in I, V. 506:

do mohte ich im geholfen niht.

Die böhmische Marienklage wiederum hat genau die Eingangszeile dieser Strophe (V. 21):

Maria, můter, raine mait,

die ich in eben dieser Form in Liedern nirgends belegen konnte. Sie wird hier von Johannes gesprochen, und auch unsere 4. Str. klingt ganz, als läge sie ursprünglich im Munde des getreuen Jüngers. Erwähnt wurde schon, daß in dieser böhmischen Klage in V. 100 f. selbst die auffallende assonierende Bindung unserer Anfangszeile *macht : krafft* in ganz ähnlicher Beziehung auftritt.

Damit sind die Rätsel, die unser Leis aufgab, gelöst. Weit mehr als die anderen Vertreter dieses Ostertypus steht es mit der Epik der Marienklagen in fruchtbarer Verbindung. War diese auch einmal eine äußere? Oder rührt die merkwürdige Ausführung unseres Leises daher, daß es zu einem Osterspiele gedichtet wurde, durch das hindurch wiederum, wie auch andernorts vielfach zu verfolgen, die Marienklagen wirkten? Angesichts dieser verzwickten Lage, dieser verschiedenen Möglichkeiten stilistischer Beeinflussung läßt sich, wie ich schon oben andeutete, eine genauere Datierung schlecht vornehmen. Meistersingerischer Einfluß, den man im Versrhythmus finden könnte, wird durch die epische Herkunft, die analoge Erscheinungen zur Folge hat, wieder zweifelhaft gemacht.

Die an sich nicht unwahrscheinliche Annahme, daß der Entstehungsort des Liedes der gleiche wie der der Niederschrift, nämlich Salzburg, gewesen sei, wird in interessanter Weise bekräftigt durch die erwähnte Feststellung, daß die älteste Osterfeierklasse, die den Zusatz „Chr. i. e." enthält, ebenfalls Salzburgischer Herkunft ist. Leicht möglich, daß aus bisher noch unbekannten Gründen dieser ganze Osterleis-Typ in Salzburg besonderes Ansehen und fruchtbare Pflege genoß.

BERLIN FELIX SCHOLZ

Digitized by Google

SÜDDEUTSCHE BÜHNENFORMEN VOR EINFÜHRUNG DER ITALIENISCHEN VERWANDLUNGSBÜHNE

EIN BEITRAG ZUR THEATERGESCHICHTE DES 16. JAHRHUNDERTS

Wenn die deutsche Theatergeschichte den wahren Beginn ihres Forschungsgebietes gerne ins 17. Jahrhundert verlegt, also beim Barocktheater einsetzt, und alles, was vor diesem liegt, bloß als Einleitung betrachtet, die mit dem Folgenden kaum einen anderen als chronologischen Zusammenhang aufweist, so hat dies vom Standpunkte einer Entwicklungsgeschichte unseres modernen Theaters aus gesehen eine gewisse Berechtigung. Denn die Tradition des mittelalterlichen Theaters, an das sich das deutsche 16. Jh. noch eng anschloß, wurde im 17. Jh. nicht mehr fortgeführt, sondern durch eine völlig neue Form ersetzt, die sich wohl in Italien aus mittelalterlichen und humanistischen Elementen im Laufe des 16. Jh. entwickelt hatte, in Deutschland aber einen völligen Bruch mit der Vergangenheit bedeutete: die höfische Kultur des 17. Jh., unterstützt durch die Jesuiten, verpflanzte die aristokratische Theaterform der italienischen Höfe auf deutschen Boden und brachte so die deutsche Volksbühne, die über die primitive Bühnentechnik des Mittelalters noch kaum hinausgekommen war und daher mit dem höfischen Inszenierungsprunk nicht konkurrieren konnte, zum Absterben.

So erklärt es sich zum Teil, daß die Geschichte des deutschen Theaters vor 1600 noch wenig erforscht ist. Steht trotzdem das Bild der mittelalterlichen Mysterienbühne, dank ihrer einfacheren und mehr international-einheitlichen Form, im allgemeinen fest, so ist demgegenüber das Theaterwesen des 16. Jh., das auf den verschiedensten Wegen einer neuen Bühnenform zustrebt, ohne doch mit der Tradition zu brechen, noch zum größten Teil in Dunkel gehüllt. Ein vollständiges Gesamtbild der Bühnenverhältnisse ist bei der Mannigfaltigkeit und Zerrissenheit gerade dieser Gärungszeit noch nicht zu gewinnen[1]. Vorerst müssen Einzeluntersuchungen stückweise das

1) Versuche zusammenfassender Darstellungen wie etwa Exp. Schmidts Arbeit über 'Die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas' (1903) sind durchaus verfrüht und eher irreführend. Schmidt hat nicht annähernd den Umfang der Bühnenmöglichkeiten im 16. Jh. erfaßt. Über Exp. Schmidt und die „Badezellenbühne" vgl. meine Arbeit 'Das evangelische Schuldrama in Steyr im 16. Jh.', Diss. Wien 1926, p. 104 ff. — Meine Untersuchungen führten zu dem Ergebnis, „daß Schmidts Aufstellung der Badezellenbühne als Grundtypus des Schultheaters (im 16. Jh.) nicht aufrecht erhalten werden kann." Möglich bleibt, was ursprünglich Creizenach (Gesch. d. neueren Dramas, 2. Aufl. II, p. 6) angenommen hat, daß man „öfters in den ersten Zeiten des humanistischen Theaters den Mangel einer eigentlichen Dekoration" durch dieses „Auskunftsmittel" ersetzt hat.

Digitized by Google

umfangreiche und nur schwer zugängliche Material systematisch durcharbeiten, wobei eine landschaftliche Gliederung vielfach angezeigt sein wird. Eine Hauptscheidung ergibt sich von vorneherein zwischen reformatorischen und gegenreformatorischen Gegenden, und es ist klar, daß meist in letzteren das konservative Element überwiegen wird.

Im Folgenden soll zunächst versucht werden, aus den kärglichen Ueberlieferungen ein Bild der Bühnenentwicklung in der gegenreformatorischen Kaiserstadt Wien zu gewinnen. Hier kommen die deutsche Schulbühne, sowie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts das Jesuitentheater in Betracht. Von den Bürgerspielen ist nichts näheres bekannt[2].

Als Ergänzung bis hinauf in die Zeit, da sowohl in Wien als auch in Salzburg schon die italienische Verwandlungsbühne eingeführt wurde, sollen dann noch die Berichte über die geistlichen Repräsentationen der Monica-Bruderschaft in Salzburg herangezogen

Es ist bezeichnend, daß eine deutsche Bühnenbearbeitung des Reuchlinschen *Henno*, die E. Beutler im Hamburger Cod. hist. litt. 47, 4° gefunden hat (besprochen und herausgegeben in den Mitt. d. Hamburger Staats- u. Universitäts-Bibliothek, N. F. Bd. 2 [1927], Forschungen und Texte zur frühhumanistischen Komödie), und die, wie der Herausgeber wahrscheinlich macht, im ersten Jahrzehnt des 16. Jh. in Frankfurt a. M. aufgeführt wurde, durchaus nicht für eine Terenzbühne eingerichtet ist. Vielmehr ergibt sich aus den vom Bearbeiter ergänzten Bühnenanweisungen, wie Beutler in seiner interessanten Untersuchung nachweist, eine Inszenierung, die sich an die alte Tradition der Fastnachtspiele und die verwandte Inszenierungsweise der Mysterienbühne anschließt (Beutler a. a. O. p. 129 ff.). Alle Schauspieler haben ihre ständigen Plätze auf der Bühne, genau wie es Scaliger in seiner Poetik beschreibt: *Nunc in Gallia ita agunt fabulas, ut omnia in conspectu sint; universas apparatus dispositis sublimibus sedilibus. Personae ipsae nunquam discedunt; qui silent, pro absentibus habentur.* — Der damit verbundene Aufzug der Schauspieler zu Beginn des Stückes hat sich im Drama des 16. Jh. teilweise noch lange erhalten, als man schon vielfach die Plätze der nichtbeschäftigten Personen „hinter die Szene" verlegt hatte. Vgl. Exp. Schmidt a. a. O. p. 112 ff. und Bolte in der Einleitung zu Wickrams Werken 6, Bibliothek d. Litt. Ver. in Stuttgart, 236. Bd., p. XCI (Anm. 2) f. Im übrigen zerfällt der 'Henno' in „zwei entgegengesetzte Standortzentren" (Stadt und Land), die, wie Beutler (p. 133) wohl mit Recht meint, zu beiden Seiten des in der Mitte zu denkenden Richterstandortes anzunehmen sind. So ergibt sich ein ähnlich symmetrischer Aufbau, wie wir ihn bei der Analyse von Schmeltzels 'David und Goliath' finden werden, eine der gewöhnlichsten Formen der im Drama des 16. Jh. noch vorherrschenden Simultantechnik. —

2) Die Wiener Stadtrechnungsbücher berichten zum Jahre 1561 (September) von einem *schawspill mit Niderlendische Personen*, das *in der Ratstuben gehalten worden* (Fol. 196 a., desgl. Fol. 196 b); zum Jahre 1566 (24. Februar), daß *vier underschiedlichen Partheien so im Rathhaus Comedias Recediert haben* über 20 fl. verehrt worden (Fol. 35 a). Und noch 1604 erwähnt eine Eintragung, daß *in Gemainer Statt Wien Rathstuben ain Comedi probiert und gehalten worden* (1604, Fol. 341—342). Vgl. Joh. Meißner, Die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich (Beitr. zur Gesch. d. dt. Lit. in Oesterr. IV, 1884), wo die ungenauen Angaben Schlagers (Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, 1835—1846) z. T. ergänzt und berichtigt sind: ferner A. v. Weilen, Das Theater 1529—1740, Separatabdruck aus Bd. 6 der Gesch. d. Stadt Wien, Wien 1917.

Digitized by Google

werden. Dabei wird zu beobachten sein, wie gerade die Entwicklung der gegenreformatorischen geistlichen Bühne trotz aller prinzipiellen Verschiedenheit einen Weg einschlägt, der in mancher Beziehung der Barockbühne entgegenführt und so ihre Aufnahme vorbereitet. Und doch führt dieser Weg, wie wir sehen werden, nicht über die Grenzen hinaus, die schon die Mysterienbühne des Mittelalters erreicht hat. Hier berühren sich Spätmittelalter und Barock in ihrer Einstellung auf das Visuelle, das in der Reformationszeit der Herrschaft des Wortes hatte weichen müssen.

Es ist eine gewiß auffallende Erscheinung, daß gerade Oesterreich an der so reichen dramatischen Produktion der deutschen Reformationszeit nur ganz schwach beteiligt ist. Zum Teil läßt sich dies wohl dadurch erklären, daß unter dem starken und anhaltenden Druck der Gegenreformation die Pflege des Dramas an vielen Orten vollständig erstickt wurde. Die Richtigkeit dieser Annahme beweist schon die Tatsache, daß in den wenigen österreichischen Städten, die sich ihre religiöse Freiheit bewahrten und bis weit über die Wende des Jahrhunderts hinaus allen Edikten zum Trotz am evangelischen Glauben festhielten, das Schuldrama eine ähnliche Blüte erreicht hat, wie in den evangelischen Städten Deutschlands. So wirkte in Linz der berühmte Dramatiker Georg Calaminus, den man eigens aus Straßburg berufen hatte[3], in Steyr Thomas Brunner aus Landshut (1558–1571), nach diesem der Nürnberger Georg Mauritius d. Ae. (bis 1600).

Vielfach jedoch wird eine reichere dramatische Tätigkeit auch dort anzunehmen sein, wo die Ueberlieferung uns im Stich läßt. War der Druck evangelischer Werke in Oesterreich durch die zahlreichen immer wiederkehrenden kaiserlichen Verbote sowie durch die strenge Zensur schon an sich erschwert[4], so kam noch hinzu, daß zu Beginn des 17. Jh., als dann die Gegenreformation mit den strengsten Mitteln durchgeführt wurde, alle unkatholischen Bücher konfisziert und zum größten Teil vernichtet wurden[5]. So wird es

3) Vgl. Johs. Crüger, Zur Straßburger Schulkomödie, Festschr. zum 350jähr. Bestehen d. Gymnasiums, 1888, p. 323 ff. und Konrad Schiffmann, Magister Georg Calaminus, ein Schulmann des 16. Jh. in Linz, Beitr. zur österr. Erziehungs- und Schulgesch. II, Wien 1899.

4) Vgl. etwa das scharfe Edikt Ferdinands vom 24. Juli 1528: *Buchdrucker vnd Buchführer der sectischen verbottenen Buecher, welche in Österreichischen Erblandten betretten Werden, sollen als Haupt Verführer vnnd Vergüfter aller Länder ohne alle Gnad stracks am Leben mit dem Wasser gestrafft, Ihre verbottenen Wahren mit Feuer verbrendt Werden* (Codex Austriacus I, 235 und II, 296; vgl. Mayer, Buchdruckergesch. I, 159 ff.).

5) So berichtet der Steyrer Chronist Jakob Zetl (hg. von L. Edlbacher im 36. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum, 1878, p. 45), daß im Jänner des Jahres 1626 der kaiserliche Befehl kam, *die vncatholischen Büecher bey der ganzen Statt abzufordern;* man habe aus der Stadt *über Zwainzig Wägen vohl Büecher bekhomen* . . . In Graz wurde die Bücherkonfiskation schon im Jahre 1600 durchgeführt. Am 3. August dieses Jahres wird dem Erzherzog berichtet: *Das Rathaus ist fast voll von sekti-*

Digitized by Google

verständlich, daß von den Werken der Steyer Schulmeister, die sämtlich — soweit sie überhaupt gedruckt wurden — im Reiche erschienen sind[6], auf österreichischem Boden nur ein einziger Sammelband (5 Komödien des Mauritius enthaltend, Wiener Nationalbibliothek 1628-A.) erhalten ist.

Was das katholische Theater in Oesterreich betrifft, so scheint man bei seinem Spielplan auf eigene Produktion wenig Wert gelegt zu haben — und noch weniger auf die Drucklegung der Spiele. Daher ist uns auch hier nur wenig überliefert.

In Wien selbst war die Lage dadurch noch erschwert, daß die ständige Unsicherheit dieser exponierten Stadt (Türkengefahr etc.) nicht nur die Seßhaftigkeit des Bürgertums, sondern auch eine ruhige Entwicklung bürgerlicher Kunstpflege gefährden mußte. Trotzdem ist anzunehmen, daß die Theaterlust der Wiener auch schon in jener Zeit ihr Recht verlangte. Fastnachtschwänke, die sich gewiß der besonderen Gunst des Wiener Publikums erfreuten und deren Tradition hier bis ins 14. Jh. zurückreicht[7], sind durch zahlreiche Verbote[8] und durch Anspielungen in Schuldramen und geistlichen Spielen bezeugt. Ungebrochen erhielt sich auch die Tradition der Kirchenspiele: Jahr für Jahr finden sich in den Wiener Stadtrechnungsbüchern Eintragungen wie etwa: *Item denen personen so das Spill am Charfreytag und Osterabent bey dem Grab in Sannd Steffans Khirchen gehalten. geben umb wegen des mals oder Jausen, so Innen dem altem geprauch nach gegeben wird . . .*[9]. Erhalten ist uns dieses Karfreitagsspiel, das sogenannte Passionsspiel von St. Stefan, im Codex Testarello, wo auch über die Art der Aufführung näheres berichtet wird[10]. *Unter wehrendem Gottesdienst* wurde *in der Kirche auf der Bühne, da das Kruzifix den vorigen Tag darauf gestellt*

schen Büchern. Man wird sie notwendigerweise verbrennen und das Haus leeren müssen, damit auch die übrigen hineingebracht werden können. Und am 8. August *seind darauf auf dem Abend vor St. Paulus Thore mehr als 10 000 Stück Bücher verbrannt worden.* Vgl. Loserth, Die protestant. Schulen der Steiermark, 1916, p. 120 ff.

6) Die 3 Komödien Brunners kamen in Wittenberg bei Hans Luft und bei Lorenz Schwenck heraus; Mauritius ließ seine Komödien (10 sind erhalten) erst viele Jahre, nachdem er Steyr hatte verlassen müssen, in Leipzig bei Abraham Lamberg erscheinen.

7) Vgl. Zeidler, Das Wiener Schauspiel im Mittelalter, Wien 1903.

8) Vgl. die Dekrete Ferdinands I. vom 23. I. 1561 und vom 17. III. 1563 (Quellen zur Gesch. d. Stadt Wien, Abt. I, Bd. 2, p. 84; s. Weilen a. a. O. p. 77).

9) Strb. 1555, Fol. 149 b. Und ähnlich findet sich etwa noch zum Jahre 1597 die Eintragung: *Den viertten Appril gab Ich dem Casparn Strobl Meßner bey St. Steffan Alhie, wegen daß er etliche Persohnnen am heiligen Chartrcytag altem gebrauch nach zum Passionall Spill bestelt vnnd bezalt, Die gebürnuß Benenntlichen aindlif gulden vier schilling Sechzehen Pfening, vermug quittung . . . . Idest fl. 11 ß 4 dl. 16* (Strb. 1597, Fol. 271 b).

10) Ms. 8227 der Wiener Nationalbibliothek; Text des Spieles: p. 381 bis 423 (Vormittag) und p. 427—448 (Nachmittag); hg. von Camesina, Ber. u. Mitth. d. Altertumsver. zu Wien X (1869), p. 327—348; vgl. auch A. Schönbach in der Zeitschr. f. dt. Philol. VI (1875), p. 146 ff.

Digitized by Google

worden, von denen Steuerdienern der Stadt Wien, das bittere Leyden oder Passion unseres lieben Herrn durch die von uhralten Zeiten hero verfaßte Reimen dem Volk vorgetragen. Vermutlich haben sich am drama sacrum auch schon früh Schüler beteiligt. Im 17. Jh. waren die Komödien der Kirchendiener bereits so verweltlicht, daß sie aus der Kirche gewiesen werden mußten[11].

Die Schulen Wiens waren im 16. Jh. zum größten Teil protestantisch[12]. Dramatische Aufführungen wurden an ihnen gewiß ebenso regelmäßig gepflegt, wie an den meisten Schulen jener Zeit. Erhalten sind uns jedoch nur die Stücke eines einzigen Dramatikers, des Schulmeisters bei den Schotten: Wolfgang Schmeltzl[13]. Vielleicht verdanken wir dies vorerst dem Umstand, daß Schmeltzl in der Religionsfrage eine neutrale Stellung einnahm. Trotzdem hat er offenbar um die Mitte des Jahrhunderts vor den Jesuiten, deren Strenge kein Kompromiß dulden konnte, weichen müssen[14].

Untersuchen wir nun Schmeltzls überlieferte Stücke nach ihrem bühnengeschichtlichen Gehalt, so müssen wir uns von vorneherein auf einen äußerst dürftigen Ertrag gefaßt machen.

Denn wie seine Dramen schon rein quantitativ im Vergleich zu anderen Schuldramen mehr den Charakter von Fastnachtspielen zeigen — die *Comedia des verlornen Sons* scheidet als bloße Bearbeitung aus[15]) —, so sind auch ihre bühnentechnischen Ansprüche — selbst für die erste Hälfte des 16. Jh. — sehr bescheiden. Schmeltzl betont selbst im Epilog zur „Judith", daß seine Komödien ein Schulmeister mit seinen Knaben

... Mit leichten costen halten mug
In stubn säln, wie es sich fug.

In der *Comoedia der hochzeit Cana Galilee* (1543) spielt das Milieu so viel wie gar keine Rolle: außer einem Tisch mit Stühlen wird nichts benötigt. Die Logik Gregors: „... sollen die Gäste sich

11) Vgl. Jakob Zeidler, Die Schauspieltätigkeit der Schüler und Studenten Wiens, Programm Oberhollabrunn 1888.

12) Vgl. A. Hübl, Die Schulen Wiens, V. Bd. Gesch. d. Stadt Wien, 1914; Anton Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien, Wien 1880.

13) Eine Auslese seiner Werke hat Ella Triebnigg herausgegeben, Wien 1915. Weitere Literatur ist dort p. 234 verzeichnet.

14) Das plötzliche Verschwinden Schmeltzls zu Beginn der Fünfziger Jahre ist meiner Meinung nach nur so zu erklären. Seine Cantorstelle in Amberg hat Sch. gewiß nur verlassen, um seinem *Gotlos vnzüchtigen Weib* zu entkommen; innerlich mag er aber der neuen Lehre treu geblieben sein, auch als Schulmeister bei den Schotten. Traten doch die Aebte des Stiftes zu jener Zeit selbst für eine Kompromißlösung der Religionsfrage ein. Am 1. August 1551 erließ Ferdinand I. ein strenges Patent gegen sektische Schulmeister, und damit hängt ohne Zweifel Schmeltzls Entlassung zusammen. Spenglers Gegengründe sind ganz unbedeutend (Beitr. zur Gesch. d. dt. Lit. in Österr., III. Wien 1883, p. 15 ff.).

15) Der 'Verlorene Sohn' mag übrigens, da er vor der *kaiserl. Majestät* zur Aufführung gelangte, auch reicher als gewöhnlich inszeniert worden sein.

Digitized by Google

setzen, so muß eine Tür geöffnet werden ...", ist mir nicht verständlich, ebenso wenig, wie er sich die Tischszene, d. h. eigentlich also das ganze Stück, hinter einer Tür gespielt vorstellt[16].

Die *Comedj von dem plintgeboren Sonn* zeigt wohl eine gewisse Simultantechnik, aber Gregors Annahme einer „Tür" ist wieder durchaus nicht zwingend. Immerhin muß anerkannt werden, daß Gregor schließlich doch zu dem Ergebnis kommt: „Wir glauben nicht ungenau zu urteilen, wenn wir annehmen, daß für die Stücke Schmeltzls ... eine Bühne im Sinne Serlios mithin überflüssig gewesen ..." (p. 37).

Bühnengeschichtlich schon interessanter als die kleinen Stücke (*Aussendung der Zwelffpoten* 1542, *Hochzeit Cana*, *Plintgeboren Sonn* 1543) ist die *Hystoria von dem Jüngling Dauid vnnd dem mutwilligen Goliath* (1545)[17], die wir hier kurz analysieren wollen.

Nach den Worten des Precursors heißt es:

Der Goliath tritt herfür vnd spricht zu seinen streitßleuten.

Die Scene schließt mit der Aufforderung:

Wol auff wol vmb last vns daruon.

Darauf: *Khünig Saul mit seinen Kriegßräten kumpt.*

Dann: *Nachmals kumen die Kriegßleut wider für Goliath füren gefangen mit jnen an den stricken.*

Dann wieder: *Darnach kumpt der Herolt wider zum Khünig Saul.*

Und wieder: *Der Goliath kumpt mit seiner stangen vnd spricht zu den Philistern.*

16) Wiener szenische Kunst I, 1924, p. 36. Auch die Scheidung von *kumbt* und *geht herfür* (p. 36) scheint mir nur eine stark gesuchte und wenig passende Analogiebildung nach Herrmanns Sachsuntersuchungen (Forsch. zur dt. Theatergesch. d. Mittelalters u. d. Renaissance, Berlin 1914, p. 28 ff.). Und gar das Beispiel vom Speisemeister in der „Hochzeit" ist äußerst schwach, da sich noch dazu die Anweisung *geht hinein* durchaus nicht — wie Gregor behauptet — wiederholt.

17) Ex. der Wr. Nationalbibliothek. — In der Widmung an den Bürgermeister Steffan Tenkh schreibt Schmeltzl u. a.: . . . ***derhalben ich auch verursacht | zu dem vierjärigen Burgermaisteramt E. H. die v i e r t e n Comedien zuuerehren | hab also meinem hergebrachten järlichen alten herkomen vnd gebrauch nach die tröstlichen schönen Historiam . . etc.*** Vielleicht darf man daraus schließen, daß Sch.'s Stücke seit 1542, in welchem Jahr uns dies durch eine Eintragung in den Stadtrechnungsbüchern (vom 6. August, Strb. 1542, Fol. 32 a) bezeugt ist, im Rathaus gespielt wurden. Schulaufführungen im Rathaus sind natürlich in dieser Zeit durchaus nichts Ungewöhnliches, und eine solche „Beweglichkeit seines Theaters" ist keineswegs „auffällig", wie Gregor (a. a. O. I, 35) meint. Die evangelischen Schulaufführungen in Steyr z. B. fanden, wie aus Chroniken und Ratsprotokollen zu ersehen ist, abwechselnd *in der Schuel* (1578, 1589 etc.) oder *aufm Ratthaus* (1578, 1593) oder auch in der *synagoga* (1619; s. Lindner, Annalen, hg. von Schiffmann im Archiv f. d. Gesch. d. Diözese Linz, VI. und VII. Jhg. Linz 1910, p. 342) statt. Vgl. auch die Vorschriften der Nordhäuser Schulordnung von 1583 (V o r m b a u m, Die evangel. Schulordnungen des 16. Jh., 1860, p. 382), wo es unter anderem heißt: ***Die geistliche deutsche Komödie mag der Rektor in der Kirche halten, die weltliche lateinische auf dem Tanzboden und dem offenen Markt, wo es sich schickt.***

Digitized by Google

Wir sehen bereits, Goliath hat keinen ständigen Platz auf der Bühne, er *kumpt.* Dagegen scheint Saul, nachdem er zu Anfang gekommen ist, seinen Sitz (einen solchen dürfen wir für den König als selbstverständlich annehmen) nicht mehr zu verlassen, was im weiteren Verlauf noch deutlicher wird. Dieser Standort Sauls muß in der Mitte liegen, da Goliath den einen Seitenauftritt für sich beansprucht, während die andere Seite Isay und seinen Söhnen, die Sauls Unterlanen darstellen, zugewiesen werden muß. Zu letzteren hat Saul den Herold gesandt (bl. C2a) mit den Worten:

So mach dich Herolt auff di pan
Zaig all mein vnterthanen an . . . etc.

worauf *der Herolt plest oder schlecht lerman.* Daß Saul den Herolt *auff die pan* schickt, — *pan* ist ein gebräuchlicher Ausdruck für Bühne, Proscenium, — legt es nun allerdings nahe, für Sauls Sitz eine vielleicht etwas erhöhte Hinterbühne anzunehmen. —

Die folgende Szene spielt bei Isay. David macht sich mit Proviant auf den Weg zum Lager und *redt mit jm selbs auff dem Weg* (Simultantechnik!). Darauf: *Dauid sicht seine Brüder eylt zu jnen vnd spricht.* (Das Lager war wohl dadurch genügend markiert, daß sich Isays Söhne und vielleicht noch ein paar Kriegsleute vor der Hinterbühne, resp. vor dem Standort Sauls gelagert hatten.)

Hierauf spricht Goliath (auf seiner Seite):

Ich will wider zum feindt hingen
Vnd gar an jr leger sten.
Widerumb zu den feinden.
Hört zu hört zu jr Philister . . .(!)
usw. (bl. E3a).

Der weitere Verlauf des Stückes gliedert sich restlos in das bereits gewonnene Bühnenbild ein: Saul überblickt natürlich von seinem Standort aus den Kampf und fordert nach Davids Sieg zur Verfolgung der Philister auf — ohne seinen Sitz zu verlassen. Nach wenigen Versen, die *der Khünig mit jm selbs* spricht, kehren die Israeliter bereits mit den Gefangenen zurück und führen sie Saul vor.

Damit ist die Analyse geschlossen. Die Anforderungen an die Bühne sind tatsächlich äußerst gering: in der Mitte ein Thron für den König, rechts und links die Standorte, bezw. Auftritte für Goliath und die Philister auf der einen und für Isay und seine Söhne auf der anderen Seite.

Die Annahme einer Hinterbühne ist nicht unbedingt notwendig und nach den übrigen Stücken Schmeltzls zu schließen nicht einmal wahrscheinlich. Es genügt für Saul auch ein in der Mitte aufgestellter, erhöhter Thron.

Da auch Schmeltzls letztes Stück „Samuel und Saul" (1551)[18] genau nach demselben Inszenierungsschema aufgebaut ist, so erhält

18) hg. von Spengler, Wiener Neudrucke 5 (1883); auch dieses Stück scheint, nach den Worten des Prologs zu schließen, vor der *Küniglich Mayestet* aufgeführt worden zu sein.

Digitized by Google

dieses die Bedeutung eines Inszenierungstypus, der auch auf anderen Schulbühnen jener Zeit vorgekommen sein mag.

Die Analyse des „Samuel" ergibt wieder eine dreiteilige konzentrierte Simultanbühne: auf der einen Seite das Land der Israeliter (Cis und sein Sohn Saul etc.), auf der anderen Auftritt und Lagerplatz des Feindes (Nahas und seine Kriegsleute), in der Mitte die Stadt Gabes, möglicherweise (zumindest nach der Feindesseite) durch ein Mauerversatzstück angedeutet und abgegrenzt, im Hintergrund der Königsthron, zugleich Samuels Haus.

(I.) Das Stück beginnt in der Stadt (vordere Mitte):

In dem kumbt Abel / redet mit jm selbs / . .

Hierauf: *Eubulus kumbt / vnd redet auch mit jm selbs.*

Dann: *Abel geht zu jm / vnd spricht.*

Ihr Gespräch endet mit der Bemerkung:

Schawt yetz tritt der Künig herein . . .
— Ja warlich er geht schon daher.

Darauf die Anweisung: *Indem setzt sich der Künig zů Gericht.*

(Hiemit nimmt der König wieder seinen ständigen Sitz ein, wie im „David".)

Darauf: *Heroldt schreyt aus*, ob jemand Klage führen will.

Alßdann geht Catilina mit der Gmeyn herfür

und klagt über des Königs Söhne.

Samuel wider / zů Gott (gibt die Klage weiter).
Gott antwort Samuel.

(Ein Himmel — etwa in der Form einer Oberbühne — ist hier kaum anzunehmen. Vermutlich war nur Gottes Stimme zu hören.)

Die Bürger haben sich inzwischen zurückgezogen, so daß Samuel den Auftrag geben muß:

Heroldt gehe hin ist mein beger
Vnd forders wider für mich her.

Da das Volk mit dem göttlichen Bescheid unzufrieden ist, wendet sich Samuel abermals *zů Gott* und schickt dann die Bürger *wider zů hauß.*

(II.) Hierauf geht die Handlung auf die Landseite (Israeliter) über:

Nun kumbt Cis der vatter Saulis / redt mit jm selbs / . . .

Er schickt seinen Sohn Saul mit einem Knaben aus, *die Eßlin die verloren seind* suchen. Nach kurzer Wanderung kommen sie zur Stadt, und der Knabe meint: . . *In dieser Stat soll ein man sein*, den sie befragen könnten. Saul ist einverstanden:

Die diernlein dort die wasser tragn
Wöll wir vmb den man erstlich fragn.

Die *Junckfrawen* weisen sie zur Stadt (Vordergrund, Mitte).

(III.) Hierauf heißt es: *Gott spricht zu Samuel.* (Er kündigt den künftigen König an.)

Digitized by Google

In dem geht Samuel herfür vnd spricht.

(d. h. er tritt aus seinem „Haus" (Hintergrund) in den Vordergrund der Bühne.) Er ladet Saul zu sich ein:

. . . Jetz kumb herein vnd iß mit mir
Dein knaben den nimb auch mit dir.

Und: *zu dem Koch:*

Koch bring das stuck das ich Dir gab
Auffzůheben bevolhen hab.

Und wieder zu Saul:

. . . Iß vnd schneyd nach lust dran ab
Dann ichs auff dich behalten hab.

Die weyl sie essen / kumbt Jeremias vnd Nabal (Vordergrund), die mit einem Gespräch über die Königswahl die Zeit ausfüllen, bis das Mahl beendet ist[19]).

Darauf: *Samuel steht auff / vnd spricht.*

Der Knabe, der fortgeschickt wird, erklärt:

Ja vorn (!) will ich auff dich harrn . . .

(Er wartet also im Vordergrund.)

Nun salbt Samuel den Saul zum König:

In dem geust er auff jn schmeckend wasser . . .,

worauf Saul entlassen wird. (Er begibt sich, wie aus dem Folgenden hervorgeht, auf seinen Standort: Landseite.)

Der Herold ruft die Bürger zusammen (Stadt, Vordergrund — Mitte), und der neue König wird mittels Zetteln ausgelost:

Der Knabe liβt Zettel. (Zu diesem Zweck ist er in der Stadt „vorne" geblieben.) Saul wird gezogen, und das Volk will ihn suchen. Doch Samuel ruft:

Fürwar glaubt / den jr do secht stehn
Wird ewer Künig euch vorgehn . . .

19) Breit ausgeführte Mahlzeiten spielen in vielen Dramen des 16. Jh. eine große Rolle, so in Hans Tirolffs 'Heirat Isaacs' (1539), sowie in Thomas Brunners gleichnamigem Stück (1569), wo fast in jedem Akt gegessen wird, etc. Dabei hielt man offenbar streng darauf, daß es echte Speisen gab; denn das Publikum jener Zeit ließ sich nichts vortäuschen: gerade in solchen Kleinigkeiten verlangte es äußersten Naturalismus, so daß man in Luzern sogar *lebendige Visch ins Netzl im brunnen . . .*, *so man vischet* vorschrieb, während andererseits auf Milieu (Dekorationen) gar kein Wert gelegt wurde und das *dolium representans montem* (Frankfurter Dirigierrolle) allen diesbezüglichen Ansprüchen genügte. Mitunter freilich schien es — wohl aus Ersparungsgründen — angezeigt, die Mahlzeiten durch einen Vorhang den kritischen Blicken der Zuschauer zu entziehen, so in Brunners „Joseph" (1566), in Gadenstedts 'Tobaeus' (1605) etc. Für Schmeltzl können wir eine derartige, immerhin kompliziertere Vorhangeinrichtung kaum annehmen. Übrigens scheint der Koch auf die Bescheidenheit des Mahles anzuspielen, wenn er sagt:

Das ist bscheid essen wie ich meyn.

Digitized by Google

(Daß Samuel hier von der Stadt-Mitte einfach auf Saul hinüberweist, der auf der Landseite seinen Standort hat, zeigt, wie konzentriert wir uns diese Simultanbühne vorzustellen haben.)

Do schreyen sie all.

Kritisierend zerstreut sich das Volk. —

(VI.) Hierauf setzt die Handlung auf der bisher unbenutzten „Feindesseite" ein:

Nahas Ammonites zu seinen kriegßleutten.

(Er will die politischen Wirren ausnützen und die Stadt Gabes erobern:)

Dort ist die Stat wie jr sie secht
Drumb liebe brüder thůt gemach
Biß das das gschütz kumbt auch hernach.

(Möglicherweise wurde hier ein „Geschütz" vorgeführt.)
Aber schon sind die Feinde bemerkt worden:

In dem schreyt der Wachter:
Ho ho ho ho ich sich dich wol

und ruft die Bürger auf.

Nahas fordert die Stadt zur Uebergabe auf. Die Bürger sind bestürzt, rufen vergeblich nach König Saul (der sich längst wieder auf seinen alten Standort auf der Landseite zurückbegeben hat) und erbitten schließlich einen *stillstand*, um sich Hilfe holen zu können, was Nahas ohneweiters gestattet (!). Er fordert sofort seine Kriegsleute auf, zu spielen und leichtsinnig (!) zu sein. Während diese dem Befehl nachkommen, geht die Handlung auf die andere Seite der Bühne über. —

(V.) *Der Bot kumbt auß der stat zu den Israelitern* (Landseite) und sucht Hilfe.

Saul kumbt darzu und fordert die Israeliter auf, ihm in den Kampf zu folgen.

Da der Kundschafter mitteilt, daß

. . . der feind yetzt wie das viech da leyt
Wie die saw voller wein all sind
Haben lang gspilt / yetz schlaffens gschwind . . .,

wird sofort ein Bote in die Stadt geschickt.

Alßdann knyen sie all nider vnd sprechen jm (Samuel) *nach* (Gebet vor der Schlacht).

Inzwischen spricht *Der Bot zů den Burgern in der Stat* und kehrt dann zu Saul zurück, worauf Samuel den Befehl zum Angriff gibt. (Offenbar begeben sich nun die Israeliter an der Stadt vorbei auf die Feindesseite). Saul bedroht den Nahas, der vergebens nach seinem *Leutinand* schreit und dann mit den Seinen die Flucht ergreift:

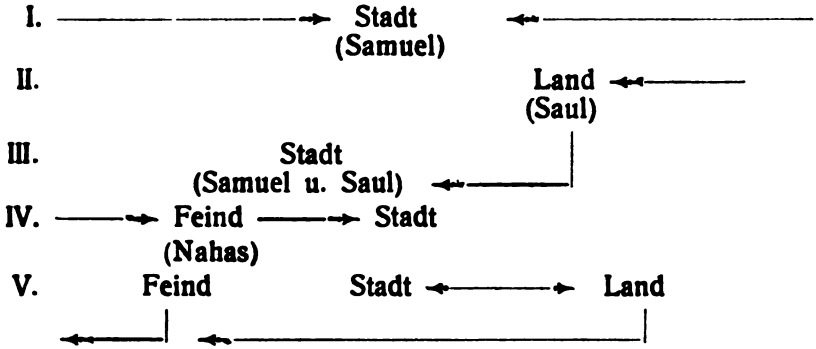
Indem fliehen sie / vnd die burger lauffen auß der Stat herauß.

Doch Saul verbietet diesmal die Verfolgung. Samuel überträgt ihm

Digitized by Google

sein ganzes Reich und zieht sich in den Ruhestand zurück. Mit einer Ermahnung zum Gehorsam schließt das Stück. —

Im Vergleich zu Schmeltzls früheren Stücken fällt im „Samuel" die geschickte Führung der Simultanhandlungen auf; folgendes Schema soll dies deutlich machen[20]:



Da auch die Bühnenanweisungen im „Samuel" reichhaltiger und präzisierter sind, so können wir bei Schmeltzls dramatischem Schaffen doch von einer gewissen aufsteigenden Entwicklung seiner Bühnentechnik sprechen. —

Wir wollen aber seine jedenfalls primitive Schulbühne — nur weil weitere Beispiele fehlen — nicht für Wien verallgemeinern, obwohl zugegeben werden muß, daß die Verhältnisse gerade in dieser Stadt für eine freiere Entfaltung des Theaters höchst ungünstig lagen.

1551 zogen dann die Jesuiten in Wien ein und damit änderte sich die Lage. 1555 beginnt eine neue emporsteigende Reihe dramatischer Aufführungen in lateinischer Sprache[21]. Deutsche Schulkomödien gehen wohl daneben weiter, doch ist uns außer einigen kärglichen Notizen der Wiener Stadtrechnungsbücher soviel wie

20) Die durch römische Zahlen (I.—V.) bezeichnete Gliederung soll nicht eine Ergänzung der fehlenden Akteinteilung bedeuten, sondern bloß die inszenierungs-technischen Abschnitte hervorheben.

21) 1555 Levin Brechts *Comedia Euripi* (aufgeführt im Freien, 1566 zweimal wiederholt), 1556 des Plautus *Adelphi* (aufgeführt im Hofe des Schulhauses), 1557 der *Hecastus* des Macropedius (angeblich vor 3000 Personen); 1560 nun auch der *Acolastus* des Gnaphaeus, das lat. Original, 15 Jahre nach Schmeltzls deutscher Bearbeitung aus zweiter Hand. Vgl. Weilen a. a. O. p. 7 ff. Für die Bühnengeschichte kommen die Stücke, die z. T. handschriftlich in der Wiener Nationalbibliothek erhalten sind, wenig in Betracht, da Bühnenanweisungen fast vollständig fehlen. — Ein Teil scheint überhaupt nicht in Wien, sondern nur in Innsbruck oder anderen österreichischen Städten zur Aufführung gelangt zu sein (z. B. die hss. 13192, 13232, 13245 in Innsbruck, 13254 *Brunae*, 13361 in Linz etc.). Seit 1571 tauchen auch ganz vereinzelt Dialoge in deutscher Sprache auf (*de sacrificio Abel*, 1578 eine Unterredung zwischen Octavianus und S. Sibylla, 1585 *de nativitate domini* etc., vgl. Weilen a. a. O. p. 13 f.).

Digitized by Google

nichts davon überliefert[22]. Daß die Schulbühne unter den Jesuiten eine reichere Entwicklung nahm, ist wohl zu vermuten. Doch scheint eine Beeinflussung von Seiten Italiens was die Bühnenform betrifft im 16. Jh. noch nicht eingetreten zu sein, obwohl — begünstigt durch verwandschaftliche Beziehungen der Habsburger zu Italien — früh italienische Komödiantentruppen ins Land kamen[23].

Nur ein Bericht ist uns aus der zweiten Hälfte des 16. Jh. erhalten, der uns ein interessantes Bild einer Aufführung am Hofe Maximilians II. übermittelt: Michael Sachs beschreibt in seiner *Newen Keyser Chronica* (1607; IV, 387f.) eine *Comoedi von der Wollust vnd Tugend*, die im Jahre 1570 am Wiener Hofe gespielt wurde[24]. Wir geben diesen ungemein wertvollen Bericht im Folgenden vollständig wieder:

Anno 1570. ward zu Wien in der alten Taffelstuben für Keyser Maximiliano dem andern am Newen Jahrtage gehalten eine Lateinische Comoedia, von der Wollust dieser Welt vnd von der Tugend. In derselben Comoedi waren eytel junge Herren vnd edle Knaben von vierzehen vnd funffzehen Jahren / vnd vnter denselbigen auch die junge Ertzhertzoge Keyser Maximiliani vielgeliebte Herrn Söhne.

22) Näheres über die Komödien eines Jörg Muschler, Schulmeister zu St. Stephan, der 1543 *wegen der Comedi, so er den Jungen schuellern zu guet gehalten*, vom Rat eine Verehrung bekam (Strb. 1543, Fol. 21 a f.), oder des Magisters Vitus Strobel, dem am 18. Februar 1555 die Aufführung einer Comedi bei einem Ratsessen vier Thaler trug (Strb. 1555, Fol. 144 a), ist nicht zu ermitteln; auch von den Schuldramen, die im Zeughaus am Hof unter den Rektoren der Stephansschule, Johann Khaczius (1568 *ain Tragedi ex Virgilio:* Strb. Fol. 52 a und 1571 *Ain Commedi de Resurectione Domini:* Strb. Fol. 182 b) und Peter Hoffmann (11. Juli 1587 *zu seiner gehaltnen Tragedien:* Strb. Fol. 97 b; 1597 Tragödie von der Enthauptung Joannis Baptistae), laut Stadtrechnungen gespielt wurden, ist nichts erhalten. Nur das grobe Plagiat des Georg Lucz, die *Tragedi von Sechs Khempfern* (Hans Sachs!), die im Fasching des Jahres 1568 im Zeughaus zur Aufführung gelangte (Strb. 1568, Fol. 52 b), ist überliefert (Ms. 9832 der Wiener Nationalbibliothek; abgedruckt bei J. E. Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter III. Bd. 1839). Ob die Komödien des Hieronymus Linck (*Schöne neue Comedia, darinnen ein Rathschlag gehalten wird, Was nützlich wehr zu dem Krieg, darin man sich iez dises 1565 Jar rüstet*, Ms. 9822 der Wiener Nationalbibl., und *Ein schön und Nützliche Newe Comedi beiden so ess agiren unnd so es sehen Von Hoffard unnd Demut auss dem ersten Königbuch gezogen . . .*, Ms. 9841; beide Maximilian II. gewidmet) überhaupt in Wien aufgeführt wurden, ist nicht nachzuweisen. In der Comedi *Von Hoffard unnd Demut* ist das Personenverzeichnis überschrieben: *Proces so man mit dieser Comedi auff der gassen gehen;* nur Deus *darff nicht in der Prozeß gehen.* Vgl. ferner Weilen a. a. O. p. 3 ff.

23) Welsche Springer tauchen in den Hofkammerrechnungen bereits 1565 und 1567 auf; vgl. Weilen, a. a. O. p. 40 f.

24) Bolte hat bereits in anderem Zusammenhang auf diese Stelle verwiesen (Drei märkische Weihnachtsspiele, Berlinische Forschungen I (1926), p. 19). — Ab 1576 sind Jesuitenvorstellungen für die jungen Erzherzöge in den kaiserlichen Hofstallungen (wo heute die Wiener Nationalbibliothek steht) öfters bezeugt. Weitere Belege für Aufführungen von Schulkomödien an Fürstenhöfen bei Bolte a. a. O. p. 18 f.

Digitized by Google

Zu diesen trat Voluptas, Fraw Wollust / vnd ermahnete sie / ihr zu folgen / so würden sie ein gewünscht / friedlichs / süßes frewdenreiches Leben in dieser Welt führen können / ohne Mühe vnd Arbeit / sorge vnd Hertzleid. Vnd bei dieser ermahnung t h a t *sie* i h r e n *Pallast auff*[25] */ vnd zeigete jhnen ein Muster eines wollustigen Lebens. Dann da hörte man Geigen / Lauten / Cytharen / Pfeiffen / Trommeten / Paucken / vnd allerley wolklingende Instrument: Da sahe man ein Tisch voll sitzen / sauffen vnd fressen / oder spielen / vnd allerley lecherlichen Schertz treiben: Da sahe man ein hauffen tantzen / sich hertzen vnd küssen: Da sahe man Kammern vnd Bette voll liegen / vnd der Liebe pflegen / vnd Venusspiel treiben. Etliche sich mit Gelde zehlen.*

Aber die Tugend trat auch herbey / und zeigete jhnen in eim besonderen Winckel[26] *den schrecklichen Ausgang solches wollustigen Lebens: Wie etliche drüber in Verzweiffelung / sich selber erhangen vnd erstochen hatten: Etliche gingen bekümmert / für nahung jhres bösen Gewissens / vnnd wusten nicht wo sie für angst bleiben solten: Etliche lagen siech vnd kranck / schryen ach vnnd wehe / vber die schmertzen des Zipperleins vnd Steins: Etliche waren Wassersüchtig sahen dicke aus wie die Bierfaß: Etliche lagen an der Schwindsucht / waren verdort / wie ein Kienstock: Etliche waren Aussetzig gingen daher wie die Spittelleute: Etliche stackten so voller Frantzosen / wie die Betler voller Leuse / vnd die Hunde voller Flöhe sind.*

Auff der Seiten war vnten die H e l l e */ als ein fewriger / schwebelichter brennender Pful / der schnappete / wie ein großer Trache nach allen Anhengern vnnd Nachfolgern der Wollust / Apoc. 14.*

Dargegen stund der H i m m e l *offen / vnd lies herfür blicken allerley Ehre / frewde vnd Herrligkeit / so den Nachfolgern der Tugend vnd Gottseligkeit bereitet were / neben Glück vnd Wolfart auff dieser Welt. —*

Klar und deutlich wird der Typus einer geteilten Bühne mit verschließbarer Hinterbühne *(Pallast der Fraw Wollust)* und Oberbühne (der offene Himmel) vor uns aufgebaut[27]. Voluptas und

25) D. h. öffnete die durch einen Vorhang verschlossene Hinterbühne! (Man beachte, daß *pallast* für Bühne gebräuchlich war).

26) Nebenbühne?

27) Hölle und Himmel finden wir ähnlich in Krügers Spiel '*Von dem Anfang und Ende der Welt*' (1580; hg. von Tittmann, Schauspiele aus d. 16. Jh., 2. p. 7 ff.), nur daß hier die Bühnenform sich mehr dem Typus einer ungeteilten Simultanbühne nähert. Der Himmel ist hier etwas erhöht zu denken, doch nicht auf einer ausgesprochenen Oberbühne: Satan *Get damit zur hellen und bleibt Adam und Eva unten am Himmel stehen* (Tittmann 2, p. 29). Vgl. dazu die Anmerkung zum Sturz Luzifers: *Hie schlagen die engel mit den teufeln, biss endlich die teufel* h i n u n t e r *lauten mit weklagen und schreien* (2, 17). Jesus *gibt hiemit den jüngern jedem insonderheit die hant und get dann nach des himmels tron, da die engel mit posaunen und trommeten, oder ander seitenspiel in empfangen sollen* (2, 81). Und am Ende des 3. Aktes heißt es vom Satan: *get mit seinem register nach dem tron.* Vielleicht stand dieser Thron auf einer erhöhten Hinterbühne, die verschließbar war, so daß in der fünften Scena des III. Aktes, wo die Jünger *in einem ring herumb* sitzen, die Anwei-

Digitized by Google

Virtus treten auf der Vorderbühne auf. Die Vorführungen auf der (erhöhten?) Hinterbühne scheinen im Stile lebender Bilder gehalten[28].

sung *Jesus tritt miten ein* so zu verstehen wäre, daß Jesus aus dem geschlossenen Mittelvorhang trat. Die Hölle erscheint durch eine Türe gegen den übrigen Bühnenraum abgegrenzt. Vgl. die Anweisung V. 240: *Rapax macht die Tür auf.* — Der verschließbare Himmel gehörte fast zur ständigen Einrichtung der späteren Mysterienbühne; vgl. Cohen-Bauer, Gesch. d. Inszenierung im geistl. Schauspiele des Mittelalters, 1907, p. 132. — Dieselbe Einrichtung tritt uns außerdem nicht nur bei den Rederijkern in Holland entgegen, sondern auch bei den Anfängen der Renaissancebühne in Italien, so in den Neunziger Jahren des 16. Jh. im „Timone" des Grafen Matteo Maria Bojardo (vgl. E. Flechsig, Die Dekoration der Modernen Bühne in Italien von den Anfängen bis zum Schluß des 16. Jh., I, 1894, p. 17). Im „Homulus" des Ischyrius (1536) verlangt die Anweisung (V. 908 in der Ausgabe von Roersch, 1903) nur einen Thron, *qui cortinis undique claudi possit et aperiri.* Ebenso heißt es im Paradiesspiel des Lukas Mai (hg. von K. Eichhorn, Progr. Meiningen 1895) am Ende des IV. Aktes (nach V. 1442, recte 1432): *Digressis a throno alumnis, fit consultatio arcana Deitatis obuelato throno. Interim musica adhibeatur, sed actioni conueniens, angeli deinde throni cortinas rursus aperiunt, et dicitur sententia.* Und zu Beginn der 5. Scena des V. Aktes (nach V. 1668, recte 1658) lesen wir: *Inter canendum thronus rursus obuelatur uel penitus amouetur cum Trinitate.* Hier vertritt also ein beweglicher, verhüllbarer Thron die Stelle einer verschließbaren Oberbühne. Wir haben uns einen solchen Thron etwa ähnlich vorzustellen, wie den Sitz des Kaisers auf der Bühne der Kölner Laurentius-Aufführung von 1581 (vgl. Niessen, Dramatische Darstellungen in Köln von 1526—1700, Veröffentl. d. Kölnischen Geschichtsver. 3, 1917, p. 25 und Taf. I; färbige Abb. bei Niessen, Das Bühnenbild, 1924, Lfr. I, Taf. 14).

Wo sich jedoch Anweisungen finden wie: *der Himmel thuet sich wider zuo* etc. (*Tragoedia Joannis des Heiligen vorlöuffers vnd Töuffers Christi Jesu . . .* 1549; vgl. Mauermann, Die Bühnenanweisungen im deutschen Drama bis 1700, Palaestra LII, 1911, p. 59), ist wohl meist eine Oberbühne anzunehmen. Die Bühnenrodel des Luzerner Osterspiels von 1583 schreibt eigens vor: *ouch sol der Himmel grüst sin mitt einem Oberdeckel vnd Vmbhengen, die man könne für zühen* (Germania 30, 325). Dieselbe Inszenierung wird auch schon im Antichristdrama des Zacharias Bletz, das 1549 zu Luzern gespielt wurde, vorausgesetzt, wenn es gleich zu Beginn heißt: *Die heilig trycheit last sich gsehn, dwyl die engell singen, dan mit mee* (Karl Reuschel, Die dt. Weltgerichtsspiele des Mittelalters u. d. Reformationszeit, 1906, p. 209). — Und auch das *speculum vitae humanae* des Erzherzogs Ferdinand II. (1584, hg. von J. Minor, Hallesche Neudrucke 79/80, 1889) schließt mit der Anweisung: *der Himmel thuet sich auff, vnnd singen die Engel zum beschluß widerumb das Lobgesang.* Mauermann a. a. O. erblickt hierin eine Beeinflussung durch das Jesuitentheater; doch handelt es sich auch bei den Jesuiten nur um eine bewußte Anknüpfung an die alte Tradition, die bis auf die Mysterienspiele zurückgeht.

Über die weitere Verwendung von Vorhängen auf der Mysterienbühne sowie auf den Bühnen des 16. Jh. vgl. G. Witkowskis übersichtlichen Aufsatz „Vorhang und Aktschluß" in Bühne und Welt, 8. Jhg. (1905/1906) I, p. 18 ff., 73 ff. etc.; ferner Bolte, Wickram a. a. O., p. LXXXIX ff.; sowie das Kapitel „Über Ursprung und Entwicklung des Zwischenaktvorhanges in Deutschland" in meiner Arbeit „Das evangel. Schuldrama in Steyr im 16. Jh.", Diss. Wien 1926, p. 123 ff.

28) Lebende Bilder waren vor allem in den Hofkreisen Österreichs lange nichts Neues mehr, hatte doch schon 1494 Margarethe von Österreich den Brüsseler Einzug mitgemacht. 1508 hielt Kaiser Maximilian mit Tochter und Enkel (Karl V.) den Einzug in Gent, bei dem es auch lebende Bilder gab, und 1515 war es Karl V., dem zu Ehren die Brügger Bilder gestellt wurden.

Digitized by Google

Auff der seiten war vnten die Helle, die *schnappete wie ein großer Trache* — also genau wie auf der Mysterienbühne[29].

Läßt schon die Form des Berichtes von 1570 erkennen, daß wir es hier mit einer jener Zeit nicht ungeläufigen Bühnenform zu tun haben, so wird dies dadurch noch bestätigt, daß wir eine ganz ähnlich aufgebaute Bühne zu Beginn des 17. Jh. in Salzburg unter dem Erzbischof Marx Sittich[30] wiederfinden. Diesmal sind es die ausführlichen Berichte des Chronisten Johann Stainhauser, die uns über die Bühnenverhältnisse jener Zeit Aufschlüsse gewähren[31].

Im Jahre 1619 veranstaltete die von Sittich 1614 gegründete Bruderschaft der hl. Monica in der Zeit vom 15. Februar bis zum 15. März jeden Freitag *zur Erweckhung mehrer andacht Repraesentationes vnd andächtige Fürstellungen der fünff Sinnen des Menschen*[32].

Neben des hohen Althars (= in der Pfarrkirche =) *war zũ exhibierung dieser andächtigen actionen, ein theatrum aufgericht, zu oberst dessen ein Himel mit gewülkh verfasst.*

Am ersten Tag wurde der Sehsinn symbolisch zur Darstellung gebracht. Auf der verschlossenen Hinterbühne hatte man *in einem sessel schön geziret* eine Puppe gebaut: *Ein Frawenbildt, auf das Zierlichst geschmückt, doch inwendig ein ganz ausgefülltes Todenklaÿdt, vnd an dem Haupt . . . , . hinderwerts ein gepapter Todtenkopff . . . Alsbald . . . ist ein Eremit auf dem Theatro herfürkhommen . . .*, welcher *der welt yeppigkaid* in Versen anklagt (Vorderbühne). *Darauf sein die Fürhäng von dem schön gezierten in dem sessel sitzenden bildt hinweggethon worden; vnd hernach ein*

29) Vgl. die Darstellungen eines Höllenrachens auf einigen französischen Miniaturen: Cailleau's Miniatur des Passionsspieles von Valenciennes, 1547 (Abb. bei Cohen-Bauer, a. a. O., p. 69, Taf. II; auch bei Niessen, Das Bühnenbild, Lfr. I, Taf. 14). Die Apollonia-Miniatur des Jean Fouquet (Abb. bei Cohen-Bauer a. a. O. p. 85. Taf. V, neuerdings u. a. bei Petersen, Das deutsche Nationaltheater, 1919, p. 11); ferner eine Miniatur: Christi Höllenfahrt (Abb. bei Cohen-Bauer a. a. O. p. 105, Taf. VII). Als deutsche Beispiele seien angeführt die Bilder zu Ruofs Weingartenspiel (Abb. bei Herrmann, Forsch. zur dt. Theatergesch. p. 478 f.).

30) Marx Sittich (1574—1619), der in Ingolstadt bei den Jesuiten in die Schule gegangen war, ließ bereits 1617 auf seinem Felsentheater in Hellbrunn Pastorelle aufführen. 1618 fand an seinem Hofe die erste auf deutschem Boden nachgewiesene Opernaufführung statt (vor Opitzens „Dafne"!). Vgl. Kutscher, Das Salzburger Barocktheater, 1924, p. 32.

31) *Was sich unter der Regierung des hochw. Erzbischof Marx Sittich schrifft- vnd gedächtnisswürdiges zugetragen*, 1612—1619 (6 Bände), Ms. Wiener Staatsarchiv.

32) Beschrieben bei Stainhauser, 6. Bd. bl. 92a bis bl. 114b. — Schon 1613 hat Marx Sittich die Karfreitagsprozession eingeführt, bei welcher ein Eremit die dargestellten Figuren aus der Leidensgeschichte in deutschen Versen erklärte. An diese Einführung knüpften offenbar die Repräsentationen der Monicabruderschaft an. — Derartige Vorführungen waren schon im Mittelalter nicht selten. Vgl. u. a. die Beschreibung einer im Jahre 1507 zu Zerbst aufgeführten Prozession, Sintenis, Ztschr. f. dt. Altertum, II, 276 ff.

Digitized by Google

ÿeppige hoffertige Junkfraw Curiositas zu Teutsch fürwizigkeit genandt herfürkom̃en, vnd also geredt . . . . . (Hinterbühne).

Am zweiten Tag („Gehör") sah man den *heyligen Hieronymus in seiner Claÿdung, an einem Tisch auf dem Theatro sitzend, oben vnd drunden bey sich büecher, auch einen Todtenkopff vnd Crucifix habendt, der ein weil geschriben, ein weÿl auch gelesen hat* (Hinterbühne). . . . *machte die Musica ein schöne liebliche Melodeÿ, darzwischen sich der Himmel aufgethan: vnd der Engel einen erschröcklichen Thon zu dreÿmal erschallen lassen, darauf nachuolgeñdts recitirt* . . . (Oberbühne). *Darauf sich der Himel wieder Zuegeschlossen. Auf dem Theatro waren gleich wie zwaÿ Gräber vnd Stain darauf, auß denen zwen bekhlaidte Todten aufgestanden* . . . (Vorderbühne). *Wie die Todten von dem Theatro hinweg ist der h. Hieronymus von dem Tisch aufgestanden vnd hadt hernachstehende Versus recidirt* . . . (Hinterbühne).

Ueber den dritten Tag („Geschmack") lesen wir bei Stainhauser: *Auf dem Theatro waren Zween schöne Päumb aufgericht, der aine mit Pomerandschen vnd Margaränthen behangt, der ander aber mit gemainen Äpffeln, Vmb den ersten war ein grosse Schlang gewunden, dardurch das Paradieß vnd der ersten Eltern fahl angedeutet worden. . . . sein Adam vnd Eua formlich angethan auf das Theatrum khommen vnd also zu reden angefangen . . . . . Hir nimbt Adam den Apffel, beisst darein, darauf eröffnet sich der Himmel, darinnen erscheint ein Engel mit einem feurigen schwerdt, also zu Adam vnd Eua sprechendt . . . . . Hir beschleusst sich der Himmel wider vnd khombt der Eremit* . . .

Der fünfte Tag („Greifen") zeigt, daß die Bühne auch über eine gewisse Maschinerie verfügte.

Wir sehen einen Wucherer an einem mit Geldsäcken beladenen Tisch beim Geldzählen. Hinter ihm steht der Teufel. Plötzlich heißt es: *Alhie versinkt der Tisch. Der wucherer fellt hinunder, auf welchen auch der Teufel Jubilierendt hinabfallet* . . . Offenbar kam hier eine Versenkung der (erhöhten) Hinterbühne in Anwendung. — Zur Vervollständigung des Bühnenbildes tritt nun auch die Hölle in Aktion: *Hie thuet sich die Hell voller Flammen auf, bringt der Teufel des wucherers Seel an einer feurigen Khetten vnd spricht* . . . *Hie stosst er* (= der Teufel =) *die Seel wieder in die Hell, vnd geht der Eremit aus seiner Zellen, dise worth sprechendt* . . .[33]

33) Ob der Eremit eine eigene Zelle hatte oder ob er hier aus dem Vorhang der unbenützten Hinterbühne trat, ist nicht sicher zu entscheiden. — Bei der Höllenszene könnte man an eine Unterbühne denken, wie sie (vor allem als Kerker für böse Geister etc.) beim holländischen Theater jener Zeit gebräuchlich war; vgl. die Abb. in den Denkmälern des Theaters, hg. von der Wiener Nationalbibliothek, München Piper 1926, Mappe 5, Tafel 4 (Antwerpener Einzug, aus einem Festbuche der Offizin Plantin 1582), wo die Unterbühne ein vergittertes Höllentor zeigt; und ebenda Taf. 5. — Daraus würde sich ein Aufbau ergeben, der doch der vielverschrieenen Stockwerkbühne, die einst Devrient für die Mysterienspiele erfunden hat, nahekäme. Tatsächlich er-

Digitized by Google

Wir sehen: im Prinzip ist die Bühne der Monicabruderschaft von 1619 noch die gleiche, wie die *in der alten Taffelstuben* am Wiener Hofe von 1570. Wir haben es hier offenbar mit einem wenigstens in gegenreformatorischen Ländern verbreiteten Bühnentypus zu tun, der eine Gliederung in Vorder-, Hinter- und (eventuell) Ober- und Unterbühne aufweist, und den wir daher am besten als „geteilte Bühne" bezeichnen.

Die Verwandtschaft mit der Bühne der Rederijker sowie mit den Brüsseler Lebenden Bildern von 1496 liegt auf der Hand[34]. Es ist anzunehmen, daß in Wien schon der *Homlüs*[35] 1553 auf einer ähnlichen Bühne zur Aufführung gelangt ist. Jedenfalls ist die geteilte Bühnenform nicht erst durch die Englischen Komödianten nach Deutschland gekommen. Vielmehr scheint eine direkte Entwicklung aus der mittelalterlichen Mysterienbühne naheliegend[36]. Daneben ist der dekorative sowie maschinelle Ausbau der Bühne von 1570 bis 1619 deutlich zu beobachten, ohne daß jedoch wesentlich neue Elemente hinzukamen.

Am 4. Juni des Jahres 1619 exhibierte die Monicabruderschaft wieder *Repraesentationen*[37], und zwar diesmal auf kleinen, im Freien an verschiedenen Orten neben Altären aufgestellten Bühnen[38]. Neben

scheint auch nach dem neuesten Material, wie die Magdeburger Theaterausstellung 1927 gezeigt hat (vgl. den amtlichen Katalog), ein stockwerkartiger Aufbau für mittelalterliche Aufführungen in Kirchen nicht mehr so unwahrscheinlich. Man vgl. auch die stufenförmige Bühnenanlage, die für das Jesuitentheater des 17. Jh. z. T. belegt ist (Olmütz 1622, Freiburg 1623 *ex triplice pönie*, Graz 1640, s. R. Peinlich. Gymn. Progr. Graz 1870, p. 37), z. T. von W. Flemming wahrscheinlich gemacht wurde (so für Görz 1622, s. Gesch. d. Jesuitentheaters, Schriften d. Ges. f. Theatergesch. Bd. 32, Berlin 1923, p. 133 ff.),

34) Die Bühne der Rederijker verfügte über eine verschließbare Hinter- und Oberbühne; vgl. Endepols, Het decoratief en de opvoering van het middelnederl. Drama, Amsterdam 1903, p. 61 f. und die Abb. bei Niessen, Das Bühnenbild, Lfr. 1, Taf. 16, 1—3. — Die Brüsseler lebenden Bilder sind wiedergegeben in Herrmanns Forsch. zur dt. Theatergesch., Abb. 63—76, p. 373 ff.

35) Die Wiener Nationalbibliothek bewahrt eine Abschrift der deutschen Bearbeitung des Jaspar von Gennep mit der Jahreszahl 1553 (Ms. 9935). Es sei hier darauf hingewiesen, daß in dieser Hs. die eingeschobenen Marienszenen der katholischen Bearbeitung — vielleicht in Hinblick auf die Wiener Aufführung von 1553? — eingeklammert sind (bl. 42a bis 43a).

36) Eine Art Bühnenteilung verlangt auch eine Inszenierungsanweisung in der *Tragedi vom grossen Abendmal* des Alex. Seitz vom Jahre 1540: *Item die bruck sol underscheiden sein mit einem Thor, damit ein vorbruck, daruff etlich sprüch gesprochen werden.*

37) Stainhauser 6, bl. 127b bis 143a.

38) Ähnlich wurden schon 1578 in Wien bei der Fronleichnamsprozession an verschiedenen Altären Szenen vorgeführt (Weilen a. a. O. p. 8), und 1585 spielte die Corpus-Christibruderschaft in Wien ein Stück, dessen einzelne Akte erst im Freien an verschiedenen Altären dargestellt wurden; nachmittags wurde dann das ganze Stück in der Kirche wiederholt. — Vgl. auch Prechtl, Oberbayr. Archiv 21 (1858), p. 105, Anm. 2.

Digitized by Google

dem vierten Altar *war ein bühne aufgericht, darüber ein himmel, vnd auf bemelter Bühn ein Althar wie ein Stain formiert* (!), *darbey drey Khnaben in ihren formblichen Hirtenklaÿdern gewesen, so brot vnd wein glaich als im Ambt der h. Meß geschieht consecrirn vnd auf opffern wöllen. Da ist vnuersehens von der Höhe des Perges gegenüber ein feur an einer schnur herab gefahren, so den Althar sambt den Khnaben nidergeschlagen. Nachmals hadt sich der himel eröffnet, vnd ist ein wolgestalter vnd gezierter Engel erschienen, welcher in Teutschen Reimen dise Historia erklert vnd ausgelegt hadt . . .*[39]

Die Trennung der pantomimischen Handlung vom Wort erscheint hier bereits vollständig durchgeführt. Immer mehr strebt das katholische Theater, zum Teil an die vorlutherische Entwicklung anknüpfend, vom Wort weg zum rein Visuellen.

Wie wir die Kostüme der Monicabruderschaft in ihrem typisierenden Charakter auf die mittelalterliche Tradition zurückführen können[40], so lassen sich auch die Maschinerien ähnlich schon bei Mysterienspielen feststellen[41]: Versenkungen hatte man wohl, wenn auch in primitiver Form, schon so lange, als es ein Podium gab; und das an einer Schnur vom Himmel kommende Feuer erinnert etwa an die Taube der mittelalterlichen Spiele[42].

Die neue, man möchte fast sagen gegenreformatorische Wendung zum Visuellen, zum Dekorativ-äußerlichen — auf literarisch-dramatischer Seite verkörpert durch das Jesuitentheater an der Wende des 16. und 17. Jh. — hat schon seit der Mitte des 16. Jh. in den dramatisch-theatralischen Pleinair-Festspielen (Wiener Turnier von 1560 ff.) und im Trionfo seinen stärksten Ausdruck gefunden[43]. Führen diese ins Theatralische gewandten Erscheinungen mittel-

39) Interessant ist die Wandlung in der Einstellung des Publikums zum Theater, die in den Berichten der Chronisten zum Ausdruck kommt. Während Michael Sachs das Spiel von 1570 noch ganz als wirkliches Erlebnis schildert, durchbricht bei Stainhauser bereits das Interesse am Theater selbst die Illusion. Ihm wird nicht mehr die dargestellte Begebenheit zum Erlebnis; er sieht überall Inszenierung und Maschinen: Das Feuer kommt nicht vom Himmel, sondern von einem Berg an einer Schnur herab!

40) Stainhauser 6 (1619), bl. 133a: *darauf ist ein Person in Prophetischen Claydern herfürkhommen . . .*; daneben werden *Personen in jüdischer Claydung* erwähnt. Wir können hierin eine interessante Bestätigung und Ergänzung zu Herrmanns Ausführungen (Forsch. zur dt. Theatergesch. p. 117) erblicken.

41) Für Frankreich vgl. Cohen-Bauer, a. a. O., p. 130 ff.

42) *Et sic turtur venit et portat ramum in rostro* (Wolfenbüttler Spiel vom Sündenfall); vgl. H e i n z e l, Beschreibung des geistlichen Schauspiels, 1898, p. 60. — 1627 gebraucht Thomas Weiss in Salzburg bereits ausgesprochene Flugmaschinen (Kutscher, Salzburger Barocktheater, p. 66). Daß solche auch dem mittelalterlichen Theater nicht fremd waren, beweisen u. a. einige Notizen in den Rechnungen der Bozener Kirchenpröbste (s. Wackernell, Altdeutsche Passionsspiele S. XLVIII.). Vgl. auch die Anweisung im Heidelberger Passionsspiel (Anfang 16. Jh.) V. 310: *Als baltt fliget Sathann von Jhesu . . .* (Versuchung).

Digitized by Google

FRANZ MUNCKER

geboren 4. 12. 1855 zu Bayreuth; gestorben 7. 9. 1926 zu München.

Die grausame Todesernte des Jahres 1926, durch deren Sensenschlag eine ganze Generation führender Germanisten bis auf wenige noch Überlebende hinweggerafft wurde, hat die vom Psalmisten gesetzte Altersgrenze in erschütternder Weise bestätigt. Während Roethe dem 70. Geburtstag noch in Vollkraft entgegensah, und Litzmanns Jubiläum unmittelbar vor der Tür stand, hatten Braune, Muncker und Sauer den Tag, der als Erntefest wissenschaftlicher Lebensarbeit gefeiert zu werden pflegt, nicht lange zuvor begangen. Für Franz Muncker war die Ehrung, die ihm am 4. Dezember 1925 in der Münchener Universität unter warmer Teilnahme der Staatsregierung, der Stadt, des Kollegen- und Freundeskreises und einer überaus zahlreichen, anhänglichen Schülerschar bereitet wurde, ein besonders erhebendes und ergreifendes Ereignis, konnte er doch auf ein mehr als fünfzigjähriges Verbundensein mit der Stätte seines Wirkens zurückblicken. Es ist gewiß ein seltener Fall, daß ein Forscher sein ganzes Studium, die Anfänge seiner selbständigen wissenschaftlichen Entwicklung, den Eintritt in die Lehrtätigkeit und das Lehramt, zu dem er emporstieg, mit allen ihm zufallenden Ehren ohne Unterbrechung einer und derselben Hochschule verdankte, deren Dienst er sein ganzes Leben widmete; seltener noch, daß dieses Beharren keinerlei lokale und provinziale Beschränktheit des Schaffens nach sich zog und daß seine persönliche Wirkung weit über die Grenzen der Heimat und des Vaterlandes hinausreichte, so daß die Dankeskundgebungen seines Ehrentages auch in fernen Erdteilen Widerhall finden konnten. Dieses an äußerem Wechsel arme, aber an innerer Entwicklungstendenz reiche Leben ist der harmonische Ausdruck geworden für die Stetigkeit einer stillen, sich gleich bleibenden und in sich ausgeglichenen Natur, wie für die weittragende Wirkungsmöglichkeit eines leidenschaftslosen, unbeirrten, von milder Güte und Sachlichkeit geleiteten unermüdlichen Bildungsstrebens.

Der Ausgangspunkt dieses Lebens scheint allerdings ebenso wie der Endpunkt von symbolischer Bedeutung und schließt Weltzusammenhänge in sich: Bayreuth. Der Sohn des um die Aufnahme Richard Wagners und seines Festspielhauses hochverdienten Bürgermeisters Theodor von Muncker wuchs in künstlerischer Höhenluft auf. Als er im Herbst 1873 seine philologischen und historischen Studien begann, fand er in der bayrischen Landeshauptstadt zwei ihrem Wesen nach sehr verschiedenartige Lehrer, die jeder in seiner Art strengste philologische Akribie mit künstlerischer Genialität verbanden: Konrad Hofmann und Michael Bernays. Der Nachfolger Schmellers, ein durch viele Absonderlichkeiten ausgezeichneter origineller Altbayer, verfügte über ein eminent sicheres philologisches Wissen und Können auf den Gebieten romanischer und altdeutscher Textkritik. Der andere, ein selbstsicherer Hamburger Weltmann, bekleidete als erster das einzige damals in Deutschland bestehende Ordinariat für deutsche Literaturgeschichte, dessen Gebiet seine durch außer-

Digitized by Google

gewöhnliches Gedächtnis gestützte Belesenheit ins Feld der Weltliteratur ausweitete. Beide haben keine großen Werke hinterlassen, deren Umfang ihrem Wissen entsprochen hätte, aber umso belebender und anregender haben sie sich ihren Hörern mitgeteilt. Von Bernays' Münchener Schule nahm jene Richtung vergleichender Literaturgeschichte ihren Ausgang, die teils in internationaler Stoffgeschichte sich erschöpfte, teils in europäische Geistesgeschichte einmündete. Munckers eigene Entwicklung ging nicht diesen Weg, sondern vollzog mit allmählicher Konzentration auf die einheimische Literatur eine Annäherung an die in Berlin gepflegte Nationalwissenschaft. Aber die Anfangsbasis war vergleichende mittelalterliche Philologie. Unter Hofmanns Anleitung begann die Beschäftigung mit dem altfranzösischen Rittergedicht vom Grafen Joufrois von Poitiers, dessen Kopenhagener Handschrift Muncker in Gemeinschaft mit Karl v. Bahder und Ludwig Erling im Winter 1876/77 abschrieb. Charakteristisch für die zäh festhaltende Treue, mit der er Angefangenes durchführte, obwohl ihm andere, lockendere Ziele winkten, ist es, daß er, von seinen Genossen im Stich gelassen, die Ausgabe mit Unterstützung seines Lehrers beendete und im Jahr 1880 veröffentlichte. Inzwischen hatte er die 1875 von der Münchener philosophischen Fakultät gestellte Preisaufgabe über Lessings Verhältnis zu Klopstock erfolgreich gelöst; erst zwei Jahre nach der Preiserteilung ließ er zwei Bogen, die Klopstocks Charakteristik enthielten, als Münchener Dissertation drucken (1878). Dieser Text wurde auf Grund eines durch norddeutsche Archivstudien bedeutend erweiterten Materials völlig umgearbeitet zur Einleitung des 1880 erscheinenden Buches: „Lessings persönliches und literarisches Verhältnis zu Klopstock." Es brachte nicht nur die endgültige Lösung der gestellten Aufgabe, sondern bedeutete zugleich ein weiteres Forschungsprogramm, das für den Biographen Klopstocks und Herausgeber Lessings zwei große Lebensaufgaben auf demselben Boden erwachsen ließ.

Nachdem die Habilitation für Geschichte der deutschen Literatur im Jahr 1879 auf Grund einer Arbeit über zwei kleine deutsche Schriften Aventins, der im folgenden Jahr ihre Ausgabe folgte, sowie eines ungedruckt gebliebenen Aufsatzes über A. W. Schlegels 'Ion' erfolgt war und nachdem das Unternehmen der Allgemeinen Deutschen Biographie verschiedene kleinere biographische Aufgaben gestellt hatte, unter denen sich die Lebensdarstellung Lavaters zu einem eigenen Büchlein auswuchs (1883), ging Muncker an die Vollendung seines darstellerischen Hauptwerkes, des „Klopstock", der 1888 erschien und 1900 eine wenig veränderte zweite Auflage erlebte. Es war das Zeitalter der großen Monographien: 1854 war Danzels und Guhrauers 'Lessing' zum Abschluß gelangt, dem 1866 Justis 'Winkelmann', 1877 Hayms 'Herder', 1883—1892 Erich Schmidts 'Lessing' folgten. Gegenüber diesen zweibändigen Werken besitzt Munckers 'Klopstock' einen verhältnismäßig bescheidenen Umfang, und wir könnten uns heute ein weit umfassenderes Buch denken, das die geistesgeschichtliche Stellung Klopstocks in Zusammenhang mit allen Bewegungen und Strömungen des Zeitalters umschriebe. Als Charakteristik der literarischen Beziehungen und als eigentliche Biographie kann das Werk, auch wenn wir heute die Probleme des Empfindsamkeits-Zeitalters in anderem Lichte sehen, doch für abschließend angesehen werden, und diese Bedeutung verdankt Munckers Arbeit der soliden Ausschöpfung aller Quellen. Selbst das Klop-

Digitized by Google

stock-Jubiläum des Jahres 1924 brachte zwar mancherlei Festreden, aber keine Darstellung, die Munckers Werk überholt hätte, allerdings auch keine Neuauflage seiner Biographie. Ebensowenig wurde der längst vergriffenen zweibändigen Ausgabe von Klopstocks Oden, die Muncker 1889 mit Jaro Pawel veranstaltet hat, eine Neuauflage bereitet. Diese alles handschriftliche Material und alle Einzeldrucke zusammenfassende Ausgabe stellt einen so ausgezeichneten Übungsstoff für sprachgeschichtliche und stilgeschichtliche Seminarien dar, daß man bedauern muß, daß der Verleger durch die großen Herstellungskosten von einem Wiederabdruck zurückgeschreckt wurde und daß es noch keine Notgemeinschaft gab, die ihm unter die Arme griff.

Noch immer entbehren wir eine historisch-kritische Gesamtausgabe von Klopstocks Werken, zu der sich Muncker durch seine Odenausgabe wie durch den Neudruck der ersten drei Gesänge des 'Messias' in ihrer Urgestalt (1883) als der Berufene erwiesen hatte. An der Erfüllung dieser Aufgabe wurde er durch eine noch größere Verpflichtung verhindert, die er mit der als dritte Auflage erscheinenden Erneuerung der durch Maltzahn verdorbenen Lachmannschen Lessing-Ausgabe auf sich genommen hatte. Es ist ein Zeugnis ungewöhnlicher Geduld und audauernder Pflichttreue, wenn dieses Unternehmen in einer fast vierzigjährigen, vom Herausgeber ganz allein geleisteten Arbeit (1886—1924) neben wachsenden Amtsgeschäften mit gleichbleibender Anteilnahme und unveränderten Grundsätzen durchgeführt werden konnte. Es begleitet den ganzen akademischen Aufstieg des Dozenten, der nach zehnjähriger Lehrtätigkeit 1890 seinen vom Amt zurücktretenden Lehrer Bernays als Extraordinarius ersetzte und 1896 das Ordinariat erhielt. Zu Unrecht tragen die 23 Bände dieser vollendetsten deutschen Klassiker-Ausgabe eigentlich noch den Namen Karl Lachmanns auf dem Titelblatt. Mit dessen Meisterwerken mittelhochdeutscher Textkritik hatte sich sein „Lessing" als eine Gelegenheitsarbeit nicht messen können. Munckers Erneuerung aber ist eine vollständig eigene Leistung, die zugleich das Erbe der Hempelschen Ausgabe, die in Redlichs Briefbänden so große Fortschritte gebracht hatte, übernahm und die eine Menge bisher unbekannten handschriftlichen Materials zum ersten Male in Lessings Lebenswerk einfügte, zuletzt noch nachtragsweise seine Eintragungen in das jetzt in Bromberg befindliche Handexemplar von Jöchers Gelehrtenlexikon, deren Entzifferung, Identifizierung und Deutung eine unsäglich mühevolle Kleinarbeit darstellte, die mit eigener Kraft zu leisten schwerlich ein anderer Forscher von Rang die hingebende Geduld besessen hätte. Mit einer sich niemals genug tuenden Andacht zum Kleinen hat Munckers Gewissenhaftigkeit auch eine vollständige und exakte Bibliographie aller Lessingdrucke beigefügt, und selbst da, wo er fremde Hilfskräfte in Anspruch nahm, wie bei dem Register, hat er alles selbständig nachgeprüft, so daß diese Ausgabe durch die Person ihres Herausgebers eine Einheitlichkeit und Geschlossenheit besitzt, wie sie keiner der anderen gleichzeitig entstehenden großen Klassiker-Ausgaben, die als Unternehmungen von Herausgeberkollegien mit vielköpfigem Mitarbeiterstab gefördert wurden, zu eigen ist. Nach glücklichem Abschluß des Unternehmens die Hand an eine vierte Auflage zu legen, mußte Muncker allerdings ablehnen.

Als editorische Nebenarbeiten traten in Begleitung der großen Lessing-Ausgabe die Auswahlbände aus Klopstocks und Lessings Umwelt hervor, mit

Digitized by Google

denen Muncker an der Kürschnerschen National-Literatur beteiligt war. Er bearbeitete in zwei Bänden 1882 die Bremer Beiträger (Gellert, Rabener, Cramer, Schlegel, Zachariä) und ließ 1894 zwei Bände Anakreontiker und preußisch-patriotische Lyriker (Hagedorn, Gleim, Uz, Ramler, Karschin) folgen. Wielands ungedruckt gebliebenes Jugendepos 'Hermann' hatte er 1882 in den 'Deutschen Literaturdenkmälern des 18. Jahrhunderts' veröffentlicht. Für die Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur betreute er die Ausgaben von Heinr. v. Kleist (1882), von Wielands Ausgewählten Werken (1889), von Goethes und Schillers Briefwechsel (1893), von Immermanns Ausgewählten Werken (1897) und nahm auch an der Cotta'schen Jubiläums-Ausgabe von Goethes Werken durch Einleitung und Kommentierung der 'Wahlverwandtschaften' (1903) und der 'Dramen in Prosa' (1905) teil. Auch hat er 1903 die dritte Auflage des Briefwechsels zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt besorgt und für Hesses Klassiker-Ausgaben die 'Jungfrau von Orleans' eingeleitet (1903 u. 1910). Der Ausgabe eines neueren Dichters diente er mit seiner Einleitung zu Julius Grosses erzählenden Dichtungen (1909).

Bei den zahlreichen hier aufgezählten Arbeiten kam es nicht so sehr auf selbständige Textrevision als auf orientierende Einführung an, wobei eine sachkundige, gewandte und leichtfaßliche Darstellung des Wesentlichen immer Munckers Vorzug gewesen ist. Dieselbe anmutige Solidität, die das ganze Material beherrscht, ohne von ihm erdrückt zu werden, zeichnet seine kleineren biographischen Arbeiten aus, so die Beiträge zur Allgemeinen Deutschen Biographie, für die er unter anderem die romantischen Brüder Schlegel und ihre Frauen, Charlotte v. Stein, Jean Paul und Richard Wagner behandelte. Richard Wagners Gestalt fand auch ihre besondere Darstellung in einem eigenen Büchlein, das in seinem Erscheinungsjahr 1891 eine englische Übersetzung erfuhr und 1909 nochmals aufgelegt wurde. Zu einem illustrierten Richard Wagner-Werk des Jahres 1894 f. verfaßte Muncker den begleitenden Text; zudem konnte er die Briefe Wagners an seinen Vater in den Bayreuther Blättern 1900 herausgeben und uns das Bild des ehrwürdigen und tatkräftigen Bürgermeisters in den 'Lebensläufen aus Franken' 1919 zeichnen. Von fränkischem Heimatgefühl war auch seine kleine Biographie Friedrich Rückerts (1900) durchdrungen, und gern erfüllte der bald Siebzigjährige die Pflicht, am 100. Todestage Jean Pauls die Festrede in seiner Vaterstadt zu übernehmen.

Manche tiefer gehende Untersuchung, die durch herausgeberische und darstellerische Arbeiten veranlaßt wurde, erschien in den Sitzungsberichten der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, zu deren außerordentlichem Mitglied Muncker 1901 gewählt wurde, um 1906 in die Zahl der ordentlichen Mitglieder aufzurücken. Seine erste Abhandlung über 'Die Gralssage bei einigen Dichtern der neueren deutschen Literatur' (1902) verfolgt das Gralsmotiv bei Bodmer, Wieland, Goethe, den Romantikern bis zu Görres und Immermann und endet in einer Quellenuntersuchung des Wagnerschen 'Parsifal'. Seine Untersuchung über 'Wielands Pervonte' (1903), die im folgenden Jahr eine Fortsetzung 'Dramatische Bearbeitungen von Wielands Pervonte' fand, weist nach eingehender Darstellung von Wielands Verhältnis zur italienischen Literatur französische Vermittlung des Basileschen 'Pentamerone' als Quelle nach. Das Jahr 1906 brachte als Nachklang der Schiller-Säkular-

Digitized by Google

feier eine Zusammenfassung zweier Studien 'Über die ursprüngliche Gestalt der Künstler' und über 'Das Wunder in der Jungfrau von Orleans'. In den beiden folgenden Jahren bedeutete die Mitteilung 'Über 5 bayrische volkstümliche Lieder aus den Jahren 1778 und 1779' einen Ausflug auf volkskundliches Gebiet und die Abhandlung 'Über einige Vorbilder für Klopstocks Dichtungen' eine Rückkehr zum Thema der großen Biographie, indem der erste Teil die Bedeutung romanischer Epik, namentlich des Tasso, für den 'Messias' untersuchte und der zweite das Verhältnis der biblischen Trauerspiele zu Wieland, Shakespeare und einer Salzburger Singspielbearbeitung von Patzkes 'Tod Abels' zum Gegenstand hatte. In Zusammenhang mit der großen Ausgabe steht die Abhandlung 'Neue Lessing-Funde' (1915), die über die Randbemerkungen zu Jöchers Lexikon und über ihre Quellen berichtet und die Randbemerkungen in einem Braunschweiger Exemplar von Klotz' Schrift 'Über das Studium des Altertums' als nicht von Lessing stammend nachweist. Zum Abschluß gelangt die Reihe der Akademieschriften durch eine Zusammenfassung, die in ihrer Reichhaltigkeit geradezu als Summe einer Lebensarbeit bezeichnet werden kann. Veranlaßt durch den Krieg und vorgetragen in den Jahren 1916 und 1920, stellt die in den Sitzungsberichten von 1918 und 1925 erschienene Abhandlung 'Anschauungen vom englischen Staat und Volk in der deutschen Literatur der letzten vier Jahrhunderte' eine von Erasmus und Luther bis zu den jungdeutschen Reisebildern und zur Gräfin Ida Hahn-Hahn und Friedr. v. Raumer reichende Aneinanderreihung aller schriftstellerischen Äußerungen über England dar, die als Materialsammlung geradezu erstaunlich ist und ein glänzendes Zeugnis davon ablegt, bis zu welcher unvergleichlichen Stoffbeherrschung Muncker durch seine niemals stille stehende, immer weiter um sich greifende Belesenheit geführt worden war.

Die auf ein nie versagendes Gedächtnis gestützte Kennerschaft, die mit den Bücherschätzen und Hülfsmitteln der Münchener Bibliotheken bei täglichem Besuch der Katalogräume im vertrautesten Verhältnis stand und die an unbeirrbarer Gewissenhaftigkeit dem Kleinsten gegenüber festhielt, ließ ihn auch an der sauren und entsagungsvollen bibliographischen Arbeit Freude haben. Für die dritte Auflage des Goedekeschen 'Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung' übernahm er des Sechsten Buches drittes Kapitel (Klopstock, Ramler, Ossian, Barden, Geistliche Dichter) sowie den Lessingparagraphen, wobei er über den Umfang der früheren Auflagen weit hinauskam. Seine Sachkenntnis berechtigte ihn auch zu dem Wagemut, an die Sichtung des chaotischen Zustandes heranzugehen, in dem vorerst noch die Literatur des 19. Jahrhunderts als ungegliederte Masse vor uns liegt. Munckers 'Grundsätze für die Fortführung von Karl Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung von 1830 bis zur Gegenwart', die 1899 als Richtlinien für die Aufteilung des Stoffes gedruckt wurden, bezeichnen die Bücherkunde als unentbehrlich für den Ausbau der deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, ohne dem Grundriß selbst den Versuch dieses Ausbaus zur Pflicht zu machen. Der Krieg verhinderte die schnelle Inangriffnahme des Unternehmens, für das unter Munckers Leitung bereits alle Rollen verteilt waren. Viele der damals gewonnenen Mitarbeiter sind nicht mehr am Leben, viele sind inzwischen andere Wege geführt worden als sie bei Übernahme der Arbeit gingen. Ja, die ganze Wissenschaft hat sich in ihrer Zielsetzung ver-

Digitized by Google

ändert, und die geistesgeschichtliche Betrachtungsweise läßt manchmal beinahe vergessen, daß es sich letzten Endes doch um eine Wissenschaft von den Büchern handelt. Trotzdem und gerade deshalb wird die Weiterführung des Goedeke in einem auf sachliche Benutzbarkeit beschränkten Maße, also ohne gleichmäßige Vollständigkeit, immer unentbehrlicher als Hilfsmittel, nicht als Zweck der Forschung. Aber mit Munckers Tod scheint das Unternehmen in Frage gestellt, denn wer ist heute noch genug Buchgelehrter, der die Werke nicht nur den Titeln nach kennt und mit organisatorischer Führereigenschaft den entsagungsvollen Fleiß vereinigt, um eine nach außen hin so wenig dankbare Aufgabe übernehmen zu wollen? *Wer leitet nû die lieben schar? wer wîset diz gesinde?*

Munckers Vorlesungen gaben die unerschöpfliche Stoffülle, die er spielend beherrschte, in anmutiger Gefälligkeit wieder. Der fesselnde Reiz seiner leichtflüssigen Rede lag weniger in packender Wucht der Persönlichkeitscharakteristik und leidenschaftlichem Ringen um Gestaltung in plastischem Aufbau oder Tiefe der Problemstellung als in dem immer lebendigen, warm temperierten, aus dem Innern quellenden persönlichen Verhältnis zu den Gegenständen. Seine Formgewandtheit konnte sich auf ein sicheres Gedächtnis verlassen, das ihm alle Tatsachen, Inhalte und Zitate zutrug, so daß er für den freien Vortrag keiner Aufzeichnung bedurfte. Die letzte Vorlesung, die er im Sommer 1925 hielt (Geschichte der deutschen Literatur zur Zeit ihrer höchsten Blüte), erregte deshalb noch die staunende Bewunderung eines amerikanischen Gastes, der mir erzählte, er habe an diese Gedächtnissicherheit nicht glauben können und deshalb alle Daten nachträglich kontrolliert, wobei sie jeder Prüfung standgehalten hätten. Dabei war Muncker in diesem letzten Lebensjahr bereits körperlich geschwächt und müde, aber auf dem Katheder fühlte er sich bis zuletzt frisch und jung. An den Gedanken, die Lehrtätigkeit aus Gründen des Alters einmal aufgeben zu müssen, konnte er sich deshalb schwer gewöhnen; gern hätte er wohl noch bis zum 100. Semester durchgehalten, von dem ihn schließlich nur noch eine Spanne von 3 Jahren trennte. Dabei bedeutete ihm das Vorlesunghalten nicht nur eine liebe Gewohnheit, sondern eine stets neue Produktion, und im vorletzten Semester bereicherte er seinen Vorrat, der im Winter 1879/80 mit einer dreistündigen Vorlesung über Wieland und seine Zeit und mit einer zweistündigen Interpretation des Hartmannschen 'Iwein' begonnen hatte und sich schließlich über die ganze deutsche Dichtung von den Anfängen bis zur Gegenwart und ins Nachbargebiet der englischen Literatur erstreckte, noch um ein neues Kolleg über Geschichte des deutschen Lustspiels, das der Siebzigjährige zum ersten Male hielt[1].

1) Ein Verzeichnis aller von Muncker während seiner 47jährigen Lehrtätigkeit gehaltenen Vorlesungen und Übungen verdanke ich Herrn Dr. Arthur Witte. Alle Vorlesungen, die unter Abänderung der Titel und geringfügiger Verschiebung der Abgrenzung wiederkehrten, habe ich in der Wiedergabe zusammengefaßt:

I. Vorlesungen.

a) Über Literaturperioden: Übersicht über die Geschichte d. deutschen Literatur v. d. ältesten Anfängen bis zu Goethes Tod. 4 st. W.-S.

Digitized by Google

Ein stets lebendiges Verhältnis hatte er zur Dichtung der eigenen Zeit. Das ganze literarische und künstlerische München, dessen höchste Blüte bei

1885/6; 88/9; 89/90. — Gesch. d. deutschen Literatur im Mittelalter. 4 st. S.-S. 1880; W.-S. 82/3; 83/4. — Gesch. d. deutschen Literatur vom Verfall der mittelalterl. Dichtung bis z. Beginn d. 17. Jhts. 4 st. W.-S. 1891/2; S.-S. 94; W.-S. 97/8; 1901/2; S.-S. 07; W.-S. 12/3; S.-S: 18; W.-S. 23/4. — Gesch. d. deutschen Literatur im 16. und 17. Jhd. 4 st. W.-S. 07/8; S.-S. 13; W.-S. 18/9; S.-S. 24. — Gesch. d. deutschen Literatur im 17. und 18. Jhdt. bis auf Lessings Tod. 4 st. W.-S. 1880/1; 94/5; S.-S. 1902 und W.-S. 02/3; S.-S. 08; 19; W.-S. 24/5. — Gesch. d. deutschen Literatur im 18. Jhdt. bis zum Beginne d. Sturms und Drangs. 4st. S.-S. 1889; 98; W.-S. 08/09; 13/14; 19/20; S.-S. 25. — Gesch. d. deutschen Literatur im Zeitalter d. Sturms und Drangs. 4st. S.-S. 1892, 95; W.-S. 98/9; S.-S. 03, 09, 14, 20; W.-S. 25/6. — Gesch. d. deutschen Lit. z. Zeit ihrer höchsten Blüte. 4st. W.-S. 1892/3, 95/6; S.-S. 99; W.-S. 03/04; 09/10; W.-S. 14/15 und S.-S. 15; W.-S. 20/21; S.-S. 26. — Gesch. d. deutschen Lit. im Zeitalter d. klassischen Kunst u. d. Romantik. 4st. S.-S. 04, 10, 21. — Gesch. d. deutschen Lit. im Zeitalter d. Romantik. 4st. S.-S. 90; 93; 96; W.-S. 1899/1900; W.-S. 04/05; 10/11; 15/16; 21/2. — Gesch. d. deutschen Lit. v. 1830—50. 2st. W.-S. 1892/3. — Gesch. d. deutschen Lit. v. Ausgang d. Romantik bis auf die Gegenwart. 4st. W.-S. 90/91; 93/4; 96/7; S.-S. 1900, W.-S. 1900/01 und S.-S. 01; S.-S. 05; W.-S. 05/06 und S.-S. 06; S.-S. 11, W.-S. 11/12 und S.-S. 12; S.-S. 16; W.-S. 16/7; S.-S. 17 und W.-S. 17/18; S.-S 22; W.-S. 22/23 und S.-S. 23. —

b) Monographisch: Einleitung in das Studium Miltons. 2 st. S.-S. 82; S.-S. 85. — Geschichte Miltons u. d. gleichzeitigen englischen Lit. 2 st. S.-S. 91. — Wieland u. seine Zeit. 3 st. W.-S. 79/80. — Shakespeare i. d. Gesch. der deutschen Literatur. 1 st. W.-S. 93; 04/5. — Goethes Faust, 1 st. W.-S. 95/96, 97/98, 02/03, 05/06, 08/09, 11/12, 13/14, 15/16, 17/18, 19/20, 22/23; 24/25. — Goethes Leben und Werke. 4 st. W.-S. 1906/07. — Goethe und Schiller. 3 st. Kriegsnothalbjahr 1919. — Kleists Leben und Werke S.-S. 85. — Richard Wagners Schriften und Dichtungen. 2 st. W.-S. 86/7, 98/9, 03/4, 09/10, 12/3, 16/7, 20/21. — Nibelungendichtungen i. d. neueren Lit. von Sachs bis auf Wagner, Hebbel und Ibsen. 1 st. W.-S. 1900/01: — Geschichte d. deutschen Lit. in Österreich. 1 st. W.-S. 21/2.

c) Gattungsgeschichtlich: Gesch. d. deutschen Epos im vorigen Jahrhundert. 1 st. S.-S. 84. — Gesch. d. deutschen Romans i. d. deutschen Literatur. 2 st. S.-S. 87; W.-S. 93/4. — Gesch. d. deutschen Dramas v. d. ersten Anfängen bis zum Beginne d. 18. Jdts. 2 st. W.-S. 96/97, 1899/1900. — Gesch. d. älteren deutschen Dramas. 4 st. S.-S. 81. — Geschichte d. deutschen Dramas im Mittelalter u. i. d. Reformationszeit. 2 st. W.-S. 89/90. — Gesch. d. deutschen Dramas im Mittelalter u. im Beginne d. neueren Zeit. 1 st. S.-S. 93. — Das deutsche Drama vor Lessing. 2 st. S.-S. 14. — Geschichte d. deutschen Dramas seit d. Reformation. 4 st. W.-S. 81/2. — Geschichte d. deutschen Dramas im 17. und 18. Jhdt. 2 st. S.-S. 90. — Gesch. d. deutschen Dramas im vorigen Jhdt. 3 st. W.-S. 83/4. — Gesch. d. deutschen Dramas v. Lessing bis auf Schiller und Kleist S.-S. 83; W.-S. 84/5. — Gesch. d. deutschen Dramas von Goethe bis auf Kleist. 2 st. W.-S. 85/6 und S.-S. 86. — Gesch. d. deutschen Dramas im 19. Jhdt. 1 st. W.-S. 18/9. — D. deutsche Drama seit Hebbel und R. Wagner. 1 st. W.-S. 23/4. — Die Entstehung des modernen Dramas besonders in Deutschland. 1 st. W.-S. 1910/11, 14/5, 21/2. — Das deutsche Drama d. letzten Jahrzehnte. 1 st. W.-S. 1901/2, 06/07, 07/08. — Gesch. d. Lustspiels in Deutschland. 1 st. 1925/6.

II. Übungen.

a) Grammatik und Interpretationen: Übungen in der deutschen Grammatik. 2 st. S.-S. 80. — Erklärung des Iwein. 2 st. W.-S. 79/80. — Erkl. d. Willehalm. 2 st. W.-S. 88/9. — Interpretation der Lieder und des Titurel von Wolfram v. Eschenbach. 2 st. S.-S. 89. — Interpr: v: Shakespe-

Digitized by Google

seiner Ankunft noch nicht verwelkt war, zog an ihm vorüber: von Hermann Lingg, Paul Heyse, Wilhelm Hertz und Julius Grosse über die Naturalisten Michael Georg Conrad, Josef Ruederer und Ludwig Thoma bis zu den Impressionisten und Expressionisten. Zu allen Generationen stand der mit feiner Einfühlung Begabte, der sich niemals zum Herold einer bestimmten Geschmacksrichtung machte und dessen Aufnahmefähigkeit für Neues nicht abstarb, in Beziehung: ehrerbietig den Alten huldigend und manches junge Talent ermunternd ließ er sich von keiner einseitigen Parteinahme in Liebe oder Haß hinreißen und vermied es, jemals verständnislos abzusprechen, sondern wahrte in vorsichtigen Urteilen immer jene Zurückhaltung, die den Gelehrten vom Literaten unterscheidet. Wie sich ihm persönlich Erlebtes in der Erinnerung gestaltete, das hat sein Vortrag 'München und die Dichter', der aus dem Nachlaß veröffentlicht wurde (Münchener Neueste Nachrichten 1927, Nr. 208, 212, 223) uns erhalten. Wie er den Lebenden zu huldigen wußte, zeigte die Glückwunschrede, mit der er Thomas Mann an seinem 50. Geburtstag im Münchener Rathaus feierte. Wie er dem Kommenden entgegensah, zeigte manche Kritik, mit der er für bisher Unbekannte um den Beifall der Oeffentlichkeit zu werben suchte.

Die gleiche Liberalität, die jeder Leistung, wenn sie nur Echtheit und Redlichkeit, ernste Ziele und starkes Können offenbarte, gerecht zu werden bemüht war, kennzeichnete seinen wissenschaftlichen Standpunkt. Fremd allem akademischen Bonzentum und Kliquenwesen, hat er sich nie als Vertreter einer Partei oder Haupt einer Schule gefühlt und Gegensätzlichkeiten, wo sie ihm entgegentraten, kaum bekämpft, weil sein Sinn immer auf das Positive gerichtet war. Weder kam er je in die Lage, eine große Polemik auszufechten, die sein wissenschaftliches Glaubensbekenntnis herausgefordert hätte, noch hat er zu den methodischen Fragen, die mit der Wandlung der Lite-

ares Romeo and Juliet. W.-S. 82/3; S.-S. 90. — Interpr. v. Shakespeares Cymbeline. 2 st. W.-S. 90/1.

b) Literaturgeschichte: Dramen d. 15. und 16. Jhdts. W.-S. 11/12, 14/5, 17/8, 20/21, S.-S. 23. — Dichtungen d. Hans Sachs. 2 st. W.-S. 98/9, S.-S. 04, 09. — D. deutsche Drama vor Lessing. 2 st. 06/7. — Hagedorns Gedichte. W.-S. 92/3. — Klopstocks Dichtungen und Schriften. W.-S. 05/06, 09/10; S.-S. 13, 17; W.-S. 21/2; 25/6. — Klopstocks Oden. S.-S. 82; 1900. — Klopstocks Messias S.-S. 97. — Lessings Literaturbriefe. W.-S. 80/1, 95/6. — Lessings dramatische Fragmente. W.-S. 91/2. — Lessings unvollendete Entwürfe und Prosaaufsätze. S.-S. 98; W.-S. 01/02. — Lessings Schriften W.-S. 04/05; S.-S. 10; W.-S. 12/13; 15/6; 18/9; 22/3. — Wielands Oberon. S.-S. 81. — Wielands epische Gedichte. S.-S. 93. — Wielands Aufsätze und Dichtungen im Deutschen Merkur. W.-S. 96/7; 99/1900. — Wielands Werke. S.-S. 03; W.-S. 07/8; S.-S. 11, 15, 18; W.-S. 23/4. — Die Dichtungen des jungen Goethe. W.-S. 94/5; S.-S. 22. — Goethesche Gedichte. S.-S. 01. — Goethes autobiographische Schriften und Dichtungen. W.-S. 08/9. — Goethes und Schillers Xenien. W.-S. 81/2. — Schillers Gedichte. W.-S. 93/4, 97/8; S.-S. 02, 05, 16, 20, 25. — Kleists Dramen. W.-S. 82/3; S.-S. 91; 95, W.-S. 1900/01; S.-S. 06, 12. — Grillparzers Dramen. S.-S. 94. — Grillparzers Werke. W.-S. 02/3, 13/4; S.-S. 19, 26. — Platens Dichtungen. S.-S. 92, 96, 99, 24. — Heines Werke. W.-S. 03/4; S.-S. 07. — Rich. Wagners literaturgeschichtl. Stellung. W.-S. 10/11. — Deutsche Stilübungen. S.-S. 84; W.-S. 84/5. — Für die literaturgeschichtl. Übungen des S.-S. 83 und W.-S. 90/1 ist ein besonderes Thema nicht bezeichnet. Im S.-S. 88 war Muncker beurlaubt.

Digitized by Google

turwissenschaft unter seinen Augen zum Austrag kamen, objektiv Stellung genommen. Die einzige Stelle in seinen Schriften, die man als programmatisch auffassen kann, steht am Eingang der 1905 in der Akademie gehaltenen Festrede 'Wandlungen in den Anschauungen über Poesie in den letzten zwei Jahrhunderten' (München 1906). Die Sprachgeschichte, die als andere Wesenshälfte der Philologie im engsten Zusammenhang mit der Literaturgeschichte gesehen wird, gilt ihm schließlich doch nur als Mittel zum Zweck: „Zweck der literargeschichtlichen Forschung aber ist, den Werdegang des geistigen Lebens der Völker aus den unmittelbarsten Äußerungen ihres Denkens und Empfindens zu erkennen. Mit dieser Aufgabe tritt die Literaturgeschichte, obgleich sie die mannigfachen Errungenschaften der Philologie verwertet und namentlich die Methode von ihr entlehnt, doch auch wieder aus den engeren Schranken der Philologie heraus und stellt sich als eine Grenzwissenschaft dar, die zwischen Philosophie, Philologie und Geschichte in der Mitte liegt, sich nahe mit Kunst- und Musikgeschichte berührt und gleich ihnen einen Teil der allumfassenden Kulturgeschichte bildet."

So farblos und unentschieden diese Formulierung im Vergleich zu schärferen methodischen Zielsetzungen der jüngeren Generation sich ausnimmt, so öffnet sie doch viele Türen und gibt damit nicht nur jeder persönlichen Entwicklungstendenz volle Freiheit, sondern läßt auch die Möglichkeit zur Verständigung und Einung aller Gegensätze. Eine bemerkenswerte Tatsache in der Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft wird es bleiben, daß im Anfang des 20. Jahrhunderts gerade von München ein besonders starkes neues Leben ausging und daß die Schüler Munckers seine Träger waren. Mögen dabei auch andere Einwirkungen zur Geltung gekommen sein, mögen Rudolf Unger und Christian Janentzky von Hugo Falkenheim starke persönliche Anregungen erhalten haben, so wie Fritz Strich von Heinrich Wölfflin und Norbert von Hellingrath von dem George-Kreis, so verdanken sie doch alle den festen Untergrund ihrer Wissenschaft der Munckerschen Lehre, deren besonnene Lenkung sie vor zügellosen Ausschreitungen bewahrte, und dem persönlichen Vorbild einer hingebenden Liebe zur Arbeit und eines eisernen Fleißes. So ist es gekommen, daß der Lehrer, der am wenigsten beanspruchte, eine Schule zu bilden und die von ihm angeregten Arbeiten in ein eigensinniges Schema zu zwängen, am meisten Schule gemacht hat, und in dieser fruchtbaren Nachwirkung ist Munckers wahre Größe zu erkennen.

In den zwei Festschriften zum 60. und 70. Geburtstag, die den Titel 'Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte' (1916) und 'Die Ernte' (1926) tragen, hat ein Kreis von Schülern und Freunden der Dankbarkeit und Verehrung Ausdruck gegeben, und ein Vergleich der beiden Sammlungen gibt ein klares Bild des innerhalb eines Jahrzehntes erreichten Fortschrittes. Den vielseitigen Reichtum der von Muncker ausgegangenen Anregungen und die Weitherzigkeit seines Entgegenkommens lassen auch die seit 1896 von ihm herausgegebenen 'Forschungen zur neueren deutschen Literaturgeschichte' in ihren mehr als 60 Bänden erkennen, die neben den Erstlingswerken der eigenen Schüler auch manchen an anderen Orten entstandenen Arbeiten Aufnahme gewährten.

Wie er in der Wissenschaft ein offenes Haus hielt, so gewährte auch sein geselliges Heim dem Besucher freundliche Aufnahme. Wenn einer sei-

Digitized by Google

ner ältesten Schüler, Roman Woerner, sich noch der Leseabende erinnerte, zu denen der junge Privatdozent seine vertrauteren Hörer einlud, so gedenken die späteren Gäste der Freitagnachmittage, an denen sich allwöchentlich ein jugendlicher Kreis zur Teestunde versammelte, und der Hauskonzerte, die von der kunstsinnigen Gattin mit ihren Gesangsschülerinnen veranstaltet wurden. Heiterer Genuß alles Schönen war der Inhalt der Ruhestunden und gewährte Entspannung nach harter Arbeit. Auch die schwerste Überlastung ließ dem Vielbeschäftigten für jedes Anliegen Zeit und offenes Ohr finden. Seine milde Güte und menschliche Wärme, seine stete Hilfsbereitschaft zu stiller Wohltat, sein Gerechtigkeitssinn und sein gerades offenes Wesen, das in rührender Bescheidenheit nur der Sache dienen wollte, gewannen ihm viele Freunde und entwaffneten jeden Widerstand. Man sah ihm gern in die hellen blauen Augen und ließ sich von edler Humanität gefangen nehmen. Dieses Leben ist köstlich gewesen, nicht nur weil es Mühe und Arbeit war, sondern weil es Frucht und Lohn eines unermüdlichen Dienstes an allem Guten in sich trug.

BERLIN JULIUS PETERSEN

ANZEIGEN

Leo Jutz, Die Mundart von Südvorarlberg und Liechtenstein. Heidelberg 1925, C. Winter. XIII + 355 Seiten. 8°.

Das sprachliche Wissen um Vorarlberg war bis vor kurzem dermaßen unsicher und rückständig, daß selbst ein kleineres Buch mit weniger Ergebnissen als das vorliegende lebhaften Dank verdienen müßte. L. Jutz geht aus von der Sprache der Gemeinde Frastanz im Walgau an der Arlbergbahn und schreitet nach Osten vor bis ins Klostertal und Montafon, nach Westen ins Fürstentum Liechtenstein, nach Nordwesten bis zur Mündung der Ill in den Rhein. Die höchstalemannischen Walsersiedlungen innerhalb Vorarlbergs sowie ganz Nordvorarlberg stehen nicht eigentlich zur Erörterung. Diese Abgrenzung ist wohlbegründet und zweckmäßig. An die Bachmannschen Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik sucht der Verfasser allenthalben räumlich und erkenntnisfördernd anzuknüpfen. Der Stoff ist flott angepackt, die Fragestellung richtig, die Eigenart der behandelten Mundart tritt klar hervor (Neigung zur Monophthongierung alter Diphthonge, Bewahruug alter Monophthonge); der verkehrsgeschichtliche Leitgedanke ist: ehedem engere Sprachgemeinschaft von Südvorarlberg mit St. Galler Rheintal (und Appenzell) wird in späteren Jahrhunderten gelockert, Südvorarlberg wird nun sprachlich stärker beeinflußt vom rechtsrheinischen, schwäbischen Norden. Ich hoffe, daß uns L. Jutz noch eine Darstellung der Mundart Nordvorarlbergs besorgen wird; das wäre in vielen Punkten die Stichprobe zu Behauptungen des vorliegenden Werkes, und gleichzeitig hätten wir dann den längst nötigen Anschluß an die reichsdeutsche Erforschung der Bodenseelandschaft. Es wäre jetzt schon kein Schade gewesen, die einschlägigen Arbeiten über Südwestwürttemberg, Hohenzollern und Südostbaden stärker heranzuziehen (C. Haag, E. Dreher, Th. Müller, dazu neuer-

Digitized by Google

dings W. Lang, Al. Staedele). Auch sonst sind die Hilfsmittel etwas knapp beisammen und nicht ganz fehlerfrei aufgeführt.

Verfasser, Herausgeber, Verleger und Leser müssen es in Zukunft erzwingen, daß jedem derartigen Buch eine Karte beigegeben wird. Lieber ein Druckbogen weniger, als keine Karte! Vertrautheit mit abgelegenen Gebieten und Heimatliebe lassen sich so leicht nicht übertragen. Verweisung auf einen Atlas oder auf die Karte eines andern Forschers genügt nicht; die Karte muß in dem jeweiligen Werk enthalten sein, möglichst ausklappbar wie die Motivübersicht eines Operntextes. Am besten ist meist eine selbstgemachte Skizze, die unter Vermeidung alles Unnötigen gerade das in Linien und Flächen zeigt, was der Textteil mit Begriffen darzustellen sucht. Man wird ordentlich warm, wenn Jutz sagt, die heutige unmittelbare Verbindung zwischen Feldkirch und Frastanz habe für die Mundart der älteren Zeit keine Bedeutung haben können; dafür erinnert er wiederholt an die alte Straße von Rankweil über Göfis bezw. den schwarzen See in das Illtal. An anderer Stelle erscheint ein Verkehrsweg vom Walgau über die Letze bei Mariagrün nach dem Rheintal südlich von Feldkirch. S. 157f. steht eine herrliche Anmerkung über die Dehnung kurzer Vokale in offener Silbe; sie sei auf dem rechten Rheinufer aufwärts bis ins nördliche Liechtenstein gedrungen und dort auf die schweizerische Seite übertragen worden, wo sie nun in Gams und Buchs völlig herrsche. Solch wertvolle Beobachtungen bleiben ohne Kartenbeigabe Gestrüpp für all jene, die von der ganzen Landschaft nichts kennen als Feldkirch, Bludenz, Scesaplana und Schruns.

Neue Erkenntnisse bietet der Abschnitt über die Gutturale; leider sind gerade die wichtigen Seiten 208f. im Ausdruck nicht recht glücklich; und daß ausgerechnet der ich-Laut mit *x*, der ach-Laut mit *χ* bezeichnet wird, erschwert die flotte Verständigung mit andern Mundartforschern. Das ganze Gebiet hat anlautende Affrikata; eine wichtige Feststellung. Weil nun anlautende Spirans, das Merkmal des Südalemannischen, fehlt, nennt Jutz seine Mundart niederalemannisch. Lieber keine Begriffsbestimmung als diese! Beim Ausdruck niederalemannisch denke ich mit vielen an Straßburg im Elsaß und an Heimburgers Ottenheim. Jutz schreibt *kxīmmə* 'keimen', *kxlī̯* 'klein', *kxi̯lkχə* und *kxiərhə* 'Kirche', *mi̯lkx* 'Milch', *wagə* (im Hauptteil des Gebiets) 'Wagen', *šlǭffə* 'schlafen', *tūff* 'tief'. Für meine Begriffe ist das in schroffster Ausprägung östliches Mittelalemannisch. Ich habe darüber gehandelt in meiner „Gliederung der badischen Mundarten"[2] S. 14f. und besonders in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift 9,56ff.; durch Bohnenbergers vornehme Entgegnung (ZfdMu. 1924, 67ff.) habe ich dazugelernt. Ich nenne nordalemannisch jenen Nordteil echten Alemannenbodens, dessen Sprache ins Fränkische überleitet; dieser Übergang ist in Geschichte und Gegenwart ein zweifacher, einer am Rhein und einer am Neckar, ein Straßburger und ein Stuttgarter, ein niederalemannischer und ein schwäbischer; daß die beiden nicht durchweg unter einen Hut gehen, ist mir dabei bewußt. Südalemannisch ist die Sprache südlich der Bohnenbergerschen Linie *kind*: *xind*; ich gliedere sie in das Höchstalemannische mit inlautendem — (*n*)*x* —, in das Hochalemannische mit — ŋ*kx* —, und in das rheinische Südalemannisch mit — ŋ*kk* — bezw. — ŋ*g* —. Zwischen Südalemannisch und Nordalemannisch liegt das Mittelalemannische, zwischen Vogesen und Tirol weit ausgedehnt, ungefähr durch den Höhenkamm des Schwarzwalds in eine

Digitized by Google

westliche und eine östliche Spielart geschieden. Dazu gehören der mittlere Teil von Oberelsaß, der größte Teil des mittleren Badens, der nicht diphthongierende Süden von Württemberg und Allgäu, endlich Vorarlberg (ohne Walser), Liechtenstein, das Galler Rheintal und nordöstlichste Appenzell, die Bündner Herrschaft. Die Eigenart und Bedeutung dieses großen Gebiets kam bisher zu kurz; sie ist aber vorhanden und leicht faßbar. Zunächst grammatisch: das Mittelalemannische, besonders seine westliche Hälfte, kommt dem „dialektfreien" Mittelhochdeutschen am nächsten, indem es bei hoher Altertümlichkeit sowohl der südalemannischen Schroffheiten wie der straßburgisch-schwäbischen Neuerungen entbehrt; dann landesgeschichtlich: das Mittelalemannische kann im großen ganzen als „vorderösterreichisch" gelten, gegenüber dem Schweizerischen und Markgräflerischen im Süden, dem Hanauischen und Württembergischen im Norden; vor allem aber verkehrsgeschichtlich: meine Fassung des Mittelalemannischen trägt den Verkehrswegen und Sprachtendenzen Rechnung, bringt Bewegung in die scheinbare Starrheit Alemanniens, schlingt ein Band zwischen Vergangenheit und Zukunft. Das Mittelalemannische, besonders in der Bodenseelandschaft, haust auf Gebieten, die das Südalemannische einmal räumen mußte. Im Norden aber ist das Mittelalemannische selbst zurückgeschnürt, in der Rheinebene einerseits, im Neckarbecken anderseits; daher bei breitester Grundlinie das spitzartige Ende im nördlichen Schwarzwald. Der ganze Vorgang wiederholt sich innerhalb des Südalemannischen: dessen Hauptmasse, das Hochalemannische (= Gemeinschweizerische), hat wiederum die breite Grundlinie im Süden und eine Art Nordspitze am badischen Fürstenberg; der rheinische und schwäbische Verkehr ist an seiner schwächsten Stelle, im südlichen Schwarzwald, zwischen Dinkelberg und Bodensee, des Hochalemannischen noch nicht Herr geworden; wohl aber westlich und östlich davon, und hier erscheint denn die heutige Vorstufe des Hochalemannischen, das rheinische Südalemannisch, in mehreren Abschattungen: das südlichste Oberelsaß, die Nordwestschweiz, das Markgräflerland und ein (von Staufen—Freiburg bestimmter) Teil des Hotzenwalds sind seine westlichen Posten; die östlichen sind Mittel- und Oberthurgau, Untertoggenburg, Fürstenland, Kanton Glarus.

Wichtiger als dieser terminologische Wortstreit ist die Frage nach der Geschichte der oberrheinischen Gutturale. Die Bachmannsche Lehre von ihrer romanischen Beeinflussung, wie sie z. B. begeistert von Meinherz S. 230ff. vorgetragen wird, ist mittelbar angefochten von E. Steiner (ZfdMu. 1924, 240. 245. 248), teilweise aber ausdrücklich angefochten von Jutz S. 333f. Dieser hätte mit seinem Widerspruch noch weiter gehen können. In den Verbindungen westgermanisch — *nk* — und — *kk* — haben das südvorarlbergische Rheintal, ganz Liechtenstein und die Bündner Herrschaft, räumlich zusammenhängend, immer Fortis, dagegen haben Walgau, Klostertal und Montafon Affrikata. Müßten nach Bachmann-Meinherz nicht gerade diese spät und später germanisierten Gebiete Fortis haben? Die Ausflucht, wirkliche Fortis sei unter Einfluß walserischer Spirans zur Affrikata geworden, deute ich nur an, um sie sofort zu versperren. Die inlautende Affrikata des gebirgigen Südvorarlbergs stimmt zum St. Galler Rheintal und Appenzell, und diese Gemeinschaft ist jetzt durch das südvorarlberger Rheintal gefährdet. Dazu kommt ein weiteres. Außer jenem südlichen Fortisgebiet gibt es ein nördlicheres, südwestlich des Bodensees (Beitr. 41, 132f.); dies letztere aber kann nicht getrennt werden von dem

Digitized by Google

reichsdeutschen Fortisgebiet, das ich andeute durch die Orte Reichenau — Radolfzell — Engen — Sunthausen (bei Donaueschingen). Die Nordwestschweiz wäre ein drittes Fortisgebiet, das jedoch über die Stufe des markgräflerischen und westmittelalemannischen — *g* — breit mit dem zweiten zusammenhängt. Nun kann zwar dasselbe Ergebnis an drei Stellen aus drei verschiedenen Ursachen entspringen, z. B. die graubündner Fortis aus romanischem Einfluß, die Bodenseefortis aus schwäbischem. Es wird aber immer locken, gerade die beiden Ostschweizer Gebiete, die etwa nur durch Appenzell und Galler Rheintal geschieden sind, einheitlich zu erklären. Wie nun, wenn sich nördlich der Ill, rechts des Rheins, ein Zusammenhang zwischen nördlichem und südlichem Fortisgebiet fände? Dann hätten wir e i n mächtiges Fortisgebiet am Oberrhein; die Fortis erschiene in der gleichen Nordsüdwanderung wie die oben erwähnte Vokaldehnung in offener Silbe, und hätte sich an den drei schwächsten Stellen ins Schweizerische hineingefressen. Dem Weg durch Nordvorarlberg stehen einstweilen die Angaben J. Bergers S. 137 entgegen. Aber J. Berger ist auch in andern Dingen rechts des Rheins nicht immer so zuverlässig wie auf der Schweizer Seite. Sollte der Riegel der Affrikata wirklich auch rechtsrheinisch überall vorhanden sein, so braucht er nicht notwendig immer dagewesen zu sein. Auf jeden Fall erfordern die Verhältnisse in Nordvorarlberg genaue, bäldige Prüfung. Und dann wollen wir hoffen, daß Albert Bachmann das Wort ergreift!

Nicht vorschnell mit der *-kk*-Frage zu verquicken ist die Form *milkx* (Südvorarlberg und Galler Rheintal). Sie ist ein Seitenstück (nicht die Fortsetzung) zu der südwestschwäbischen Neuerung *milk* (ZfdMu. 1921, 179f.; 1923, 312f.). Die gemeinsame Grundlage ist *milx*.

Unter Verzicht auf mehrere lockende Einzelheiten schließe ich mit einer Anregung. Die alte Erklärung *d r w ä r t* = der [Mühe] wert (Jutz S. 233) hat mir noch nie gefallen. Nun findet sich in des Georg Pictorius Leibs Artzney (1566) ein weibliches Hauptwort *werd*: *in grosser werd* 84 b, *in seiner werd* 58 b. 40 b, *inn so hoher werd* 13 b, *in hoher werd* (Wertschätzung) 107 b; dazu in desselben Laßbüchlein (1555) A IV b: *die werd der schencke* 'den Wert des Ge-Geschenkes'. Hier öffnet sich eine Möglichkeit, in *nit der Wert* einfach den Genetiv eines weiblichen Hauptworts zu erblicken, wie in *nit der Z(e)it*.

FREIBURG I. BR., OKTOBER 1926 ERNST OCHS

Vom Werden des deutschen Geistes. Festgabe Gustav Ehrismann, herausgegeben von Paul Merker und Wolfgang Stammler. Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter u. Co. 1925. 260 S. 8°.

Zwanzig Beiträge sind in diesem stattlichen, vom Verlag dankenswerter Weise zu einem für heutige Verhältnisse mäßigen Preis herausgebrachten Bande vereinigt, um den rastlosen Forscher zu ehren, der erst kürzlich wieder mit dem dritten Band seiner großangelegten Literaturgeschichte der deutschen Philologie eine kostbare Bereicherung gespendet hat. Die Herausgeber sind zugleich Herausgeber dieser Zeitschrift: trotzdem kann ich es mir nicht versagen, hier zu zitieren, was unlängst Hans Naumann anläßlich der Sievers-festschrift gesagt hat: Gustav Ehrismann „darf versichert sein, daß ihm auch zahlreiche andere, die hier ..... nicht aufgefordert wurden, [die Gratulationsadresse

Digitized by Google

zu unterzeichnen,] gern ihren Dank, ihre Ehrerbietung und ihren Glückwunsch dargebracht hätten."

Bei der Fülle des Inhalts verbietet sich eingehende Besprechung von selbst; ich muß mich im allgemeinen mit knapper Andeutung des Inhalts begnügen. Wenn ich in einigen Fällen persönliche Stellungnahme nicht unterdrücken kann, so soll damit weder gesagt sein, daß die betreffenden Aufsätze mir bedeutender vorkommen als die andern, noch daß sie umgekehrt die einzigen sind, die Zweifel erwecken oder Widerspruch hervorrufen, sondern es beruht lediglich darauf, daß sie mir nach Inhalt und Problemstellung näher liegen als andere.

Den Reigen eröffnet Karl Helm mit 'Spaltung, Schichtung und Mischung im germanischen Heidentum', einen 1910 auf der Philologenversammlung in Graz gehaltenen Vortrag über 'Synkretismus im germanischen Heidentum' fortführend, erweiternd, zum Teil auch berichtigend. Weitausholend, Grundfragen der Religionsgeschichte und Altertumskunde berührend, bezweifelt Helm das Fortbestehn völkischer Einheit der Germanen in historischer Zeit, bezweifelt das „Gemeingermanische" bei Tacitus, bestreitet entschieden die Existenz einer gemeingermanischen Götterwelt. Die synkretistischen Erscheinungen werden jetzt etwas anders beurteilt als früher. War damals die Herkunft der einzelnen Bestandteile maßgebend (1. christlich-heidnische, 2. germanisch und außergermanisch heidnische, 3. interngermanische Mischungen), so jetzt „die Stelle, die ihnen im Aufbau und Leben der germanischen Religion zufällt"; es ist nun von „konstitutionellen" und „akzessorischen" Mischungen die Rede. In der Beziehung zu der früheren Einteilung ist eine Inkonsequenz unterlaufen: Helm setzt die Gruppen 1 und 2 den akzessorischen, 3 den konstitutionellen Mischungen gleich, was aber nicht ganz stimmt, denn Leichenbrand und Tiuskult sind doch nicht innerhalb des Germanentums entstanden, ihre Verbindung mit einheimischen Elementen gehört also zu Gruppe 2, aber selbstverständlich zu den konstitutionellen Mischungen, unter die Helm sie auch stellt. Eine Unmenge von lokalen Kulten, meist spurlos verschwunden, nur zum geringen Teil unmittelbar bezeugt, zum Teil vielleicht in Ortsnamen und in manchen von den zahlreichen Götternamen der Edda fortlebend, überlagert durch andere Kulte, die ihren ursprünglich eng begrenzten Bereich zu weiter, zum Teil sogar gemeingermanischer Geltung ausdehnten: das ist das hier skizzierte Bild von der Geschichte der germanischen Götterkulte. Jedem Leser fällt auf, wie nah verwandt dies Bild, natürlich ohne daß irgend eine Abhängigkeit besteht, mit der Art ist, wie heute die moderne Sprachwissenschaft Werden und Ausbreitung sprachgeschichtlicher Vorgänge sieht.

Ernst A. Kock gibt eine kurze Probe aus einem Werk über den altgermanischen Parallelismus, Friedrich Panzer den Nachweis, daß die Gestalt des Nornagest in Zusammenhang steht mit der in mehreren Quellen belegten Nachricht von einem Waffenträger Karls des Großen, der bis ins 12. Jhdt. gelebt haben soll, Hugo Suolahti Erläuterungen einiger schwieriger, meist auch sachlich interessanter Wörter in den Glossen des Trierer Priesterseminars. Der gedankenschwere und nicht durchweg auf leichte Verständlichkeit hin stilisierte Aufsatz von Julius Schwietering über 'Typologisches in mittelalterlicher Dichtung' hat mich bei aller Anerkennung für manches fein und geistreich Gesagte nicht überzeugt. Daß Schwietering eine verlassene Frau wie Be-

Digitized by Google

lakane mit Dido und ein Mädchen, das über Minne und Männer belehrt wird wie Sigune (auch Kriemhild, die Heidenprinzessin Ortnit 404, und die Tochter der Winsbekin?), mit Lavinia zusammenbringt, setzt nicht mehr sonderlich in Verwunderung, aber wenn nun auch das Schiff des Herr von Craon, das außer in den oft genug erwähnten wirklichen Schiffsumzügen einen Verwandten im Märchenmotiv vom landfahrenden Schiff besitzt (Bolte-Polivka 2,87), mit dem trojanischen Pferd in Beziehung stehen soll, bleibt mir nichts übrig als die Berufung auf das oft zitierte Waltherwort (66,12). Auch grundsätzlich leuchtet mir der neue Gesichtspunkt nicht ein. Daß nach dem typologischen Schema Motive des Alten Testamentes auf entsprechende im Neuen bezogen, durch diese Beziehung sinnerfüllt und ihnen in Gestaltung und Darstellung angenähert oder angeglichen werden, könnte ich nur dann mit dichterischen Schaffensprozessen auf eine Stufe stellen, wenn es sich auch hier um Angleichung antiker Schöpfungen an ganz bestimmte, bereits fertig geprägte und geformte dichterische Gebilde handelte. Soll aber nur festgestellt werden, daß mittelalterliche Dichter Antikes nach mittelalterlichen Ideen, Anschauungen, Denk- und Lebensformen modelten, dazu bedurfte es nicht der Einführung eines neuen, innerhalb der Literaturgeschichte recht fremdartig wirkenden und das Wesentliche nur ungenau treffenden Ausdrucks.

Konrad Zwierzina gibt einen neuen Beitrag zur Lehre von den mittelhochdeutschen *e*-Lauten, indem er drei thüringische Dichter der Spätzeit, Joh. Rothe, den Verfasser des md. 'Aesop' und Helwig, nachweist, die ihr durch Senkung aus *i* entstandenes *e* nicht auf *ë*, sondern ausschließlich auf Umlauts-*e*, gegebenenfalls auch auf *ê* reimen. Ein kurzer Aufsatz von Singer erwägt den stofflichen und motivgeschichtlichen Aufbau des 'Erec.' J. H. Scholte handelt über „die aus Wiederholung und Gegensatz geborene Symmetrie" als die typischste Stilform Gottfrieds von Straßburg. Hans Naumann zeigt, wie in der mhd. Dichtung neben der kirchlich approbierten, gewissermaßen offiziellen, verurteilenden, verdammenden, verachtenden Einstellung zum Heidentum eine andere Auffassung hergeht, die, in ersten Ansätzen schon im fanatisch-religiösen Rolandslied vorhanden, Heldentum, Schönheit, Pracht, höfische Sitte, menschlich liebenswürdige Züge, edle Gesinnung mehr oder minder unbedingt anerkennt, schließlich in gefühlsmäßige, nicht verstandesmäßig-aufklärerische Toleranz, zum Teil sogar in eine Art Heidenidealisierung einmündet, meist aber ohne jene andere Anschauung völlig zu verdrängen. Naumann sieht darin ein ritterlich-gesellschaftliches Kulturphänomen; gewiß mit Recht, aber ich zweifle, ob dies Phänomen wirklich so absolut antikirchlich ist. Gerade die kirchliche Auffassung, daß der Heide nichts anderes nötig hat als die Taufe, um vollwertiges Mitglied der Kirche zu werden, mußte eigentlich zu der Auffassung führen, daß es Heiden gibt oder geben kann, an denen nichts schlecht ist als eben ihr Heidentum oder vielmehr ihr Beharren im Heidentum. Auch die klassischen Studien haben relative Anerkennung heidnischer Menschen und ihrer Leistungen begünstigt.

'Bemerkungen zum Nibelungenlied und Volksepos' von F. R. Schröder widerlegen die Hypothese von Körner, daß die Schlußstrofe *(daz ist der Nibelunge nôt)* innerhalb der B-Redaktion unecht sei, und erörtern dann die Stilform der Variation und die „unhöfischen Wörter". Über letztere bin ich andrer Ansicht: ich bin überzeugt, daß ein Wort wie *helt* in einem Teil der höfischen

Digitized by Google

Epen deshalb gemieden wurde, weil es in höfischer Umgangssprache nicht üblich war, und dort wird es aus genau demselben Grund ungebräuchlich gewesen sein wie etwa in der Sprache deutscher Offiziere im Kriege (vgl. meinen Aufsatz Germ.-Rom. Monatsschr. 9,114), das heißt: es war weder unfein, noch veraltet, noch poetisch in dem Sinne, daß es ein Gattungsideal bezeichnete, sondern es war pathetisch, konnte daher nur ausnahmsweise, bei ganz besonderen Veranlassungen ernsthaft gebraucht werden, wirkte im Alltagsgebrauch komisch und karikierend.

Hermann Schneider sucht nachzuweisen, daß es schon zu Anfang des 13. Jhdts. in Deutschland Balladen gegeben habe, „unliterarische, sanghaft-erzählende Lieder ...., die nicht in der Heldensage wurzeln". Helmut de Boor legt interessante 'Stilbeobachtungen zu Heinrich von Hesler' vor, die den Dichter näher zu Konrad von Würzburg als zu Gottfried von Straßburg stellen. Das Heinrich abgesprochene *'Evangelium Nicodemi'* stimmt so charakteristisch zu den mit Namen überlieferten Dichtungen, daß es als Heinrichs Werk zu gelten hat. Einen der Hauptgegengründe (Judenfeindlichkeit im Gegensatz zur Toleranz der Apokalypse) kann de Boor durch Hinweis auf eine ganz ähnliche Stelle in dem Fragment von Heinrichs Erlösungsgedicht entkräften. Gustav Rosenhagen sucht Klarheit darüber, wie weit Strickers 'Amis' auf eine einheitliche Quelle zurückgeht, und kommt zu dem Ergebnis, daß die Abfertigung des Bischofs, die neun Streiche, die sich daran anschließen, und der Schluß, die *moniage*, auf eine nach Art des *'Roman de Renard'* locker komponierte Fabliauxreihe zurückgehn müsse. J. W. Bruinier gibt einen Beitrag zur Namenkunde aus dem Anklamer Stadtbuch des 15. Jhdts., Wolfgang Stammler Einblick in das Übersetzungswesen des Humanismus, und zwar ist es hauptsächlich der „Schwarm der kleineren Übersetzer ..., die in fleißiger Arbeit stets neu lateinische Schriften einzudeutschen suchen," der ihn interessiert, und dessen allmähliches Reifen von engster sprachlicher Abhängigkeit bis zu freier Wiedergabe gezeigt wird. Otto Behaghel handelt in einer Gruppe kleiner Beiträge zur Wortgeschichte über *also* als Anknüpfung einer Folgerung, was überzeugend als Nachbildung von lateinisch *itaque* erklärt wird, über das berühmte *altvil* des Sachsenspiegels, die Wortformen *desto, hinführo, nunmehro*, den Namen *Nuodunc* und *'und* als Einleitung des Relativsatzes'. Von Paul Merker erhalten wir eine Charakteristik von Bodmers Parzivalbearbeitung, umrahmt durch eine Übersicht über den gesamten Umfang seiner altdeutschen Studien und Interessen, von Erich Gülzow Nachrichten über eine Reise Wackenroders nach Pommern. Philipp Strauch veröffentlicht Briefe von Jacob Grimm an August Friedrich Pott, Ludwig Sütterlin behandelt 'die Vorwörter (kann man wirklich nicht Präpositionen sagen?) im Pfälzer Volksmund', und ein nach Umfang und Gehalt imponierendes, von Norman Balk zusammengestelltes 'Verzeichnis der von Gustav Ehrismann bis zum Jahre 1925 veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten' beschließt den Band, den leider nicht ganz wenige Druckfehler etwas verunzieren. Die meisten verbessern sich ja von selbst, aber *Hemler* S. 19, *verwâgener* S. 87 u. ä. sieht nicht sehr schön aus. Sinnstörend ist *doch* statt *dort* S. 16 Z. 22, *verwöhnten* statt *versöhnten* S. 91 Z. 28.

JENA, DEN 15. SEPTEMBER 1927 CARL WESLE

Digitized by Google

Carl Wesle, Frühmittelhochdeutsche Reimstudien. (Jenaer Germanistische Forschungen Bd. 9.) Jena 1925. 151 S. 8°.

Das Buch des Jenenser Germanisten ist kein „modernes" Buch. Wie es selbst aus mühe- und entsagungsvoller Kleinarbeit erwachsen ist, stellt es auch für den Leser keine leichte Lektüre dar, sondern verlangt die Bewältigung spröder Stoffmengen. Es ist weder „gefällig" noch „interessant" geschrieben, dafür aber gründlich, exakt und vorsichtig. Und wer an diesen Eigenschaften noch Freude hat, wird das Buch hoch einschätzen.

Die frühmittelhochdeutsche Periode steht augenblicklich stärker im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses. Und sie wird langsam von dem Schicksal befreit, nur im Hinblick auf das dreizehnte Jahrhundert betrachtet und mit dessen Maßstäben gemessen zu werden, wobei sie notwendig zu kurz kommen mußte. Immer allgemeiner wird die einzig richtige Erkenntnis, daß man das elfte und zwölfte Jahrhundert nur aus sich selbst verstehen dürfe, und daß es in Stoff, Form und Lebensanschauung seine eigenen, vom dreizehnten Jahrhundert abweichenden Ansichten und Ansprüche gehabt hat, die sicherlich weniger durchgebildet und raffiniert waren, als jene, die aber ihre Zeit voll befriedigten. Namentlich was die Formseite anbelangt, so verlernen wir langsam die früher ständig wiederholten Urteile: „roh", „unbeholfen", „ungelenk" u. ä. Wir beginnen einzusehen, daß nur andere, aber keineswegs immer primitive Forderungen an die Form gestellt wurden als später, und wir hören langsam auf, diese Dichter durchweg als Stümper zu betrachten, die vor idealen Forderungen kläglich versagten. Wir fangen vielmehr an zu fragen, welches denn die Forderungen jener Zeit waren, und es zeigt sich, daß die Literatur der Zeit fähig gewesen ist, diesen Forderungen zu entsprechen.

Auch Wesles Buch geht nach dieser Richtung. Obwohl er sichtlich durch die Reimuntersuchungen von Zwierzina und von Kraus angeregt worden ist, so ist er einsichtig genug, den eigenen Bedingungen des 11./12. Jhdts. nachzuspüren und die sehr komplizierte Materie mit einer höchst erfreulichen Zurückhaltung des Urteils und sicherer Erfassung der Eigenart zu behandeln. Den methodischen Erörterungen der Einleitung über Reimuntersuchungen überhaupt und über frühmittelhochdeutsche Reime insbesondere wird man fast durchweg zustimmen und die tatsächlichen Ergebnisse der einzelnen Kapitel fast stets für gesichert erklären können.

Wesle geht davon aus, die Bezeichnung „unreiner Reim" jeder Bewertung zu entkleiden und sie lediglich zur Bezeichnung eines von dem unseren abweichenden, ihm aber grundsätzlich gleichwertigen Reimempfindens zu machen[1]. Ja, er erkennt, daß der sogenannte unreine Reim, sofern er überhaupt bestimmte Klangtatsachen beobachtet, fast ein feineres Gehör verlangt als der reine Reim, und daß unser auf Reimreinheit dressiertes Ohr erst wieder lernen muß, diese Feinheiten zu hören. Das ganze Werk Wesles stellt sich nun die Aufgabe, nachzuweisen, daß der frühmittelhochdeutsche Reim tatsächlich nicht willkürlich ist, sondern eben bestimmte Klangwirkungen sorglich beob-

1) Darum hätte ich doch gerne die von Wesle gewählte Stufung: „gut — befriedigend — schlecht" trotz aller Vorsicht, mit der sie eingeführt wird, vermieden gesehen, und sie etwa durch: „anerkannt — geduldet — gemieden" ersetzt.

Digitized by Google

achtet. Für die einsilbigen Reime insbesondere, doch mit Gültigkeit für alle Reimtypen, stellt er fest, daß für die Reimfähigkeit zweier Konsonanten die Artikulationsstelle die geringste Rolle, die Artikulationsart eine größere, die weitaus größte aber die Artikulationsenergie (Lenis-Fortis) spielt. Anerkannte Reime sind: *grap* ∾ *tac* ∾ *sprach* einerseits, *nam* ∾ *zal* ∾ *dar* andrerseits. *grap* ∾ *tac* ist allgemeiner als *grap* ∾ *sprach*, aber der letztere Typ ist unzweifelhaft ein Stück der frühmittelhochdeutschen Reimtechnik. *grap* ∾ *nam* dagegen gehört zu den gemiedenen Bindungen. Dies Ergebnis, an dem besonders die relative Gleichgültigkeit gegen die Artikulationsart auffällt, ist durch Wesles Material wohl als gesichert zu betrachten. Es rechtfertigt zugleich seinen gegen C. von Kraus aufgestellten methodischen Grundsatz, die Untersuchung nicht auf das einzelne Denkmal zu beschränken, sondern über den ganzen Zeitraum auszudehnen. Die Gleichartigkeit aller Denkmäler in den Grundsätzen — höchstens mit leichten Abweichungen zwischen der ober- und der mitteldeutschen Gruppe — ist in der Tat verblüffend. So sehr auch das einzelne Denkmal in Strenge oder Lässigkeit bei einem oder mehreren Punkten schwanken kann, so zeigt sich doch über aller individuellen Technik ein allgemeingültiges Formstreben. Auf die Ergänzung durch genaue Untersuchung einzelner Denkmäler kann dabei natürlich nicht verzichtet werden, namentlich wenn man auf Grund der Reimuntersuchung Textkritik und Emendation wagen will.

Grundsätzlich wichtiger noch ist die Untersuchung der zweisilbigen Reime, der die Kapitel 3 und 4 gewidmet sind. Sie greift, ohne diese Fragestellung freilich in den Vordergrund zu rücken, das Problem des klingenden Reimes an, das ja nicht nur Reim- sondern vielmehr noch Kadenzfrage ist. Für Wesle bildet die Betrachtung des Endsilbenreimes den Ausgangspunkt. Er weist nach, daß der Reimtyp ∪X∾∪X keinen reinen Endsilbenreim duldet, sofern man den Ausdruck Reim ganz streng faßt, sondern daß ein vorangehendes Element am Reim beteiligt sein muß. Als Mindestmaß wird auch hier wieder gefordert, daß die vorangehenden Konsonanten entweder beide der stimmhaften oder der stimmlosen Gruppe angehören müssen. Hier im Inlaut erscheinen nicht nur die sonoren Laute als stimmhaft, sondern es treten zu dieser Gruppe auch die stimmhaften Reibe- und Verschlußlaute hinzu. Daher sind einerseits: *sagen* ∾ *geben; sune* ∾ *dise; nase* ∾ *muge*, andrerseits *bete* ∾ *gote*, nicht aber *neme* ∾ *gote* anerkannte Reime. Der Reim von sonor auf stimmlos verlangt dann vielmehr Gleichheit des vorangehenden Hauptvokals, also z. B. *boge* ∾ *gote*. Dagegen ist reiner Endsilbenreim bei dem Typ -X∾-X in den ältesten Denkmälern noch anerkannt und auch in späteren, reimstrengeren Gedichten noch geduldet. Ich möchte in diesem Punkt sogar etwas weiter gehen als Wesle. Dieser findet sicher mit Recht in etwas jüngeren Gedichten im Großen und Ganzen die Regeln des Mitreimens vorangehender Elemente von den Kurzsilbigen auf die Langsilbigen übertragen. Aber bei den außerordentlich weitbezogenen Grenzen solchen Mitreimens — alle Sonore, d. h. Nasale, Liquiden, stimmhafte Reibe- und Verschlußlaute, reimen untereinander — muß auch da, wo reiner Endsilbenreim erstrebt war, solches „Mitreimen" sehr oft von selbst eintreten. Nur wirklich reine Endsilbenreime auszuwählen, wäre unter diesen Umständen schon wieder eine gewisse Raffiniertheit in der Primitivität gewesen. Darum glaube ich wenigstens in Denkmälern mit Dul-

Digitized by Google

dung von Endsilbenreimen auch dann an einen solchen, wenn ein gewisses loses Mitreimen der ersten Silbe konstruierbar wäre. Und ich frage mich, ob solche Reime wie sie Seite 70 aus verschiedenen Denkmälern zusammengestellt werden *gesaeze* ∽ *begriffe* Anno; *richi* ∽ *loni* Summa; *scatzes* ∽ *dinges* Kaiserchronik nicht umsomehr archaische Endsilbenreime sind, als sie für den Gesamtstand der Denkmäler auch als mitreimende Typen kaum noch von anerkannter Geltung sind. Ich halte das lange Fortleben vereinzelter Endsilbenreime (auch des Typs: *man* ∽ *werden*) für bewußtes oder unbewußtes Archaisieren, wie die Poesie es zu allen Zeiten getrieben hat. Als derartige Archaismen sind mir Reime der genannten Art erträglicher, als wenn man für sie ein „zur Not grade noch genügend" herausdeuten will. Ich bin überhaupt geneigt, von den beiden Hauptkräften der Reimbildung, Tradition und Klangbeobachtung der ersten eine stärkere Geltung zuzuschreiben, als Wesle es tut. Mancher „schlechte" Reim wird einfach mitgeschleppter Hausrat älterer Vorbilder sein. Mit diesem Gesichtspunkt läßt sich auch Manches von dem retten, was S. 71 Anm. in der langen Liste von Emendationen getilgt wird.

Aber die Richtigkeit und Wichtigkeit von Wesles Feststellung im Ganzen wird damit nur noch unterstrichen. Die zweisilbigen Reime zeigen für die beiden Typen -× und ∪× tatsächlich verschiedene Behandlung. Das hängt sicherlich mit ihrem verschiedenen Verhalten zur Kadenz zusammen. ∪× füllt nur den einen vierten Verstakt, trägt metrischen Nachdruck nur auf der ersten Silbe. Die Endsilbe ist metrisch bedeutungslos. Darum muß der Reim, soll er klanglich aufnehmbar sein, über den Vokal der Endsilbe hinausgreifen, und allermindestens das vorangehende konsonantische Element oder gar den Vokal der ersten Silbe, d. h. die letzten ohrenfälligen Wortelemente mitumfassen. -× dagegen füllt zwei Takte: | ˊ | ˊ ‹ ‖; auch die Endsilbe fällt auf einen guten Taktteil und ihre sprachliche Leichtigkeit wird dadurch metrisch beschwert und gehoben. Diese metrische Tatsache scheint mir zur Beurteilung des Endsilbenreims wichtiger als die „sprachliche Beschwerung", mit der Wesle arbeitet, ohne näher zu definieren, was er darunter versteht. Als sprachlich beschwert scheinen für ihn alle Endsilben außer -en zu gelten[2]. Ich kann nicht recht einsehn, warum *-et* oder *-es* sprachlich gewichtiger sein sollen, und selbst für *-est* und ähnliche möchte ich die Bedeutung ihrer größeren lautlichen Fülle für reimtechnische Verhältnisse bezweifeln. Ich glaube, daß die dargelegten metrischen Verhältnisse genügen, um das längere Leben reiner Endsilbenreime in allen Fällen von -× zu erklären. Wenn schon ziemlich früh auch hier das Bedürfnis nach Mitreimen vorangehender Elemente eintritt, so mag daran zum Teil die reine Analogiewirkung von ∪× her beteiligt sein. In der Hauptsache ist es aber doch die Verschiebung in den Kadenzverhältnissen selbst, die sich von | ˊ | ˊ ‹ ‖ zu | ˊ ˊ ˊ ‖ fortentwickeln und damit für den Endsilbenreim des Typs -× dieselben Bedingungen schaffen wie für ∪×. Der Reimgebrauch gibt hier geradezu einen metrischen Wertmesser her, an dem das Durchdringen der Entwurzelung des vierten Taktes im sogenannten klingenden Typ und damit die Entstehung eigentlich klingender Verse überhaupt abgelesen werden kann.

2) W. bezeichnet einmal den Reim *sunes* ∽ *geistes* als einen charakteristischen Reim mit beschwerter Endsilbe. Er verlangt zur Beschwerung also nur einfachen Konsonanten im Auslaut. Mir scheint es mißlich, da die *-en*-Formen die beiden Reimtypen: *man* ∽ *werden* und *haben* ∽ *werchen* hauptsächlich tragen, grade diese Formen als sprachlich minder gewichtig zu betrachten.

Digitized by Google

Außerordentlich erfreulich ist weiterhin die Anknüpfung an die althochdeutsche Reimtechnik, die in Wesles Buch stets gesucht wird. Es ist sicher richtig, daß man die große literaturgeschichtliche Lücke zwischen Otfrid und Ezzo formgeschichtlich nicht anerkennen darf. Die deutsche Dichtung ist irgendwie weitergegangen, und wie hier beim Reimgebrauch wird sich meines Erachtens auch sonst zeigen lassen, daß die Verknüpfung der frühmittelhochdeutschen Literatur mit der althochdeutschen, ja bis zu einem gewissen Grade — was für den Reim natürlich nicht in Frage kommt — mit der altgermanischen fruchtbarer sein wird, als ihre Verbindung nach vorwärts mit dem dreizehnten Jahrhundert es gewesen ist. Otfrids Sprach- und Formzucht ist in der Zwischenzeit sicherlich wieder einer starken Lockerung, vielleicht auch Verlotterung unterlegen. Dennoch sind die Verbindungsfäden erstaunlich stark. Grade was Formdinge angeht, wird man wieder anfangen müssen, Otfrids Leistung mehr in den Mittelpunkt zu stellen, wie es im Anschluß an Wolffs Untersuchungen auch durch Wesle geschieht, und in Otfrids Werk doch einen sehr starken Faktor der Verbindung altgermanischer Formelemente mit der neuen Reimform zu sehen.

Von eingehender Besprechung der Reimgrammatik der Kaiserchronik und des Rolandsliedes, die das letzte Kapitel ausmacht, sehe ich hier ab. Die schwierige Frage nach dem Wert frühmittelhochdeutscher Reimgrammatiken wird auch hierdurch nicht entschieden. Solange die Feststellungen mit soviel Vorsicht geschehen wie bei Wesle, werden einzelne brauchbare Resultate immer herausspringen. Im allgemeinen drängt doch Wesles eigenes Buch zum Pessimismus namentlich durch die Bemerkungen zu einzelnen sprachlichen Fragen, die sich in allen Kapiteln verstreut finden.

Ganz lose und andeutend ist am Schluß der eigentlichen Reimuntersuchungen an ein weitergehendes Problem gerührt, an die Frage nach der Bedeutung dieses frühmittelhochdeutschen Reimtyps überhaupt und nach seiner tieferen Begründung im deutschen Formgefühl. Es ist gut, daß Wesle im Rahmen seiner Spezialuntersuchung nicht mehr tat, als das Vorhandensein dieser Frage anzudeuten, die wirklich noch nicht spruchreif ist. Wenn diese Frage gestellt wird, blickt man unwillkürlich nach dem Volkslied und seiner Reimtechnik hinüber, und auch die primitiven Erzeugnisse volkstümlicher Gelegenheitsdichtung fallen einem ein, die namentlich die Familienanzeigen unserer Tageszeitungen so oft begleiten. Auch diese Dichtungen haben ein anderes Reimbedürfnis als unsere Kunstdichtung und sind von Bindungen wie: Tag ∾ Grab; sein ∾ heim; Wald ∾ sang; morgen ∾ werden; stehn ∾ davon befriedigt. Läßt sich auch ihre Reimtechnik auf bestimmte Grundforderungen zurückführen, wie es Wesle für die frühmittelhochdeutsche Dichtung dargetan hat? Und wenn es so ist, sind diese Grundforderungen im Wesentlichen dieselben wie die für Otfrid und die Kaiserchronik geltenden? Ich kann die Antwort nicht geben. Aber wenn sie bejahend ausfällt, so hat man damit doch die Möglichkeit, weit getrennte Zeiträume miteinander zu verbinden. Aber auch dann bleibt es freilich noch fraglich, wie weit man von einem „deutschen Formgefühl" reden darf, oder wie weit es sich nicht nur um die zäh fortgesetzte Tradition einer ehemaligen Oberschichtleistung in der Dichtung der Unterschicht handelt.

LEIPZIG, FEBRUAR 1927 H. DE BOOR

Digitized by Google

Der arme Heinrich von Hartmann von Aue, Überlieferung und Herstellung, herausgegeben von Erich Gierach. 2. verbesserte Auflage. Heidelberg, Winter, 1925. (Germanische Bibliothek 3, 3.) XII und 106 Seiten.

Die textkritischen Untersuchungen, die Gierach im 54. und 55. Bande der Zeitschrift für deutsches Altertum dem Armen Heinrich gewidmet hat und die sich ebenso durch Scharfsinn der Ansicht wie durch vorurteilslose Nüchternheit und Konsequenz der Methode auszeichnen, ließen von seiner Ausgabe des Werkes das Beste erwarten: so gehörte denn schon die erste, 1913 erschienene Auflage seines Buches zu den wenigen Mustereditionen altdeutscher Werke, die wir besitzen. Die vorliegende zweite Auflage ist nun aufs sorgfältigste durchgesehen und mehrfach verbessert worden. Der Druck ist äußerst korrekt: im Texte 548 und 1304 fehlen Interpunktionszeichen; stärkere Druckirrungen haben sich im Variantenverzeichnis der Ausgaben bei 525. 526 und 1426. 1427 eingestellt; eine Reihe falscher Zahlen im Lesartenapparat bessern sich ohne Hinweis.

Es ist bekannt, daß die Überlieferung der kleinen Dichtung in einem geradezu jämmerlichen Zustande ist, in einem schlechteren als selbst der Erec, wie Zwierzina einmal richtig bemerkt hat, und daß wir, wenn sich nicht neues handschriftliches Material finden sollte, auf die auch nur annähernde Wiedergewinnung des originalen Wortlauts endgültig verzichten müssen. Auch der Straßburger Bearbeiter A hat mit einer Rücksichtslosigkeit, die ohne gleichen ist, Hartmanns Text seinen so ganz anders gearteten Formwillen aufgezwungen, den uns zuerst Gierach genauer kennen gelehrt hat, so daß bessernde Eingriffe fast in jedem dritten, vierten Verse notwendig werden. Etwas so zusagen Unheimliches haftet natürlich dieser Sachlage an, da man sich ständig auf mehr oder weniger unsicherem Boden befindet. Gierachs Vorgang ermutigt mich, noch eine ganze Reihe weiterer Stellen des Textes, die er unbeanstandet durchgelassen hat, hier als verbesserungsbedürftig und verdächtig zur Diskussion zu stellen, die ich in drei Gruppen ordne.

Der ersten Gruppe hat Gierach selbst den Weg gewiesen mit seinem Satze (Zeitschr. 55, 548): „A gehört zu derjenigen Sorte von Handschriften, welche nach regelmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung streben, daher macht sie von Auftakt und Versfuß füllenden Flickwörtern reichlichen Gebrauch." Besonders die Auftakte müssen in vielen Fällen noch von Formwörtern entlastet und damit oft beseitigt werden. Schon eine flüchtige Durchsicht lehrt, wie viele Verse des Armen Heinich in A mit einem satzverbindenden *und* beginnen, das, wie ein Blick in den Gregorius oder Iwein lehrt, Hartmanns Erzählungsstil durchaus fremd und ungeläufig, also dem Formwillen des Bearbeiters zu verdanken ist. Viele solcher *und* hat Gierach bereits beseitigt, aber auch in folgenden Versen ist es, meist in Übereinstimmung mit B, zu streichen: 12. 14. 22. 52 (wohl *er* zu lesen). 191. 239. 330. 337. 352 (ich möchte diesen und den folgenden Vers mit B lesen). 390. 431. 451. 535. 574. 582. 623. 634. 658. 825. 857 (wohl *daz* zu lesen). 960. 991 (ich setze Punkt vorher). 1002 (mit B ist die Parallele zu Iw. 3090 herzustellen). 1018 (wohl *er* zu lesen). 1055. 1072

Digitized by Google

(wohl *er* zu lesen). 1078 (wohl *ich* zu lesen). 1173 (wohl *er* zu lesen). 1184 oder 1185 (ebenso). 1208 (ebenso). 1216 (ebenso). 1231. 1258 (wohl *er* zu lesen). 1377 (vielleicht *und was* zu streichen). Die Tendenz zur Auftaktfüllung mit *und* scheint gegen das Ende doch etwas zu erlahmen. Ähnlich möchte ich im Auftakt 384. 530. 613 und im Versinneren 1021. 1118 *vil* sowie im Auftakt 446. 640. 1430 *wan* streichen, alles wieder in Übereinstimmung mit B; ähnlich auch *al* im Auftakt 1200. In anderen Fällen scheinen mir im Inneren des Verses Streichungen von Füllworten notwendig, die ich dem Bearbeiter zur Last legen möchte: 34 lese ich den Artikel statt des Possessivums; 149 streiche ich das aufnehmende Pronomen, 579 *dir*, 732 *nû*, 746 *joch*, durchweg mit B; 1206 lese ich *er si* für *si der meister*, ebenfalls mit B. Auch das einleitende *sô* 561, das B nicht bietet, dünkt mich unhartmannisch: vielleicht ist einfach *ich bin* zu lesen. Die Ersparung des Artikels im ersten Gliede von Kopulativverbindungen kennt Hartmann oft genug (vgl. Haupt zu Erec 8239), um 791 die Glättung *schûr und der hagel* nicht zu gewagt erscheinen zu lassen. Streicht man 585 mit B *dâ von*, bekommt der Vers bedeutend mehr Nachdruck und Wucht und man erhält auch hier trotz Iw. 3013 einen „Anflug von realistischer Darstellung" (Gierach Zeitschr. 55, 336), wie ihn die ganze Umgebung aufweist. Endlich scheint mir das zweimalige *trûtgemahel* 906. 1490, merkwürdigerweise beide mal in der Erzählung und nicht, was begreiflicher wäre, in der Anrede, der glättenden Tendenz von A zu entstammen: sonst kennt unser Text, auch in der Anrede, wie ich eigens hervorheben möchte, nur *gemahel* (die Stellen bei Riemer, Wörterb. u. Reimverz. zu dem Arm. Heinr. S. 35).

In einer zweiten Gruppe vereinige ich diejenigen Stellen, an denen mir, ohne daß metrische Erwägungen ins Gewicht fielen, die Lesarten von B gegenüber denen von A, die Gierach aufgenommen hat, ernstlichster Erwägung wert scheinen. Gierach nennt (S. IX) die Überlieferung B glattweg „minderwertig": ob aber ihre zweifellos starken Verderbnisse (vgl. darüber auch Zeitschr. 55, 563) uns das Recht geben, alle ihre Lesarten apriori zu vernachlässigen (auch Gierach nimmt ja 346 *kintlîche*, 470 *si*, allerdings in merkwürdigem Widerspruch zu der genau parallelen Stelle 514, aus B auf), ist mir doch angesichts der rücksichtslosen Verfälschung des Originals in A recht zweifelhaft. Mir scheint, daß wir hier doch leider einem mehr oder weniger subjektiven Eklektizismus verfallen bleiben. In folgenden Stellen glaube ich, daß gegen A mit B zu gehen ist: 28 *vür* (Gierach hat Zeitschr. 55, 531 Minnes. Frühl. 211, 25 übersehen); 108 *honec* (vgl. 152; Greg. 456; Iw. 1580); 151 *bluome;* 225 *vollen hîbœre, diu des willen wœre* (ebenso 447); 228 *werlte;* 256 *den klœstern* (vgl. Greg. 943. 1016. 1065. 1113. 1160; *gotes hûs* Greg. 1132 verlangt zwei Hebungen, während A einsilbiges *gots-* als Auftakt nimmt); 272 *gebûren geschach;* 296 *in allen wîs* (vgl. Iw. 44. 3047. 4813); 323 *siechen herren* (ebenso 462); 358 *weinten;* 511 *unz an den anderen;* 537 *state* (ist Hartmann *gehenge* zuzutrauen? ich finde es nur noch Frauenl. 322, 14); 553 *erwenden;* 620 *uns*; 747 *ein wênec lenger*; 840 *durch got*; 1039 *dem jungen kinde bequam*; 1449 *einer*, das meinem Gefühl nach einen viel prägnanteren Sinn gibt. Nicht ersichtlich ist mir, warum Gierach 339 die übereinstimmende Lesart von AB *erz* und 1010 die von A (B fehlt) *dankes* verlassen hat (*dankes* habe keinen Sinn, behauptet er Zeitschr. 55, 335, wo allerhand Konjekturen besprochen werden, deren Wahrscheinlichkeit höchst gering ist: der Sinn scheint mir der gleiche wie in Luthers vielbesprochenem „keinen

Digitized by Google

Dank dazu haben", also „sie mochten wollen oder nicht"). Warum endlich Gierach 652d und 827 nicht den von ihm selbst als vortrefflich bezeichneten St. Florianer Bruchstücken gefolgt ist, sehe ich nicht ein: seine Bemerkungen darüber (Zeitschr. 54, 259. 268) sind nicht zwingend. Auch die Herstellung von 852ab dürfte umstritten sein.

In einer letzten Gruppe wären die Zitate aus dem Armen Heinrich zu behandeln, auf die der Herausgeber in seinen Untersuchungen nicht eingegangen ist und deren Bedeutung auch ich jetzt nur an ein paar Beispielen beleuchten möchte. Hartmann gehört bekanntlich zu den am meisten von den Epigonen der höfischen Erzählung benutzten und geplünderten Autoren und man müste versuchen, alle Zitate aus dem Armen Heinrich, die sich in der zeitgenössischen und der späteren mhd. Literatur finden, möglichst vollständig zusammenzustellen, um zu ermitteln, was ihnen für ein Text vorlag und ob nicht Besserungen unserer so schlechten direkten Überlieferung so vielleicht sich auf indirektem Wege ergeben. In manchen Fällen wird man vielleicht zu keiner sicheren Entscheidung kommen: so zitiert z. B. der Dichter der Guten Frau 1475 unseren Vers 59 in der Fassung von A, dagegen der Dichter des Lokkumer Artusfragments (Borchling Gött. Nachr. 1898 S. 187) in der von B. Wenn aber Gierach 64 *nôthaften* in *nôtigen* ändert, so widerspricht dem das wörtlich zu A (B fehlt) stimmende Zitat in Dietr. Fl. 2334: seine Begründung (Zeitschr. 55, 540) ist schon deshalb nicht stichhaltig, weil *nôthaft* durchaus nicht jünger als *nôtec* ist, vielmehr nicht nur im 12., sondern auch im ganzen 13. Jahrhundert viel häufiger gebraucht wird, als unsere Wörterbücher erkennen lassen.

JENA, 30. JULI 1926 ALBERT LEITZMANN

Melitta Gerhard, Der deutsche Entwicklungsroman bis zu Goethes Wilhelm Meister. Band 9 der Buchreihe der Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, hrsg. v. Kluckhohn und Rothacker. Verlag Max Niemeyer, Halle 1926. 175 Seiten. 8°.

Es ist überaus schwer, sich und anderen über dieses Buch Rechenschaft abzulegen. Denn in den meisten Einzelheiten ist es vorzüglich. Es hat einen Überfluß an treffenden und feinsinnigen Beobachtungen und Bemerkungen. Aber als Ganzes irritiert es zunächst, um alsdann ernsteten Bedenken Raum zu schaffen, methodologischen Bedenken, die schließlich so stark werden, daß Ref. sich fragt, ob das Buch als Ganzes nicht Ablehnung und Tadel verdient. Man sieht sich in einem Dilemma: viele zeitgenössische Werke zur Literaturwissenschaft sind verfehlt oder in methodischen Dingen oberflächlich, gleichgiltig und ahnungslos. Man nimmt das hin, weil die betreffenden Werke ohnehin nur Modeerscheinungen sind. Das Buch der Verfasserin gehört nicht zu diesen Erscheinungen. Denn Verfasserin hat offensichtlich gründlich über ihre Begriffsbildung und ihre bei der Darstellung einzuhaltende Methode nachgesonnen.

Digitized by Google

Sie ist darin sogar sehr weit gegangen, sie hat sich gegen alle denkbaren Einwände wie in einer Festung verschanzt und befestigt. Aber trotzdem: das Buch kommt ungeachtet aller Vielseitigkeit nicht zur inneren Selbständigkeit und Unbefangenheit, die bei einem solchen Thema verlangt werden muß, es bleibt haften in Hergebrachtem, das allzu respektvoll übernommen wird, auch wo die Verf. deutlich durchblicken läßt, daß sie selbst eigentlich anders schreiben möchte. — Die Herausgeber taten wohl daran, dieses Buch in ihre Buchreihe aufzunehmen, 1. der trefflichen Einzelbeobachtungen wegen, 2. deshalb, weil dieses Buch wertvoll genug ist, um symptomatisch bewertet zu werden. Denn an ihm kann man in einer wissenschaftlichen Anzeige für eine Fachzeitschrift gut und deutlich zeigen, w o h i n die Folgen der in unserer Wissenschaft herrschenden Gleichgiltigkeit gegenüber methodischen Grundlagen führen mußten und effektiv führten: denn die Verf. nimmt sozusagen alle Möglichkeiten gleichzeitig praktisch in Anwendung. Daraus ist nun ein Werk entstanden, voll von inneren Unausgeglichenheiten und Widersprüchen, die man aber nur bei sehr genauem logischen Prüfen sieht. Heutzutage, wo die Vokabel jede Freiheit hat und durch eine Art von Journalismus sich die Dinge tatsächlich gemischt haben, die sich nicht mischen können, kommt infolge dieser Vogelfreiheit der Vokabel alles zum Ausdruck, und es ist in diesem Buch der Verf. auch zum Ausdruck gekommen. Sie hat sich nach allen Fronten je nach Bedarf eingestellt, bald hebt eine historische Darstellung alten Stils an, bald eine ästhetische Untersuchung; bald kommt das Abhängigkeitsschimmelchen der seligen Schererschule gesprungen, und dann wird es phänomenologisch, wird symbolisch, kehrt in den weltanschaulichen und philosophischen Bezirken ein --- kurzum, hart stoßen sich die methodischen Möglichkeiten im Raum. Wird das mit einigem Geschick gemacht, so suggeriert sich der Leser jeweils ebenfalls diese ihm geläufigen technischen Möglichkeiten und damit ist eben das bezeichnet, was die Beurteilung des Werkes so eminent schwer macht: es ist im Innersten planlos, ist es d o r t am meisten, wo es scheinbar am allergründlichsten planvoll zu sein scheint. Es scheitert methodisch und faktisch an der Mehrzahl von Einstellungsmöglichkeiten, denen es sich ergibt und die Verf. mischt die Dinge, anstatt sie reinlich zu scheiden.

Ref. möchte nicht mißverstanden werden. Er denkt gar nicht daran, die Verf. angreifen oder schulmeistern zu wollen, noch weniger will er nörgeln. Dazu sind die Einzelheiten viel zu wertvoll. Er will nur an dieser fachlichen Stelle die grundsätzlichen, methodischen Bedenken äußern, die gesagt werden müssen, immer wieder, und er wird Gelegenheit nehmen, das Werk an einer andern Stelle ein zweites Mal unter Weglassung dieser fachwissenschaftlichen Einwände zu loben, wie es das auch in seinen Einzelheiten verdient. H i e r wird nicht das Werk der Verf., sondern das Buch als solches symptomatisch genommen, dies umso mehr, als das Problem des Entwicklungsromanes brennend ist, genau so, wie das der Erforschung unserer deutschen dichterischen Prosa es ist, eine Angelegenheit, in der noch wenig getan wurde, eben weil die methodischen Grundlagen dazu noch viel schwerer zu festigen sind, als die Materialsammlung, die dann erst der Darstellung dienen kann. Das Buch ist typisch für die Lage der Forschung. Es beginnt mit Begriffsbildungen, oder vielmehr mit Ansätzen zu Definitionen, es hat den Willen, zu scheiden, es spürt, daß gerade hier etwas geschehen muß.

Digitized by Google

Aber es kommt nicht zu Resultaten, und wenn die Verf. auch öfters resumiert, vergleicht, nebeneinanderstellt und überblickend Athem schöpft: jedesmal tut sie das aus einer anderen Blickstellung heraus. Deshalb kommt ihr Forschungsresultat nicht heraus, es kann es gar nicht, denn man kann nicht einesteils den Mut für Neuland haben und andersteils dauernd zurückschauen, ob man methodisch sich nicht allzu sehr isoliere. Das Ganze ist nicht einheitlich konzipiert und dann organisch gewachsen, sondern es ist aus vielen, ganz vorzüglichen Einzelbeobachtungen angeregt und kompiliert. Jedesmal, wo die Verf. synthetisch arbeiten will, geht sie im Kreis. Das kommt daher, weil sie sich Gundelfingers 'Shakespeare und der deutsche Geist' leider zum Modell genommen hat, ein Werk, das genau das Gleiche tut, indem es unter einige vorher aufgestellte Gesichtspunkte eine Unsumme von feinen Einzelbeobachtungen so unterbringt, als ob es historisch wäre, was es eben nicht ist. Natürlich kennt die Verf. die inzwischen entstandene Literatur samt ihren Praktiken genau, wendet sie auch methodisch an, wodurch die Verwirrung noch viel größer wird. So daß man schließlich zwar sagen kann, daß sie jedem etwas bringt, weil sie viel bringt, was aber eben nicht Sinn und Aufgabe wissenschaftlicher Arbeit und Methode ist.

Verf. trennt den deutschen Entwicklungsroman vom Goethischen Bildungsroman, scheidet beim ersteren vom Versepos, von der Abenteurererzählung und vom psychologischen Entwicklungsroman. Dies alles trennt sie vom allgemeinen historischen Roman, der Autobiographie und den Zweckdichtungen, wie sie sich in religiösen Bekehrungsdichtungen und pädagogischen Zukunftsprogrammen etwas darstellen. Dies ist das Vorwort, von dem man sagen muß, daß es auf den ersten Blick überzeugt, dann aber verwirrt. Natürlich muß Verf. irgendwie abgrenzen, aber nicht bei der Scheinterminologie, die sich in diesen Vokabeln allenfalls darbietet, sondern in der Bändigung der geschichtlichen Darstellung der deutschen Prosadichtung, darin sich a u c h der Roman gezeigt hat und noch zeigt. Allein hier gibt sich die Verf. selbst auf und verfällt einigen Trugschlüssen. Sie nimmt den Parzifal, Simplizissimus und Agathon als Archetypen auf Goethes Meister: d i e s e s ist ihr Schema, und dieses Schema ist unlogisch, und es ist falsch. Auch mit der größten modernen Beredsamkeit, der alle Vokabeln und Sentiments samt Nuancen zur Verfügung stehen, geht es nicht an, Inkommensurables kommensurabel zu machen. Wann die Verf. annimmt, daß die Geschichte des deutschen Entwicklungsromanes ein in sich geschlossener Prozeß sei, so ist das unhaltbar, und sie widerspricht sich auch selbst sehr bald (S. 109). Denn sie muß zugeben, daß mit dem Agathon erst das Moderne, das j e t z t Bestimmende kommt. Aber die Goethesuggestion, die Goethevergötzung!!! Sie hat dem Buch den schlimmsten Streich gespielt. Ref. sieht davon ab, daß die einfach schlechte Notiz über den Sturm und Drang auf den Urmeister zentriert ist, der mit dem Sturm und Drang so wenig zu tun hat, wie der Werther: der Verf. kommt es auf Goethe an, um ihn kreist sie, als ob der Wilhelm Meister das a und o der deutschen Gesamtliteratur sei. Und diese Einseitigkeit rächt sich. Denn wenn Verf. den Parzifal auch noch so sehr überschätzt und ihn mit Kategorien beehrt, die mit dem frühen Dichter auch gar nichts zu tun haben, sie will ihr Schema füllen, und das strebt zu Goethe, wobei der Simplizissimus und der Aga-

Digitized by Google

thon die Vorhallen des Tempels sind. Das ist das Schiefe in dem Buch, daß es Einzelbeobachtungen eines modernen Menschen, die zutreffend und fein für moderne Menschen sind, als Elemente einer geschichtlichen Darstellung zwingt, die völlig einseitig ist, und einem Phänomen die absolute Stellung einzäumt, die ihm nicht zukommt, sondern die der allgemeinen Goethesuggestion entstammt, welche die deutsche Literaturwissenschaft in verhängnisvoller Einseitigkeit auf Abwege und in ihren Schluß führt. Es geht auch nicht an, daß ein Autor in den Parzifal Wolframs seine modernen Gläubigkeiten und Vokabeln hineinlegt und dann die so gewonnenen Dinge als historische Stufenfolge gelten läßt. Deshalb glaubt man der Verf. ihre Archetypen nicht, denn diese sind konstruiert. Der Roman, den die Verf. meint, beginnt, wie sie selbst einsieht, mit Wielands Agathon und nur mit ihm. Was vorher geht, kann Vergleichswert haben, aber nicht damit auch den Rang eines „geschichtlichen" Erkenntnismittels. Denn wenn leider auch die Verf. Ermatingers Meditationen über Grimmelshausen nicht mehr benutzt hat (sie hätte es tun müssen), das ist das, was sie hätte leisten können und sollen, dazu wären ihre Beobachtungen trefflich gewesen, nämlich zu drei Studien zum Parzifal, Simplizissimus und Agathon, nicht aber zur geschichtlichen Überschau, die sich durch die Goetheeinseitigkeit das Herz ausreißt, welches das Blut in den Körper treiben soll. Hier aber zeigt sich die gefährliche Lage der deutschen Literaturwissenschaft, die sich nicht um ihre Methode kümmert, und die sich in ihrer Goetheeinseitigkeit unfrei hat machen lassen. Verf. grenzt Epik und Roman nicht von einander ab, nimmt den Parzifal als Roman und den Wilhelm Meister als Epos (148/9), wodurch die Verwirrung der Begriffe noch größer wird, als sie schon ist. Natürlich trifft die Verf. der Vorwurf nicht allein, sie ist bestimmt durch das Schrifttum, das seit Jahren unwidersprochen und mit suggestiver Kraft zirkuliert. Aber sie hätte sich bei einem so enormen Thema klar sein müssen, daß der deutsche Geist durch die Jahrhunderte ganz andere Wandlungen genommen hat, als daß man ihn auf eine immerhin vergängliche Erscheinung wie Goethe umzwingen könnte. Auf S. 107 sieht Verf. es selbst, daß sie sich eigentlich dauernd widerspricht, daß sie faktisch immer das wieder auflösen muß, was sie vorher spann. Denn der Historiker darf sich nicht durch sein modernes Menschentum darüber irre machen lassen, daß seinen Gegenständen dieses Menschentum fehlt und notwendigerweise fehlen muß. Er muß sich aber auch davor hüten, sich von einer Erscheinung gängeln zu lassen, die, wie Goethe, längst historisch ist, und in die viele Moderne ihre Problematik hineintragen, ungeachtet der Tatsache, daß Goethe als historisches Faktum und Kriterium damit gar nichts mehr zu tun hat und zu tun haben kann.

Es widerspricht der wissenschaftlichen Logik, moderne, und seien es noch so feine, Gefühle in ein Werk Goethes hineinzutragen, sie als entwickelungsgeschichtliche Momente anzusehen und gleichzeitig Goethe als historische Achse, als Beginn und als Wendepunkt entscheidend zu machen. Das hat Verf. getan, genau so, wie es viele tun, und darin ist sie nach Ansicht des Ref. auf einem Irrweg, wie alle andern, die sich bei solchem Vorgehen erst die ihnen genehmen Ostereier verstecken, die sie nachher mit einem großen Aufwand von Dialektik bei unbestreitbar guten Einzelbe-

Digitized by Google

obachtungen wieder suchen. Wenn man schon Goethe so hoch schätzt und ihn (Spitteler nennt es Vergötzung) auch als wissenschaftliches Kriterium schlechthin einsetzt, dann muß man erst seine Sachlichkeit haben und seine Distanz und seine Klugheit; man muß damit beginnen. Aber das tut weder die Verf. noch so mancher andere. Diese Entwickelung war vorauszusehen, Ref. hat sie schon vor vielen Jahren (Euphorion 1921 S. 11 ff. und dann immer wieder) warnend vorher gesagt. Es ist schade um das Werk der Verf., das so wertvoll im Einzelnen ist, das aber in seinem Aufbau die Geschichtsschreibung des deutschen Entwickelungsromanes nur hindern und sie erschweren wird. Entweder stellt man nach alter Sitte Prosawerk neben Prosawerk und beginnt eben beim Ruodlieb oder dem Simplizissimus. Oder aber man geht von der modernen Problematik aus: dann aber darf man nicht in die Werke der mittelalterlichen Welt Modernstes hineinzwingen, und man muß sich außerdem frei halten von der Goethesuggestion, die eine sinnreiche Ursache hatte, aber die für den Fortgang geistiger Entwickelung in dem Maß gefährlich und auflösend ist. (Beispiel: S. 162: „so unübersehbar im einzelnen die wechselnden Formen scheinen, die mehr denn ein Jahrhundert der — nachgoethesche — Entwicklungsroman annimmt, die Richtungen, in die er weist, sind dennoch deutlich erkennbar, und sie sind bereits im Wilhelm Meister vorgezeichnet." Das ist die Vergewaltigung!) Einzelheiten sollen nur wenige gebracht werden. Ref. kann den Parzifal nicht so einschätzen, wie Verf. es tut. Sie nimmt die fabulösen und aus Fabulierungslust gebrachten Vorgänge des ritterlichen Epos viel zu real, zu sachlich. Mit ihrer Theorie der Kontrastfigur verwickelt sich Verf. auch gleich in die elementarsten Widersprüche. Das Thema taucht wieder auf, jedesmal aber in einem anderen Sinne, gebraucht von anderen Menschen, so daß man vor lauter Einschränkungen und Bedeutungswandel nicht mehr weiß, was gilt. Auch Wielands moralisierender Relativismus wird (S. 102 ff.) von Verf. sehr eigenwillig umgewertet. Völlig unmöglich sind die Partien über den Sturm und Drang, der weder von der Geniebewegung getrennt noch nach den entscheidenden Werken erfaßt wird. Der 'Waldbruder' von Lenz, der wesentlicher ist als der Werther (wesentlicher als historisches Kriterium), wird nicht erwähnt, Klinger in 3 Zeilen abgetan, obgleich es noch sehr die Frage ist, ob Klinger für die Entwickelung der Dinge nicht wichtiger ist als der Urmeister, den Verf. gegen die Endfassung genauer hätte abgrenzen müssen. Es ist auch fraglich, ob das 6. Buch des Wilhelm Meister, nämlich die Bekenntnisse einer schönen Seele, so bewertet werden kann, wie Verf. es tut. Gundelfingerzitate ersetzen nicht eigene Forschung.

Demgegenüber stehen nun die positiven Werte. Fast auf jeder Seite bringt die Verf. Einzelbemerkungen, die ausgezeichnet sind, die man übernehmen wird, und die in ihrer Instinktsicherheit meisterlich sind, moderne und feinfühlige Anschauungen, die sich besonders mit dem Parzifal beschäftigen. Dem Simplizissimus und dem Agathon wird Verf. auch hier gerecht, aber sie ist befangen von dem Augenblick an, wo der englische Roman mit seinen Wirkungen kommt. Soziologisch will die Verf., die ihren Frauenstandpunkt nicht versteckt, den Problemen gern aus dem Wege gehen, sie steht und fällt mit dem bürgerlichen Ideal, das sie eben in Goethe ausgedrückt findet. Das ist ihr gutes Recht. Man muß sich bei der Geschichte

Digitized by Google

des Entwickelungsromanes sehr hüten, die künstlerischen Elemente mit den politischen zu verquicken. Die Werke der Dichter tun dies und müssen es tun, da sie, zeitlich gebunden, Überzeitliches aussagen wollen. Die Wissenschaft aber hat es nicht so gut. Das hat Verf. richtig erkannt und weise Zurückhaltung geübt.

So zeigt sich das Werk in seinen Einzelheiten als eine Sammlung sehr wertvoller Erkenntnisse und „Anschauungen". Als Ganzes ist es der Wissenschaft ein warnendes Gegenbeispiel, dessen gründliches Studium der eigenen methodischen Förderung wertvoll ist.

KARLSRUHE I. B. v. GROLMAN

Paul Neuburger, Die Verseinlage in der Prosadichtung der Romantik. Mit einer Einleitung: Zur Geschichte der Verseinlage. Palaestra 145. Leipzig, Mayer & Müller 1924. 7 u. 332 S. 8°.

Man hat lange warten müssen auf die Fertigstellung dieser wertvollen Arbeit, die in hohem Grade künstlerisches Feingefühl mit gewissenhafter und gründlicher Forschung verbindet. Sie ist ebenso ein Beitrag zur Literaturgeschichte wie zur Geschichte dichterischer Stilprobleme, jener Probleme, die aus dem Verhältnis der Gedichteinlage zur Umrahmung und zum Ganzen der Erzählung, der einzelnen Möglichkeiten der Verbindung und der Komposition entspringen. Ein großer, aber durchaus zu rechtfertigender Teil verfolgt die Verseinlage von ihren Anfängen an durch die griechische und lateinische Literatur, durch ihre erste Blütezeit und Ausbildung im idealistischen und realistischen Roman seit Dante und Boccaccio, besonders in den Erzeugnissen des 16. und des 17. Jahrhunderts. Der bürgerliche Roman des 18. Jahrhunderts hat naturgemäß wenig Sinn für ein Kunstmittel, dessen Anwendung ein außerordentliches Stilgefühl verlangt. Merkwürdig ist, daß gerade der Trivialroman, also die literarische Unterschicht, die Verseinlage in stärkerem Grade als reinen Stimmungsausdruck verwendet und dem Gedicht wieder eine Rolle in der Handlung anweist. Wie weit hier die Zusammenhänge mit jenem realistisch-idealistischen europäischen Roman des 17. Jahrhunderts, dessen auch stoffliche Einwirkung auf einen Hauptvertreter des Trivialromans, auf Vulpius, deutlich sichtbar ist (freilich ist man diesen Zusammenhängen noch nicht nachgegangen), auf die Wiederaufnahme der Verseinlage eingewirkt haben, bliebe noch zu untersuchen. Der ‚Wilhelm Meister' mußte natürlich als Vorbild des romantischen Romans auch in dieser Hinsicht eingehend gewürdigt werden; er zum ersten Mal stellt wieder die innige Stimmungsverbindung von Roman und Verseinlage her. Die Romantik benutzt dieses Mittel in ausgedehntem Maße; literarische Anregungen allgemeiner Art, die mit dem weltliterarischen Horizont der Romantik an sich und mit ihrer Kenntnis der europäischen Literaturen und den Denkmälern, die die Verseinlage benutzen, zusammenhängt, gehen mit der persönlichen dichterischen Veranlagung, die von sich aus zu diesen schmiegsamen Kunstmittel greifen, Hand in Hand. Vor allem bei Tieck wird dies Doppelverhältnis klar; er ist derjenige, der die Verseinlage bis zur völligen Auflösung der epischen Form benutzt, denn die Verseinlage gilt als willkommenes Zeugnis für die

Digitized by Google

auch theoretisch geforderte und begründete Vermischung der drei Dichtungsarten von Lyrik, Drama und Roman. Übrigens suchen dann auch die Schlegels die eigene Praxis theoretisch zu begründen, und die Nähe des Goethischen Romans, die schon hier zu spüren ist, wird dann bei Novalis zu einem wirklichen Ringen mit dem Vorbild auch in diesem besonderen Problem der Verseinlage. Neuburger untersucht anschließend das Werk von Brentano, Arnim und Eichendorff, immer darauf bedacht, in der Lösung dieser Aufgabe die dichterische Individualität zu beobachten, wie sie innerhalb dieser Beschränkung ihre besondere Artung durchsetzt. In einem Schlußkapitel verfolgt der Verfasser das Problem durch das 19. Jahrhundert, wo er noch einmal bei Mörike einen eigengearteten Höhepunkt feststellen kann: der Brauch der Verseinlage wird hier in der Hand eines Meisters noch einmal zu unvergleichlich lösendem Mittel, zarteste Stimmungen an- und abschwellen zu lassen. Mit Fontane klingt die ungemein fördernde und feinsinnige Arbeit aus. Wirklich beweist die Geschichte der Verseinlage, die der stets sich wandelnde Ausdruck und das Werkzeug der verschiedensten, didaktisch-moralischen, idealisierenden, romantischen und realistischen Kunstströmungen wird, „immer wieder die Macht zeitlicher Konventionen und, ihnen zum Trotz, die Kraft und Freiheit der künstlerischen Individualität."

MÜNCHEN WALTHER REHM

Oskar Weibel, Tiecks Renaissancedichtung in ihrem Verhältnis zu Heinse und C. F. Meyer. Sprache und Dichtung Heft 34. Bern 1925, Paul Haupt. 168 S. 8°.

Tiecks 1840 erschienener Renaissanceroman ‚Vittoria Accorombona' hat in den letzten Jahren verschiedentlich einläßliche Würdigungen erfahren, die, unabhängig voneinander entstanden, z. T. entgegengesetzte Ansichten vertreten. Die ungedruckte maschinenschriftliche Dissertation von Paul Siegel behandelt den Roman auf seine geschichtlichen Quellen hin (Auszug im Jahrbuch der Phil. Fakultät, Leipzig 1923, I, S. 45–47), H. Mörtl rückt das eigentlich Wichtige des Romans in den Mittelpunkt seines Aufsatzes (Ilbergs Jahrb. 1923. S. 89–106), die Darstellung der Renaissance; von diesem Gesichtspunkt geht auch das Kapitel aus, das ich in meinem 1924 erschienenen Buch ‚Das Werden des Renaissancebildes in der deutschen Dichtung' Tiecks Alterswerke gewidmet habe. War hier der Roman als Abschluß und erster Höhepunkt der dichterischen Renaissancedarstellung vor C. F. Meyer, also im größeren Zusammenhang, behandelt, so greift nun Weibel in dankenswerter Ergänzung und Fortführung einen Teil des Gesamtverlaufs des „Renaissancismus" heraus, stellt Tiecks Renaissancedichtung zwischen die Heinses und C. F. Meyers und verfolgt in genauer, fast zu ausführlicher und breiter Analyse die Wandlungen des Renaissancebildes, richtiger der Renaissancetypen auf der Linie Heinse-Tieck-Meyer, wobei die Linie „rein ideell" ausgezogen wird, „ohne Rücksicht darauf, ob die vorhandenen Übereinstimmungen als literarische Reminiscenzen, als Ausdruck eines ähnlichen Lebensgefühls oder als Zufall zu betrachten seien" (S. 17). Nebenher läuft eine andere Linie, auf deren saubere Durchführung Weibel mit Recht großes Gewicht legt, umsomehr als meine Darstellung hier

Digitized by Google

nicht verweilen konnte und sich fast ausschließlich auf den anderen weiteren geschichtlichen Wandlungszusammenhang beschränken mußte, — die Linie, die innerhalb des Tieckschen Novellenwerkes zu dem Altersroman hinläuft, also dessen genetische Verwurzelung im Gesamtschrifttum des Dichters.

Das erste Kapitel wendet sich diesem Problem gleich energisch zu, untersucht Wesen und Entstehung des Romans aus solchen Quellen heraus und zeigt die einzelnen psychologischen und inhaltlichen Stufen von Tiecks historischer Dichtung, die zur „Vittoria Accorombona" folgerichtig hinaufführen: „Dichterleben", „Aufruhr", „Griechischer Kaiser", „Hexensabbath", wobei das immer tiefere und reifere Verhältnis des Dichters zur geschichtlichen Wirklichkeit und ihre sich steigernde künstlerische Gestaltung gut herausgearbeitet werden. Eine gewisse Unklarheit und Unschärfe der Festlegung der Ergebnisse aber macht sich als ein Mangel, der später besonders das zweite Kapitel beeinträchtigt, dort geltend, wo Weibel die „Verschiedenartigkeit des historischen Elementes" bei Tieck und Meyer auseinandersetzen will (S. 38—42).

Das zweite Kapitel, „Die Gestaltung der Renaissance", bringt in einem ersten Teil die Darlegung der verschiedenartigen Bewertung der Renaissance. Die Heinses ist eindeutig bestimmt: ästhetischer Immoralismus; bei Meyer hat man von jeher seine Wendung zum Ethischen, Christlichen hin in der Beurteilung der Renaissance, eine gewisse Abwertung festgestellt, bei Tieck aber kann man sich nicht einigen. Während Mörtl und vorher schon M. Thalmann — auf diese geht Weibel überhaupt nicht ein — von einer Romantisierung und Dämonisierung der Renaissance in der „Vittoria Accorombona" sprachen, bemühte sich meine Darstellung, das Renaissancemäßige in der Haltung der einzelnen Gestalten, in der Zeichnung des Hintergrundes herauszustellen und den Grund für solch intuitive Erfassung einer geschichtlichen Epoche in ihrem Wesen, ja schon in ihrem Übergang zum Barocken, in dem großen geschichtlichen und menschlichen Einfühlungsvermögen des Dichters zu finden, wobei die inneren Berührungspunkte: Individualismus, Subjektivismus auch im Ethischen angedeutet wurden. Weibel legt den Nachdruck auf die Angleichung des romantischen Individualitätsbegriffs an den der Renaissance, als eine Art von Romantisierung dieser Renaissance (vgl. S. 80, 96); hier sei die einzige Berührungsfläche, von hier aus werde die Gestalt der Vittoria gehalten und entwickelt, im übrigen aber besaß Tieck „überhaupt kein ursprüngliches Verhältnis zur Renaissance, weder zu ihrer geschichtlichen Bedeutung noch zu ihrer Gesinnung" (S. 45). Wobei man sich aber doch fragen muß, aus welchen Antrieben eigentlich Tieck die Gestalten und ihre Umwelt schafft, deren nicht nur äußere renaissancemäßige Haltung Weibel doch immer wieder hervorheben muß (S. 114, 120, 127, 130). Darauf hat Weibel keine Antwort, er verliert sich vielmehr in einen inneren Widerspruch, nämlich den, daß Tieck zwar den eigentlichen Geist der Renaissance ablehnt, aber doch zu einer eigengearteten Gestaltung der Epoche komme (S. 164). An und für sich wäre das noch kein Widerspruch, denn Absicht und Ausführung können bis zu einem gewissen Grad sehr wohl auseinander gehen — sie gehen, in einer ganz bestimmten Art, in der wissenschaftlichen und in der künstlerischen Bildwerdung der Renaissance bei Burckhardt und bei Meyer auseinander, freilich nicht unorganisch, — aber Bild und Wertung des Bildes dürfen nicht so weit auseinanderklaffen, daß sie sich schließlich widersprechen und innerlich nicht mehr zu-

Digitized by Google

sammenhängen können, wie das bei Weibels Annahme der Fall ist, gerade auch in seiner Ansicht, daß die Hauptheldin in auffallendem Gegensatz zu Zeit und Umgebung stände. Dieser Gegensatz darf nicht zum Wesensgegensatz werden, wie für Weibel. Denn nach Weibel verurteilt Tieck, dem der „Immoralismus" als Lebensanschauung fremd sei, auch historisch das eigentlich Renaissancemäßige „streng vom Standpunkt der christlichen Moral" aus; für die ethische Neuorientierung hat er kein Verständnis (S. 49). Der alte Tieck als christlicher Moralprediger, der warnend den Finger erhebt und mit Genugtuung den Untergang des Bösen feststellt — das ist neu! Freilich, die „Ruchlosigkeit" als solche stellt auch er fest, wie Burckhardt zwanzig Jahre später, der ebenfalls hier das Wort „ruchlos" gebraucht. Aber Weibel überschätzt das und verkennt das Primäre, das eminente geschichtlich-intuitive Einfühlungsvermögen, die dichterische Sehkraft Tiecks, und interpretiert daher unzutreffend: es ist Spätrenaissance, die Tieck schildert, ausgehendes 16. Jahrhundert, also Verfall und Abfall von der reinen Höhe; hier sind die Farben notwendig düster, schwer, grell, unheimlich schillernd. Aus diesem Sachverhalt darf man nicht eine Abwertung der Renaissance in ihrer historischen idealtypischen Gesamterscheinung ableiten. Tieck kennt und liebt „die goldene Zeit der Freiheit der Poesie und des Denkens", er hält ihren Abglanz auch in ihrer düstern Nachzeit noch fest und empfindet umso schmerzlicher den Verfall; er stellt das Trauerspiel der sinkenden Renaissance dar. Barock und Renaissance stehen sich gegenüber; der Geist der Gegenreformation mit ihrer neuen Religiosität durchwaltet die Zeit schon, und er wird als solcher deutlich auch im Roman erkannt und genannt. Weibel weist S. 55, 56 kurz darauf hin, ohne von hieraus die richtige Wertung zu finden, ebenso wenig wie bei der Analyse des Papstes Sixtus V. S. 155f., wo nun überhaupt ganz deutlich wird, daß all das, was Weibel als Ausfluß von Tiecks christlich-moralischer, legitimistischer Haltung auffaßt, doch nur ein von Tieck feinfühlig erkanntes Zeugnis des gegenreformatorischen Geistes ist, der die entartete Renaissancegesinnung unterdrückt. Tieck konnte hier an Novalis und seinen „Europa-Aufsatz" anknüpfen. Wie schon dieser intuitiv die Bedeutung der vom Jesuitismus getragenen Gegenreformation für das 16. und 17. Jahrhundert erfaßt hat, wird von G. Samuel in seinem Buch über die poetische Staats- und Geschichtsauffassung des Novalis, Frankfurt 1925, S. 289f., treffend dargelegt.

Die ganze Arbeit erweist in der sorgfältigen Vergleichung und Analyse der Struktur der einzelnen Renaissancetypen bei Heinse, Tieck und Meyer, daß das Renaissancebild Meyers in den wesentlichen Zügen schon vorgebildet ist, daß auch in der Wertung der Epoche bei Tieck und Meyer eine ideelle Übereinstimmung besteht; eine tatsächliche gegenseitige Beeinflussung vermag auch Weibel nicht feststellen. Wie man Tiecks „Vittoria Accorombona" mit Kleist hat in Zusammenhang bringen und Tiecks des Plagiats hat beschuldigen können, wird nach der Lektüre dieses Buches wieder doppelt unverständlich. Viëtor hat soeben im Kleist-Jahrbuch 1925/26 diese ganze Frage abschließend erörtert.

MÜNCHEN W. REHM

Digitized by Google

Dorothea Sieber, Stifters Nachsommer. Nr. 10 der Jenaer germ. Forsch. Verlag Frommann, Jena, 1927. 114 Seiten. 8°.

Es ist für jeden Autor schwierig, wenn er entdecken muß, daß ein Anderer gleichzeitig mit ihm und ohne dies zu wissen am gleichen Forschungsgebiet gearbeitet hat, sodaß die später veröffentlichte Arbeit mit einer andern Ähnlichkeiten u. a. m. zeigt. In solchem Fall wird der später Veröffentlichende gut tun, gelassen zu bleiben und sehr exakt vorzugehen. Er wird sich am besten als ein Teil der großen seelischen Kraft auffassen, die sich nun durch zwei Menschen am gleichen Forschungsgegenstand wirksam zeigt, und wird sich über dieses Interesse Mehrerer am Gleichen freuen. Leider hat die Verf. in ihrer an sich tüchtigen Dissertation über Stifters Nachsommer dies nicht vermocht. Die Dissertation lag am 18. Juni 25 der Fakultät München vor und wurde erst im Februar/April 27 veröffentlicht, wonach sie im Mai 27 dem Ref. bekannt wurde. Sie berührt sich, wie dies bei der Forschungslage über Stifter gar nicht anders möglich ist, in vielen Einzeldingen mit dem 1. Teil jenes Buches, das der Ref. am 7. Januar 26 über Stifters Romane in den Buchhandel gab. Ref. würde auf all das nicht eingehen, sondern nur die Gesamtleistung der Verf. charakterisieren, wenn nicht die Verf. in Teilen, die so der Fakultät nicht vorgelegen haben können, mit sehr ungeschickten und verworrenen Sätzen (S. 112/113) nicht nur ihm implizite die Wissenschaftlichkeit abgesprochen hätte (leicht zu verschmerzen aus unerfahrenem Mund), sondern Unrichtiges, weil unvollständig von ihr Formuliertes behauptete: das nämlich, worauf die Verf. in einer „wissenschaftlichen" Arbeit auch nachträglich noch hätte eingehen müssen, und was sie bewußt verschweigt, ist: Wie stehen Witiko und Nachsommer zueinander? Hier ist das, was Ref. neu in die Stifterforschung gebracht hat, und was auch für eine Einzeluntersuchung, die sich nur mit dem Nachsommer allein beschäftigt, unausweichlich und wichtig ist. Um solche Bemerkungen zu machen, wie die Verf. es beliebt, hätte sie das nicht ignorieren dürfen und dabei tun, als ob es nicht vorhanden wäre.

Trotzdem freut sich der Ref., festzustellen, daß ungeachtet mancher Schiefheit treffliche Einzelheiten im Buch der Verf. enthalten sind, an denen die Nachsommerforschung nicht vorübergehen wird. Das Wesentliche des Buches aber leidet durch Überreiztes, Unklares, Verwischtes, Subjektiv-Übersteigertes. Daß St. George dergestalt mit Stifter zusammengekoppelt wird, wäre schließlich als einer der häufigen Dilettantismen übersehbar, wenn nur die Verf. einen weniger arroganten Stil beliebt hätte. Sie ist dabei so unstifterisch wie nur möglich, trotzdem sie in schätzbarer Weise Stifters Briefe als ästhetische Quelle mitzubenützen strebt und außerdem feine Dinge zu Stifters Sprache und Stil entdeckt. Aber anstatt die methodischen Arbeiten Anderer, die dabei sehr gründlich und verantwortungsbewußt vorgingen, ohne Begründung zu bekritteln, hätte sie lieber die typische Anfängerunart überwinden sollen, die darin besteht, durch Aplomb im Auftreten das (begreifliche) Fehlen eigener methodischer Gesichtspunkte zu vertuschen. Es wäre besser gewesen, wenn diese Dissertation ohne die zahlreichen, verunglückten persönlichen Spitzen gegen Dritte das geblieben wäre, was sie tatsächlich ist: eine ganz respektable Anfängerarbeit, die als solche löblich ist.

KARLSRUHE, 7. JULI 1927 A. v. GROLMAN

Digitized by Google

Gustav Bebermeyer, Tübinger Dichterhumanisten. Bebel, Frischlin, Flayder. Der Eberhardina Karolina zu ihrem 450jährigen Jubelfest dargebracht. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung 1927. II, 108 S. Mit einem Holzschnitt, zwei Bildnissen und einem Wappen.

Die Jubelfeier der württembergischen Landesuniversität im Jahre 1927 hat zwei Bücher entstehen lassen, die für den Germanisten von Belang sind, den stattlichen, auch buchtechnisch gediegenen Band über 'Die Anfänge der Universität Tübingen 1477—1537' von Johannes Haller (Stuttgart, W. Kohlhammer 1927) und die biographische Würdigung der drei Tübinger Dichterhumanistischen Bebel, Frischlin und Flayder aus der Feder von Gustav Bebermeyer.

Obgleich die Verwaltungsakten der Universität Tübingen bis 1524 zum größten Teil zugrunde gegangen sind, ein Verlust, der Ludwig Geiger in seiner Reuchlinbiographie daran zweifeln ließ, daß man eine Geschichte der Universität Tübingen in den ersten Zeiten ihres Bestehens schreiben könne, ersteht in Hallers Darstellung die Geschichte der Eberhardina Karolina eben in dieser Frühzeit in eindrucksvoller Deutlichkeit. Haller berücksichtigt den korporativen Aufbau der Hochschule als Gesamtheit, der Fakultäten, Kollegien, Bursen, den Lehrbetrieb, die Personengeschichte und das Verhältnis der Universität und ihrer Glieder zu den geistigen Strömungen und Wandlungen der Zeit, und schafft mit dieser Vielseitigkeit der Blickrichtung ein Muster für jegliche Universitätsgeschichte. Die Art der Gründung, die Verfassung der jungen Universität, die Einrichtung des akademischen Lebens in Tübingen, die Wirkungen, die von dort ausgingen, alles das stimmt ja nun zwar im wesentlichen überein mit dem, was wir von den übrigen Universitätsgründungen der Zeit wissen, und im einzelnen erscheinen vielfach Basel und Freiburg als unmittelbare Vorbilder. Aber kaum je ist die Gründungsgeschichte einer deutschen Universität so frisch und lebendig, mit einer solchen Fülle geschmackvoll dargebotener kulturgeschichtlicher Einzelheiten und vor allem in einem so vorbildlich klaren und guten Deutsch geschrieben worden wie hier. Das Streben nach klarem Aufbau bringt es freilich mit sich, daß in Hallers Darstellung diese ganze Zeit, die ja nicht nur der Forschung zahlreiche Probleme aufgibt, sondern auch in sich ungemein widerspruchsvoll und problematisch ist, klarer, einfacher und eindeutiger sich darbietet als sie war, mehr als eine Zeit klar geschiedener Gegensätze denn als eine Periode verwickelter Übergänge erscheint. Dem Forscher wird hier ja wohl der noch ausstehende Band 'Nachweise und Erläuterungen' die Ergänzung bringen.

Haller führt seine Darstellung bis zu den Jahren 1534—7, in welchen Herzog Ulrich die Reformation einführte und die Universität auf der Grundlage des Humanismus neu begründete. Der Humanismus hatte damals freilich schon eine längere Geschichte an der württembergischen Hochschule. Schon ihr erster bedeutender Lehrer Johann Heynlin von Stein, auf dessen schon 1479 abgebrochene Lehrtätigkeit die junge Hochschule besonders stolz war, ist, wie Hallers feinfühlige Schilderung erkennen läßt, von humanistischen Neigungen berührt. Ja mehr noch: „Vielleicht gibt es keinen zweiten Ort,

Digitized by Google

an dem die Kräfte des Alten und Neuen, die damals überall in Deutschland miteinander rangen, an dem Scholastik und Humanismus beide eine so ansehnliche Vertretung fanden, wie hier in den Namen Biel, Nauclerus, Stöffler, Bebel, Reuchlin und Melanchthon, von den zahlreichen anderen zu schweigen, deren Gestalten die Szene füllen." So Haller (S. V) über die Zeit von 1477—1537.

Heinrich Bebel ist es gewesen, welcher an der noch vorwiegend scholastisch gerichteten Universität „die humanistischen Studien mit starker und dauernder Wirkung" ins Leben gerufen hat (S. 212). Bebels Gestalt tritt bei Haller ihrer Bedeutung gemäß stark in den Vordergrund, nicht nur mit der eingehenden Charakteristik, die er dem Humanisten widmet (212—35), sondern überall dort, wo von der jungen humanistischen Bewegung an der Tübinger Hochschule die Rede ist. Mit der Schilderung dieser Bewegung gibt Haller zugleich den erwünschten weiten Rahmen für die erste der drei Biographien, die Bebermeyer in seinem knappen Buch über Tübinger Dichterhumanisten vereinigt, doppelt erwünscht, da Hermelinks Abhandlung 'Die Anfänge des Humanismus in Tübingen' (Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge. XV. Stuttgart 1906, S. 319—336) über das erste Kapitel vom Ende der Tübinger Scholastik nicht hinausgekommen ist und die verheißene Darstellung Bebels und seiner Zeit nicht mehr gebracht hat, eine Lücke, die auch Hermelinks unmittelbar darauf erschienene wertvolle Monographie über 'Die Theologische Fakultät in Tübingen vor der Reformation 1477—1534' (Tübingen 1906) nicht ausfüllt, da sie begreiflicher Weise den Blick nur auf die Beziehungen der Theologischen Fakultät zum Humanismus gerichtet hält.

Der Charakter der Arbeit als einer Gratulationsschrift zur Jubelfeier der Universität Tübingen bestimmt die Auswahl, die Bebermeyer für seine Darstellung getroffen hat. So geschieht aus der großen Zahl schwäbischer Humanisten nur derer Erwähnung, die irgendwie mit der Tübinger Hochschule verbunden gewesen sind, und von den Tübinger Humanisten wählt Bebermeyer für die monographische Darstellung nur die drei „Poeten von Ruf" aus, „die ausschließlich oder doch vorwiegend an der Eberhardina Carolina gelehrt" haben: Bebel, Frischlin, Flayder. Bebel gehört noch zur Generation der Begründer. Frischlin erhält 1568 eine lectio poetices an der Universität; ihre Leuchte ist in dieser Zeit der Historiker und Gräzist Martin Crusius, Frischlins hartnäckiger Gegner; zur ersten Jahrhundertfeier der Hochschule 1578 wird Frischlins 'Priscianus vapulans' aufgeführt. Etwa zwei Jahrzehnte später wird Flayder geboren; ein Jahr nach Opitzens 'Buch von der deutschen Poeterey' beginnt die schmale Ernte seiner lateinischen Poesien; 1640 stirbt Flayder als Ordinarius der schwäbischen Hochschule, die gerade in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens die Nöte des großen Krieges schwer hatte spüren müssen.

Bebel, Frischlin und Flayder vertreten nach den Worten ihres Biographen drei verschiedene Epochen des deutschen Humanismus: Sommer, Herbst, Spätherbst. Es kann auf den ersten Blick befremden, unter den drei Tübinger Dichterhumanisten zwei Vertreter der Abblüte einzutreffen, zumal in einer Schrift, die eingestandenermaßen auch beim Laienleser um ein größeres Verständnis für die geistesgeschichtliche Bedeutung des Humanismus wirbt

Digitized by Google

und die deutsche Dichtung in lateinischer Sprache als den entwicklungsgeschichtlich und zeitlich notwendigen Ausdruck dieser Bewegung verstehen lehren will. Und in der Tat wirkt in Bebermeyers Humanistenbüchlein Flayder als Abschluß matt. Daß er mehr ist als nur der Abschluß des schwäbischen Humanismus und der Vollender der lateinischen Schulkomödie, daß er vielmehr mit entscheidenden Wesenszügen der Zukunft angehört, daß nur seine Wiege im 16. Jahrhundert steht, „sein Werden und Wirken dem 17. Jahrhundert verpflichtet sind", daß vieles in seiner persönlichen Haltung, in seinen Dramen und in seiner Lyrik — z. B. 'In saleton Embryonis' — auf Gryphius vordeutet: das wird zwar auch in Bebermeyers Schrift erwähnt, kommt aber nur recht zur Geltung in der biographisch-kritischen Würdigung, die B. seiner sehr verdienstlichen Ausgabe ausgewählter Werke Flayders (Bibl. d. Lit. Vereins Bd. 267—8) beigegeben hat, und von der die Flayderbiographie in B.s Humanistenbuch nur einen Auszug bildet.

B.s Schrift wendet sich, wie schon angedeutet, an einen größeren Leserkreis, und darin möchte ich ein erstes Verdienst sehen. Die drei Neulateiner treten hier als Menschen von Fleisch und Blut vor den Leser. Am meisten Frischlin; wie schon Hermann Hauff in der biographischen Einleitung zur Neuausgabe des 'Julius redivivus', so paßt sich auch B. im Ton seiner Schilderung dem Derbfrischen, Unverblümten, Witzigen der Frischlinschen Rede geschickt an, und das Tempo seiner Darstellung empfängt unwillkürlich sein Gesetz von der unruhigen Hast, in der Frischlins Leben abläuft. Trefflich ist der schon von D. Fr. Strauß versuchte Vergleich zwischen Frischlin und seinem Gegner Martin Crusius; nur die Antithese Pedant und Talent würde ich gerne missen; sie ist zwar sprachlich wirksam, bezeichnet aber den Gegensatz nicht genau und wird m. E. Crusius nicht ganz gerecht, wenn sie ihn als Pedanten abtut. Bebel, Frischlin und Flayder sind, wenn auch nicht alle schwäbischer Herkunft, so doch alle in Schwaben geboren, und B. zeigt sehr fein, wie bei ihnen in verschiedener Stärke — am wenigsten bei Flayder — durch alle Hüllen der lateinischen Diktion das Schwäbische hindurchbricht.

Auch wissenschaftlich hat B.s Buch seine Verdienste. Den reichsten Gewinn scheint mir die Schilderung Heinrich Bebels zu bieten. Bei Frischlin hatte B. neben der noch heute grundlegenden Biographie von David Fr. Strauß gute jüngere Arbeiten vor sich wie Hauffs Biographie und Roethes treffsichere Würdigung des Dramatikers in der schon erwähnten Neuausgabe des 'Julius redivivus' (Lat. Lit. Denkmäler d. 15. und 16. Jahrh. Bd. 19). Für Flayder hat B. selbst schon durch die genannte Ausgabe entscheidend vorgearbeitet. Bei Bebel gelangt B. am weitesten über frühere Arbeiten hinaus, und seine Darstellung behält neben Hallers Charakteristik ihre selbständige Bedeutung, weil in ihr der Dichter Bebel stärker zu seinem Rechte kommt. Wie bei Frischlin und Flayder, so gibt B. auch bei Bebel eine Auswahl aus den bisher zumeist zerstreuten oder doch schwer zugänglichen, hier in gereinigtem und modernisiertem Text erstehenden Dichtugen; bei Bebel läßt diese Auswahl einigermaßen die Umrisse seines Schaffens erkennen, weil seine dichterische Leistung im wesentlichen in der Lyrik und in den Facetien beschlossen liegt und diese Gattungen bei B. durch gut gewählte Proben vertreten sind; insbesondere danken wir B. den Abdruck der

Digitized by Google

köstlichen 'Elegia hecatosticha . . .' (S. 32); Frischlin und Flayder dagegen kommen, weil vorwiegend Dramatiker, in den mitgeteilten Proben nicht voll zur Geltung.

Mit Freuden begrüßt man B.s Mitteilung, daß er die Erneuerung der Bebelschen Facetien, die uns Roethe schuldig geblieben ist, in Angriff genommen habe.

Ein wissenschaftlicher Apparat, der alles Notwendige enthält, ist im Anhang des Buches untergebracht. In ihm sind auch für den in der neulateinischen Dichtung minder bewanderten Leser weniger bekannte Vokabeln übersetzt; hier hätte ruhig noch einiges mehr geschehen können bei einem Buche, das seine Leser auch in den Kreisen der Liebhaber sucht und eine Verbreitung über die fachgelehrten Kreise hinaus aufs redlichste verdient.

Ein paar Einzelheiten seien zum Schluß noch angemerkt.

Bei dem von B. auf S. 65 erwähnten Freunde Frischlins handelt es sich nach einer brieflichen Mitteilung des Verf. nicht um Johann Fischart, sondern um Johann Fichard, den humanistisch gebildeten und für die Geschichte seiner Vaterstadt wichtigen Frankfurter Stadtadvokaten (1512—1581). In den zu seinem Gedächtnis herausgegebenen 'Epicedia in obitum Johannis Fichardi' 1582 ist auch Frischlin vertreten. Vgl. über ihn Rud. Jung im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. 3. Folge. 2. Bd. 1889 S. 209 ff.

Heinrich Bebel ist nicht, wie B. — und übrigens auch Haller S. 229 — angibt, der zweite poeta laureatus, folgt also nicht unmittelbar auf Conrad Celtis. Ihm vorauf geht, wie schon Hehle 1873 in einem Ehinger Programm nachgewiesen hat, der schwäbische Humanist Jacob Locher. Wie diese Ehrung Lochers Selbstgefühl gehoben hat, zeigt hübsch Karl Schottenloher in seinem Aufsatz über 'Kaiserliche Dichterkrönungen im heil. röm. Reiche deutscher Nation' (Papsttum und Kaisertum. Festschrift für Paul Kehr. München 1926. S. 648 ff.) Nach Schottenlohers Feststellungen ist nicht einmal der im Frühjahr 1497 gekrönte Jacob Locher der zweite deutsche poeta laureatus, sondern ihm geht 1493 der Wiener Johannes Cuspinianus voraus. Auch auf Locher folgen wenigstens noch zwei poetae laureati. Dann erst erscheint Heinrich Bebel in der Reihe der also Geehrten.

Unter den Literaturangaben vermisse ich, wenn auch B. begreiflicherweise keine Vollständigkeit erstrebt, doch einen Hinweis auf das Buch von Wilh. Süß, Aristophanes und die Nachwelt (Das Erbe der Alten. Heft 2—3. Leipzig 1911) mit einer guten und temperamentvollen Würdigung des Aristophaniden Frischlin (S. 42—50).

MÜNSTER I. W. LEOPOLD MAGON

Digitized by Google

Neue germanistische Dissertationen (vgl. Zs. f. dt. Phil. 52, 1927, S. 503 ff.)

I. Allgemeines

Koberne, Julius: Die Familiennamen von Burkheim am Kaiserstuhl sprachgeschichtlich untersucht. [Götze. Wilhelm.] Freiburg i. B. 1927.

Rosenfeld, Hans Friedr.: Die Novellenkomplexe vom Hellerwertwitz und vom Schüler von Paris. [Roethe. Petersen]. Berlin 1926.

Laxy, Helene: Der deutsche Kaufmannsroman von Thomas Manns Buddenbrooks (1901) bis zur Gegenwart (1926). [Schmalenbach]. Wirtschaftswiss. Diss. Köln 1927.

Levy, Erna: Die Gestalt des Künstlers im deutschen Drama von Goethe bis Hebbel. [Schultz. Naumann]. Frankfurt 1927. Teildr.
Ersch. vollst. als Heft der 'Germanischen Studien' bei Ebering, Berlin.

Kummer, Bernhard: Germanischer Kult u. Glaube in den letzten heidnischen Jahrhunderten. [Mogk. Haas.] Leipzig 1927.
Ersch. auch als: Veröff. des Forschungs-Inst. f. vergl. Religionsgesch., Leipzig. R. 2, H. 7.

Hahn, Walther: Zum Problem typischer Kunststile i. d. Dichtung. [Roethe. Petersen]. Berlin 1926. Auszug.

Beckmann, Paul: Der Lautstand der Rostocker Mundart auf histor. Grundlage. Rostock 1927. Auszug aus der 1918 vorgelegten Phil. Diss. 8 S.

Staedele, Alfons: Syntax der Mundart von Stahringen. [Wilhelm. Sütterlin.] Freiburg i. B. 1927.

Gerring, Hugo: Die unbestimmten Pronomina auf -ein im Alt- und Mittelhochdeutschen. Uppsala 1927.

Schulze, Ernst: Wirkung und Verbreitung des deutschen Rolandsliedes. [Borchling. Petsch.] Hamburg 1927.

Ullmann, Richard: Geschichte des Begriffes 'Romantisch' in Deutschland vom ersten Aufkommen des Wortes bis ins 3. Jahrzehnt des 19. Jhs. T. 1: Die großen Linien. T. 2: Aufstieg z. geschichtl. Bedeutung. [Schultz. Naumann]. Frankfurt 1927.
Ersch. vollst. zus. mit T. 3 des Themas von H. Gotthard i. d. Germanischen Studien.

Gotthard, Helene: Geschichte des Begriffes 'Romantisch' in Deutschland vom ersten Aufkommen des Wortes bis ins 3. Jahrzehnt des 19. Jhs. T. 3: Vom Athenaeum bis z. hist. Festlegung e. 'rom. Schule'. [Schultz. Naumann]. Frankfurt 1927.
Ersch. vollst. i. d. German. Studien.

Schöne, Bruno: Schauspiel und Publikum. E. Beitr. z. Soziologie des Theaters im 19. und 20. Jh. [Salomon. Oppenheimer]. Wirtschaftswiss. Diss. Frankfurt 1927.

Nicolaus, Charlotte: Zur literarischen Spiegelung des Begriffskomplexes 'Volk' vom 'Sturm u. Drang' bis zur 'Heidelberger Romantik'. [Schwering. Hübner.] Münster 1927.

Klotz, Erich: Das Problem der geschichtlichen Wahrheit im historischen Drama Deutschlands von 1750 bis 1850. [Merker. Stammler]. Greifswald 1927.

2. Personelles

Frömbgen, Hanns: E. M. Arndt und die deutsche Romantik. [Schwering.] Münster 1927.

Digitized by Google

Laskus, Irmgard: Friederike Bethmann-Unzelmann. Versuch e. Rekonstr. ihrer Schauspielkunst. [Wolff. Haseloff. Mensing.] Kiel 1927. Ersch. auch als: Theatergeschichtliche Forschungen. 37.

Fellmann, Hans Georg: Die Böhmsche Theatertruppe u. ihre Zeit. E. Beitr. z. dt. Theatergesch. des 18. Jhs. [Schwering.] Münster 1928. Ersch. auch als: Theatergeschichtl. Forschungen. H. 38.

Hiller, Erich: Die Beziehungen der 'Kritischen Dichtkunst' von Breitinger zur Ästhetik Kants. [Kühnemann.] Breslau 1927. Auszug.

Koethke, Ernst: Clemens Brentanos religiöser Werdegang. [Petsch. Görland.] Hamburg 1927.

Karp, Josef: Die religiöse Entwicklung Annettens von Droste-Hülshoff im Lichte der kritischen Forschung. [Bertram]. Köln 1927.

Iucke, Hans: Annette von Droste-Hülshoff u. ihr Verhältnis zur Romantik. [Elster]. Marburg 1927.

Schein, Willy: Stilist. Untersuchungen zu den Werken Pamphilus Gengenbachs. [Leitzmann]. Jena 1927. Teildr.

Kamnitzer, Berta: Das Kultische bei Stefan George. [Schultz. Reinhardt.] Frankfurt 1927.

Pöhlmann, Tobias: Die humanistische Gemeinde u. die christliche Gemeinde aus den Werken Goethes u. den Schriften des Neuen Testaments dargest. [Hensel.] Erlangen 1927.
Ersch. auch als Buch im Furche-Verl., Berlin.

Wedel-Parlow, Ludolf v.: Die Jüdin von Toledo (von Grillparzer) u. Kaiser Karls Geisel (von Gerhart Hauptmann). [Woerner]. Würzburg 1927.

Schuchhardt, Wolfgang: Studien zu Grimmelshausen, insbes. s. Sprachstil. [Flemming. Golther.] Rostock 1927. Teildr.
Ersch. vollst. bei Ebering in Berlin als Heft der 'Germanischen Studien'.

Wagner, Gerhard: Komplex, Motiv und Wort in Hebbels Lyrik. [Witkowski. Korff.] Leipzig 1927.

Schmidt, Wolfgang: Beiträge zur Stilistik von Hölderlins 'Tod des Empedokles'. [Elster]. Marburg 1927.
Ersch. auch als: Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft. Nr. 28.

Volhard, Ewald: Der Einzelne u. die Gesellschaft in Fr. M. Klingers Romanen. [Schneider. Baesecke.] Halle 1927. Teildr.

Brōrs, Hayo: Untersuchungen über die niederdeutschen Bestandteile in Timm Krögers Novellen. [Mensing. Kauffmann.] Teildr. Kiel 1927.

Stißer, Fritz: Heinrich Laubes 'Monaldeschi'. [Elster]. Marburg 1927.

Herborn, Otto: Carl Balthasar Malß. E. Beitr. z. Frankfurter Theatergeschichte u. Dialektdichtung. [Schwering.] Münster [1927.] Auszug = 8 S.

Schoerner, Arthur: Die deutschen Mandeville-Versionen. Handschriftliche Untersuchungen. Lund 1927.

Jacob, Gerhard: Thomas Mann u. Nietzsche. Zum Problem der Decadence. [Driesch. Neumann.] Leipzig 1926.

Muster, Karl: Das Weltbild Conrad Ferdinand Meyers. [Schultz. Naumann.] Frankfurt 1927.

Veres (Weresch), Hans: Adam Müller-Guttenbrunn und seine Heimatromane. [Elster]. Marburg 1927.

Maertens, Friedrich: Untersuchungen zu Ottes Eraclius. [Schröder]. Göttingen 1927. Teildr.

Glock, Wilhelm: Freigeist und Freigeisterei in den Hauptromanen Jean Pauls. [Waldberg]. Heidelberg 1927.

Auerbach, Lilli: Die Stellung der Frau in der sittlichen Weltanschauung Wilhelm Raabes. [Meyer]. Würzburg 1927.
Ersch. auch als Buch bei Ebering, Berlin.

Merck, Grete: Raimunds 'Verschwender'. Wesen u. Werk eines Romantikers. [Elster]. Marburg 1927.

Digitized by Google

Steinkrüger, August: Die Ästhetik der Musik bei Schelling u. Hegel. E. Beitr. z. Musikästhetik d. Romantik. [Dyroff]. Bonn 1927.

Wahnes, Günther H.: Heinrich von Stein u. s. Verhältnis zu Richard Wagner u. Friedrich Nietzsche. [Wundt.] Jena 1927.

Maurer, Maria: 'Die Frauenehre' von dem Stricker. [Wilhelm. Sütterlin]. Freiburg 1927.

Korn, Adolf: Das rhetorische Element in den Predigten Taulers. [Hübner.] Münster 1927. Teildr.
Ersch. vollst. u. d. T. 'Tauler als Redner' als: 'Forschungen u. Funde'. N. F. H. 1 bei Aschendorff, Münster i. W.

Bayerthal, Ernst: Georg Trakls Lyrik. [Schultz. Naumann.] Frankfurt 1926.

Weller, Elisabeth: Richard Wagner u. der völkische Gedanke. [Wahl]. Tübingen 1927.

Gerke, Karl: Wielands 'Aristipp'. [Petersen. Roethe]. Berlin 1926. Ausz.

Jensen, Harro Dewet: Wolfram und sein Werk. Der Stil des Parzival als Ausdruck der Persönlichkeit Wolframs. [Helm]. Marburg 1927.

GREIFSWALD HANS ZIEGLER

Zu Theobald Hock (diese Zs. 52, 123 ff.)

Im Hinblick auf die Ausführungen A. Hübschers sei festgestellt, daß ich Namen und Herkunft Theobald Hocks bereits 1921 ermittelt und veröffentlicht hatte, und zwar außer der von Hübscher genannten Stelle bald darnach in der Zeitschrift Pfälzisches Museum — Pfälzische Heimatkunde 1922, 205.

ZWEIBRÜCKEN ALBERT BECKER

Digitized by Google

Nachrichten

Am 20. November verschied in Greifswald der emeritierte ord. Honorarprofessor für deutsche Philologie Paul Pietsch (geb. 9. Sept. 1849).

Berufen wurde der ord. Professor für deutsche und nordische Philologie in Greifswald Dr. Paul Merker als ord. Prof. nach Breslau (Nachfolger W. Brechts); der außerord. Professor für deutsche Philologie in Leipzig Dr. Julius Schwietering als ord. Prof. nach Münster (Nachfolger A. Hübners). Zu Gastvorlesungen an der Univ. Madison in Wisconsin (Karl-Schurz-Professur) erhielt der ord. Prof. für german. Philologie in Frankfurt Dr. Hans Naumann eine Einladung.

Der Direktor des Goethemuseums in Frankfurt a. M. Dr. Ernst Beutler wurde zum Honorarprofessor für deutsche Literaturgeschichte an der dortigen Univ. ernannt.

Der außerord. Prof. für deutsche Literaturgeschichte in Bonn Dr. Paul Hankamer erhielt einen Lehrauftrag für neuere deutsche Sprach- und Literaturgeschichte an der Univ. Köln.

Habilitiert hat sich für deutsche Philologie in Berlin Dr. Hans Friedrich Rosenfeld; für mittellateinische Philologie in Frankfurt Dr. Otto Schumann.

Digitized by Google

Digitized by Google

W. Kohlhammer, Verlag, Stuttgart

Tübinger germanistische Arbeiten

Bd. I.

DR. WALTER GOEKEN

Herder als Deutscher

Ein literarhistor. Beitrag zur Entwicklung d. deutschen Nationalidee

8°. VIII u. 131 S. 1 Tafel. Brosch. Rm. 6.—

JOHANNES HASEBROEK

Der imperialistische Gedanke im Altertum

8°. 26 S. Geheftet Rm. 1.20

JOSEPH VOGT

Homo novus

Ein Typus d. röm. Republik

8°. 28 S. Geheftet Rm. 1.20

ALBRECHT VON BLUMENTHAL

Aischylos

8°. VIII und 118 Seiten. Gebunden Rm. 4.80

*

Die Schätzung des Archilochos im Altertume

8°. IV und 60 S. Geheftet Rm. 1.20

*

Der Tyrann Kritias als Dichter und Schriftsteller

8°. 32 S. Geheftet Rm. —.90

Griechische Vorbilder

Versuch einer Deutung des Heroischen im Schrifttum der Hellenen

8°. 205 S. Brosch. Rm. 4.—

J. RULAND

Wilhelm Waiblinger in seinen Prosawerken

8°. 91 S. Geheftet Rm. 2.—

Digitized by Google

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

1928

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Paul Merker und Wolfgang Stammler

DREIUNDFÜNFZIGSTER BAND
ZWEITES HEFT
(AUSGEGEBEN IM JULI 1928)

VERLAG VON W. KOHLHAMMER
STUTTGART
Urbanstraße 14
1928

Digitized by Google

Die Redaktion der Zeitschrift ist unter die Herausgeber folgendermaßen verteilt: *Wolfgang Stammler (Greifswald, Karlsplatz 17)* zeichnet für die Sprachgeschichte, die ältere deutsche und die mittellateinische Literatur, für Niederländisch und Niederdeutsch, für die germanische Religionsgeschichte und Mythologie sowie für die Volkskunde; *Paul Merker (Breslau, German. Seminar)* für die neuere deutsche Literatur seit der Renaissance, für neulateinische Dichtung sowie für den gesamten nordischen Kulturkreis. Dementsprechend sind die Manuskriptsendungen zu adressieren.

Rezensionsexemplare sind je nach den Gebieten an die Herausgeber zu überweisen.

Der Bezugspreis für den Jahresband (32 Bogen) beträgt RM. 20.— Der des einzelnen Heftes (8 Bogen) RM. 6.—

Inhalt des zweiten Heftes:

Wolfgang Jungandreas, Die Doppelformen in der 'Kudrun' 129
Willi Krogmann, Die zweite weibliche Rolle im Redentiner Osterspiel . . 135
Ludwig Wolff, Dietrich von Watzum und die ihm zugeschriebenen niederdeutschen Reimsprüche 143
Walter Schröder, Unveröffentlichte Briefe zum Leben eines niederdeutschen Künstlers (Gustav Eggers) 147
Ferd. Josef Schneider, Ein Brief Philipp von Zesens 153
Richard Palleske, Der Familienname Palleske 156
Gustav Rosenhagen, Frauenlobs Marienleich 9,14—26 158
Henrik Becker, Meister Altswert als Plagiator 161
Friedrich Maurer, Über Arten der deutschen Wortbildung, besonders Wortkreuzungen 167
H. Brauer, Capitula Caroli, angelsächsisch und althochdeutsch 183
Alfred Götze, Der Name Marner 184
Erich Ebstein, G. A. Bürger und G. F. W. Großmann 186
Christian Rogge, „Karnickel hat angefangen“ 189
Willi Krogmann, Mārẹo sêo 191

Anzeigen

J. M. Clark, The Abbey of St Gall, durch *H. Brauer* 193
E. H. Sehrt, Vollständiges Wörterbuch zum Heliand und zur altsächsischen Genesis, durch *Lutz Mackensen* 198
G. Mahnken, Die Hamburgischen niederdeutschen Personennamen des 13. Jhs., durch *Wolfgang Jungandreas* 200
J. Deutsch, Die Handschriften der Abteilung für niederdeutsche Literatur bei der Universitätsbibliothek zu Greifswald, durch *Wolfgang Stammler* 202

(Fortsetzung siehe dritte Umschlagseite)

Digitized by Google

DER 47. JAHRESVERSAMMLUNG DES VEREINS FÜR NIEDERDEUTSCHE SPRACHFORSCHUNG IN STRALSUND GEWIDMET

DIE DOPPELFORMEN IN DER 'KUDRUN'

E. Schröder ('Zur Ueberlieferung und Textkritik der Kudrun' I, 21) weist darauf hin, daß sich in der 'Kudrun' mehr als in anderen mittelhochdeutschen Denkmälern gesicherte und glaubhafte Doppelformen vorfinden. Um einmal zu veranschaulichen, welch reiches Material in dieser Hinsicht allein die Reimbetrachtung bietet, will ich im Folgenden ein alphabetisches Verzeichnis der Doppelformen geben. Wenn sich auch im allgemeinen sagen läßt, daß Doppelformen auf dreifache Weise zustandegekommen sind 1. durch zeitliche Schichtung, indem sich die ältere Gestalt eines Wortes oder eine ältere Wortbildung neben der jüngeren erhalten hat, 2. durch dialektische Schichtung, wenn andersmundartliche Sprachformen einer früheren Fassung des betreffenden Gedichts neben den Sprachformen der letzten Fassung bestehen bleiben, 3. durch literarischen Einfluß, wenn sich die Einwirkung der höfischen Dichtung geltend macht, so ist doch im einzelnen eine Bestimmung dieser Art schwer zu geben. Ich habe daher nur dann und wann, falls die jeweiligen Gründe klar auf der Hand lagen, eine Bemerkung wie dial. = dialektisch, zeitl. = zeitlich, lit. = literarisch beigefügt.

Die Doppelformen der Ländernamen habe ich in einem besonderen Abschnitt ('Die Oertlichkeit der Gudrunsage') in den Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. Bd. XXVIII behandelt.

arbeit dat.	*arbeite* dat.
14. 16. 61. 618. 656. 1095. 1451. 1555.	282. (284 a)[1]. 1115. 1297. (dial.)

Anm.: Aehnliche Doppelformen haben die Feminina mhd. *hant, kraft, wât, zît, vart* usw. Hartmann kennt im 'Iwein' nur *kraft, arbeit, hant* usw. Vgl. auch Michels, Mhd. Elementarbuch, 3. u. 4. Aufl. § 211, Anm. 1, und Zwierzina, 'Beob. zum Reimgebr. Hartmanns' (Festgabe f. Heinzel), Halle 1898, S. 488.

(aller) tägelîch	*(aller) tägelîche*	*allertägelîchen*
473. (1041 b).	222. (278 b). (zeitl.)?	5.

Anm.: Die Adverbialbildung ist etwas Sekundäres. Ursprünglich = ahd. *allaro tago gilîh.* Merkwürdigerweise kommt diese Bildung (vgl. auch *aller nehteclîche, aller mânedgelîch*) fast nur bei Franken und Alemannen vor: Heinrich

1) Die eingeklammerten Notenzahlen beziehen sich auf die Zäsurreime, a = im ersten, b = im zweiten Teil der betr. Strophe.

Digitized by Google

der Glichesäre, Hartmann von Aue, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg, Wolfram von Eschenbach, Wirnt von Gravenberg, die Dichter des Lebens der heiligen Elisabeth, des 'Moriz von Craon'; eine Ausnahme machen zwei Nordbayern: der vielleicht von dem 'Partonopier' in seinem 'Garel' beeinflußte Pleier und Neidhart von Reuental. Vgl. auch Friedrich Vogt, Gesch. d. dtsch. Lit. 1. Bd. Leipzig und Wien 1919, S. 150. Herr cand phil. A. Hübner (Göttingen) nannte mir noch im 'Heliand' Vers 1218a *allaro dago gihuilikis*, zweifellos eine ähnliche Bildung.

began	*begunde*
41 mal	13. 885. 1125. 1180. 1330. (zeitl.)

Anm.: *begunde*, die jüngere Form, wurde von Wolfram gesprochen, während bei ihm *began* literarisch war (Zwierzina ZfdA. 45 S. 29). Vgl. auch Michels, Mhd. Elementarbuch, 3. u. 4. Aufl. § 260.

enphânen	*enphân*
235. 283. 481. 534. 699. 978. 1375. 1388.	306. 1575. *enphie:* 102. 977. 1589. 1618. (dial.)

Anm.: Vgl. über *vân, vie* Kraus (Das sogen. II. Büchlein usw. (Festgabe f. Heinzel) Halle 1898) S. 162 und Zwierzina ZfdA. 45 S. 62. 67.

erde stF.	*erde* swF.
1211.	1464.

Anm.: Diese Art Doppelformen wie auch der anscheinende Deklinationswechsel bei *Gêrlinde(n)* (1188–1518), *gêrstangen* (451–447), *Hartmuote(n)* (dat. und acc.; vgl. auch Str. 1578 *Ortwînen*), *kemenâte(n)* (1191–412. 1269. 1275. 1289. 1292. 1329), *-lîche(n)* adv. (s. o.), *mâze* (306. 713. 952. 1003. 1458. — 709.), *minne(n)* (488. 1526. 1617. — 199.), sind ähnlich zweifelhafter Natur wie *brünne* (711) und *wange* (982) mit fehlendem *-n*. Ich zähle in der 'Kudrun' 133 Fälle, wo *-en* auf *-e* reimt. Vgl. auch in diesem Zusammenhange Str. 1558 *bande*, das als durchaus unnormal von Schröder, Zur Ueberlief. u. Textkritik d. Kudrun VI, VII, S. 293 durch *banden* ersetzt worden ist.

engelden	*(en)gelten*
1491.	433. 1260.

Diese sowie die anderen gleichartigen Doppelformen *schilde(n)* = *schilte(n)* (353. 1356. 1397. – 303. 744.), *wolde* = *wolte(n)* (164. 1368. 1500. — 531. 673.) usw. usw. lassen sich, wenn sie sämtlich unserem bayrischen Kudrundichter angehören, für das Bayrische nach *gelden*, *schilde*, *wolde* usw. hin ausgleichen, wie dies die heutigen Mundartverhältnisse in Niederbayern, Ober- und Niederösterreich nahelegen (vgl. auch die allerdings etwas weiter abliegende Sprache und Heimat Wolframs!). Wir hätten demnach auch folgende Formen im ganzen Gedicht zu bevorzugen: *alde(n)*, *gewalde(n)*, *valden*, *walden*, *halden*, *gelden*, *schelden*, *selden*, *Hilde(n)*, *milde(n)*, *schilde(n)*, *solde(n)*, *wolde(n)*, *dolde*, *molden*, *vergolden*, *bescholten*.

Digitized by Google

gegangen p. p.	*gegân* p. p.
(14a). 75. 375. 794. 804. 941. 1476. 1508. 1529. 1538. 1683.	127. 444. 622. 787. 923. 1274. 1355. 1454.
gestanden p. p.	*gestân* p. p.
1417. 1525.	861.

Anm.: Vgl. Michels a. a. O. § 283, Anm. 6.

Gêrlinde s. o. unter „*erde*".

gêrstange s. o. unter „*erde*".

hant dat.	*hande* dat.	*hende* dat.
42. 208. 481. 798. 975. usw. usw.	475. 574. 1433.	514. 557. (660b.) 977. 1618. 1649.

Anm.: Vgl. auch Zwierzina, Beob. S. 488. Hartmann bevorzugt *hant*. Die jüngste Form ist *hende*, die als *hent* (nom. gen. dat. acc.) noch heute im Ostfränkischen und Nordbayrischen fortlebt.

handen dat. pl.	*henden* dat. pl.
20. 163. 185. 348. 647. 833. 1181. 1248. 1417. 1424. 1438. 1451. 1584.	686. 722. (783a). 861. (934b). 961.

Anm.: Hartmann kennt beides. *handen* ist aber seltener als *henden* (vgl. Michels § 213, 5).

Harmuote dat. acc. s. o. unter „*erde*".

hêten prät.	*hiete(n)* prät.
(985a).	443. 1015. (dial.)

Anm.: Wegen des Zäsurreims auf *tæten* ist wohl *hêten* in *hæten* zu verbessern.

hêr adj.	*hêre* adj.

hêr: *Gêr:* 1. N = Nibelungenlied, W = Wolfram (gêr).
: *mêr:* 559. 1173. 1186. 1268. 1279. 1643. N (19 mal), W.
: *sêr* pl.: 1633. N (2 mal).

mêr: *hêr* adj.: 238. 640. N (4 mal), W.

Oft ist auch nicht zu unterscheiden, ob *hêr* oder *hêre* zugrundeliegt:

êre: *hêre:* 441. (549a). 572. 684. (1215b).

hêre: *êre:* 547. 580. 681. (1177a). 1322. 1579.
: *mêre:* 28. 202. 203. 244. 1504. 1522. 1547. 1548. 1678. W.
: *sêre:* 504. 587. 608. 623. 766. (810a). 1038. (1066a). 1478. 1513.

mêre: *hêre:* 1325. 1690. W.

sêre: *hêre:* 1166. 1318. 1569.

êre(n)

êren dat. pl.: *hêre:* 204.

(*lêren* inf.: *hêre:* 1056a).

herzoginne	*herzogîn*
1093. 1526.	1516.

Digitized by Google

küniginne	*künigîn*
32 mal (5 mal in der Zäsur).	63. 1539.
	(dial.)

Anm.: *künigîn, herzogîn* — ersteres auch im Nibelungenlied und bei Wolfram — sind oberdeutsch und offenbar in Anlehnung an *magedîn* entstanden (Schröder, Kolleg über 'Moriz von Craon' 1926/7).

kemenâte s. o. unter „*erde*".

kleit pl., *kleiden* dat. pl.	*kleider* pl.
15. 36. 273. 433. 571. 971. 1269. 1304. 1668.	1055. (1058b). (1070b). 1192. 1233. 1267.
	(zeitl.)?

Anm.: Gottfried von Straßburg hat *kleider*, Hartmann beides. Vgl. auch Zw., Beob. S. 485, Anm. 1, und Michels § 209. Vgl. ferner Str. 651 *liden* dat. pl. Im allgemeinen ist *lidern* dat. pl. besser (siehe Benecke-Müller-Zarncke und Michels a. a. O.).

kraft dat.	*krefte* dat.
61. 704. 724.	582.
kunde(n) conj. prät.	*künde* conj. prät.
374. 1153.	266.

Anm.: *kunde* scheint besser mhd. als *künde* zu sein (Michels § 279), denn auch Hartmann hat die umlautlose Form, Gottfried und Wolfram bevorzugen den Umlaut. Ähnlich Str. 394 *sunge* „sänge", Str. 1413 *gelunge* „gelänge". Vgl. dazu J. M. Keyman, Kudrun en Biterolf. Bijdrage tot de bepaling van hun onderlinge verhouding, Groningen 1915, S. 5 ff.

gewunne „gewänne"	*künne* „könne"
(729b).	(1055b).

Anm.: *gewan, gewunnen, gewunne* sind parallel *kan, kunnen, künne*.

-lande dat.	*-lant* dat.
in Ländernamen	in Ländernamen
25 mal	54 mal
lâzen und Flexion	*lân* und Flexion
42 mal	38 mal

Anm.: *lân* ist die vom Alemannischen her eingedrungene Form, die mehr die Funktion des Hilfsverbs übernommen hat, während *lâzen* hauptsächlich in prägnanter Bedeutung Verwendung findet. Doch ist dieses Verhältnis in der 'Kudrun' verwischt, da *lâzen* nicht selten ebenfalls als Hilfsverb dient (Str. 162. 306. 317. 669. 709. 713. 758. 767. 859. 993. 1003. 1024. 1704.)

-lîche adv.	*-lîchen* adv.
s. o.	(zeitl.)

Anm.: Im 'Armen Heinrich' und 'Iwein' gilt nur *-lîchen*. E. Schröder (a. a. O. V, S. 160) nimmt an, daß die Doppelformen *-lîche* und *-lîchen* schon dem Original der 'Kudrun' zukommen dürften.

man pl.	*manne* pl.
78 mal	30 mal
	(zeitl.)?

Digitized by Google

Anm.: Hartmann und Gottfried bevorzugen das ältere *man*.

mâze s. o. unter „*erde*".

mê	*mêr*	*mêre*
757. 1207. 1667. 1696.	11 mal	68 mal

Anm.: Hartmann kennt im 'Iwein' nur *mê* und *mêre*, Wolfram *mêr* und *mêre*, das Nibelungenlied nur *mê* und *mêr* im Reim, letzteres weil es kein *mêre* bei der sonstigen Bevorzugung des stumpfen Versausgangs brauchen kann.

minne s. o. unter „*erde*".

nieht, ieht	*niht*
1243. 1325.	10 mal (zeitl.)

Anm.: 'Nibelungenlied' und Wolfram haben beides. *nieht* und *ieht* sind archaisch und werden nur wie bei N. und W. für den Reim benutzt. Hartmann und Gottfried haben *iht* und *niht*.

rât stM., dat. *râte*	*rât* stF., dat. *ræte*
760. 1026. 1164.	(591 b). 1301.

Anm.: *rât* stF. fehlt im 'Nibelungenlied', 'Biterolf' und bei Hartmann.

rîch adj.	*rîche* adj.

Anm.: *rîch*, das bedeutend jüngere, ist nur 2 mal vertreten, während *rîche* die Regel bildet.

schîn stM.	*schîne* swM.
786. 787. 1356. 1388. 890.	

Anm.: *schîne* ist eine ganz junge Bildung, die das 'Nibelungenlied' sowie der 'Biterolf' nicht aufweisen können.

site dat. sg.	*sit* dat. sg.
10.	722. (lit.)

Anm.: In der Bindung *Sîvrit : sit* hat sich die apokopierte Form *sit*, die aus der Ueberlieferung stammt und hoch altertümlich ist, sogar in den Dativ (Kudrunstrophe 722) eingeschlichen. Vgl. auch Zwierzina ZfdA. 44 S. 100.

sît	*sider*	*sint*
8 mal.	823.	24 mal.

Anm.: Das Nebeneinander dieser drei Formen ist fast allen Gedichten der Heldensage eigentümlich (vgl. Zwierzina, ZfdA. 45 S. 96). Nach der ansprechenden Vermutung von J. Franck (ZfdA. 46, S. 168) ist *sint* offenbar aus **sident* synkopiert (vgl. auch *sidunt* bei Benecke-Müller-Zarncke). Vielleicht ist *sit* die Vollstufe zu einem verlorengegangenen **sit*, das (durch Volksdeutung?) komparativisch noch in *sider* erhalten ist, wenn letzteres nicht einer mitteldeutschen Vokalkürzung vor Dental + Liquida (vgl. md. *ledder* „Leiter" u. ä.) sein Leben verdankt und aus *sîder* entstanden ist. Vgl. auch mhd. *ritter* gegenüber mhd. *rîter*. *sint* fehlt bei Wolfram, Hartmann und Konrad von Würzburg. Vgl. auch Michels § 187, Anm. 3.

**vart* dat.	*verte* dat.
in *her(e)vart, widervart* (1082 b).	
428. 541. 1092.	

Digitized by Google

vunde(n) conj. prät. *vünde(n)* conj. prät.
einschließlich *ervunde(n)*, *ervünde(n)*
218. 515. 585. 751. 329. (749b). 1272.
1153.

Anm.: Wolfram und Gottfried haben Umlaut, Hartmann nicht. Vgl. auch Michels §§ 65 und 271, Anm. 2, sowie Str. 842 *widerwünden*.

wât dat. sg. *wœte* dat. sg.
829. 1301.

wësse *wëste(n)* *wisten*
(441a). (183b). (757b). 1150. (692a). (972a).
1497.

Anm.: Die Analogieform *wiste* ist im wesentlichen mitteldeutsch. Vgl. auch Zwierzina ZfdA. 45, S. 95.

übermüete *übermüetic**
(524a). (238b).

* Vgl. das Wörterverzeichnis von Schröder im Anhang der Martin-Schröderschen Kudrunausgabe.

vruomessezît dat. *(vruomesse)zîte* dat.
440. 718. 359. (1425a). 1671.

Nicht durch den Reim selbst bestimmt sind folgende in der Zäsur oder am Versende stehende tlw. nur aus dem Rhythmus heraus konjizierte Doppelformen:

darinne (*dar inne*) *drinne*
760. 1020. 1321. 1542. 488. 1400. 1641.
1617.

(zeitl.)

Anm.: Hartmann und Wolfram kennen beides.

**galîde* **galêe* *galeide*
(1073a). (1657a). (276,1). (450a). (261b). 490.
Hs. *galide(n)*. Hs. *galee*, *Galea*.

Anm.: Für *galide*, das wohl volksetymologisch an mhd. *liden* „gehn" angelehnt worden ist, vgl. afrz. *galie;* für *galée* nl. *galei* „Galeere" — in der Mundart von Millam sw. Dünkirchen *galeye* (Firmenich III, 694) — frz. *galée* „Schiff" (T. d'imp.) sowie in der Mundart von Diefflen *of dəm gale: zeən* „wie gejagt sein vor lauter Arbeit" (A. Lehnert, Studien zur Dialektgeographie des Kreises Saarlouis. Bonn 1926, S. 72). *galeide* schließlich dürfte eine Mischbildung aus *galîde* und *galée* sein.

gämenlîchen *gämelîchen*
466. 354.

ge- beim Infinitiv *ge-* Fortfall
nach den Verben *mugen, kunnen, turren.*
33. 73. 94. 227. 249. 55. 57. 77. 125. 128.
261. 336. 361. 436. 181. 210. 242. 253.
536. 541. 615. 649. 260. 287. 312. 331.
686. 688. 688. 753. 363. 382. 382. 413.

Digitized by Google

809. 904. 941. 942. 429. 441. 442. 464.
958. 991. 1001. 1016. 482. 520. 534. 590.
1111. 1115. 1117. 1167. 652. 671. 689. 733.
1182. 1230. 1232. 1337. 736. 754. 802. 852.
1402. 1428. 1445. 1459. 808. 875. 888. 906.
1500. 1524. 1566. 1613. 914. 930. 925. 941.
948. 948. 956. 962.
mit *ge-* = 41 mal. 963. 1001. 1017. 1018.
ohne *ge-* = 84 mal. 1045. 1069. 1088. 1091.
1104. 1153. 1163. 1199.
1212. 1223. 1222. 1260.
1305. 1309. 1327. 1331.
1340. 1367. 1374. 1379.
1394. 1439. 1473. 1492.
1528. 1528. 1535. 1546.
1553. 1585. 1646. 1650.
1651. 1659. 1681.

hervart	*herevart*
1002.	541.
	(zeitl.)
jœmerliche	*jâmerliche*
807.	1236.

Anm.: Hartmann bevorzugt die umgelautete Form, obwohl auch *jâmerliche* gutmittelhochdeutsch ist.

volbringen	*vollebringen*
1062.	599.

Anm.: *vollebringen* scheint hauptsächlich rheinfränkisch-alemannisch zu sein. Diese Form zeigen Hartmann, Gottfried, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg ('Trojanerkrieg'), die Dichter von 'Elisabeth' und 'Daniel'.

HANNOVER WOLFGANG JUNGANDREAS

DIE ZWEITE WEIBLICHE ROLLE IM REDENTINER OSTERSPIEL

Daß wir in der einzig überlieferten Hs. des Redentiner Osterspiels[1] eine Abschrift, keine Urschrift vor uns haben, ist längst erkannt worden. Es erübrigt sich sogar, hierfür den Beweis im Einzelnen anzutreten. Es genügt, um dies darzutun, auf einige Argumente hinzuweisen.

1) A. Freybe. Die Handschrift des Redentiner Osterspiels im Lichtdruck mit einigen Beiträgen zu seiner Geschichte und Literatur. Schwerin 1892. C. Schröder, Das Redentiner Osterspiel nebst Einleitung und Anmerkungen (Denkmäler V, hrsg. vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung). Norden 1893.

Digitized by Google

Schon aus der Hs. als solcher geht ihr Charakter als Abschrift hervor. Der Schreiber unterschätzte zunächst die Länge des Spieles und glaubte, mit den ihm zur Verfügung stehenden zwölf Blättern Papier auszukommen. Es schrieb daher auf die ersten Seiten nur 33 bis 42 Zeilen. Als er dann aber befürchtete, daß das vorhandene Papier bei dieser Schreibweise nicht ausreichen würde, brachte er in viel kleinerer Schrift bis 60 Zeilen auf eine Seite. Dann sprechen aber auch noch offenbare Störungen für eine Abschrift. Am wenigsten besagt in dieser Hinsicht das Auftreten von drei Versen in einer Zeile, wie z. B. in Vers 612 ff.:

(Êva): Des hebbe ik ghebûwet der helle vak,
Wol vîf dûsent jâr! Nu bun ik ghelôset âpenbâr.
Jhesus:
Volget mŷ myt der gantzen schâr. De mŷnen willen hebben ghedân, de scholen alle mede gân.

oder in Vers 620 ff.:

Dese olvendes hût, De is uns gût,
Oft dat regenen wille! wêstu nicht, ik hête Tuteville! du scholt dôn wat ik wylle, da sie nicht ohne weiteres auf den Ausfall eines Verses zu deuten brauchen. Entscheidend sind aber Verbesserungen, Streichungen und dergl., die sich mehrfach in der Hs. finden.

So sind z. B. V. 490 *loser* aus *loger*, V. 1522 *myt* aus *myn* verbessert. In V. 668 aber war statt *runnen* zunächst das jetzt gestrichene *runghen* geschrieben.

Schließlich möchte ich auch noch auf Stellen verweisen, die durch Zusätze und Verschreibungen offenbar einen falschen Sinn erhalten haben und den umgebenden Versen widersprechen. Man vergleiche hierfür:
Vers 1476 ff.:

Vele bêrs konde ik maken
Dat quam tô van dessen saken
Waters nam ik gar ghenůch
Des w a t e r s cleyne was myn ghe vôch.

Der letzte Vers ist im Bezug auf den vorhergehenden unsinnig; denn er bedeutet:

an Wasser hatte ich nur geringen Bedarf.

Demgegenüber erfordert der Vers:

ich nahm reichlich Wasser

unbedingt:

an Bier hatte ich nur geringen Bedarf.

In demselben Sinne spricht Vers 1459 ff.:

Ik pleghe my an den kelre legghen.
Wen de krôghersche sik vor ghet
Unde den beker n i c h t v u l e n met
Sô pleghe ik er de hant to rôren

Digitized by Google

Unde de mâte bî siden stûren
Wente wolde se vulle mâte vor kôpen
Sô mochte uns ere sêle unt lôpen.

Der negierte Vers 1461 steht zu den folgenden in Widerspruch. Die Wirtin vergißt sich vom Standpunkt des Teufels aus nicht, wenn sie den Becher nicht vollschenkt, sondern nur dann, wenn sie ihn bis an den Rand füllt. Er selbst sagt ja, daß, wenn sie dies täte, ihre Seele der Hölle verloren gehen könnte. Aus diesem Grunde stieß er sie ja auch an, wenn sie doch ehrlich gewesen war. Ich lese daher:

Unde den beker vullen met[2].

Wenn die Abschrift hierdurch auch erwiesen ist[3], so scheint sie sich nach den eben angeführten Verderbnissen doch nur wenig von

2) Der Vers selbst läßt ohne Schwierigkeit erkennen, wie es zu dieser Änderung kam. Der Abschreiber las statt *vullen vull en* und ergänzte zu *en* dann *nicht*.

3) Diese Tatsache entzieht der allgemein angenommenen Ansicht Schröders, daß das Redentiner Osterspiel 1464 von Peter Kalff verfaßt sei, den Boden um so mehr, als auch diese selbst in sich keineswegs schlüssig sei. Die Bemerkung: „Finitus est iste rycmus anno domini M°CCCC°LXIIII sequenti die Elizabethe in Redentyn" bezieht sich zweifellos auf die Vollendung der Abschrift, wie es allgemein üblich war. Man vergleiche die Angabe in der Innsbrucker Auferstehung, die um 1330 verfaßt ist: „Explicit ludus de resurrectione domini anno domini M°CCC° nonagesimo primo. completus est liber iste sexta feria in die Aegidii". Überhaupt ist zu bedenken, daß wir über die vor der Abschrift liegende Urschrift nichts Bestimmtes aussagen können. Sowohl die Zeit als auch der Ort ihrer Entstehung ist unsicher. Auch wenn der Vers 1298 *Dar wilt de lude sere sterven* wirklich auf eine Pest Bezug nimmt und nicht nur allgemein darauf hinweist, daß in einer großen Stadt auch eine große Anzahl von Bürgern stirbt, ist immer noch nicht ersichtlich, welche Pest die Grundlage des Verses bildet. Was aber die Heimat des Spiels anbelangt, so weist möglicherweise die Erwähnung der Stadt Lübeck in Vers 1297 auch auf eine Lübecker Entstehung. Lübecker Bürger stellt der Dichter im Teufelsspiel auf die Bühne. Diese Tatsache würde kaum begreiflich sein, wenn er an eine Aufführung in Wismar gedacht hätte. Wismar aber kommt neben Lübeck eigentlich nur noch als Heimatsort in Betracht. Redentin wenigstens wird durch den Vers 769 *Unser borger meghede hebbet alrede papent ere swynen*, ausgeschlossen. Die Beziehungen auf Lübeck sind ohne Schwierigkeiten nur dann verständlich, wenn wir annehmen, daß das Teufelsspiel für die Lübecker Bürger eine Mahnung zu gerechtem Leben sein sollte. Auch der mögliche Hinweis auf eine Pest spricht für Lübeck. Da nämlich, wie die Chroniken erweisen, Seuchen in Lübeck und Wismar gleichzeitig herschten, so würden, wenn das Osterspiel wirklich für die letztere Stadt geschrieben wäre, mit großer Wahrscheinlichkeit auch Wismarer Bürger auf die Bühne gebracht worden sein. Dieser Schluß ist um so berechtigter, als die Verlegung einer Handlung in die Heimat des Dichters durchaus zu den Gewohnheiten der damaligen Zeit gehört. Ich weise nur darauf hin, daß auch die Glosse des 1498 in Lübeck gedruckten *Reinke de Vos* Lübecker Verhältnissen angepaßt ist und auch der Text selbst Anspielungen auf Lübeck und das angrenzende Gebiet hat aufnehmen müssen. Ebenso tragen in einem Frankfurter Spiel die Juden Namen, die aus derselben Zeit aus Frankfurt überliefert sind. Nichts ergibt für die Heimatfrage der Höker, der mit Heringen, Bücklingen und Aalen handelt, da, er sowohl für Lübeck als auch für Wismar möglich ist. Daß aber der Hinweis auf die Insel Pöl nichts für Wismar besagt, geht daraus hervor, daß Pöl zum Bistum Lübeck gehörte und wahrscheinlich schon um die damalige Zeit, sicher aber seit dem Anfang des 16. Jhdts. von einem *advocatus* des Lübecker

Digitized by Google

der Urschrift zu entfernen und diese kaum zu verändern. Demgegenüber möchte ich im folgenden auf eine als solche bisher nicht beachtete Änderung des Abschreibers hinweisen, die einen tieferen Eingriff in die Vorlage darstellt und sie sowohl ihrem Inhalt als auch ihrem formalen Aufbau nach umgestaltet. Der Schreiber hat die in der Urschrift vorhandene zweite weibliche Rolle durch eine männliche ersetzt, ohne indessen dabei entstehende Widersprüche zu tilgen.

Luzifer hat den Teufel ausgeschickt, damit sie in Lübeck, wo gerade eine Epidemie herrscht, Seelen fingen und sie in die leergewordene Hölle brächten. Abgesehen von Funkeldune haben alle Erfolg und führen ihre Beute vor ihren Herrn. Auch Puk hat einen guten Griff getan (Vers 1456 ff.):

Ik bun de vêrde unde hête Pûk!
Sû hêre ik hebbe ênen grôten bûk!
Myn ammet dor ik dî wol segghen,
Ik pleghe my an den kelre legghen.
Wen de krôghersche sik vor ghet
Unde den beker nicht vul en met,
Sô pleghe ik er de hant tô rôren
Unde de mâte bî sîden stûren
Wente wolde se vulle mâte vor kôpen,
Sô mochte uns ere sêle unt lôpen.
Doch dunket my, dat id beter sy,
Hêre, dat ik se bringhe dy
Unde bevele ze an dyne wolt.

Luzifer ist erfreut und dankt Puk:

Sô hebbe, dat der sû entvolt.

Dann wendet er sich an den Wirt:

Ik segghe dat by myner list,
Ik lôve, dat du ên krôgher bist.
My dunkt an dyneme antlâte,
Du ghêvest des bêrs quâde mâte.

Dieser gibt seine Schuld zu:

Wôre ume wolde iket bedecken?
My dunkt, ik kan dy doch nicht ghecken.
Vele bêrs konde ik maken,
Dat quam tô van dessen saken.
Waters nam ik gar ghenuch,
Des waters cleyne was myn ghe vôch.
Ok wen ik vor kôlte bêr edder wyn,
Sô was dat jô de sede myn.
An de mâte slach ik den dûmen

Domkapitals verwaltet wurde. Zudem ist Pöl die letzte Insel vor Lübeck. Für dieses spricht dann auch noch der Vers 1121 *Lovestu, wer ik wendesch si*, da es zu den deutschen, Wismar aber zu den wendischen Hansastädten gehörte.

Digitized by Google

Unde brachte dat bêr my velen schûmen.
Wen ik wene bêr mat,
Ik wêne, dat ik des nê vor gat;
De kavent môste mede an stîghen.
Sô mochte ik vele pennynghe krîghen.

Als Luzifer dieses Geständnis hört, ruft er zornig aus:

Wane, wane du rechte dwâs,
Du stinkst noch vûler wen ên âs!
Wane, sô môtestu werden schant!
Du en hest dyner sunde nicht halt bekant,
Du sechest allênen van deme schûmen,
Du haddest ôk ens dêves dûmen
Bavene henget an de tunne,
Dâr mede hestu de helle wunnen.

Darauf fordert er die Teufel auf, den Wirt in die Hölle zu werfen:

Mynen lêven knechte, weset rêde
Unde ghevet deme krôger has mêde.
Settet ene bî de hêten kûpen
Unde ghevet em drynken myt der schûpen,
Henghet ene up bî beyden dûmen,
De he jô slûch an den schûmen.
Dat he des bêrs sô luttik gat,
Mynen lêven knechte, dat nemet em at.

Diese Versgruppen sind nun ihrer Voraussetzung nach keineswegs einheitlich, sondern zerfallen in zwei Teile. Den Worten Puks stehen die Satans gegenüber, während sich die Worte des Wirtes neutral verhalten. Puk redet von *der krôghersche*[4]. Er hat schon lange auf ihr Tun geachtet und unter Umständen auch selbst dafür gesorgt, daß sie den Becher nicht vollschenkte. Jetzt aber hat er sich ihrer bemächtigt. Es dünkt ihm besser, nicht noch immer auf sie aufpassen zu müssen, damit sie sich nicht doch noch bekehre, sondern sie in Luzifers Gewalt zu bringen. Kaum aber wendet sich dieser an die gefangene Seele, da tritt ein Umschwung in der Auffassung ein. Luzifer spricht nicht mehr von einer *krôghersche,* sondern von einem *krôghere.* Dieser Sachverhalt ist dann auch in den folgenden Versen zugrunde gelegt. Er kann aber keineswegs ursprünglich sein. Die Möglichkeit, daß diese dualistische Fassung auf den Dichter selbst zurückginge, besteht nicht[5], auch die, daß die Rede Puks vom Ab-

4) Dies bemerkt auch der erste Herausgeber F. J. Mone, Schauspiele des Mittelalters II, Karlsruhe 1846. Er weist auf den Zwiespalt in einer Anmerkung zu Vers 1460 hin: „hier steht das Feminin, aber 1469 (1471) das Masculin", gibt sich jedoch weiter keine Rechenschaft darüber. Aus dem Wortlaut der Anmerkung geht aber hervor, daß er das Auftreten des Femininums für unwichtig und das Maskulinum für das Richtige hält. Diese Ansicht hat Max Gümbel-Seiling in seiner Übertragung: Das Niederdeutsche Osterspiel aus Redentin vom Jahre 1464, Leipzig 1918, in die Praxis umgesetzt.

5) Es ist nicht angängig, den Sachverhalt so aufzufassen, als wenn der Dichter mit seiner Quelle nicht fertig geworden wäre. Wie auch im Einzelnen das Verhältnis des Redentiner Osterspiels zu seinen Vorlagen sein mag,

Digitized by Google

schreiber geändert sei, scheidet ohne weiteres aus. Es bleibt nur übrig, daß er sich in den folgenden Versen von seiner Vorlage entfernte. Dies geht zudem auch aus den Versen 1296 ff. hervor, in denen Luzifer den Teufeln den Rat erteilt, sich nach Lübeck zu begeben und dort Seelen zu fangen. Auch in ihnen wird auf die *krûgerschen*[6] und zwar wieder als der einzigen Frau hingewiesen:

Gî scholen alle nâ myneme râde
Jû tô Lubeke maken drâde.
Dâr wilt de lûde sêre sterven,
So moghe gy vele zêlen vor werven,
Beyde hôker unde weger
Knakenhôwer unde dreger
De krûgerschen myt ereme tappen
Unde ôk den monnik mit syner cappen.

Hierdurch ist festgestellt, daß der Dichter im Teufelspiel eine weibliche Rolle einführte, die der Abschreiber beseitigte und durch eine männliche ersetzte. Da weibliche Rollen in dem damaligen Schauspiel überhaupt selten sind, ist der Grund hierfür, falls er die Änderung überhaupt bewußt vornahm, leicht einzusehen. Denn auch die weiblichen Rollen mußten durch männliche Schauspieler dargestellt werden, und so war es viel einfacher, wenn möglichst überhaupt nur männliche Rollen vorhanden waren. Dieser Eigenart des mittelalterlichen Schauspielerwesens trug der Abschreiber Rechnung. Er übersah aber, auch die Worte Puks in diesem Sinne umzuändern; da er sie wohl mehr als eine allgemeine Äußerung faßte und sie nicht auf die erbeutete Seele bezog. Im folgenden führt er dann die Umgestaltung durch, allerdings auch nur rein äußerlich; denn auch durch die jetzige Fassung hindurch ist die ursprüngliche Gestalt noch deutlich zu erkennen. Die innere Struktur blieb unangetastet. Besonders klar tritt dies darin hervor, daß sich auch jetzt noch diese Rolle von den parallelen unterscheidet. Während der Bäcker, der Flickschuster, der Schneider, der Weber, der Schlächter, der Kaufmann und der Räuber — der Priester nimmt der ganzen Anlage nach eine

so steht doch soviel fest, daß der Verfasser gerade im Teufelsspiel vor allem aus sich selbst schöpft. Sollte ihm für diese wirklich eine ältere Hs. als Grundlage gedient haben, so würde er sie doch völlig frei bearbeitet, also keinesfalls die betreffenden Verse Puks mechanisch übernommen haben.

6) Daß die „krugersche" auch sonst in der Dichtung der damaligen Zeit vorkommt zeigt z. B. der Berliner Totentanz (hrsg. W. Seelmann. Jb. f. nd. Sprachf. 21. S. 81 ff.). In ihm tritt sie in der Gruppe der niederen Stände neben dem Kaufmann, dem Handwerker und dem Bauern auf. Die Worte des Todes

Krugersche, gÿ muthen [ok al mede]!
Valsch tap[p]en, affreken is ÿo juwe se[dc]
Legghet cÿ valsche math ut iuwer hant
Juwe viene vhalscheyt ys yo bekant.
Iw leyt, [is aftuleggen] wol dat blawe bereyt
Volghet na dy sÿnt wol thu dantze ber[e]ÿt.

erinnern an die entsprechenden Äußerungen Luzifers und lassen deutlich Beziehungen zwischen den Totentänzen und den Teufelsspielen erkennen.

Digitized by Google

Sonderstellung ein — ohne weiteres ihre Schuld zugeben, verschweigt der Wirt einen Teil seiner Sünden. Dies wird besonders unterstrichen und ist zweifellos als weiblicher Zug vom Dichter gedacht. Ihn hat der Bearbeiter nicht getilgt, wie es seine Pflicht gewesen wäre, ja, sicherlich hat er ihn garnicht als etwas besonderes empfunden. Ebenso wie ihn hat er auch die inhaltliche Bedeutung dieser Rolle überhaupt verkannt. Er übersah, daß sie als besonderes Mittel der Komik im Teufelsspiel gedacht war.

Setzen wir nun aber das Ursprüngliche wieder in das Osterspiel ein, so ergibt sich nicht nur dies, sondern auch der formale Aufbau erscheint in einer Perspektive, die die sicher nicht geringe dramatische Begabung des Verfassers besonders beleuchtet. Das Redentiner Osterspiel ist oft mit anderen verglichen und zu ihnen in Beziehung gestellt worden. Besonders hat man hierbei auch auf die Innsbrucker Auferstehung[7] verwiesen. Vergleichen wir aber die entsprechende Stelle dort mit unserer, so ergibt sich ein großer Unterschied. Während das Innsbrucker Osterspiel nur männliche Seelen, unter ihnen auch den Gastwirt, im Teufelsspiel vorführt, unterbricht der Redentiner Dichter diese Gleichförmigkeit durch Einführung einer weiblichen Rolle. Diese rückt er soweit er kann in die Mitte und erhält so, rein formal gesehen, eine symmetrische Gliederung (3 : 1 : 4). Aber nicht nur für das Teufelsspiel selbst, sondern auch als Gegenspielerin Evas hat die Wirtin formale Bedeutung. Die Befreiung aus der Vorhölle und die Wiedergewinnung von Seelen durch die Teufel sind die beiden Haupthandlungen des Redentiner Osterspiels. Auf sie hat der Dichter das größte Gewicht gelegt, ihnen gegenüber tritt alles andere zurück. In beiden Szenengruppen ist nun eine Frauengestalt vorhanden, die, wenn sie auch nicht beherrschend in der Mitte steht, doch deutlich hervortritt. Auch hier zeigt der Dichter so das Bestreben nach einem parallelen Aufbau.

Die Bedeutung der Änderung des Abschreibers ist demnach nicht gering einzuschätzen; aber völlig negativ zu bewerten. Sie stellt keineswegs eine Verbesserung, sondern vielmehr, sowohl inhaltlich als auch formal, einen schädlichen Eingriff dar. Eine kritische Ausgabe des Redentiner Osterspiels hat sie daher zu beseitigen und die ursprüngliche Fassung wiederherzustellen. Große Schwierigkeiten bestehen dafür nicht. Im folgenden wird daher der Versuch gemacht, den Anteil des Schreibers auszumerzen und aus dem Überlieferten die ursprüngliche Textgestaltung wiederzuerhalten. Die so gewonnene weibliche Rolle im Teufelsspiel wird dann ein Argument darstellen, das uns mit andern zusammen berechtigt, zwar nicht das Redentiner Osterspiel als etwas ganz besonderes zu betrachten und von dem gleichzeitigen Schauspiel völlig zu lösen, wohl aber zu behaupten, daß sich sein Dichter in mancher Beziehung weit über die Zeitgenossen erhoben hat.

7) F. J. Mone, Altdeutsche Schauspiele (-Bibliothek der gesamten deutschen National-Literatur 21). Quedlinburg und Leipzig 1841.

Digitized by Google

Puk: *Ik bun de vêrde unde hête Pûk!*
Sû, hêre; ik hebbe ênen grôten bûk!
Myn ammet dor ik di wol segghen,
Ik pleghe my an den kelre legghen.
Wen de kroghersche sik vor ghet
Unde den beker vullen met,
Sô pleghe ik er de hant tô rôren
Unde de mâte bî sîden stûren.
Wente wolde se vulle mâte vor kôpen,
So mochte uns ere sêle unt lôpen.
Doch dunket my, dat id beter sy,
Here, dat ik se bringhe dy,
Unde bevele ze an dyne wolt.

Lucifer: *Sô hebbe, dat der sû entvolt!* Ad Tabernatricem:
Ik segghe dat by myner list,
Ik lôve, dat du ên krôghersche bist.
My dunkt an dyneme antlâte,
Du ghêvest des bêrs quâde mâte.

Tabernatrix: *Wôr umme wolde iket bedecken?*
My dunkt, ik kan dy doch nicht ghecken.
Vele bêrs konde ik maken,
Dat quam tô van dessen saken.
Waters nam ik gar ghenuch,
Des bêrs cleyne was myn ghe vôch,
Ok wen ik vor kôlte bêr edder wyn,
Sô was dat jô de sede myn,
An de mâte slach ik den dûmen
Unde brachte dat bêr myt velen schûmen.
Wen ik wene bêr mat,
Ik wêne, dat ik des nê vor gat;
De kavent môste mede an stîghen,
Sô mochte ik vele pennynghe krîghen.

Lucifer clamat: *Wane, wane du rechte dwâs,*
Du stinkst noch vûler wen ên âs!
Wane, sô môtestu werden schant!
Du en hest dyner sunde nicht half bekant.
Du sechest allênen van deme schûmen,
Du haddest ôk ens dêves dûmen
Bavene henget an de tunne.
Dâr mede hestu de helle wunnen.

Item Lucifer: *Mynen lêven knechte, weset rêde*
Unde ghevet dere krôgerschen mêde.
Settet se bî de hêten kûpen
Unde ghevet er drynken myt der schûpen,
Henghet se up bî beyden dûmen,
De se jô slûch an den schûmen.

Digitized by Google

Dat se des bêrs sô luttik gat,
Mynen lêven knechte, dat nemet er af.

WISMAR WILLY KROGMANN

DIETRICH VON WATZUM UND DIE VON IHM GESCHRIEBENEN NIEDERDEUTSCHEN REIMSPRÜCHE

Auf zwei Blättern der Braunschweiger Stadtbibliothek hat Henrici im Jahre 1908 eine lateinisch-niederdeutsche Spruchsammlung, die nahezu rein geistlichen Inhalts ist, aufgefunden und veröffentlicht[1]. Weit verbreitete lateinische Vorbilder von verschiedener Herkunft, Hexameterpaare oder Distichen, die fast ausnahmslos mit End- oder Mittelreim geschmückt sind, hat der deutsche Dichter in ziemlich freier Übertragung und wechselnder Form in niederdeutsche Reimsprüche umgegossen. Durch treffende Knappheit im Ausdruck des Gedankens und sinnfällige Abrundung und Handlichkeit im Klanglichen ist die Aufgabe, christliche Lebenslehre und Lebensweisheit in volkläufige Münze umzuprägen, z. T. (nicht immer) recht hübsch gelöst. Als Schreiber dieser Blätter konnte ihr Entdecker bei Fortsetzung seiner Nachforschungen der Braunschweiger Minoriten Dietrich von Watzum nachweisen, von dessen Hand uns außer einer weiteren Handschrift noch ein Studienheft erhalten ist, das er im Jahre 1378 in Leipzig geschrieben hat[2]. Da Henrici glaubte, nach der Art der Aufzeichnung müßten die Blätter als die erste Niederschrift des Bearbeiters angesehen werden, kam er notwendig zu dem Schluß, daß Dietrich von Watzum auch der Dichter wäre und man die mnd. Literaturgeschichte hiermit um einen neuen Namen und eine bestimmte Persönlichkeit bereichern könnte.

Einer genaueren Nachprüfung kann dies schöne Ergebnis jedoch nicht standhalten. Sinn- und formentstellende Fehler weisen vielmehr deutlich darauf hin, daß wir keineswegs die Urfassung des deutschen Dichters vor uns haben können, sondern nur eine abgeleitete Überlieferung, die nicht gerade gut zu nennen ist. Schon der lateinische Text zeigt mancherlei Verderbnisse. So weit nur die Versform dadurch zerrüttet ist, können sie natürlich nichts beweisen, denn es ist ja denkbar, daß die Sprüche schon dem, der sie übertragen hat, nicht mehr in einwandfreier Fassung bekannt geworden wären. Indessen wird auch der Sinn verschiedentlich betroffen. Insbesondere heißt es Spruch 25,1 ganz sinnlos und unmöglich:

Cor mundum vitiis simul et maculata.

1) Niederdeutsche Spruchweisheit, ZfdA. 50 (1908) 334 ff.
2) Braunschweigisches Magazin 15 (1909) 81 ff.; 18 (1912) 56 f.

Digitized by Google

Der deutsche Vers dagegen ist die Übertragung des von Henrici erschlossenen richtigen Wortlauts:

Cor mundum vitiis simul et mens immaculata
Eyn herte rene unde ene rene mot.

Von andern Fehlern hebe ich nur hervor: *teste* statt *veste* im gleichen Spruch (Henrici); *contra morum* statt *contra morem* 4,2 (glossiert *wedder de sede); quotatur* 7,2; *quis* statt *quisque* 11,2 (anderwärts noch öfter überliefert).

Beim deutschen Text zeigt gleich der 3. Spruch, den Henrici in einer andern Handschrift in deutsch-lateinischer Mischsprache aufgefunden hat, eine ganze Gruppe von Verderbnissen, und es ist klar, daß sich der Schreiber überhaupt nichts mehr dabei gedacht hat. Er lautet richtig wiederhergestellt:

We kan heren troysten unde schodoyke rosten
unde veddere lesen, de mach langge bi hove wesen.

Als *stroy an* war das erste Reimwort hoffnungslos entstellt, und der Schreiber erkannte daher die Reimstellung überhaupt nicht mehr: für den nun verwaisten Zeilenschluß *(rostent,* mit angehängtem *t)* schuf er nach bekannter Weise ohne Rücksicht auf einen denkbaren Sinn aus dem Schluß der zweiten Zeile einen kümmerlichen Augenreim: *westen.* Dazu kam endlich (nach Ausweis der zweiten Fassung) noch *chodoyke* als eine weitere Entstellung, von der die einzigartige und nicht erklärte Wendung in der zweiten Halbzeile betroffen wurde.

Dies ist der einzige Spruch, bei dem eine lateinische Vorlage nicht vorhanden und jedenfalls auch nicht vorauszusetzen ist; auf der deutschen Fassung beruht offenbar die mischsprachliche. Wie durch die volkstümlich-bildlichen Ausdrücke hebt er sich auch als rein weltlicher Erfahrungssatz ohne sittliche Belehrung aus der Sammlung merklich heraus. Mit Rücksicht auf sein Auftreten in einer zweiten Handschrift nahm Henrici an, daß er nicht vom Verfasser der andern, von Dietrich von Watzum, stammte, sondern nur aus der Überlieferung aufgenommen wäre. Aber auch bei den andern zeigen sich ähnliche Fehler. In Spruch 4

Ne mo(e)t doy wat hemelek edder stille,
des he syk na schemen wille

ist *nemant* für *ne mo(e)t* einzusetzen; aus einem *nemãt* der Vorlage mit schwachem Nasalstrich kann dies verlesen sein (das *n* ist hier ja vielfach zu vermissen). Übrigens wäre „öffentlich" statt „heimlich" zu erwarten. Spruch 6 verstehe ich nicht. In Spruch 13:

Wl tu van dere sunde werden quit,
so do du dat wol unde tle den hat

ist das Reimwort *nît* (Henrici) durch das allmählich zum alleinigen Vertreter dieser Bedeutung werdende *hat* ersetzt; man vergleiche etwa, wie auch bei Eberhard v. Gandersheim V. 196 das Zeitwort *nîden* in der jungen Handschrift durch *haten* erklärt wird. Da Anfangs *han* geschrieben war, dies dann durchgestrichen und durch

Digitized by Google

hat ersetzt ist, ist die Beseitigung des Reims vermutlich schon der Vorlage zur Last zu legen. In Spruch 14 ist *worfrenet* jedenfalls verderbt und wohl nur nach der Vermutung von Henrici in *vorlênet* zu bessern. Ist weiter in Spruch 15:

We nich umme sine sunde to ruywe gheyt,
de wer van godde seyt in de droyuigheyt

vielleicht *set* (gesetzt) für *seyt* einzusetzen? Für *e* wäre fälschlich das in so vielen Fällen ohne feste Regel damit wechselnden *ei (ey)* eingeführt (vgl. *eyn* für die Negation 1, 4 und 30, 3, *scheymen* für *schemen* „schämen" bei der Wiederholung 4). An die gleiche Erklärung denke ich beim nächsten Spruch:

Dem guden wer froyde gheuen na duysser tid,
wen de buyse an steydenne armoyde lid[3].

Das Lateinische *(fit sine fine miser)* legt die Besserung *stedeme* nahe. Bei Spruch 21 hat schon Henrici das handschriftliche *ireppe* in *hir oppe* oder *hir uppe* gebessert. Mehrfache Bedenken gibt Spruch 22:

De dusse werliken vorsmant,
de scul sich ewigh frawen:
one wer ghegheuen sunder wan,
se godde ane ende schauwen.

Zwar kann man allenfalls auch ohne die zuerst von Henrici vorgeschlagenen, graphisch leichte Besserung *werliken* in *werliket* aus kommen und bei starker Betonung der gegensätzlichen Begriffe nach seiner späteren Erklärung aus dem *frawen* im folgenden Vers das fehlende Substantiv *froyden* entnehmen *(gaudia mundi)*. Jedoch drängt sich diese Änderung deshalb auf, weil der Schreiber *n* und *t*, *c* auch sonst am Wortschluß verschiedentlich nicht hat auseinanderhalten können: in Spruch 13 war *hat* als *han* verlesen (s. oben), dazu kommt umgekehrt 31 *mit* für *min* und 30 *minc* (mit ungenügender Besserung) für *min*. Weiter ist wohl *vorsmant* zur Angleichung an die heimische Formbildung mit seinem *t* versehen (vgl. aber 3 *rostent*, 32 *vant* st. *van)*. Dazu ist bei *scul(e)n* die Endung fortgeblieben; im letzten Vers fehlt *dat*.

Eine schon von Henrici erkannte reimzerstörende Verderbnis zeigt Spruch 28:

Kunne twe vrunde alle tid nicht to samede syn,
so scal doc ur fruntscop stede wesen ane nid:

Der Schreiber, der in die prosaische Wortfolge verfallen ist, hat *alle tid* vorweggenommen. Die Negation vermißt man endlich in dem letzten Spruch:

De det gude vorsumet unde steyt na dem bosen,
ghelt edder sterke kan ene uter helle losen
(nulla pecunia, nulla potentia).

3) *steydenne* lese ich mit deutlichem *st*.

Digitized by Google

In der ganzen Reihe dieser Entstellungen erkennt man Fehler, wie sie für Abschriften bezeichnend sind und nur aus der unrichtigen Wiedergabe einer Vorlage zu verstehen sind; undenkbar ist ein solcher Text als erste Niederschrift von der Hand des Dichters. Es läßt sich sogar weiter sagen, daß auch die Vorlage Dietrichs von Watzum schon eine Abschrift war: das zeigt die Verlesung des für *nit* eingesetzten Wortes *hat* Spruch 13. Auch bei Spruch 3 war derjenige, der für das Auge den neuen Reim *rosten* zu *westen* hergestellt hat, schwerlich der, der ihn durch das angehängte *t* in dem einen Wort wieder entstellt hat. Vielmehr darf man die Schicht der Änderungen wohl der Vorstufe zuschieben, die Dietrich von Watzum mit mancherlei Versehen und Lesefehlern ziemlich mechanisch abgeschrieben hat.

Auch die merkwürdige Mischung verschiedener Sprachformen (nicht bloß verschiedener Schreibungen) läßt erkennen, daß man eine Abschrift hat. Es ist namentlich hervorzuheben, wie Anfangs die Wörter „böse, Bosheit" immer, sechsmal im Ganzen, mit *uy* geschrieben werden (Spruch 5, Glossen und deutsche Verse, und Spruch 16), wie Dietrich dann aber diese auffällige Schreibung aufgibt und *bose, bosheyt* schreibt (21. 27. 33). Anfangs wird auch die Bildungssilbe *-hêt* mit *e* geschrieben *(buyschet* 5, *inneghet* 9; vgl. auch *arfet, arbet* 4, Glosse, und 9), später mit *ey (droynigheyt* 15, *barmheyt, bosheyt* 27), wie Dietrich sie regelmäßig in den deutschen Bestandteilen der Hs. 162 schreibt. So wechselt auch *det* „tut" (9. 29) mit *deit* (20); vgl. *gheyt* 15, *steyt* 33. Formen der Vorlage lösen sich offenbar mit eigenen Formen ab, und aus solcher Umsetzung erklärt sich die Neigung, *ey* auch einzusetzen, wo es nicht am Platze ist (s. oben). Insbesondere ist hier noch darauf hinzuweisen, daß die Sprachformen z. T. gar nicht zum Braunschweigschen stimmen. Mit gutem Grunde hat Henrici, ehe er den Satz von dem Braunschweigschen Verfasser aufstellte, die sprachliche Heimat nach dem Rheine zu verlegt. Auf den Westen deutet jenes *buyse,* über das Dietrich dann zum heimischen *bose* vordringt (vgl. Weinhold, Mhd. Grammatik § 114). Auf den Westen weist aber namentlich eine sehr beachtenswerte Eigentümlichkeit der Formenbildung, die 3. Sing. auf *-en*[4]*: sammen* 1, *steken* 2 (Reim), *spreken* 6, *keren* 18 (Reim), dazu auch *sin* 30 (Reim), bei welchem schon die Ausgangsform *ik sin* im Westen zuhause ist.

Die Meinung, daß man in den Blättern die erste Niederschrift des deutschen Dichters sehen müsse, wurde bei Henrici in erster Linie durch die Glossen (bei Spruch 4 und 5) hervorgerufen, die wie eine Vorarbeit zur dichterischen Übertragung schienen[5]. Aber die Glossen können ja ebenfalls von einer Vorlage mit abgeschrieben sein und sind es offenbar. An den fremden Sprachformen *(buyse)* haben

4) Vgl. J. Franck, Mndl. Grammatik[2] § 125,1 und 129,2; A. Lasch, Mnd. Grammatik § 418; Chr. Sarauw, Nd. Forschungen 2,143.

5) Uebrigens ist in Spr. 4 das unverständliche *mot ghon de* bei Henrici von ihm verlesen für *möghen dy.*

Digitized by Google

sie auch ihren Anteil, und sie zeigen ähnliche Fehler wie der übrige Text: *wllen yrgghen* für *vullen wirken* bei Spruch 4 und, wie es scheint, noch andere, nicht mehr recht durchschaubare Verderbnisse; *tho waren* für *tho voren (ante)* bei Spruch 5 und dazu *schoyde,* das doch wohl in *snoyde (pravus)* zu bessern ist (*sn* als *sh* verlesen?).

Aus allem, was besprochen ist, ergibt sich also, daß wir in den beiden Blättern nur eine Abschrift haben, anscheinend schon durch eine Zwischenstufe von dem sprachlich ziemlich fernstehenden Original getrennt. Dietrich von Watzum war nur der Schreiber, nicht der Dichter, und sein Name muß aus der mnd. Literaturgeschichte wieder schwinden. Die Reimsprüche aber, die er abgeschrieben hat, sind auch nicht im Braunschweigischen entstanden, sondern sind vom Westen hergekommen wie so viele mnd. Texte.

GÖTTINGEN LUDWIG WOLFF

UNVEROEFFENTLICHTE BRIEFE ZUM LEBEN EINES NIEDERDEUTSCHEN KUENSTLERS

(GUSTAV EGGERS)

Gustav Eggers war das jüngste Kind — der „Benjamin", wie ihn die Geschwister gern nannten — aus einem Rostocker Kaufmannshause, in dem Kunst und vor allem Musik allezeit eine eifrige Pflege fanden[1]. So war es kein Wunder, daß die musikalischen Abende im Elternhause die natürliche Neigung und Begabung des Jüngsten für die Musik mächtig anregten und förderten und in ihm den Entschluß reifen ließen, sich und sein Leben ganz der Musik zu widmen. Der Vierzehnjährige wagt sich bereits an eine Symphonie, er führt dies Werk nicht nur zu Ende, sondern hat auch die große Freude,

1) Von den Geschwistern sind vor allem die beiden Brüder Karl und Friedrich weiteren Kreisen bekannt geworden, Karl Eggers, der liebenswürdige plattdeutsche Dichter und späterer Rostocker Senator, und Friedrich Eggers, der unvergeßliche, feine und kunstsinnige Gelehrte, der am 11. August 1872 den Seinen und seinen vielen Freunden auf der Höhe des Lebens durch den Tod entrissen wurde, nach dem er kurz zuvor Kunstreferent im preußischen Kultusministerium geworden war. An Friedrich Eggers, zweifellos einen der bedeutesten Männer seiner Zeit, schreibt Scheffel am 17. Oktober 1847: „Ich habe Dir einen Satz schon oft wiederholt und du sollst ihn jetzt wieder zu hören bekommen, das ist der, daß ich ein gut Theil von dem, was ich bin, Dir zu verdanken habe", und Heinrich Seidel sagt in seinen Jugenderinnerungen 'Von Perlin nach Berlin': „Ich habe nie einen Mann gekannt, der in aller Welt so viele Freunde hätte wie Friedrich Eggers, Und darunter waren viele mit Namen von hohem Klange. Ich will nur von den Poeten einige herausgreifen, wie z. B. Storm, Wilbrandt, Geibel, Heyse, Roquette, Fontane und Scheffel."

Digitized by Google

daß sein Opus als Zwischenaktsmusik im Rostocker Theater aufgeführt wird. Nach dem Tode der Mutter besucht Gustav Eggers seinen Bruder Friedrich in Berlin, muß aber sehr bald längere Zeit zur Heilung einer Rückgratsverkrümmung in einer Berliner orthopädischen Anstalt zubringen, währenddessen er sich auf seinem Krankenbette eifrig und mit gutem Erfolge in der Kompositionslehre, Theorie und Geschichte der Musik fortbildet. Nachdem er dann für kurze Zeit — zur Absolvierung des Schulunterrichts und Fortsetzung seiner musikalischen Studien unter Zerk — noch einmal nach Rostock zurückgekehrt ist, kommt er im Jahre 1853 zum zweiten Male nach Berlin, um nun mit der höheren musikalischen Ausbildung zu beginnen. Vor allem üben Grell und Taubert starken Einfluß auf ihn aus. Taubert ist ihm Lehrer und Freund zugleich. Den ihm zusagenden geselligen und geistbelebenden Verkehr findet der junge Künstler in der musikliebenden Familie des Malers Eduard Meyerheim und besonders im Hause Franz Kuglers, der ihm außerordentlich zugetan ist. 1858 sehen wir ihn auf einer Reise an den Rhein, nach Tirol, der Schweiz und Oberitalien, 1858 nimmt er vorübergehend eine Stellung als Hausmusiklehrer in dem Hause des Herrn von Hagen auf Langen in Pommern an. „Ich singe — und die Welt ist mein", wird in dieser Zeit sein Wahlspruch, den er gern unter sein Bildnis schreibt. Am 28. Januar 1860 gibt er sein erstes und einziges Konzert (Instrumental- und Vokalkonzert) in seiner Vaterstadt Rostock, um Zeugnis von seinem bisherigen Schaffen und Streben abzulegen. Das Konzert, dessen vokalischen Teil seine Lieder bilden, findet beifällige Aufnahme. Angeregt durch die Hoffnung, sich bald ein eigenes Heim gründen zu können, wird des Künstlers Schaffen immer stärker. Ein Liederheft nach dem andern entsteht. 1859 ist er, wie wir einem Briefe Liszts an Brendel vom 6. Dezember d. J. entnehmen, auch nach Weimar gekommen, wo er bei den Septemberfesten den großen, vielumstrittenen Franz Liszt kennen und schätzen lernt, sodaß er ihm bald später, wie Liszt an der angegebenen Stelle schreibt, „einige ganz hübsche Liederhefte" sendet, „mit der Bitte, dieselben an Härtel zu empfehlen". Zwei Gesänge „Hörst du nicht die Bäume rauschen?" von Eichendorff und Goethes 'Wanderers Nachtlied' — hat Eggers „Herrn Dr. Franz Liszt gewidmet", als Opus 8 dann später bei Fr. Hofmeister in Leipzig verlegt. Hierauf und auf einige sonstige Anfragen, die Eggers an Liszt gerichtet hatte, bezieht sich nun auch Franz Liszts Brief vom 22. November.

Schon vorher war Gustav Eggers übrigens auch mit dem Balladenkomponisten Loewe in Beziehungen gekommen, der ihm am 19. Januar 1859 von Berlin aus schreibt:

Sehr geehrter Herr Eggers,

Mit vielem Interesse habe ich in Ihren Lieder-Compositionen gelesen, und habe ich besonders die glückliche Auswahl der Gedichte geschätzt, die auf eine so schöne und höhere Ausbildung eines feinen Gefühls und bessern Geschmack hindeuten. Keine Ihrer Auffassungen musikalischerseits ist fehl

Digitized by Google

gegangen, sondern die Harmonie der Auffassung entspricht stets den Intensionen des Dichters. In manchen ist Streben, nach neuen Wendungen der Modulation, glücklich mit der Melodie und dem natürlichen Gange verbunden, während dieses auch in einzelnen Liedern weniger gelungen genannt werden kann.

Verzeihen Sie, daß das Wetter in den Stunden, die ich Ihnen als Besuch zugedacht, diesen oft verhinderte. Hochachtungsvoll

Berlin, 19. Januar 1859. Loewe.

Franz Liszt aber schreibt — und auch dieser Brief ist wie der Loewes bisher unveröffentlicht:

An Herrn Gustav Eggers — Berlin.

Zuvörderst erlauben Sie mir, sehr geehrter Herr, Ihnen meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen für die Widmung Ihres Liedes „Hörst du nicht die Bäume rauschen". Es freut mich Ihnen ohne Compliment sagen zu können, daß sich, meines Erachtens, dieses Lied dem Vorzüglichsten was uns die Lyrik bietet anreiht —

Schon gleich der Einsatz (in *Gis moll*) nach dem motivartigen Vorspiel (*D-dur*) ist von besonders charakteristischer Wirkung; — dann die vorüberziehenden „Schlösser sehen in den Fluß vom hohen Stein, wunderbar im Mondenschein" mit der Nachahmung im Baß der Begleitung, — und die Wiederkehr derselben Stelle bei dem Vers „und im Fluß die Nixen rauschen" — dabei die schöne Abwechslung und harmonische Verbindung der Tonarten (*D dur, Gis moll, D, H moll, D moll, B dur, D, H moll, As dur*) — und endlich der treffliche Schluß (*Gis moll, H moll, D dur*), der das Ganze einheitlich gegestaltet und rundet, — dies alles — nicht zu wenig, nicht zu viel, im Geleit einer ruhig-anmuthig hinfließenden Melodie, verleiht Ihrem Lied das seltene Gepräge des Künstlerisch-Vollendeten,

Mit derselben Gradheit als ich Ihnen dieses Lob gerne zolle, gestehe ich, daß mir die Komposition des „Wandrers Nachtlied" matt und ungenügend erscheint, — und von den 2 anderen Lieder Heften am meisten das Opus 7 (insbesondere das Lied „zu deinen Füßen will ich ruhn") meinem Geschmack zusagt. —

Dieses halbwegs critischen Vorbehalts ungeachtet, würde ich mit wahrem Vergnügen, in Hinblick auf die Vortrefflichkeit des früher erwähnten Liedes, Ihre 3 Lieder Hefte bei Breitkopf und Härtel bevorworten, wenn ich nicht die Ueberzeugung hegen müßte, Ihnen, Geehrter Herr, dadurch mehr zu schaden als zu nützen. —

Eine der leidigen Folgen von den maß- und schamlosen Angriffen und Beschimpfungen in welchen sich die verbreitetsten Blätter über mich ergehen und wohlgefallen, ist die zeitweilige Suspendierung meiner ehemalig freundlichen Beziehungen mit den Verlags Notabilitäten. Wie sollte es auch Wunder nehmen, wenn nach allem dem Geschrei und Geschreibsel gegen eine Richtung die meine wenigen Freunde es sich zur Ehre rechnen mit mir zu vertreten, eben weil wir dieselbe als eine richtige, ehrliche, ernstlich-nothwendige erkennen und bekennen, — die Herrn Verleger, sowie viele andre sonst ganz honnete Leute denen fortwährend von unsrer „Verworrenheit, Arroganz, Ketzerei, Verzerrung, Unsittlichkeit, Impotenz etc. etc. etc." vor-

Digitized by Google

gefabelt wird, zurückscheuen, und eine Art von musikalischem *cordon sanitaire* ringsum den Mauern Weymar's ziehen?! —

Das absurde Skandal welches die Herrn von der andern Seite (wie ich sie euphemistisch benenne) fort treiben, ist ja so weit gerathen, daß es genügt nur einigermaßen mit meiner Wenigkeit in freundschaftlichen Bezug zu stehen, um von allen Conzert Direktionen ausgeschlossen, — von den Verlegern in Bann und Acht gethan, und bei vorfälligen Vacanzen der musikalischen Stellungen von den Behörden in das schwarze Buch aufgezeichnet zu sein! — Unter solchen Umständen werden Sie es begreiflich und angegemessen finden, daß ich mich gänzlich passiv und still verhalte; — daher bitte ich Sie auch Ihre freundliche Absicht dieses oder jenes meiner Werke in Rostock aufzuführen nicht zu verwirklichen bis nicht etwa ein günstigerer, — Ihnen gegenüber dürfte ich wohl sagen ein verständigerer und gerechterer Zeitpunkt eintrifft. Zunächst wollen wir geduldig die Herrn von der andern Seite in der vollblühenden Autoritäts Prahlerei und Marktschreierei Ihrer „souverainen Critik" (respektive das souveraine Nichts!) gewähren und prunken lassen, ohne ihnen auf andre Weise entgegenzutreten als durch unser redliches Weiterschaffen und überzeugungsgetreues Ausharren.

Darf ich Sie noch bitten mich Ihrem Bruder Herrn Dr. Eggers[2] bestens zu empfehlen und ihm zu sagen, wie sehr ich bedauerte, daß er seinen freundlich versprochenen Besuch zur Schillerfeyer in Weymar nicht einhalten konnte. Graf Kalkreuth dem ich seinen Brief mittheilte wünscht sehr das diesmal Versäumte bald nachzuholen. — Meinerseits aber möchte ich Herrn Dr. Eggers nicht weiter mehr behelligen als mit der Bitte Weymar nicht *aux calendes greques* zu verschieben.

Empfangen Sie, sehr geehrter Herr, die Versicherung der aufrichtigen Hochschätzung mit welcher Ihnen verbleibt

freundlichst ergeben
F. Liszt.

Weymar, 22. Nov.
(Cäcilien Tag) 59.

Der Brief, der schon rein äußerlich durch zahlreiche Streichungen und Verbesserungen die große innere Erregung zeigt, in der er geschrieben wurde, ist natürlich in seinem allgemeinen Teil äußerst wertvoll. Stammt er doch aus jener Zeit, in der Liszt in Weimar bei seinem Bestreben, sich für neue, als wertvoll erkannte Werke anderer mit Hingabe und Aufopferung einzusetzen, den größten Widerstand, ja Spott und Verunglimpfung erfuhr.

Gustav Eggers hatte wahrscheinlich die Absicht gehabt, bei einem zweiten Konzert, das er in Rostock für den Herbst 1860 plante, auch Lisztsche Musik zu bringen. Zur Ausführung ist dieser Plan aber nicht gekommen. Wohl hatte er für dieses Konzert schon allerlei Vorkehrungen getroffen, dafür in kurzer Zeit sogar eine Ouvertüre für großes Orchester geschrieben, doch an demselben Tage, an dem er den letzten Federstrich daran tat, legte er sich — noch in der Jugendblüte des Lebens — auf sein Sterbebett. Am 12. November 1860 erkrankte er unerwartet an der Lunge. Schnell

2) Gemeint ist Dr. Friedrich Eggers in Berlin.

Digitized by Google

bildete sich eine galoppierende Schwindsucht heraus, die ihn, den Fünfundzwanzigjährigen, in der Neujahrsnacht 1861 dahinraffte. Kurz vorher, am Heiligen Abend, hatte er sich noch unter dem brennenden Tannenbaum, den ihm die Geliebte brachte, mit Wilhelmine Franz, der Tochter des Berliner Universitätsprofessors Franz, verlobt. Bei der Leichenfeier stand zur einen Seite des Sarges der Tannenbaum, auf der anderen Seite sein Arbeitstisch mit den kurz zuvor angekommenen letzten zwei Liederheften.

Freiherr von Blomberg, ein befreundeter Dichter, widmete ihm für diese Stunde folgende schöne Strophen:

Draußen sprühte der Wintertag
Tausend mal tausend Brillanten:
Drinnen bekränzt der Todte lag,
Um ihn die Kerzen brannten.

Hier beim Sarge der Weihnachtstisch
Noch voll Gaben der Liebe,
Dort seine Lieder, vom Sturme frisch
Niedergebrochene Triebe.

Gebt, o gebt ihm der Liebsten Strauß
In die wächsernen Hände!
„Tönt auch" — sang er — „mein Lied schon aus,
Nimmer hat Lieb' ein Ende" [3].

Otto Roquette aber, dem er den letzten Sommer hindurch Hausgenosse war, legte ihm folgende poetische Gabe aufs Grab:

Noch immer hör' ich Liedermelodien
In vollem Strom von deinem Fenster aus
In Sommernacht durch unsern Garten ziehn,
Und auf den Stufen lausch' ich vor dem Haus,
Das uns umschloß in freundlichem Vereinen!
Noch immer seh ich morgens freudevoll
In Lebensfrische dich bei mir erscheinen,
Den Reichtum, der der jungen Brust entquoll,
In goldgefaßten Tönen auszugießen!
Du rufst mich zum Clavier, mein eignes Wort
Durch keine Kunst mir schöner zu erschließen,
Und halb vergess'ne Reime hör' ich dort
Verklärt im Melodienstrome fließen [4].

Und doch, vorbei ist alles! Längst verstummte
Der letzte Klang, und nur Erinnerung summte
Wehmütig einen Nachhall schöner Zeit,
Die stiller Trauer wir fortan geweiht.

3) Eggers hatte zuletzt sein Sterben kommen sehen, er wußte, daß sein Singen aufhören werde. „Wenn meiner Liebe Lied auch endet, die Liebe endet nie", war eins seiner glaubensfrohen und trostvollen Worte an Braut und Brüder.

4) Das Opus 4 (Vier Lieder) Otto Roquette gewidmet.

Digitized by Google

O wen die Götter sich ersehen haben
Die ganze Fülle holder Lebensgaben
Sich in der Tage eng gezogenen Kreis!
Bezaubernd wirkt der Ew'gen Gunstverschwendung,
Und ihres Lieblings freut sich jeder Sinn,
Die Bürgschaft sehn wir künftiger Vollendung
In Knospenreichtums Hochgewinn.
Da zückt den Wetterstrahl ein hoher Wille,
Im Staube liegt, was göttlich zu uns sprach,
Wir stehn erstarrt, und in des Busens Stille
Spähn wir des Schicksals dunklen Rätseln nach . . .

Zum Schluß noch ein bisher unveröffentlicher Brief, den Klaus Groth aus Anlaß von Gustav Eggers Tod an Friedrich Eggers sandte:

Kiel 22. Jan. 1861.

Lieber, lieber Eggers! Wie tief schmerzlich hat mich Ihr Brief vom gestrigen Tage, den ich heute empfing, getroffen, und mich zugleich mit heiliger wehmütiger Freude ganz erfüllt! Der ganze Jammer des Loses der Sterblichen steht in schneidenden Zügen auf diesen vier Seiten mit schwarzem Rand. Wenn es mich gar nichts anginge, wenn ich es fände in einer alten Zeitung, es würde mich treffen bis in meinen Herzschlag. Und nun hat diese Seele auch noch für mich geglüht[5], und über sein beschneites Grab sprechen Sie mit Liebe hierüber zu mir, dem ich nicht gegrollt, wenn ich ihm weiter nichts gewesen als ein freundlicher Mann auf der Reise: kein Wunder wenn ich wie aufgelöst bin von Dank und Trauer. Daher kann ich Ihnen nichts zum Troste sägen, aber wenn Sie es herausempfinden, so fühlen Sie es wie einen Händedruck innigster Teilnahme. Dieses sagt Ihnen auch meine Frau, die Sie lieb hat; und jetzt noch mehr lieb gewonnen für Ihren lieben Brief. — Wir hatten uns schon öfter gefragt, warum Sie wohl nicht einmal schrieben — nicht mit Zweifeln oder dergleichen, der Norddeutsche hat ja für alles Zeit, Gefühle sind ihm wie Früchte, die reifen müssen und herabfallen zu rechter Zeit, man muß sie nicht herabschütteln — aber wir hofften immer vergebens. Nun muß es so kommen! Auch ich hatte Ihnen schon einen Brief angefangen vor Monaten, den ich Ihnen als Bruchstück mitsende, er erfüllt auch so seinen Zweck, weiß Gott wärum er liegen blieb, Grüße hatte ich Ihnen noch dabei zu sagen von Maler Claudius. — Ihren Schmerz versteh ich ganz und nur zu gut. Min Jehann war mein jüngerer Lieblingsbruder. Zur Zeit meiner Schwäche hat er die halben Nächte an meinem Bette gesessen und schlich sich erst fort, wenn ich entschlummerte. Mit welcher leidenschaftlichen nie endenden Begier konnten wir mit einander plaudern und sprechen. Er ging im Herbst vor einem Jahre heim; vor noch nicht einem Jahr an meinem Geburtstage saß ich zum letzten Male im Vaterhaus bei seiner (des Vaters) Leiche. Er hatte sich eben ein neues Haus gebaut, in das er eine Woche später einziehen wollte, statt dessen zog er dem Sohne nach. Der Tod hat mir viel geraubt in den letzten Jahren, eine eigne Schwermuth umzieht mich öfter mit ihrem Schatten . . . .

5) Gustav Eggers' Opus 1 waren 'Sechs plattdeutsche Lieder aus dem Quickborn von Claus Groth, dem Dichter zugeeignet'. Hamburg, Wilhelm Jowien.

Digitized by Google

Da kommt plötzlich wieder wie ein wehmütiger Ruf: nie besessen und doch verloren! Ihre Botschaft. Seien Sie wenigstens bedankt, daß Sie mir so ausführlich geschrieben haben. Schon aus meinen Erinnerungen sehen Sie, daß ich Bruderliebe so recht gekannt, ganz in der Form gekannt, wie Sie sie genossen, ausgenossen und nun schmerzlich entbehren. Seien Sie bedankt, daß Sie mir damit zugleich ein Vermächtnis gegeben einer freundlichen Zuneigung zu mir eines Herzens, das gewiß golden und rein war ... Es ist ja ein Schatz, den Sie mir damit gegeben: Liebe Heimgegangener ist doppelt heilig, und für mich stärkend in einem Beruf und Treiben, der neben manchem Schmerz dies Schönste mit sich führt, daß man gegenwärtig zu sein vermag mit seines Herzens Bestem trotz Raum und Zeit. Und seien Sie bedankt für Ihre Freundschaft, die nun ja noch bleibt, und wenn sie Ihnen auch keine Lücke ersetzt, Sie doch reich macht mir etwas zu sein. Und so wären wir doch an einem Heil im Schmerz schon jetzt, denn uns hat er zusammengeführt wie es in dieser eiligen hastigen Zeit nur die Gunst des Schicksals kann oder seine eiserne Hand. Gott sei mit Ihnen, lieber Freund. Mögen wir uns jetzt bald einmal wieder sehen. Sagen Sie Ihrem Bruder Wilm ein Wort von mir und der unglücklichen Braut. Sei Ihm die Erde leicht! .....

Meine Frau grüßt herzlich. Seit Ende September haben wir einen gesunden starken Sohn, er heißt Detmar Groth.

Ihr

Klaus Groth.

STETTIN WALTER SCHRÖDER

EIN BRIEF PHILIPP VON ZESENS

Im Handschriftenbesitz der Universitätsbibliothek Halle befindet sich ein Brief Philipp von Zesens, der immerhin eine kurze Spanne Zeit im Leben des Vielgewanderten etwas erhellt. Es handelt sich um das Intervall zwischen dem Regensburger Reichstag, auf dem der Dichter geadelt wurde, und seiner Reise nach Esthland, die er im darauffolgenden Jahre von Hamburg aus antrat. In seiner verdienstvollen Darstellung von Zesens Lebenslauf sagt K. Dissel: „Von Regensburg wird Zesen nach Anhalt zurückgekehrt sein. Im folgenden Jahre ging er über Hamburg nach den Ostseeprovinzen, wo er an dem Grafen von Thurn, der nach den Jahren des Mißgeschicks in Holland jetzt zum Gouverneur von Estland befördert war, einen einflußreichen Beschützer hatte"[1]. Die Vermutung ist richtig. Wir finden Zesen um diese Zeit wieder am Hofe zu Dessau, wo er schon zwei Jahre vorher als Abgesandter der Stadt Amsterdam gastlich aufgenommen worden war. Weiter erfahren wir aus dem Briefe, daß sich der Dichter auf der Rückreise von Regensburg in Halle aufgehalten hat, eifrig bemüht, für seine Deutschgesinnte Genossenschaft neue Mitglieder zu werben. Zesen war um diese Zeit bereits zur Fruchtbringenden Gesellschaft in eine schiefe Stellung geraten und suchte deshalb sei-

1) K. Dissel, Philipp von Zesen und die Deutschgesinnte Genossenschaft (Progr. des Wilh. Gymnasiums, Hamburg 1890) S. 41.

Digitized by Google

nen eigenen Orden nach Möglichkeit auszubauen, was schon darin zum Ausdruck kam, daß er ihm 1654 nicht weniger als zwölf neue Mitglieder zuführte, während er in den vorausgehenden 5 Jahren nur deren zwei aufgenommen hatte. Auch auf diese rührige Werbetätigkeit, die aber nicht erst von Hamburg aus einsetzte, wie man nach Dissels Darstellung vermuten könnte[2], fällt durch nachstehende Zeilen einiges Licht. Adressat des Briefes ist der damalige Oberlehrer Johann Sebastian Mitternacht in Gera, von dessen literarischem Wirken als Lyriker und Dramatiker Ellinger im Rahmen dieser Zeitschrift eine anschauliche Skizze geliefert hat[3]).

Mein Herr,

Wie hertzlich ich gewündschet Demselben vergangnes jahr, als ich vom Reichstage wieder zurükke kommen, in Prirau mündlich auf zuwarten, so schmertzlich ist es mir auch gewesen, dass es die damahlige gelegenheit und bei mier habende Geselschaft nicht zulaßen wollen, indem wier ohne mein vermuhten hinter der stadt weggefahren. Ich habe Desselben gaben, sonderlich durch Veranlaßung des Großen Buchners und anderen Gelehrten, in der zeit hoch und wehrt gehalten, und daher längsten gewündschet mit Ihm bekant zu werden. Bis es endlich das Glük also gefüget, daß ich zu Halle mit Herrn Kahlenen[4] und Herrn Schubarten[5], meinen iederzeit viel-geehrten Mitgenossen und sehr wehrten Freunden, seiner persohn wegen zu reden kommen. Da dan der vorschlag geschehen, meinen Hochgeehrten Herrn in unsere Höchstlöbl. Deutschgesinnte Genosschaft mit ein zu nehmen. Also, daß ich ursache und anlaß genommen, Demselben hiermit schriftlich aufzu warten, und unsern allerseits wohlgemeinten schlus anzu deuten. Zweifle auch keinesweges, es werde Ihm derselbe unser ansinnen günstig belieben laßen, und es also aufnehmen, als es gemeinet. Ich für mein teil sage es rund heraus, daß sich mein Herr, seiner hohen Geschicklichkeit wegen in allen Künsten und Wissenschaften, sonderlich in ausarbeitung unserer edlen Muttersprache, zu unserm Zwekke am besten werde zu schikken wissen, und daher ein recht würdiger Mitgenosse und Arbeiter in unserer vorhaben [den] Sprach-übung sein. Dergestalt daß sich Dessen die gantze Genoschaft höchlich zu erfreuen. Daher ich dan auch Ihme den Nahmen des E r f r e u l i c h e n zu teilen wollen; mit dem wahl-spruche *Allen sinnen,* nähmlich *erfreulich;* und dem Sinn-bilde der nachtigal in einem vol-blühenden rosenstrauch. Darbei ich auch folgenden sechsbändigen satz mit flüchtiger Feder gespielet:

Wie durch die stille mitternacht in rosen-vollen büschen
die Nachtigal ein ständlein bringt dem tag' aus klahrer brust
und dan sich unser gantzer sinn pflegt fröhlich zu erfrischen;

2) Ebd. 34 f.
3) Bd. 25, S. 501/37.
4) Friedrich Cahlen (1613—1663) war auch als Schriftsteller tätig (vgl. Goedeke III, § 181, 27). Er war Rektor in Halle und Nachfolger von Queintz. In Zesens Orden wurde er am 1. Mai 1654 aufgenommen (vgl. Dissel S. 60, wo aber als Genossenschaftsname „der Wissende" angegeben wird.)
5) Joh. Benedikt Schubart, Geheimverpfleger, Halle. Wurde gleichfalls am 1. Mai 1654 aufgenommen (Dissel S. 60).
6) Wurde schon im Oktober 1652 aufgenommen (Dissel, S. 60).

Digitized by Google

man hört, man sieht, man fühlt, man riecht, man kostet lauter lust:
so ist es recht erfreulich auch, wan durch gelehrtes wachen
Herr Mitternacht, zu tage bringt so hochgelehrte sachen.

Hette mein Herr eines oder das andere bei dem nahmen, wahl-spruche und sinn-bilde zu erinnern, so stehet es in seinem belieben. Ich habe auf Dessen nahmen anspielen wollen, wie Er selbsten siehet. Wil Er Ihm einen andern und bessern wählen, das stehet Ihm frei, nur dass es uns durch ein paar zeilen kund getan werde. Dan wir in kurtzen unser vorhaben mit etlicher mitglieder Nahmen und gemälden in öffentlichen truck zu geben willens. Mein Herr sei gebehten und eröfne uns sein bedenken hierüber, ist es nicht an mich, so kan es an den Herrn W e i s e n d e n, Fr. Kahlenen, oder an den Herrn F i n d e n d e n, Gottlieb Kristian Nüslern, fürstl. Anhaltischen Hofe- und Lehr-meistern, d'itz- und zu Dessau, geschehen. Dan ich werde innerhalb 14 tagen nach Hamburg, und von dar nach Estland zum Grafen von Turn, dem Siegenden, verreisen. Ich wündsche zwar von hertzen, daß mich mein Herr für meinem abzuge mit einigen zeilichen würdigen möchte, damit ich erführe, ob Er unsern Deutschgesinnten vorschlag im besten verstanden und angenommen. Im fall Ihm solches zu tuhn beliebich, so kan Er es bei H. Steffen Eebrlingen, Fürstl. Anhaltischen Zeugmeistern in Dessau abgeben laßen; von dar es mir, im fall ich schon verreiset were, wohl wird nachgeschikt werden. Mein Herr verzeuhe meiner Kühnheit die anders keinem als dem besten Zwek zu wählen pfleget. Ich aber befehle Ihm der Götlichen obacht und verbleibe, doch mit Seiner vergünstigung, solange ich atme

Meines Herrn
Dienstwilliger
Knecht
Filip von Zesen zubenahmt
der Färtige.

Aus dem Hochfürstl. Schlosse Dessau
in höchster eil den 15. Mertz 1654.

An meinen Herren
H. M. Johann Sebastian Mitternachten, Der Reussischen
Freischulen Wohlverdienten Ober-Lehrern
in
Gera.

Digitized by Google

DER FAMILIENNAME PALLESKE

Der Name *Palleske* kann entweder italienischer oder slawischer Herkunft sein. Jene, von dem nicht immer zuverlässigen Rudolf Kleinpaul (Florenz in Wort und Bild, Leipzig 1887) kühnlich behauptet, kommt indessen nur, und zwar mit größter Wahrscheinlichkeit, der freiherrlichen Familie *von Paleske* in Westpreußen zu, die von einem im 17. und 18. Jahrhundert in Danzig blühenden Kaufherrengeschlecht *Paleske* abstammt, das nach Kneschke (Neues Deutsches Adelslexikon von 1867, Band 7, Seite 37) aus Italien über Ungarn und Polen nach Deutschland gelangt ist; die drei Kugeln im Wappen der von dem Kgl. Heroldsamt in Rom auf Grund des Wappens als ursprünglich adlig bezeichneten ehemaligen Florentiner Familie sind zweifellos ein Rest der sechs Kugeln *(palle)*, welche die Medici im Wappen führten, und nach denen ihre Anhänger *i Palleschi*, die Pallesken (so sehr häufig bei Herman Grimm, Leben Michelangelos, 8. Aufl., Berlin 1898) genannt wurden. Der Familienname *Pallesco* kommt noch heute in Italien vor. Ein Zusammenhang der vornehmen Danziger Handelsherren und der bürgerlichen Familie *Palleske*, die aus lauter kleinen Leuten bestand und in hinterpommerschen Kleinstädten saß, ist nicht nachzuweisen, ist auch deshalb unwahrscheinlich, weil der älteste Vertreter des Danziger Hauses erst 1597 auftritt, während die kleinbürgerliche Familie *Palleske* bereits seit 1571 nachgewiesen ist (erster bekannter Träger des Namens ist *Casten Palesche* in Daber 1571; der nächstälteste, *Martin Polleßke*, ein „Molenknecht" — Müllergeselle — aus Daber, erwarb 1583 in Stettin das Bürgerrecht). Der Name *Palleske* geht (nach Mitteilung des verstorbenen Slawisten Prof. Dr. Abicht in Breslau) vielmehr zurück auf das slawische (wendische) Eigenschaftswort *poleski*, von *polesie* Waldland (aus *po* „an" und *les*, poln. *las* „Wald", besonders „Laubwald"), ist also gleichbedeutend mit unserm *Zumbusch*, d. h. „am Busch, am Walde wohnend." Der älteste Träger des Namens im 14. Jahrhundert, wo in Pommern die Familiennamen aufkamen, war demnach ein am Rande eines Laubwaldes wohnender Bauer. Ganz irrig ist (nach persönlicher Mitteilung von Friedrich Kluge) die Deutung aus dem Rotwelschen, die Otto Tschiersch (Deutsche Familiennamen aus dem Rotwälschen, Progr. Küstrin 1886) aus dem Wörter-Verzeichnis von Christensen (1811) übernimmt: „Ballaske, Anführer bei einer Unternehmung", indem er hinzufügt: „Vgl. die Familiennamen *Pallaske, Palleske, Palleschke*. Offenbar hebr. *baal* Herr mit slawischer Motion."

Wie wurde nun aus dem slawischen *Poleski* ein einigermaßen deutsch anmutendes *Palleske*? Früh schon muß das *i* der unbetonten Endsilbe zu *e* abgeschwächt worden sein, denn eine Schreibung mit *i* (y) kommt von Anfang an ziemlich selten vor, ein Beweis, wie sehr das slawische Element im ausgehenden 16. Jahrhundert bereits von dem deutschen aufgesogen war. In der Vorsilbe ferner trat statt des ursprünglichen *o* immer häufiger das *a* auf. Eine unwillkürliche Angleichung an den Namen des Danziger Kaufmannshauses mit dem ihm zukommenden *a* ist nicht anzunehmen, da jene stolzen Handelsherren in den hinterpommerschen Ackerbürgerstädtchen gewiß unbekannt

Digitized by Google

waren; vielmehr erklärt sich das *a* am einfachsten daraus, daß das (offene) *o* von den hochdeutschen Schreibern, als ihrer Meinung nach auf plattdeutscher Aussprache des *a* beruhend, bei der Niederschrift durch das hochdeutsche *a* ersetzt wurde, wie auch dieselbe Person in Stargarder Kirchenbüchern bald als *Bohm*, bald als *Baum* auftritt (eigene Feststellung). Unter den zahlreichen Schreibungen des Namens sind besonders folgende bemerkenswert: *Pol(l)eßche; Pollesche, Pal(l)esche; Pollesch, Pal(l)esch*, die alle bei derselben Familie in Daber während des 17. und 18. Jahrhunderts vorkommen. Die auffallende Schreibung mit *-che* beruht offenbar auf undeutlicher Aussprache des *-ske* bei Betonung der drittletzten Silbe: *Pólleske*. Natürlich sprach man zunächst in *Polleßche* des *ß* und *ch* getrennt, bis später daraus ein *sch* wurde: *Pollesche* usw. Nun muß man aber den fremdartig klingenden Namen verschieden betont haben: einerseits auf der wirklichen Stammsilbe *les*, anderseits auf der Vorsilbe *po*, die von deutschen Leuten, welche kein Wendisch verstanden, als Stammsilbe empfunden werden mochte; man sprach also entweder *Polléske* oder *Pólleske (che)*. Denn nur aus der letztgenannten Betonung läßt sich die nicht selten vorkommende Abstoßung des *e* der Endung erklären: *Pollesch* usw. Beide Formen sind fest geworden, so daß es neben der Familie *Palléske* heute eine ursprünglich mit ihr zusammenhängende Familie *Pollesch* gibt, diese in dem hinterpommerschen Städtchen Plathe, wo — ebenso wie in Daber — im 17. und 18. Jahrhundert Schreibungen wie *Polleske, Paleske, Pallesche, Pallesch, Pollesch* u. a. miteinander wechseln.

Zusammenfassend sei festgestellt: In den heute so gut wie ganz übereinstimmenden Namen *Palleske* und *von Paleske* sind zwei Namen ganz verschiedenen Ursprungs zusammengeflossen: wendisches *Poleski* und italienisches *Pallasco*, wobei durch eine Fügung des Zufalls dieses ein *l* verlor, während jenes zur Bezeichnung der Kürze des ersten Vokals ein zweites *l* erhielt. Der Name *Poleski* spaltete sich infolge verschiedener Betonung in die beiden Formen *Palleske* und *Pollesch*. Verwandte Namen sind nicht selten, wie z. B. *Poleski* in Warschau (Wohnungsbuch 1920), *von Palleski* (Berliner Adreßkalender 1904), *Pallasky* (ebenda), häufig abgeschwächt zu *Pallaske* (7 ebenda, 5 im Breslauer Adreßbuch 1918), 4 *Pallesche* (ebenda). In Pomerellen gibt es vier Orte mit dem Namen *Palleschken* (bei Pr. Stargard und Dirschau), von denen *Hoch-Palleschken* (bei Dirschau) in Urkunden von 1289 und 1295 (Baltische Studien 16a, Seite 153) *Polescowitz* heißt, d. h. etwa der Sippe der *Poleski* gehörig.

(Nach meiner 'Geschichte des Hauses Palleske', Band 1, als Handschrift gedruckt bei C. A. Starke in Görlitz 1926.)

LANDESHUT I. SCHL. RICHARD PALLESKE

Digitized by Google

FRAUENLOBS MARIENLEICH 9,14—26

9,14 *Den slangen beiz mîn hermelwisel,*
15 *mîn touwic süczer morgenrisel*
durchbrach des herten vluoches kisel.
mîn wünschelruote sunder zwisel
streich ab der swarzen helle misel.
sus wart gerœtet sunder prisel
20 *der palme dem mîn grüezen quam.*
sprich edeler wîser vriunt Adâm,
wie mîn gesuoch
den dînen vluoch
brâhte in unruoch!
25 *mir meide zam*
wol muoter scham.

Diese zweite Halbstrophe hat s. Z. den besonderen Zorn Pfannmüllers, des grundgescheiten Herausgebers des Frauenlobschen Marienleichs (Quellen u. Forsch. 120, 1913), erregt. Er brach die Erörterung darüber ab „mit dem Eindruck, daß sie außer *isel*-Reimen auch einige Atome von Sinn und Zusammenhang enthält." Vielleicht hängen diese Atome doch etwas näher aneinander und bilden einen, wenn nicht verständigen, so doch verständlichen Zusammenhang. Und da sich von da aus ein Weg öffnet zu der zunächst so sonderbar anmutenden Eigenart des Dichters, dem Pf. manch hartes Wort nachgesagt hat, so ist ein Erklärungs-, auch Besserungsversuch der Stelle nicht unangebracht, wenn ihn auch jener Gelehrte nicht zu Gesicht bekommen kann, der die Treue zum Vaterland mit dem Tod vor dem Feinde besiegelt hat.

Die ganze Halbstrophe bespricht, im Anschluß an das Hohelied, das eine Thema von der Gnadenfülle der Jungfrau Maria, der Gottesmutter: *Maria gratia plena,* in jenem Sinn, der sich nicht deckt mit Luthers *holdselig.* In mehreren Sinnbildern oder Bildzeichen wird dies ausgedrückt, oder um es recht zu sagen, zum Tönen gebracht. Die Bilder wirken als anschauliche und sinnvolle Erinnerungen und zugleich als Klangbilder, sie reihen sich aneinander, indem das eine das andere gleichsam anweckt. Ihre Bedeutung ist dem Dichter wie seinen Hörern ohne weiteres gegenwärtig. Jeder kennt und erwartet sie, und es bedarf keiner deutlichen Gedankenführung. Neu war die Fassung in das strophische Gebäude, und dieses der Grundriß der Melodie des Gesangs, in dem das Ganze erst vollendet war und seine wirkliche Erscheinung gewann.

Das erste dieser Bildstücke, die man den farbigen Glasstücken eines gotischen Fensters vergleichen kann, erkannte Pf. als eine noch verständliche Allegorie an: *den slangen beiz mîn hermelwisel.* Frauenlobs Stil zeichnet sich hier deutlich ab gegenüber der ihm sicher

Digitized by Google

bekannten Stelle in Konrads gold. Schm. 160 ff.: *bî dir bezeichent ist diu wisel, diu das hermelin gebar, daz den slangen eitervar. ze tôde an sîner krefte beiz.* Auch woran das zweite denkt, ist deutlich: *min morgenrisel durchbrach des herten vluoches kisel,* s. Num. 20,9ff., und der Ausdruck ist nicht so verworren, wie Pf. es schien, S. 89: 'mein Quell durchbrach den Kiesel des harten Fluches' kann, unter Poeten, doch etwa heißen 'ich weckte mit dem harten Schlag meiner Gerte den Quell der Erlösung'. Wem die Geschichte Moses geläufig ist, dem kann es hier, im Leich Unser Frauen nicht unklar sein, daß sie, Maria, diesen Schlaf tut. Man mag wohl, wie Pf., vor dem Ausdruck *mîn touwic süezer morgenrisel* stutzen. Aber kurz vorher, S. 7, haben wir von der Hand gehört, *diu was von süezem touwe naz,* und so werden wir an das Leitthema des ganzen Leichs, die Beziehung auf das Hohelied gemahnt: grade dadurch wird die Einheit der Inkarnation und der Erlösung dargestellt. Trotz seiner inneren Ablehnung hat Pf. den Text dieser Stelle richtig gefaßt. Ebenso richtig ist auch *zwisel,* in V. 17, für dessen Inhalt er ein Fragezeichen hat. *Min wünschelruote sunder zwisel* ist allerdings ein Widersinn, denn zu einer Wünschelrute gehört, daß sie eine Gabel, eine Zwiesel hat. Der Widersinn ist aber Absicht und durchaus im Stil der Mariendichtung wie *rôs âne dorn* Frl. Spr. 290,2 und so viel anderes. Auch hier wieder eine formale Steigerung gegenüber Konrads gold. Schm. 664 ff. *du bist diu wünschelgerte, dâ mite ûz eime steine wart ein wazzer reine geslagen in der wüeste.* Außer dem Reim *-isel* ist es also die Erinnerung an die Verwendung von Num. 20,9 bei Konrad, welche diesen Ausdruck für Maria hervorlockt. Daß sie dann als Gerte *streich ab der swarzen helle misel,* bewegt sich in herkömmlichen Vorstellungen insofern, als die Erlösung als Heilung von Siechtum bezeichnet wird, vgl. gold. Schm. 1328—1341, Frl. Kreuzleich 21,17—20. In dem Abstreichen der Krankheit mit einer Gerte steckt offenbar ein Volksglaube. Darauf geht es weiter *sus* 'auf diese Weise', worauf Pf. hinweist mit Bedenken, die nicht nötig sind. Der Gedanke ist (hier wirklich ein Gedanke!) 'auf diese Weise vollzog sich der Opfertod von Mariens Kinde'. Denn diese Deutung von V. 19 f. *sus war gerœtet sunder prisel der palme* (nicht bloß reimend, sondern auch stilistisch an V. 17 anknüpfend), gegen die sich Pf. wehrt, ist doch die einzig mögliche. Die Palme ist einer der Bäume des Kreuzholzes, W. Meyer, Sitz. d. bayer. Ak. 16, 125 ff.; so nennt sie auch Frl. Kreuzl. 17,1 f. *cêdrus, cypressus, palmboum; die drî niur ein stoc giht mîn goum.* Schwierig bleibt der Rest von V. 20. Mit Ausnahme des letzten Wortes wird man C folgen: *der palm von dem mîn grüezen quam,* da hier für einen oberd. Schreiber keine mundartlichen Schwierigkeiten vorliegen. Dabei ist aber nicht an den Palmzweig zu denken, welcher der Maria kurz vor ihrem Tode als Gruß ihres Sohnes gebracht wird (Pfannmüller S. 90), sondern an den Palmbaum auf der Flucht nach Ägypten, der sich mit seinen Früchten zum Jesuskind in Mariens Schoß niederneigt. An diese Legende, die neuerdings von Selma Lagerlöf erneuert ist, erinnerte schon Morun-

Digitized by Google

gen MF. 127,30. Freilich kann die Deutung *mîn grüezen* = 'der Gruß an mich' Bedenken erregen (Pfannmüller a. a. O.), aber keinerlei Bedenken gibt die Gleichstellung dieses Palmbaums mit dem Kreuzesholz. Auch *Adam* V. 21 hängt mit der Kreuzholzlegende zusammen, und dann ist bis V. 24 alles einigermaßen klar. Nur die gedrängten Schlußworte *mir meide zam wol muoter scham* scheinen etwas dunkel. Was im ganzen gemeint ist, merkt man schon, aber der Sinn von *muoter scham* kann mehr nur empfunden, als begrifflich erklärt werden. Die Worte wirken mehr für sich allein, als durch ihre grammatische Fügung. Man muß sich ihres architektonischen Platzes bewußt werden, am Strophenende, das wie eine Fiale in die hohe Luft greift. Die Worte haben als Bauglieder einen Bezug auf den Schluß der ersten Halbstrophe V. 11 ff. *sus quam ich heim, des wart mir baz. was wirret daz!*

Solche Worte kann man mit Pfannmüller rätselhaft finden, aber man erinnere sich: der Dichter spricht von dem dunkelsten, aber auch höchsten Rätsel, das er kennt und verehrt. In diese Verehrung, als fleißiger Werkmann, zwingt er die Sprache, ohne sich sonderlich um ihre natürliche Aufgabe, um das verständliche Mitteilen zu kümmern, wie der Steinmetz seine heiligen Gestalten etwa in ein Portal fügt, übereinander, in der Richtung des Bogens gekrümmt, ohne Sorge um den nächsten Sinn körperlicher Darstellung. Wir kommen bei Frauenlob, wie auch bei den andern Meistern seiner Art, deren Stil er nicht nur eigentümlich vertritt, sondern, wie es scheint, vorbildlich bestimmt hat, mit bloßer Verstandeskritik nicht aus. Wie dieser, an sich unwichtige Versuch, den V. 9,20 zu heilen, lehren kann; braucht es zum Eindringen in Frauenlobs Kunst außer der Schärfe Pfannmüllers und der formgeschulten Feinfühligkeit Plenios, um eines andern Toten zu gedenken, noch einer Einstellung auf eine besondere, uns fern liegende, aber einmal dagewesene Art des Kunstmachens und Kunstwollens. In Frauenlob wird der innere Zusammenhang mit der Baukunst wirklich sichtbar. Der häufige und bequeme Mißbrauch, der mit der Deutung der Dichtung gewisser Zeiten aus der bildenden Kunst getrieben wird, braucht in diesem; diesmal deutlichen Falle nicht abzuschrecken[1].

1) Vgl. jetzt H. Kissling, Die Ethik Frauenlobs (Sächs. Forschungsinstitute in Leipzig, altgerm. Abt., Heft III) Halle 1926, und die begründeten Bedenken dazu von A. Hübner, Anz. f. d. Altertum 53, 45—51.

HAMBURG, JANUAR 1923 G. ROSENHAGEN

Digitized by Google

MEISTER ALTSWERT ALS PLAGIATOR

Aus bescheidenen Anfängen hat sich das Spaziergangsmotiv, welches den größten Teil der mittelalterlichen Allegorieen einleitet, zu der umständlichen Form entwickelt, in der immer die gleichen Motive und Verse wiederholt werden. Die Eintönigkeit dieses Apparates ist so groß, daß es keiner der zahlreichen Besprechungen dieser Texte[1] bei allem Fleiße gelungen ist die Parallelstellen auch nur einigermaßen vollständig zu sammeln. Nun haben schon Roethe (Reinmar von Zweter S. 198 ff.) und Stammler (Dt. Vierteljahrsschrift 1,533) auf das „aventiurenmäßige" dieser Einleitung aufmerksam gemacht. In diesem Sinne mag es nicht ohne Interesse sein, daß ein allegorischer Dichter des 14. Jhrdts., wenn auch keiner der frühesten, schon die Parallele gesehen hatte und sie auf seine Weise benutzte um seiner Phantasie Anregungen aus dem Abenteuerepos zu holen. Ich gebe im folgenden die beiden Texte und in den Fußnoten einige Parallelen, welche zeigen, daß eine ganze Reihe der Verse, welche wir als typisches Eigentum der Minneallegorie zu sehen gewohnt sind, bereits im Epos vorgebildet, ja teilweise schon zu typischen Versen geworden sind.

Der gebende Teil ist das Gedicht von 'Dietrichs erster Ausfahrt', in einer der Heidelberger Hs. ähnlichen Fassung[2], der empfangende oder vielmehr der nehmende sind zwei Gedichte, die unter dem Namen Altswerts laufen. Entstanden sind sie angeblich um 1380, doch hindert nichts sie viel früher anzusetzen, sodaß die Möglichkeit nicht ganz von der Hand zu weisen ist, daß tatsächlich an diesem Punkte der Übergang wenigstens eines Teiles der Ausstattung des allegorischen Spazierganges aus dem Epos stattgefunden hat.

Das erste Stück, 'Der Kittel', beschreibt uns eine Reise in Frau Venus Land, welche der Ritter auf einen Traum hin unternimmt. Aber weder der Traum, noch der Beginn der Reise bringen merkliche Anklänge an die Epik. Der Dichter sucht Frau Minne in aller Herren Ländern, wobei er sich die Gelegenheit nicht entgehen läßt, seine umfänglichen geographischen Kenntnisse zu zeigen. Erst wie ihm diese

1) G. Richter, Beiträge . . . zum Kloster der Minne, Diss. Berlin 1895. G. Ehrismann, Zur . . . Minneburg, PBB. 22, 378 ff. E. Bachmann, Everhard von Cersne, Diss. Berlin 1891. E. Busse, Augustin von Hammerstetten. Diss. Marburg 1902. H. Heinze, Die Allegorie bei Hans Sachs, Halle 1912. — Die wichtigsten Sammlungen von allegorischen Dichtungen sind: Laßbergs Liedersaal; Matthäi, Mhd. Minnereden (DTM. 24) 1913; Suchenwirts Werke, hg. v. Primisser, Wien 1827; Meister Altswert, hg. v. Holland (Stuttg. lit. Ver.) 1850.

2) Ich nenne das Gedicht nach dem einzigen echt überlieferten Titel, Die Bezeichnung jeder Fassung mit einem besonderen Namen erscheint mir als irreführend abzulehnen. In dieser Arbeit zitiere ich nach der Ausgabe Zupitzas im DHD. V.

Digitized by Google

ausgehen, und das geschieht in Schottland, kommt er auf eine wilde Heide und verirrt sich.

In dem Augenblick aber, wo das Gedicht die reale Welt zu verlassen beginnt, tritt an Stelle der meistersingerhaften Aufzählung die Phantasie des Abenteuerepos. Unser Ritter zieht durch denselben wilden Wald zu Frau Minne, durch den einst Dietrich von Bern zu seiner Königin gezogen. Hier wie dort klagen die Helden über den *ruchen wilden walt* (Kittel 19,5 = D. e. A. 104,11), und doch wird er uns so idyllisch schön geschildert:

Kittel:	*D. e. A.*
14,19 ff.	
Mich duchte aller vögel gesang	Stereotyp.
Erschul in dem walde.	19,3 ff.
Do huob ich mich vil balde	.... *ilten gein dem walde*
Gein eim gebirge, das was hoch,	*und gegen eim gebirge hôch,*
Das sich uff gein den luften zoch.	*daz sich ûf gein den lüften zôch*[3],
	dar trabten si vil balde.

In diesem Walde reiten sie wie alle ihresgleichen in die Irre:

14,28.	19,2.
Die rechte straz hat ich verlorn.	*die rehten strâze sî vermiten*[4].
vgl. a. 15,18.	vgl. a. 22,13.

Da müssen ihnen Zweifel am Glück kommen, und es bedarf starker Zuversicht, um sie zu bannen:

15,8.	
Doch han ich guot zuoversicht:	39,6.
Wil mir der Selden schibe gan,	*wil mir der sælden schîbe*[5] *gân,*
Als sie dick hat getan	*als sie dicke hât getân,*
	sô mac uns wol gelingen.

Ein starker Helfer ist ja da, dem man alles überlassen muß:

15,13.	40,1.
Wir sollen uns lan an Jhesum Crist	.... *nu helfe mir der Krist,*
Der alles des gewaltig ist,	*der alles des gewaltec ist,*
Daz in wasser oder in luften swebet	
Reimwort: *lebet.*	vgl. 39,9. *wir süln ez an den lân ...*
	126,3.
	swaz gêt, swimet oder swebet,
	Reimwort: *lebet.*

Seine Hilfe tut acuh not: denn es begegnen den Helden unter wilden Felsen (K. 15,21 = D. e. A. 20,3. 122,3 u: ö:) und Bergwänden (*steines want* K. 15,23 = D. e. A. 56,1. 147,2: 180,5) verschiedene Abenteuer. Obgleich nun im Gang der Erlebnisse kaum eine Ähnlichkeit zwischen den beiden Gedichten besteht, ist der Autor doch in

3) Die hier zitierten Verse sind nicht ausschließlich Eigentum von D. e. A.; ich zitiere drum von Zeit zu Zeit Parallelen aus anderen Epen. Zu diesem Vers: Oswald 2019.

4) Ebso. Suchenwirt 22,5.

5) Aus Engelhardt 4400.

Digitized by Google

seiner Inspiration von dem Gedicht, auf das er nun einmal gebracht war, recht abhängig. Der große Bär, den er auftreten läßt, sucht Futter für seine Jungen wie die Drachen in Dietrichs erster Ausfahrt. (K. 16,10 = D. e. A. 122, 2. 147 ff.)

15,25.

Wit uf so tet er sinen giel,
Er kam als ein grozer kiel,
Von hunger was er grimme.
Er liez ein groz stimme,
daz das gebirge sere erdoz.
Ez was wunderlichen groz.

Vgl. ferner:

Reim *giel : kiel* ist häufig, z. B. 903.
635,13. *alsam ein grôzer starker kiel.*
122,5. *die selden wurden hungers frî.*
22,1. *ein stimme erhôrte . . . . .*
7. *der galm in daz gebirge erdôz.*
636, . *wie bistu sô engestlichen grôz.*
895,4. *sie hôrten eine stimme*
von einem wurme, der was alt
und was unmassen grimme,
er kam geschozzen gein in dar
mit ûf getânem giele.
er wolde si verbrinnen gar.
man hête mit eim kiele
mit gewalt durch in gevarn.

Die Vöglein verstummen vor dem schrecklichen Getöse:

16,17.
do gelag aller vogel gesang,
daz si liezen ir singen sin.

104,6. vgl. a. 60,6 ff.
die vogel niemê sungen,
ir hellen bracht, ir dôn, ir dôz,
den liezen si beliben.[6]

Auf Regen folgt Sonnenschein. So winkt auch unseren Helden der Genuß einer herrlichen Natur:

16,25.
Die bluomen waren gedrungen
Eine kurz, die ander lang;
Da bi der süezen fogel gesang
Von mangem süzem getœne.

20,4.
bluomen lachen dur daz gras,
der kurzer, dirre lenger was[7],
darzuo die vogele sungen . . . .
in süezem, senften dône.

Freilich ist diese Natur einsam und wild:

17,4.
Ich wene, daz uff erden kein man
So hoch gebirge ie gesach.

21,2.
so wilde gebirge ich nie gesach[8].

Zu rechtem Genusse dieser Schönheit kommen die Wanderer nicht. Der eine von ihnen, in 'Dietrichs erster Ausfahrt' der junge Held selbst, hier der Knecht und Reisebegleiter des Dichters, beginnt der

6) Dieses Stück weicht von dem üblichen etwas ab. Dafür decken sich hier wieder andere Allegorien mehr mit D. a. A.; vgl. Lieders. 32,28. 50,6. 126,25 ff. Minnereden 1,101 ff.; 2.49 ff., wo die Dichter wie Hildebrand und mit ganz ähnlichen Worten durch die klagende Frauenstimme angelockt werden.

7) Es braucht nicht gesagt zu werden, daß hier D. e. A. auf Walthers Spuren wandelt.

8) Totenklage auf Wilhelm von Holland Buße 73: *Das ich so wilde stige ney Gesach in minen ziten.* Vgl. ferner: Laßberg 32,26; Minnereden 1,96.

Digitized by Google

Abenteuer überdrüssig zu höhnen und zu klagen (K. 17,14 ff. = D. e. A. oft. Besonders:)

17,18.
Het îch burge, liut und lant
Daz gebe ich, daz ich hein wer.
Der tüfel hat mich getragen her.

239,2. . . . . *bürge unde lant.*
283,2. *und solde ich von tûsent lant*
mit einander erben,
diu nœme ich alle drumbe niht.
Einl. XXI. *hât dich der tiufel hergetragen.*

Endlich winkt Erlösung: ein Bote kommt und lädt den Ritter zu Frau Minne. Aber so wenig wie die Jungfrau der 'Virginal' bringt er ihn gleich zu seiner Herrin. Beide Boten[9] führen die Helden nur an einen schönen Platz, wo sie in Ruhe warten können. (Sogar das Wort ***warten*** findet sich an beiden Stellen statt des üblichen ***bîten;*** K. 18,6 = D. e. A. 122,2). Dort lassen sie sich bei einem ***brunnen kalt*** (K. 18,6 = D. e. A. 122,2)[10] in einer idyllischen Umgebung nieder. Der Bote reitet zu der Herrin, wobei der Dichter des 'Kittel' zwei Botenritte aus der 'Virginal' ausschlachtet.

19,4.
Er sprach: Sich, ich wil uff das hus
Da hat Venus mich gesant her uz
Nach dir in den ruchen wilden walt.
Belip hie bi disem brunnen kalt.
Ich wil ir sagen, daz du bist hie.
So fremden gast gesach ich nie,
Also du bist uff dirre stunt,
Ich wil miner frouwen tuon kunt,
Daz ich dich her zuo lant han bracht
Din ist dick zuo guotem gedacht.
Ich förcht, daz ich zuo langen,
Doch wird ich wol empfangen
Von den werden kiuschen reinen,
Sechs königin ich da meinen;
Den wil ich heischen botenbrot,
So danken mir ir mündlin rot.
Der rede was da mit ein ende,
Er macht sich gein ein steines wende...

104,11. *durch den rûchen, wilden walt*
227,12. *wilde gevert ân allen vunt,*
die hân ich vil durch iuch getân.
121,2. *hie wartent beide vürsten mîn*
122,2. *dâ manec kalter brunne ran.*
133,2. *sô liebe geste ich nie gesach.*

121,3. *ich wil ze mîner vrouwen,*
121,4. *von iu liebe mære sagen.*

254,5. *von der bin ich ze lange gewesen.*
Obiger Vers wäre ohne D. e. A. unverständlich!
121,7.
wil ich rîchiu botenbrot,
diu gît ir hant mir gerne.
123,1.
si het sich von der steines want . . .[11]

Mit dieser glücklichen Ankunft in Venus Land sind die umfassenderen Übereinstimmungen zu Ende. Höchstens können wir noch in der Schilderung der prächtigen Zelte der beiden Königinnen einige Parallelen finden, die aber nur wenig über das hinausgehen, was der Gegenstand an die Hand gibt:

9) Botenritt findet sich auch im 'Kloster der Minne', sonst öfter eine Abgesandte.

10) *brunnen kalt* ist eines der verbreitetsten Requisiten. Man sucht sich zu überbieten. Suchenwirt 46,20: *der edel prunn, der was so kalt.*

11) Die *steines want* kommt oft vor. In dieser Form Suchenwirt 22,7.

Digitized by Google

20,1.	126,3 u. 6.
Von mangem wunderbilde,	*. . . . von vêhen bilden.*
Beide zam und da bi wilde.	*ron zamen und ouch von wilden*[12]
22,25.	121,16.
in des süezen meigen touwe.	*ûf in des meien touwe.*[13]

38,3 ff.; ein Riese steht als Wächter an der Tür wie zu Arône und Jeraspunt. D. e. A. 188. 684:

38,19.	222,10 ff. vgl. a. 126,12.
Dem richen kaiser wer er tiur,	*si dûhte in alsô tiure,*
Wan er moht in vergelten nicht.	*daz nie kein kaiser gwan daz guot,*
	dâ mite diu burc vergolten si[14].
60,9.	211,1 ff,
Wiltu wizzen, wie der orden stat.	*alsus der ritter orden stât*[15]

Die Übereinstimmungen treffen zum allergrößten Teile die epischen Partien. Das ist schwerlich Zufall. Schon im 14. Jdt. versiegt der Quell der epischen Erfindung, so sehr die Allegorie von der Phantasie der Leute zeugt. Darum suchten sie gerade für diese Stücke Vorbilder in der älteren Dichtung. Noch deutlicher wird dies bei dem Gedichte 'Von der Tugenden Schatz', welches dem 'Kittel' folgt und zweifellos von demselben Verfasser herrührt. Die Einleitung bietet uns eine lyrisch angehauchte Schilderung des Frühlings, zu der ich eine Quelle nicht nachzuweisen vermag, wenn auch die Remiszenzen an dem Minnesang zahlreich genug sind. Sobald aber der eigentliche Spaziergang beginnt, setzt auch die Quelle ein:

74,25.	15,1.
Ich ging an einem morgen fruo	*Eins morgens früeje daz geschach . . . .*[16]
	120,1.
In der süezen meien touwe	*si wîstes durch den vogelsang*
Über ein blüewend ouwe.	*gein einer blüenden ouwe,*
Die haide mit allen varwen stuont,	*dâ maneger hande bluomen drang*
Des glich wart mir nie me kunt,	*ûf in des meien touwe,*[17]
Hie grüne, da bla, wis, gel, rot	*dâ rôt, dâ blâ, dâ wiz, dâ gel.*[18]
Die heide als in varwen stat.	20,4.
Bluomen lachen durch daz gras,	*bluomen lachen dur daz gras,*
Ein kurz, die ander lenger was.	*der kurzer, dirre lenger was.*[17]

Damit geht der Dichter in eine zweite lyrische Reflexion über, die ebenso sein Eigentum ist wie die erste. Erst die Fortsetzung des Weges bringt uns wieder auf das Epos zurück:

12) Diese Verse sind sehr verbreitet.
13) Ebso. Suchenwirt 24.103.
14) Dieser Vers dürfte im Eckenlied geprägt worden sein 24,10.
15) Der Minneorden ist selbstverständlich eine Fortsetzung des Ritterordens aus dem 13. Jdt.
16) Also auch den Aufbruch am Morgen hatten die Helden den Minnern vorgemacht!
17) Vgl. oben.
18) Hier kommt also die berühmte Farbenaufzählung her! Sie war um 1260 Mode. Rudolf von Ems Wltchr. 12 593. In Konrads Trojanerkrieg bis zum Überdruß. Vgl. Busse 73, Bachmann 53.

Digitized by Google

75,24.	20,1 - 3,6. 22,9. 22,7. 20,8.
Ich ging fürbas in den walt.	*Alsô si kômen in den walt,*
Da vant ich manigen brunnen kalt	*si sâhen manegen brunnen kalt*[11]
Uz herten velsen dringen.	*ûz herten velsen dringen . . . . . .*
Die vogel begunden singen,	*dar zuo der vogele singen . . . . .*
Der ein clein, der ander grôz,	*ieze klein und danne grôz . . . . .*[18]
Das das gebirge sere erdoz	*der galm in daz gebirge erdôz . . . .*[17]
Mit so süezem, richem don.	*in süezem senften dône . . . .*

Im weiteren Verlauf kommen wir in einen hohlen Berg, der einige Anklänge an den 'Laurin' zeigt.

Ich glaube, daß ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen 'Dietrichs erster Ausfahrt' und den beiden Minneallegorien nicht geleugnet werden kann. Natürlich erhebt sich die Frage, ob sich noch andere ähnliche Fälle feststellen lassen, in denen Minneallegorien das Epos in ähnlicher Weise geplündert haben. Ich vermag keinen nachzuweisen; vielleicht ist aber ein anderer glücklicher als ich.

Es sei mir hier noch eine allgemeine Bemerkung gestattet: die Entlehnungen, namentlich im zweiten Stücke, umfassen nur ganz wenige Strophen des 13000 Verse langen Vorbildes. Diese wenigen Strophen aber sind stark ausgebeutet. Dies ist recht bezeichnend für diese Zeit, die nicht mehr wie früher sich auf weitester Grundlage schulte. Man denke im Gegensatz hierzu an unser Gedicht von 'Dietrichs erster Ausfahrt'. Dessen Dichter haben geradezu Studien gemacht, ehe sie ans Werk gingen. Die ausgesuchte Lieblichkeit dieses Gedichtes, seine wunderbare Glätte, die scheinbar spontane Frische sind das Ergebnis einer genauen Kenntnis aller literarischen Wirkungen, welche die früheren Dichter gefunden. Lunzer hat die Beziehungen zum 'Willehalm' und zum 'Laurin' aufgedeckt, v. Kraus die Entlehnungen aus Konrad von Würzburg (ZfdA. 50, 1 und 52, 113; Wiener Programm 1901). Es stehen aber noch aus die wichtigen Beziehungen zum 'Eckenlied'. Dieser sorgfältig studierten Sprache hat das Gedicht seine einstige Beliebtheit zu verdanken, über die sich Lunzer sehr zu Unrecht wundert. Die Menschen sahen damals nicht mit unseren Augen. Stilistische Fragen hatten für sie größeres Interesse. Anders im 14. Jdt., wo der Trieb zum Schaffen neuer Stilformen erlahmt und die bloße Nachahmung herrscht (vgl. eben Meister Altswert). Anders wieder im 15. Jhdt., wo die mhd. Dichtersprache endgiltig Bankrott gemacht hat.

19) Laßberg 125, ebso.

LEIPZIG HENRIK BECKER

Digitized by Google

ÜBER ARTEN DER DEUTSCHEN WORTBILDUNG, BESONDERS WORTKREUZUNGEN[1]

Drei Seiten der Wortbildung sind es, denen man seine Aufmerksamkeit widmen kann: den formalen Bildungsmöglichkeiten, den Beziehungen der einzelnen Bildungstypen zu ihrer Bedeutung und schließlich der Verwendung der Wortbildung als stilistisches Mittel. Hier sei nur die erste der drei Stufen ins Auge gefaßt, die Reihe der formalen Bildungsmöglichkeiten, die ja die Grundlage für die beiden andern bildet, gleichwohl aber noch keineswegs in befriedigender Weise geklärt ist. Jedem, der sich mit Fragen der Wortbildung nur ein wenig beschäftigt, muß sehr bald auffallen, mit welcher Willkür dieses Gebiet bald weiter, bald weniger weit abgegrenzt wird; dementsprechend ist auch die Zahl der behandelten Spracherscheinungen bald größer oder kleiner, oder, wie wir wohl treffender sagen, die Zahl der vernachlässigten Bildungsweisen ist größer oder weniger groß. Die verschiedenen deutschen Wortbildungslehren etwa zeigen das in aller Klarheit; es erübrigt sich, näher darauf einzugehen.

Nun kann man vielleicht aus praktischen Gründen in der Grammatik der Einzelsprachen nicht die Schaffung von Wörtern überhaupt, sondern nur die Bildung, die unter Verwendung von vorhandenem Sprachstoff geschieht, als Wortbildung in engerem Sinn fassen und die übrigen, die sogenannten Urschöpfungen, der allgemeinen Sprachwissenschaft zuweisen; aber man muß sich dabei darüber klar sein, daß auch diese Bildungsweisen in geschichtlicher Zeit vorkommen und bis zum heutigen Tag lebendig sind; sie verlangen daher auch in der geschichtlichen Grammatik der Einzelsprachen Berücksichtigung.

Aber auch bei der Wortbildung im engeren Sinn, d. h. der unter Verwendung vorhandenen Sprachstoffs geschehenden, pflegen herkömmlicherweise nur wenige Bildungsarten untersucht zu werden, in der Hauptsache Zusammensetzungen und Ableitungen, dazu noch die Verbindung aus beiden, die sogenannten Zusammenbildungen. Der großen Menge anderer wie Reim- und Spielbildungen, Kreuzungen, den sogenannten Volksetymologieen wird in der Regel kein Platz gewährt. Dieser Zustand hat schon früher die Kritik herausgefordert[2], er ist auch kürzlich wieder bemängelt worden.

Christian Rogge, der in einer Reihe von Aufsätzen[3] die Rolle der Analogie im Sprachleben behandelt hat — darüber gleich näheres — hat besonders auch der Wortbildung durch Ana-

1) Vortrag gehalten auf der Göttinger Philologenversammlung im Oktober 1927.

2) Vgl. R. M. Meyer, Zs. f. deutsche Wortforschung II, 36 f.

3) Arch. f. d. ges. Psychologie 52, 441 ff.; ebenda 53, 485 ff.; Zs. f. d. Ph. 50, 1 ff.; Beitr. 50, 321 ff.; Teuthonista 3,64 ff.

Digitized by Google

logie, wie er es nennt, Aufmerksamkeit geschenkt; seinen wichtigsten Aufsatz 'Der tote Punkt in der etymologischen Forschung'[4] suchte später Lutz Mackensen zu stützen und zu ergänzen[5]. Aber durch Vermischung von Verschiedenartigem, durch den wechselnden Gebrauch sowohl verschiedener Bezeichnungen für denselben Vorgang wie auch desselben Ausdrucks für verschiedene Erscheinungen ist die Gefahr einer Verwirrung heraufbeschworen; zudem sind auch bei ihnen, besonders bei Rogge nicht alle Bildungsmöglichkeiten berücksichtigt.

So soll im ersten Teil dieses Vortrags der Versuch gemacht werden einer Herausarbeitung und Gliederung aller Arten der Wortbildung. Als Hauptscheidung sei der alte Unterschied festgehalten zwischen sogenannter Urschöpfung, die ohne Benutzung vorhandenen Sprachstoffs geschieht, und Wortbildung unter Verwendung vorhandenen Sprachstofffs. Die Urschöpfungen, das betone ich nochmals ausdrücklich, sind auch für die lebenden Sprachen als immer wieder auftretende Erscheinungen von Wichtigkeit; doch können hier ihre Arten und die damit zusammenhängenden Fragen nur angedeutet werden. Interjektionen, Reiz- und Lockrufe, schallnachahmende Bildungen wären hier zu betrachten. Die Frage der künstlichen (willkürlichen) Schaffung von Wörtern wäre zu erörtern (Reklamenamen); es wären schließlich die Fälle zu beachten, in denen die Situation dazu mitwirkt, daß eine gewisse Lautgruppe sich mit einer bestimmten Bedeutung verbindet. Die Frage der Lautsymbolik würde sich hier anschließen. Wertvolle Anhaltspunkte gibt die Kindersprache.

Die Gruppe II (Wortbildung unter Verwendung vorhandenen Sprachstoffs) zerfällt in zwei Abteilungen: A. Wortbildungen ohne lautliche Veränderungen des Wortkörpers; B. solche Bildungen, die mit einer lautlichen Veränderung des Wortkörpers verknüpft sind. Zu Gruppe A. wären einmal die Entlehnungen aus anderen Sprachkreisen zu rechnen, sei es aus fremden Sprachen, sei es aus älteren Sprachstufen oder aus der Mundart, vorausgesetzt, daß man soweit gehen will, auch diese Bereicherung des Wortschatzes zur Wortbildung zu ziehen, wie es R. M. Meyer seiner Zeit forderte. Ferner gehören hierher die Bildungen durch syntaktische Mittel, d. h. die Überführungen aus einer Wortklasse in eine andere; die Substantivierung von Adjektiven, Pronomina, Interjektionen, Schallnachahmungen, Konjunktionen, Adverbien, Verbalformen und von ganzen Sätzen; die Adjektivierung von Substantiven, Adverbien und Interjektionen; Pronominierung und Adverbialisierung, schließlich die Überführungen in die Klasse der Interjektionen (Bildung sog. unechter Interjektionen) wären hier zu besprechen[6]. Während ich auf diese beiden Abteilungen hier ebenfalls

4) Zs. f. d. Ph. 51,1 ff.
5) ebenda S. 400 ff.
6) Als Beispiel vgl. die Gießener Diss. von H. Schudt, Wortbildung von Wetterfeld (1927).

Digitized by Google

nicht näher eingehen kann, muß ich das bei derjenigen tun, die ich als dritte hierher stellen möchte, bei den Zusammensetzungen. Auch sie gehören nämlich zu den Wortbildungen, die ohne lautliche Veränderung vor sich gehen, wenigstens dann, wenn wir nur diejenigen im Auge haben, bei denen der wirkliche Vorgang der Zusammensetzung vorliegt[7]. Die große Masse der Zusammensetzungen, bei denen auch lautliche Veränderungen gegenüber den Grundwörtern vorkommen, wird ja nicht selbständig gebildet; vielmehr entstehen sie in Analogie nach irgendwelchen Vorbildern, sodaß sie für uns, die wir hier den Bildungsvorgang maßgebend sein lassen, an anderer Stelle zu besprechen sind, nämlich bei den analogischen Bildungen, wo auch sämtliche Ableitungen erscheinen werden. Debrunner meint in seiner griechischen Wortbildungslehre[8] sogar, daß auch sämtliche Zusammensetzungen der Zeiten, die durch die historisch-vergleichende Sprachforschung erschlossen werden können, nur in Analogie nach bestehenden Mustern gebildet worden seien. Das ist für die größere Zahl der Zusammensetzungen sicher richtig, aber nicht für alle; und gerade auf diese kommt es für uns an. Sie sind Debrunner wohl deshalb entgangen, weil er sich mit der Wortbildungslehre einer toten Sprache befaßt hat. Achten wir auf die lebendige Sprache, so können wir an uns selbst die Beobachtung machen, daß gelegentlich noch Wortbildungen geschehen in der Art, wie wir uns die alten Zusammensetzungen zu denken haben. Jede Zusammensetzung beruht auf einer syntaktischen Gruppe, und sie kommt zu Stand, wenn ein ursprüngliches syntaktisches Gefüge durch engeren Zusammenschluß irgendwelcher (meist auf Bedeutungswandlung beruhender) Art zur Einheit verknüpft wird. So entstehen die *Róterüben* aus *róten Rüeben,* in rheinhessischen Mundarten die *Weißerib* aus *weiße Rüebe,* indem die Bedeutungsverengerung auf eine bestimmte Art weißer oder roter Rüben jenen engeren Zusammenhang schafft. So wurde in historischer Zeit aus *sauer Kraut* durch Spezialisierung auf eine bestimmte Art das *Sauerkraut.* Ebenso sind sicherlich auch andere Bildungen älterer Zeit und anderer Sprachen zu beurteilen. Für besonders wichtig halte ich es, daß für die Beurteilung einer Zusammensetzung die syntaktische Gruppe beachtet wird, aus der sie hervorgegangen ist. Zahlreiche wertvolle Gesichtspunkte ergeben sich dann; es treten zunächst diejenigen Bildungen deutlich heraus, die keine wirklichen Zusammensetzungen (in meinem Sinn) sein können, sondern nur analogische, da sie nicht als syntaktische Gruppe denkbar sind *(Liebesdienst, steinalt).* Ferner erhält die rein beschreibende Einteilung in Kopulativzusammensetzungen, Bestimmungszusammensetzungen und Possessivzusammensetzungen (Bahuvrihi-Komposita) eine feste Grundlage; nach Behaghels Einteilung

7) Dazu vgl. bes. K. Brugmann, Über das Wesen der sogen. Wortzusammensetzung. Sächs. Sitzber. 1900, phil.-hist. Kl., 359 ff. O. Dittrich, Über Wortzusammensetzung auf Grund der neufranzös. Schriftsprache. Zs. f. roman. Philol. Bd. 22, 305 ff. und 29,129 ff.

8) 1913; S.

Digitized by Google

der syntaktischen Wortgruppen in Bestimmungs- und Erweiterungsgruppen ist die Verschiedenheit des Bedeutungsverhältnisses der Teile in Zusammensetzungen wie *Rôterüben* und *rot-weiß* oder *einundzwanzig* vollkommen selbstverständlich; jenes Kompositum geht auf die Bestimmungsgruppe Substantiv mit Attribut zurück, während die beiden anderen Bildungen aus Erweiterungsgruppen entstanden sind. Die sogenannten Bahuvrihi-Komposita schließlich erklären sich auf dieser Grundlage einleuchtend ebenfalls als alte Wortgruppen, die aber weder Bestimmungs- noch Erweiterungsgruppen waren, sondern ganze Sätze vertraten. Der Kaiser Rotbart ist entstanden etwa aus der *Kaiser, rot (sein) Bart*[9]. Wesentlich ist, daß die griechischen Bahuvrihi-Komposita zunächst nicht in allen Kasus gebraucht werden, etwa εὐρυάγυιος „breitstraßig"; sondern es kommt nur πόλις-εὐρυάγυια = „Stadt breit die Straße" vor; d. h. die alte satzvertretende Gruppe scheint hier noch durch[9a]. Die Bildung anderer Formen erfolgt sekundär durch Analogie. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir für die sogenannten „echten" Zusammensetzungen (nach Grimms Ausdruck) ebenfalls Entstehung aus der syntaktischen Gruppe annehmen aus einer Zeit, in der die Einzelteile ohne Flexion in der syntaktischen Gruppe erscheinen konnten; analogische Nachbildungen haben auch hier in großem Maß stattgefunden, wie denn der Form nach „echte" Komposita noch heute auf analogischem Weg entstehen können. Nach meiner Einteilung sind das aber Analogiebildungen, während ich als wirkliche Komposita (um den Ausdruck „echte" zu vermeiden, der wegen des seit Grimm herrschenden Sprachgebrauchs mißverständlich wäre) nur diejenigen fasse, bei denen der psychologische Vorgang der Zusammensetzung selbst sich vollzogen hat. Die für die Erkenntnis des Wortbildungsvorgangs wertlose, rein beschreibende Scheidung in „echte" und „unechte" Komposita wäre durch die in wirkliche und analogische zu ersetzen. Daß die wirklichen Zusammensetzungen zu verschiedenen Zeiten verschieden aussehen, beruht eben darauf, daß auch die syntaktischen Gruppen, die ihre Grundlagen bilden, ihr Aussehen wandeln. Nähere Ausführungen müssen anderer Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Genauerer Betrachtung unterziehen wir diejenigen Wortbildungen aus vorhandenem Sprachstoff, die mit Veränderung des Wortkörpers geschehen. Hier stehen solche Bildungen, die nach einem Vorbild geschehen und die wir deshalb abhängige nennen können, anderen gegenüber, die wir im Gegensatz dazu als selbständige bezeichnen können.

Abhängig sind zunächst die Reimbildungen; zu ihnen stelle ich nur diejenigen Fälle, in denen ein Wort, das einem anderen bereits nahesteht, diesem formal so angenähert wird, daß es zum Reim-

9) Vgl. O. Behaghel, Die deutsche Sprache. 7. Aufl. S. 273; und H. Jacobi, Kompositum und Nebensatz 1897.

9a) Vgl. jetzt H. Hirt, Indogermanische Grammatik 4, 39.

Digitized by Google

wort wird. Als Beispiel sei aus Günterts Buch über die Reimwortbildungen im Arischen und Altgriechischen[10] das Wortpaar *nomen* und *cognomen* gewählt. Sie gehören ihrer Etymologie nach nicht zusammen; vielmehr hat lateinisch *nomen* die Fortsetzung eines idg. Substantivs *gnomn,* das dem griechischen γνῶμα entspricht, beeinflußt, sodaß es zu seinem Reimwort wurde. Ich wähle diesen Fall nur als Beispiel und bitte anzunehmen, daß der Vorgang wirklich so gewesen sei. Theoretisch ist diese Art der Wortbildung zweifellos möglich, es ist jedoch sehr schwer, Einzelbeispiele anzuführen, von denen mit Bestimmtheit behauptet werden kann, daß ihre Bildung auf dem geschilderten Weg geschah. Denn in vielen Fällen ist auch Enstehung dieser sogenannten Reimwörter durch Kreuzung möglich; es wird oft nicht gelingen, hier zu einer eindeutigen Erklärung zu kommen. Völlig ausscheiden möchte ich aus dem Kapitel Reimbildungen aber die Fälle, die durch Proportionsanalogie entstanden sind, wie etwa die Bildung *adoria* „kriegerischer Ruhm", das in der Überschrift in Günterts Buch als Reimbildung zu *gloria* „Ruhm" erscheint, in dem folgenden Text aber ganz richtig als analogische Neubildung zu *adorare* erklärt wird nach der folgenden Proportion: wie neben *gloriari* ein *gloria* besteht, so wird zu *adorare* neu gebildet *adoria.* Diese Art Reimbildung unterscheidet sich ihrer Entstehung nach wesentlich von den zuerst besprochenen, sie ordnet sich als Teil den Proportionsanalogieen ein.

Diese Proportionsanalogieen gehören ebenfalls zu den abhängigen Bildungen. Unter Analogiebildung pflegt man den Vorgang zu verstehen, den H. Paul so umschreibt[11]: „Die Wörter und Wortgruppen, die wir in der Rede verwenden, erzeugen sich nur zum Teil durch bloße gedächtnismäßige Reproduktion des früher Aufgenommenen. Ungefähr ebensoviel Anteil daran hat eine kombinatorische Tätigkeit, welche auf der Existenz der Proportionengruppen basiert ist. Die Kombination besteht dabei gewissermaßen in der Auflösung einer Proportionengleichung, indem nach dem Muster von schon geläufig gewordenen analogen Proportionen zu einem gleichfalls geläufigen Wort ein zweites Proportionsglied frei geschaffen wird. Diesen Vorgang nennen wir Analogiebildung." So wird etwa analog nach den Gruppen *Hund: Hündin, Fuchs: Füchsin* zu dem Wort *Katz* eine *Kätzin* gebildet.

Auf die Proportionsbildung kommt es hier besonders an; ihre Wichtigkeit betont neuerdings wieder H. Höffding, wenn er in seinem Buch 'Der Begriff der Analogie'[12] die Analogie allgemein bestimmt als „eine Ähnlichkeit, die sich auf das Verhältnis zwischen Eigenschaften oder Teilen gründet." Christian Rogge gebraucht den Ausdruck Analogie jedoch ganz anders. Er faßt[13] die Analogie als „Angleichung der Wörter und Ausdrücke, die auf

10) Heidelberg 1914.
11) Prinzipien[4] S. 110.
12) Deutsche Ausgabe bei Reisland 1924.
13) Band 52 S. 453 des Archivs für die gesamte Psychologie.

Digitized by Google

Grund verwandten Sachgehalts psychologisch miteinander verknüpft werden." Rogge leugnet gleichzeitig, daß es Analogiebildungen in dem von Paul behaupteten Sinn überhaupt gäbe. „Die Wörter verknüpfen sich zu Reihen, nie zu Gruppen." Rogge kommt zu seiner Definition, indem er vom Sprachgebrauch der Alten ausgeht; er sucht das Wesen der Analogie auf, indem er die Grundbedeutung des Wortes erforscht. Nun mag er darin recht haben, daß eigentlich der Ausdruck Analogiebildung in seinem Sinn gebraucht werden müßte; aber feststeht, daß das nicht geschieht; vielmehr wird 1. der Vorgang, den Rogge Analogiebildung nennt und der übrigens durchaus nicht erst durch ihn entdeckt wurde, seither gewöhnlich Kontamination, auch Kreuzung oder Assoziation genannt (und Rogge gebraucht auch diese Ausdrücke gleichbedeutend mit Analogie). 2. wird der Name Analogie für einen anderen Vorgang benutzt, eben für den von Paul beschriebenen, mag das auch der Grundbedeutung des Wortes widersprechen. Es ist ein Fehler von Rogge, daß er das Bestehen dieses Bildungsvorgangs überhaupt leugnet nur mit der Unterlage, daß Analogie etwas anderes bedeute. Damit ist die Paulsche Anschauung nicht erschüttert, und wenn ich nachher einige der Roggeschen Beispiele gebe, wird die Unwahrscheinlichkeit seiner Behauptung noch größer. Die Proportionsanalogie, und nur sie verstehe ich im Folgenden unter dem Begriff Analogiebildung, spielt eine bedeutende Rolle in der Formen- wie in der Wortbildung. Ein Unterschied ist allerdings festzustellen. Die Proportionen, durch die Zusammensetzungen und Ableitungen geschaffen werden, beruhen stets zum Teil wenigstens auf inhaltlichen Beziehungen, so wenn etwa das Suffix *-in* dazu dient, weibliche Gegenstücke zu den Bezeichnungen für männliche Lebewesen zu bilden, wie es bis heute lebendig geschieht. Die analogischen Neubildungen der Formen dagegen beruhen auf lautlichen Beziehungen, so wenn ein neues Präteritum ***melkte*** zu ***melken*** gebildet wird im Anschluß an das Verhältnis des formal, nicht inhaltlich verwandten Infinitivs ***welken*** zu seinem Präteritum ***welkte***. Es sei aber hervorgehoben, daß die formalen Analogien durch inhaltliche Beziehungen gefördert werden.

Das Beispiel ***melkte*** gibt Veranlassung, nochmals auf Rogges These einzugehen. Er sagt in seinem Aufsatz 'Die Entstehung des schwachen Präteritums im Germanischen'[14]: ... „Es ist . . . ein Irrtum, wenn selbst ein Forscher wie H. Paul . . . ***melkte*** erklärt nach ***welkte***. Der Gleichklang soll dabei entscheidend sein, ist es hier sicher nicht. ***Melken*** ist eine Arbeit der Frauen, und so ordnet sich ***melkte***, ebenso wie ***backte*** statt ***buk*** analogisch ein bei ***kochte, knetete, rührte, quirlte*** . . ." Aber 1. gibt es ja auch die Reihe ***buk, wusch, schlug, trug*** usw., 2. ist das Melken nicht nur weibliche Tätigkeit. Aber über diese Punkte will ich nicht streiten. Das Entscheidende ist, daß Rogge bei diesem wie bei anderen Fällen nicht nach der Zeit und dem Ort des Vorkommens fragt. Die Bildung ***melkte***

14) Beitr. 50,323.

Digitized by Google

z. B. findet sich, soweit ich sie kenne, vornehmlich in der Stadt, während auf dem Land, d. h. da, wo melken zur Tätigkeit der Frau gehört, das alte *malk* erhalten ist. Und daß die Verteilung so ist, steht mit der Erklärung durch Proportionsanalogie durchaus im Einklang: eben in der Stadt, wo das Wort verhältnismäßig selten vorkommt, da tritt Unsicherheit und dann analogische Neubildung ein. Daß die Unsicherheit bei derartigen Bildungen eine Rolle spielt, scheint mir auch aus Folgendem hervorzugehen. In der Gegend zwischen Frankfurt und Gießen finden sich als mundartliche Formen die merkwürdigen Bildungen *kief* statt *kaufte, krag* statt *kriegte* und andere. Gerade in jenem Gebiet herrscht aber Unsicherheit im Gebrauch des Präteritums überhaupt, das hier nämlich im Kampf mit dem von Süden vordringenden Perfektum steht. Bekanntlich werden gerade in solchen, sprachlich nicht ausgeglichenen Gebieten massenhaft sogen. falsche Formen, hybride Formen gebildet; sprachliche Adoptivformen, wie sie Ferd. Wrede genannt hat[15], stellen sich ein; gerade ihr Zustandekommen beruht auf formalen Proportionsanalogieen: weil etwa im Grenzgebiet zwischen anl. *g* als Verschluß und als *j, Gans* und *Jans* nebeneinanderstehen, deshalb wird zu *Junge* analogisch *gunge* neu gebildet. Es ist daher ein völliger Irrtum, wenn man glaubt, Wrede als Kronzeugen gegen die Analogie anrufen zu können. Gerade die Dialektgeographie gibt uns ja die Möglichkeit, die sogenannten „falschen Analogieen" im richtigen Licht zu sehen.

Zu den analogischen Wortbildungen gehört ein großer Teil der Zusammensetzungen und die ganze Gruppe der Ableitungen. Mit diesen steht es ja folgendermaßen: Die sogenannten Ableitungssuffixe sind ursprünglich, soweit wir im Stand sind, es nachzuprüfen, selbständige Wörter, die Ableitungen also ursprünglich Zusammensetzungen; als Beispiel brauche ich nur an die Suffixe *heit, lich* zu erinnern. Erst wenn der zweite Bestandteil von solchen Zusammensetzungen abgeschwächt ist, pflegt man ihn als Suffix aufzufassen und von Ableitung zu reden. Aber alle Ableitungen, die von diesem Augenblick an gleich durch das Suffix gebildet werden, entstehen durch Analogie.

Analogische Bildungen sind schließlich auch die sogenannten Zusammenbildungen, deren Wesen man darin zu erkennen glaubt, daß Ableitung und Zusammensetzung zugleich stattfinden. Fälle wie *Grablegung, mehrgliedrig, entkräften, verherrlichen* pflegt man hier in gleicher Weise aufzuführen. Doch scheinen mir hier dem Bildungsvorgang nach zwar im Großen gleichartige Bildungen (nämlich analogische) vorzuliegen, im Einzelnen aber zwei verschiedene Typen, die man auseinander halten muß, wie man analogische Zusammensetzung und Ableitung trennt. *Entstaatlichen* und *verherrlichen* sind reine Ableitungen, wenn man nur den Begriff der Ableitung logisch folgerecht durchführt. Denn es ist ein Widerspruch, nur

15) Beiträge zur germanischen Sprachwissenschaft (Festschrift für O. Behaghel), 1924 83ff.

Digitized by Google

da von Ableitung zu sprechen, wo das zweite Glied aus dem ehemaligen selbständigen Wort zum bloßen Ableitungselement, zum Suffix gewandelt ist, dagegen in den Fällen, wo das erste Glied aus dem selbständigen Wort zum Präfix entwickelt ist, von Präfixkomposita. Die Bildungen mit den Präfixen *be-, ent-, ge-, ver-, zer-, miß-; un-; ur-* sind genau so Ableitungen wie die mit den Suffixen *-heit, -keit, -lich* usw.; und als dritte Gruppe sind die Fälle anzureihen, wo gleichzeitig Suffix und Präfix verwandt werden; denn der Vorgang ist doch der, daß nach einem Vorbild, das Präfix und Suffix bereits enthält, analogisch andere derartige Wörter gebildet werden. Entscheidend ist jedoch, daß das Vorbild zu dem Besitz von Präfix + Suffix nicht durch einmalige Bildung, sondern durch Ableitung aus einer Ableitung, also erst durch zwei Bildungen, gekommen ist. Beispiel: *entstellen* ist Ableitung zu *stellen*, das seinerseits Ableitung zu *Stall* ist. *Entstellen* enthält nach diesen beiden Vorgängen Suffix und Präfix, und nun kann analogisch beides zugleich für eine Bildung wie *entkräften* zu dem bestehenden *Kraft* verwandt werden. Damit wird eine große Gruppe der sogenannten Zusammenbildungen zu den Ableitungen hinübergenommen, die danach 1. in Ableitungen durch Suffix, 2. durch Präfix und 3. durch Präfix + Suffix zerfallen.

Auch die in der Gruppe der Zusammenbildungen verbleibenden Fälle wie *Grablegung* und *mehrgliedrig* stehen den Ableitungen sehr nahe. Sie geschehen ebenfalls durch analogische Suffix- oder Präfixbildungen; nur ist der Grundstock nicht ein Wort, sondern eine syntaktische Gruppe, die noch nicht zur Einheit verschmolzen war und nicht als solche vorkommt. Fälle wie *Leisetreterei, Inanspruchnahme*, die man gewöhnlich als Zusammenbildungen faßt, veranschaulichen gut die nahen Beziehungen zu den Ableitungen; denn man wird heute bereits mit Recht schwanken, ob man *in Anspruch nehmen* noch als Wortgruppe oder bereits als Zusammensetzung fassen soll, sodaß *Inanspruchnahme* in jenem Fall Zusammenbildung, in diesem Ableitung wäre. Aber so oder so sind die Zusammenbildungen sämtlich als analogische Schöpfungen zu erklären.

Wir haben uns klar gemacht, wie Analogiebildungen zu Stande kommen; aber mit dem Entstehen ist das Festwerden einer derartigen Bildung noch nicht gewährleistet, und gerade darauf kommt es für die Wortbildung an. Verschiedene Umstände tragen zu der Festigung bei. Der wesentlichste ist der, daß die betreffende Analogie so nahe liegt, daß sie immer und immer wieder gebildet wird, und daß sie möglichst vielen Individuen einleuchtend ist. Sehr wichtig ist, daß sie dem Sinn nach den Vorbildern entspricht, also etwa, wie im oben gebrauchten Beispiel, die *in*-Bildungen weibliche Gegenstücke zu männlichen Lebewesen bezeichnen. Hier ist die Stelle, wo die zweite der im ersten Satz erwähnten Betrachtungsarten einsetzen muß, die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Form und Bedeutung; ohne Herbeiziehung dieses Gesichtspunkts ist hier keine fruchtbare Arbeit möglich. Andere

Digitized by Google

Gründe für das Festwerden bestimmter Bildungen sind geistiger Art; so kann eine Form, die ein Einzelner hervorbringt und bei der die zu Grunde liegende Proportion für viele gar nicht naheliegt, doch als so einleuchtend, treffend oder witzig empfunden werden, daß sie sich durchsetzt. Die absichtlichen scherzhaften Neubildungen bleiben hier außer Betracht, sie wären in dem Kapitel „Wortbildung als stilistisches Mittel" abzuhandeln.

Wir kommen zu der Gruppe, die wir im Gegensatz zu den eben besprochenen abhängigen Bildungen als selbständige bezeichnet haben. Treffender kennzeichnet die ihnen allen gemeinsame Eigenheit der Name „prälogische Bildungen", der aus Levy-Bruhls Sprachgebrauch entnommen ist. Es soll wie dort ein Werturteil vermieden und nicht das Gegenteil von logisch, etwa unlogisch oder antilogisch gemeint sein; vielmehr soll nur damit gesagt werden, daß die Logik, der Intellekt bei diesen Bildungen nicht mitwirkt[16]. Sie vollziehen sich im Unbewußten. Der Vorgang bei der Bildung ist der folgende: Im Bewußtsein sind gleichzeitig zwei verschiedene Wörter vorhanden, sei es, daß sie gleichzeitig oder daß sie kurz hintereinander eingetreten sind, und diese vermischen sich. Als Grund für ihr gleichzeitiges Nebeneinander kommt in Betracht: 1. sachliche Beziehung zwischen beiden, 2. räumliche Beziehung und 3. formale Beziehung. Alle drei Arten machen wir uns zunächst am besten klar an dem, was wir versprechen, verlesen, verhören nennen. Die Beispiele für diese vorläufige Erläuterung entnehme ich dem Buch von R. Meringer und K. Mayer 'Versprechen und Verlesen'[17].

1. Inhaltliche Beziehungen sind der Anlaß für folgende Versprechungen: Beispiele:

Meringer S. 59: Mit dem M. möchte ich nicht anbanden (Gemischt aus *anbinden* + *anbandeln);*

ebenda: hin- und herschwogen (aus *schweben* + *wogen);*

Ein Professor sagte: das Wasser verdumpft (statt *verdunstet* oder *verdampft).*

2. räumliche Beziehungen sind schuld. Hierher gehören die Versprechungen, die Meringer als Antizipationen und als Nachklänge bezeichnet. Beispiele:

a) für Vorklänge S. 38: *paster noster* (statt *pater noster);* ebenda: *daß er nicht auf derselben Leite liegen kann* (statt *Seite liegen kann);*

b) Nachklänge: Meringer S. 49: *Wenn der Minister sich nicht auftraut* (st. *auftraft);* oder in einer Aufzählung: *Mittellaut, Zwittellaut* (statt *Zwitterlaut).*

16) Sie sind aus diesem Grund in der Volkssprache bes. häufig. Vgl. meine Ausführungen in den Hess. Blättern f. Volksk. 26 (1927), 170 f.

17) Stuttgart 1895.

Digitized by Google

3. Formale Beziehungen sind der Anlaß.

Die reinsten Beispiele erhalten wir hier, wenn wir das Inhaltliche ganz ausscheiden; das ist dadurch möglich, daß wir die Beispiele aus dem Gebiet des Verhörens wählen. Auch sie finden wir bei Meringer (S. 157 f.):

Gesagt wurde:	verstanden wurde:
Feld in Mähren	Feld im Meere
Vetter aus Chikago	Vetter aus Kroke
Bauernfeuilleton	Bauernfeld
halbe Stunde studieren	halbes Huhn
ein Giardinetto	ein Diner

und zwar begegneten die beiden letzten Verhörungen einer Kellnerin.

In allen diesen Fällen handelt es sich um Fehler, um Augenblicksbildungen, die mit ihrem einmaligen Auftreten zugleich wieder untergingen. Aber sie sind als typische Bildungsarten für uns wichtig, die für die Wortbildung in dem Augenblick von Bedeutung werden, in dem sich die Möglichkeit für ihr Festwerden zeigt. Sehen wir uns die drei Fälle nochmals unter diesem Gesichtspunkt an.

Den Fall 1, in dem sich die Worte durch inhaltliche Beziehungen vermischen, und den ich als Wortkreuzung bezeichne, stelle ich zunächst zurück.

Im Fall 2 *paster noster* statt *pater noster* usw. haben wir es mit psychologischer Vorwegnahme zu tun, die in einer bestimmten Reihe von Worten und nur in dieser Reihe erfolgt. Werden nun solche Reihen sehr häufig in derselben Folge gebraucht, so kann die betreffende Vorwegnahme (oder auch der Nachklang) immer wieder vorkommen, schließlich so häufig, daß sie fest wird. Derartige Bildungen kommen z.B. in der Zahlenreihe vor; wenn wir in hessischer Mundart und Umgangssprache *ein rechter guter Kerl* statt *ein recht guter Kerl* sagen, so ist das eine derartige festgewordene Vorwegnahme. Zahlreiche Wandlungen, die sich im System der einzelnen Paradigmen vollziehen, gehören hierher.

Im Fall 3 (*halbes Huhn* statt *halbe Stunde studieren* usw.) wird der Sinn des Gesprochenen nicht erfaßt, sondern nur die äußere Klangform aufgenommen, und sie ruft im Bewußtsein ein der Form nach ähnliches Wort hervor. Dabei spielt die Phantasie unter Umständen eine erhebliche Rolle. Sehr verständlich ist, daß die assoziierten Wörter aus dem zunächst liegenden Gedankenkreis stammen, so wenn jene Kellnerin *ein halbes Huhn* verstand. Häufig spricht in diesen Fällen die Situation mit und bewirkt, daß trotz des Nichtverstehens des Gesprochenen doch der Sinn wenigstens ungefähr erfaßt wird; dann wird ebenfalls ein lautlich nahestehendes Wort assoziiert, das aber gleichzeitig dem Sinn nach verwandt ist. Das ist in Meringers Aufzeichnungen der Fall, wenn ein Kellner statt *Brathuhn Backhuhn* versteht. Alle seitherigen Beispiele, die für diesen Fall 3 angeführt worden sind, beruhten auf wirklichem äußerem Verhören, das heißt, das betr. Wort wurde gar nicht aufgenommen. Es

Digitized by Google

ist nun im Grund genau dasselbe, wenn das Gesprochene zwar äußerlich vom Ohr gehört wird, aber unverstanden bleibt, weil es dem Hörer fremd ist; es stellt sich dann genau derselbe psychologische Vorgang ein, den wir soeben besprochen haben; wir pflegen bei derartigen Wortbildungen von Volksetymologieen zu reden. Ich gebe nur zwei Beispiele: nur die Form spielt eine Rolle, wenn statt *unguentum Napolitanum* der *umgewendte Napoleon* auftritt; die Situation spricht mit, d. h. der Sinn wurde geahnt und berücksichtigt, wenn die *sinfluot* zur *Sündflut* entwickelt ist. An dieser Stelle wären die volkstümlichen Umdeutungen anzuschließen, die sich in großer Zahl in der Mundart finden.

Im letzten Teil meiner Ausführungen gehe ich auf den vorhin zurückgestellten Fall 1, die Wortkreuzungen, näher ein. Wir erinnern uns: es handelte sich um den Typus des Versprechens, bei dem durch inhaltliche Beziehungen zwei Wörter gleichzeitig im Bewußtsein vorhanden sind. Christian Rogge, der hauptsächlich diese Bildungen unter die Lupe genommen hat, macht keinen Versuch dazu, die Bedingungen zu erkennen, unter denen sie zu Stand kommen; er mißbraucht vielmehr, den an sich wichtigen und richtigen Grundsatz der Wortkreuzung, um irgendwelche etymologisch unklaren Wörter damit zu erklären. Bevor jedoch das Prinzip auf die ältere Sprachentwicklung oder gar auf das unsichere Feld besonders unklarer Wörter angewandt werden kann, müssen unbedingt feste Grundsätze an dem Stoff gewonnen werden, den wir überschauen und beurteilen können. Auf Rogges Weise entstehen reine Schreibtischkonstruktionen, die gelegentlich einmal richtig sein können, zum großen Teil es aber nicht sind. Der Weg muß umgekehrt gemacht werden: nicht an den etymologisch problematischsten Wörtern, sondern an einwandfrei klaren Kreuzungen müssen die Bedingungen für ihr Zustandekommen aufgesucht werden. Wir brauchen außer dem Ergebnis der Kreuzung auch die beiden Worte, aus denen sie entstanden ist. Hier kann nur die lebendige Sprache, die Mundart helfen. Die Sprachkarte zeigt nebeneinander die Mischbildung selbst und die Grundlagen für diese.

Doch zunächst noch einiges Grundsätzliche. Als erster und einfachster Satz, der bei seiner Selbstverständlichkeit nur deshalb ausdrücklich auszusprechen ist, weil ihn Rogge gröblich vernachlässig hat, sei der folgende aufgestellt: nur solche Wörter kommen als Grundlagen für eine Kreuzung in Betracht, die in derselben Spracheinheit vorhanden sind. Der oben geschilderte psychologische Vorgang ist natürlich nur unter dieser Voraussetzung möglich. Rogge jedoch setzt Wörter als Grundlagen für Kontaminationen an, die ganz verschiedenen Zeiten oder Orten eigen sind. So sollen sich etwa *Pingsten* und *Fest*, die ungefähr 1000 Jahre von einander entfernt in die deutsche Sprache eintraten, zu dem Wort *Plingsten* kreuzen[18]; das englische *night* soll seinen Vokalismus der

18) Vgl. Teuthonista 3,68 und 73.

Digitized by Google

Vermischung mit dem Gegensatz, der Entsprechung von *Licht*, verdanken[19]; aber diese Entsprechung lautet in der für die Kreuzung in Betracht kommenden Zeit *leoht*.

Einen zweiten Satz gewinnen wir aus dem reichen Material, das W. Horn in seinem Aufsatz über Satz- und Wortkontaminationen im Englischen darbietet[20]. Horn stellt fest, daß gekreuzt werden: 1. Wörter mit gleicher oder annähernd gleicher Bedeutung; das ist in den weitaus meisten seiner Belege der Fall; ich erinnere daran, daß es sich auch bei Meringers Beispielen so verhielt. 2. Weit seltener geschieht es, daß sich auch Wörter irgendwie verwandter Bedeutung vermengen. 3. Gelegentlich beeinflussen sich auch Wörter mit gegensätzlicher Bedeutung. Fassen wir diese Ergebnisse in einen Grundsatz zusammen: Als Grundlagen für Kreuzungen kommen zwei Wörter umso eher in Betracht, je näher ihre inhaltlichen Beziehungen sind. Oder anders ausgedrückt: eine Kontamination stellt sich umso leichter, umso häufiger ein, je näher die Wörter in ihrer Bedeutung verwandt sind. Wir kommen damit zu einem Punkt, der schon oben mehrfach berührt wurde: es ist ein Unterschied zu machen zwischen dem einmaligen Auftreten der Bildungen und ihrem Festwerden, d. h. ihrer Entwicklung zu eigentlichen Wörtern. Die Belege Horns sind wie die Meringers alle von der ersten Art, es sind Versprechungen; es erhebt sich wiederum die Frage; durch welche Gründe wird ihr Festwerden ermöglicht? Da Horn schon für die Augenblicksbildungen zeigt, daß in den allermeisten Fällen die gekreuzten Wörter von gleicher oder annähernd gleicher Bedeutung sind, so ist diese Vorbedingung erst recht notwendig für das mehrmalige oder gar gewohnheitsmäßige Auftreten von derartigen Vermischungen, die dann zu festen Bildungen führen. Zweifellos wird auch in diesen Fällen, wie ich das ähnlich bei den Analogiebildungen gezeigt habe, gelegentlich eine auf entfernteren Beziehungen beruhende Augenblicksbildung durch andere Gründe, etwa geistiger Art, gefestigt werden können; sie kann als besonders wuchtig oder treffend, als geistreich oder witzig angesehen werden und deshalb in den Sprachgebrauch Eingang finden. In der Regel wird jedoch völlige oder fast völlige Synonymität der gekreuzten Wörter vorliegen; das geht schon aus der Menge der von Horn und Meringer beigebrachten Belege hervor. Die Masse der Beispiele Rogges hält auch vor diesem Kriterium nicht stand.

Wir können noch weitere Bedingungen für die Kreuzungen erkennen, wenn wir uns nunmehr der mundartlichen Sprachkarte zuwenden. Sie gibt uns für dasselbe Ding, denselben Vorgang für die verschiedenen Landschaften verschiedene Benennungen, Synonyma. Hier finden wir auch Mischbildungen, neben diesen Kreuzungen aber auch die Grundlagen für sie, die einfachen

19) Vgl. Zs.f.d.Ph. 51, 3; dazu O. Behaghel, Lit. Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1926, 341.

20) Die Wort- und Konstruktionsmischungen im Englischen. Germ.-rom. Monatsschr 9 (1921), 342 ff.

Digitized by Google

Wörter. Die Mundarten zeigen hier verschiedene Bilder, über deren Deutung wir uns kurz klar werden müssen.

Zwei typische Karten sind zu betrachten. Im ersten Fall treten uns drei klar abgegrenzte Gebiete entgegen, von denen auf der Skizze für Ausguß am Gefäß das eine Teil *Schnepfe,* das zweite *Ziepf,* das dritte zwischen den beiden anderen liegende aber die Kreuzung *Schniepf* bietet[21]. Auf dem zweiten Bild finden wir etwa für die Deichsel am Wagen in einem größeren Gebiet durcheinander gemischt *Geissel, Deichsel* und *Geiksel,* die Kreuzung aus den beiden[22]. Die beiden Bilder stellen verschiedene Stufen der Entwicklung dar. Gemeinsame Vorbedingung ist für alle Gebiete, in denen sich Kreuzungen finden, daß in der betreffenden Landschaft Zweisprachigkeit oder Mehrsprachigkeit herrscht, d. h. daß mehrere Ausdrücke für dasselbe Ding oder denselben Vorgang gleichberechtigt nebeneinander vorkommen, also etwa *Deichsel* und *Geissel* (beides = Deichsel am Wagen). Dauert dieser Zustand eine Weile an, so erfolgt als nächster Schritt der sprachliche Ausgleich[23]. Dieser kann sich so vollziehen, daß sich der eine der beiden nebeneinanderstehenden Ausdrücke durchsetzt und den anderen verdrängt. Der Ausgleich kann sich aber auch so gestalten. daß keiner der beiden streitenden Typen siegt; vielmehr kann sich als dritter im Bund eine Kreuzung aus beiden einstellen und so fest werden, daß sie die beiden ursprünglichen Wörter verdrängt. Nach Vollzug dieses Ausgleichs bietet dann die Sprachkarte das Bild der ersten Art. Das an zweiter Stelle gegebene zeigt noch den unausgeglichenen Zustand der Mehrsprachigkeit.

Ich habe für meine Untersuchungen das gesamte Material herangezogen, das mir aus den Karten des Südhessischen Wörterbuchs zur Verfügung stand; ferner habe ich nach Möglichkeit sämtliche dialektgeographischen Veröffentlichungen auf Kreuzungen durchgesehen[24]. Ich führe hier den Stoff bereits verarbeitet vor; alles Unsichere ist ausgeschieden; eine Gruppierung nach dem Gesichtspunkt, ob die Grundwörter einfache Wörter oder Komposita sind, empfiehlt sich.

21) Vgl. J. Kober, Teuthonista II, S. 5 f.
22) Karte des Südhess. Wörterbuchs.
23) Vgl. F. Wredes anschauliche Schilderung. Z. f. d. Maa. 1919, 10ff.
24) Ich nenne F. Wrede, Zs. f. dtsche. Maa. 1919, 12 ff. (hinter den Belegen zitiert als Wrede, Zs.); ders., Beitr. z. germ. Sprachwiss. (1924), Th. Frings, Rheinische Sprachgeschichte (1923) (zitiert als Frings, Spr.); derselbe, in: Aubin, Frings, Müller, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden (1926) (zitiert als Frings, Kulturstr.); derselbe in Beiträge zur german. Sprachwissenschaft, Festschrift für O. Behaghel, 1924 (zitiert als Frings, Behaghelfestschr.); E. Frhr. v. Künßberg, Rechtssprachgeographie (1927) (zitiert als Künßberg); B. Martin, Deutsche Wortgeographie, Teuthonista 1 und 2 mit Karten (zitiert als Martin); J. Müller, Rede des Volks; in: Deutsche Volkskunde hgg. v. J. Meier (1926) (zitiert als Müller); J. Kober, Die Sprachmischung im Kreis Schleusingen; Teuthonista 2, 55 (zitiert als Kober). Wo hinter den Belegen keine Stellenangaben stehen, stammt das Zitat aus dem Material des Südhessischen Wörterbuchs.

Digitized by Google

Besonders häufig erscheinen Komposita als Grundlagen für Kreuzungen, sei es, daß beide zugrundeliegende Wörter oder sei es, daß nur eines von ihnen ein Kompositum ist. Die Kompositionsfrage ist dann regelmäßig die Stelle, an der die Kreuzung stattfindet.

Beispiele:

1. Zwei Komposita kreuzen sich:

Sommerkälbche + Herrgottsvögelche = Sommervögelche.
Erdapfel + Grundbirne = Erdbirne[24] (Martin),
Hagebutte + Aschkitzel = Hagekitzel,
Doeheile + Huhöfle = Doehöfle (Kober) (Bedeutung: Hagebutte),
Molterhaut + Molthübel = Molterhübel (Bedeutung: Maulwurf).

2. Simplex kreuzt sich mit Kompositum:

Patate + Aardappeln = Patappeln (Frings, Behaghelfestschr. S. 206),
Kösche + Zöschboah = Köschboah (Kober),
Grussel + Stachelbeere = Grusselbeere[25],

3. Kompositum kreuzt sich mit Simplex:

Vormund + Momber = Vormomber (Künßberg),
Maulwurf + Molbert = Maulmolbert,
Nagras + Ohmet = Nôhmet (Frings Behaghelfestschr. 208) (Bedeutung: zweiter Schnitt des Grases),
Hagebutte + Hitte = Hahitte (Kober),
Ewerläb + Bode (als Boden des Hauses) = *Ewerbode,*
Kelterkuche + Kretze (als Reste beim Keltern) = *Kelterkretze,*
Dodelad + Leicht (als Sarg) = *Dodeleicht*[26].

Wir sehen zunächst, daß der Übergang in das synonyme Wort immer in der Kompositionsfuge stattfindet, wo in der Aussprache eine kleine Pause eintritt. Wir erkennen aber ferner, daß in der Mehrzahl der Belege die gekreuzten Wörter in der Fuge die gleichen Laute zeigen, wodurch die Kreuzung offenbar erleichtert wird: *Vormund + Momber: Dadelad + Leicht* usw.

Aber auch Simplizia kreuzen sich oft. Zwei Gruppen sind zu unterscheiden:

a) Bei einigen Kreuzungen sind beide Grundwörter in ihrer vollen Lautgestalt erhalten:

25) Belege dieser Art, bei denen das zweite Glied eine Artbestimmung enthält, liefern die Karten des Südhessischen Wörterbuchs noch eine große Anzahl; sie sind hier bei Seite gelassen, weil man schwanken kann, ob nicht auch ohne Kreuzung die Gattungsbezeichnung (also in unserem Fall *Beere)* an das Simplex (in unserem Fall *Gruselle*) angetreten sei.

26) Für die drei letzten Belege gelten ähnliche Bedenken wie sie oben dargelegt worden sind; hier kann das erste Glied *Ewer* (= ober), *Kelter, Toten* — auch ohne Kreuzung sich mit dem Simplex vereinigen; die Lagerung auf den Wortkarten spricht für Ansetzung der Kreuzung.

Digitized by Google

Hemme + *Schraube* = *Hemmeschraube* (bedeutet Bremse am Wagen),

Keil + *Wurzel* (Für Futterübe) = *Keilwurzel,*

Adel + *Jauche* = *Adeljauche* (Martin),

Unne + *Louch* = *Unlouch* (das zu *Oellich* = Zwiebel wird; Frings, Behaghelfestschr. 214).

Diese Wörter sehen zwar aus wie Zusammensetzungen, sind es aber ihrer Bildung nach nicht, sondern grundverschieden von ihnen. Die Sprachkarte zeigt eindeutig, daß es sich um Kreuzungen handelt. Sie sind als solche geeignet, ein ganz neues Licht auf die sogenannten tautologischen Komposita zu werfen. Um nur ein Beispiel zu nennen: es wäre denkbar, daß *Lindwurm* Ergebnis einer Kreuzung ist, die zustande kam in einer Spracheinheit, in der *Lind* und *Wurm* nebeneinander zur Bezeichnung des Drachens im Gebrauch war; nur theoretisch sei diese Möglichkeit angedeutet, ohne daß ich mich jetzt auf eine Untersuchung einlassen kann, welche der sogen. tautologischen Komposita älterer Zeiten wirklich zur Verdeutlichung zusammengesetzt sind, welche von ihnen andererseits aus einer Kreuzung entstanden sind; denn beide Möglichkeiten bestehen. Übrigens ist nicht erforderlich, daß sich die Zweisprachigkeit stets aus Formen örtlich verschiedener Herkunft entwickelt; es ist genau so gut möglich, daß eine zeitlich ältere, im Untergang begriffene Form neben der neu aufkommenden steht, und daß sich aus dieser Zweisprachigkeit eine Kreuzung ergibt. Beim Festwerden derartiger Kreuzungen halte ich die Mitwirkung geistiger Gründe für sehr wohl möglich. Das neue Wort konnte als wuchtiger und besonders im Affekt als geeigneterer Ausdruck empfunden und daher in festen Gebrauch genommen werden.

b) Andere Simplizia werden in der Weise gekreuzt, daß in dem neuen Wort nur Teile von den beiden andern vorhanden sind; das sind die Fälle, um die es sich bei Rogge hauptsächlich dreht. Und hier das wichtige Ergebnis: kein einziges sicheres Beispiel hat sich gefunden, bei dem sich die gekreuzten Wörter nicht auch im Lautkörper berührten:

Beispiele:

Botz + *Grutz* = *Brutz* (Müller) (Bedeutung: Überrest vom gegessenen Obst);

Geisel + *Deichsel* = *Geiksel;*

Hemme + *Meckenick* = *Hemmenick;*

Schnepfe + *Zipf* = *Schniepf* (Kober);

kruten + *kriechen* = *kruchen* (Frings, Behaghelfestschr. 214),

Fratt + *Warzel* = *Fratzel* (Müller) (Bedeutung: Warze),

pöözen + *schmöriken* = *schmöözen* (Müller) (Bedeutung: Huckepack tragen).

F. Wrede hat zuerst das *önk*-Gebiet um Remscheid-Elberfeld-Werden aus den angrenzenden *öch* + *ink* erklärt; ebenso ein *trecken* an der mittleren Mosel (= trocken) aus südlicherem *trocken* + dem *dreuch, drüg* der Eifelgegenden; schließlich das *ech habb* (= ich habe) von Dülken, Süchteln, Kempen ebenso wie das *ech henn* der mittleren

Digitized by Google

Erft aus Düsseldorf *ech hann* + einem *ech hebb,* das rheinabwärts um Xanten und Cleve herrscht[27].

Immer findet sich neben der Synonymität auch die Berührung im Lautkörper, die wir oben bei den Komposita ja ebenfalls feststellen konnten.

c) Besonders zahlreich sind schließlich die sogenannten lautlichen Kompromißbildungen, auf die wiederum Ferdinand Wrede mit besonderem Nachdruck hingewiesen hat. Bei ihnen haben wir im Grund ebenfalls Wortkreuzungen vor uns. Wenn in einem Gebiet, auf dessen einer Seite für Hund *Hont,* auf dessen anderer Seite aber *Honk* gesprochen wird, dann seinerseits die Lautgebung *Honkt* erscheint, so haben sich nicht etwa die Laute gekreuzt, sondern in dem einst zweisprachigen Zwischengebiet haben sich die nebeneinander vorkommenden Synonyma *Hont* und *Hönk* vermischt[28]. Ebenso verhält es sich mit der rheinischen Mischform *twölf,* die entstanden ist aus hd. *zwölf* + nd. *twälf.* Gerade in diesen Fällen ist ja gleichzeitig die denkbar größte Übereinstimmung im Lautkörper vorhanden, da die beiden sich kreuzenden Synonyma sogar nur verschiedene Formen desselben Worts sind; es entspricht daher durchaus meinen Darlegungen, wenn gerade derartige Kreuzungen, die sogenannten lautlichen Kompromißbildungen, besonders häufig auftreten.

Fassen wir nochmals das über die Kreuzungen Gesagte zusammen:

1. Die als Grundlagen für Kreuzungen in Betracht kommenden Wörter müssen in derselben Spracheinheit lebendig sein.

2. Sie müssen Synonyma oder nahezu synonym sein.

3. Sie müssen sich auch in der Lautform berühren.

4. Die sogenannten lautlichen Kompromißbildungen, die aber auch Wortkreuzungen sind, entsprechen diesen Bedingungen im weitesten Maß; sie sind deshalb am häufigsten.

5. Sehr oft kommen auch zusammengesetzte Wörter als Grundlagen für Kreuzungen in Betracht; hier erfolgt die Kreuzung in der Wortfuge.

Die Aufgabe wäre, diese Grundsätze zu ergänzen und dann auf die älteren Sprachstufen zu übertragen; dann wäre auf zuverlässige Ergebnisse zu rechnen.

Dann könnten wir auch versuchen, aus dem häufigeren oder seltenen Vorkommen bestimmter Bildungsweisen in gewissen Sprachschichten, Gattungen oder Epochen unter Heranziehung der oben dargelegten psychologischen Voraussetzungen für das Zustandekommen jener Typen Rückschlüsse auf die geistigen Haltungen und Besonderheiten der betr. Schichten, Gattungen oder Epochen zu ziehen. Für die Erkenntnis primitiver Geisteshaltung habe ich versucht, auch solche Wortbildungsweisen, besonders die „prälogischen" Bildungen,

27) Zs. f. d. Maa. 1919, 12 ff.

28) Th. Frings, Sprachgesch., S. 42. Vgl. auch Kulturströmungen, S. 159.

Digitized by Google

auszunützen, in meinem Aufsatz 'Volkssprache', der inzwischen bereits erschienen ist[29], aber diese mehr formalen Untersuchungen vollkommen zur Voraussetzung hat.

29) Hessische Blätter für Volkskunde 26 (1927) S. 157 ff.

GIESSEN FRIEDRICH MAURER

CAPITULA CAROLI, ANGELSÄCHSISCH UND ALTHOCHDEUTSCH

Baesecke hat in seinem Artikel 'Glossen' (Stammler-Merkers Reallexikon der deutschen Litg. I, 451) darauf hingewiesen, daß die Kapitularien Karls des Großen zur Datierung von Glossendenkmälern aus ahd. Zeit noch nicht verwandt seien. Daß eine derartige Möglichkeit überhaupt besteht, wird m. E. durch einen Eintrag im ältesten Bücherverzeichnis von St. Gallen (Mitte 9. Jhs.) erwiesen, ja, es scheint, als ob sich von hier aus sogar ganz bestimmten Zusammenhängen auf die Spur kommen ließe.

Es heißt dort unter der Rubrik 'de legibus' (Lehmann, Mal. Bibliothekskataloge Deutschlands u. d. Schweiz I, 79, 23 ff.): *„CAPITULA CAROLI imperatoris et glose in genesim et exodum et leviticum et numerum et in deuteronomium et Jesue et iudicum et Ruht et regum, medium librum in volumine I.“* War in den *Capitula* auf die *glose* Bezug genommen, etwa in Form eines Rundschreibens, ähnlich dem, das zur Einführung des 'Homiliariums' von Paulus Diaconus diente (vgl. Boretius, M. G. legg. II, 1, 30, S. 80)? An Hraban oder Walahfrid bei diesen *glose* zu denken, verbietet sich m. E. dadurch, daß deren sonstige Werke in unserm Verzeichnis unter den Namen ihrer Verfasser aufgeführt sind. Da jedoch die dem Eintrag zu Grunde liegende Handschrift, offenbar schon seit langem, verloren ist (bereits in dem genannten Verzeichnis ist z. B. kurz vorher zu *Capitula Ludovvici imperatoris in codice I* und nachher zu *Capitula Hludovvici imperatoris de regula sancti Benedicti in quaternionibus* ein *Require* von etwa gleich alter Hand beigeschrieben), möchte es müßig erscheinen, Vermutungen über ihren Inhalt und dessen Zusammenhang anzustellen, wenn nicht die Glosse dazu herausforderte. Sie bildet in der hier aufgezählten und in einer römischen Handschrift (bei Arevalo, Isidori opp. VII, 407 ff.) wirklich vorliegenden Reihenfolge von Gen.-Kön. 2 den zweiten Bestandteil einer von Steinmeyer unter der Sigle *Rz* zusammengefaßten Glossierung von Genesis bis Evangelia (Ahd. Gl. V, 400, 26 ff.), der seinerseits wieder die Grundlage für eine in mehreren St. Galler Handschriften als wichtigsten Vertretern erhaltene Bearbeitung und Verdeutschung abgegeben hat (vgl. Schröter, Hermaea XVI, 151 ff.).

Der Ursprung der gesamten *Rz*-Glossierung führt auf angelsächsisches Gebiet, in die Schule der gegen Ende des 7. Jhs. in Canterbury tätigen Afrikaner Hadrian und Theodor; bereits dort sind ihr, offenbar in allen Teilen, Erklärungen in der heimischen Sprache zugefügt worden, auf denen später die deutschen Exegeten vielfach weitergebaut haben (vgl. Ahd. Gl. V, 147, 30; 154, 17. IV, 460, 1 ff.; 482, 12 ff.). Am deutlichsten läßt diese angelsächsische Heimat der erweislich altem St. Galler Besitz (Hermaea XVII, 24[1]) entstammende, auf dem Umweg über Melchior Goldast und Isaak Voß nach Leiden

Digitized by Google

gelangte Cod. Lugd. Voss. 4°. 69 erkennen. Vielleicht gelingt es einmal, durch Deutung der noch rätselhaften Unterschrift *yofbyom eam feci piaflieep* unter dem Bibelglossar *Rf* im verwandten Aug. IC (Ahd. Gl. IV, 400, 35) restlose Aufklärung zu schaffen; vorläufig muß in diesem Fall die Feststellung angelsächsischer, und zwar kentischer (Canterbury!) Herkunft der Worte genügen, die ich der Güte J. M. Clarks verdanke.

Wie alle diese Handschriften bzw. ihre Vorlagen einst in St. Gallen Eingang gefunden haben, wird sich ohne Zuhilfenahme der Paläographie kaum mit Sicherheit ausmachen lassen. Der bei den erhaltenen aus dem Inhalt ersichtliche und für die verlorene infolge ihrer genauen Bezeichnung zu erschließende Zusammenhang mit angelsächsischer Gelehrsamkeit eröffnet jedoch von vornherein die Aussicht auf mehrere Zugangswege, einmal über Fulda (vgl. Schröter a. a. O. 70 und Hermaea XVII, 9), zum andern aber über den Hof Karls des Großen selbst (vgl. J. M. Clark, The abbey of St. Gall 59ff.). Dort nahm, wie bekannt genug, angelsächsische Bildung in der Person und durch die Vermittlung Alchwines einen hervorragenden Platz ein, und von dort gingen die Gesetze aus, die auf das ahd. Schrifttum schöpferisch einwirkten (vgl. die Zusammenstellung bei Ehrismann, Gesch. d. dtsch. Lit. I, 279 ff.). Sollte der mit *Capitula Caroli* beginnende Eintrag im ältesten St. Galler Bücherverzeichnis in die gleiche Richtung weisen und uns damit ein Zeugnis für bisher mehr geahnte Zusammenhänge liefern? Die Frage kann hier nicht beantwortet werden; zur Erörterung sei sie gestellt wegen ihrer Wichtigkeit, nicht allein für die deutsche Philologie, sondern für das deutsche Geistesleben überhaupt.

HALLE A. S., APRIL 1927 H. BRAUER

DER NAME MARNER

Den Ulmer Zunftnamen *Marner* für den Weber grober wollener Tücher oder Friese (DWb. 6, 1669; Krauß, Zs. f. d. Alt. 41, 88), gleichbedeutend mit Grautucher und Loderer, bezeichnet Hermann Fischer im 'Schwäbischen Wörterbuch' 4, 1493 als etymologisch unklar. Die Deutung vom Land Mähren, die J. Chr. v. Schmid in seinem 'Schwäbischen Wörterbuch' (1831) 375 gewagt hatte, lehnt Fischer mit Recht ab. Benecke-Müller-Zarncke 2 I 82, Lexer I 2051, III Nachtr. 310, Schmeller I 889. 1654 und Fischer IV 1492 belegen mhd. *marnaere,* frühnhd. *marner* „Seemann" (mlat. *marinarius,* it. *marinar(i)o,* frz. *marinier)* räumlich und zeitlich so ausgedehnt, daß die Kenntnis dieses Worts schon von daher auch im alten Ulm vorauszusetzen ist. Die Voraussetzung ist unmittelbar zu erweisen mit Hilfe des Zeugen *Chůnrat der marner* Ulm 1318 Jan. 25, der im 'Ulmischen Urkundenbuch' 2 (1898) Nr. 13 S. 18 neben einem andern Wasseranwohner, *Andres dem mulner* auftritt und darum als „Schiffer" zu deuten ist. Dann erklärt sich die immer nur in Ulm und nicht vor 1434 ('Deutsche Reichstagsakten' 11, 444) nachweisbare Bedeutung „Weber" als Scherzname dessen, der mit dem (Weber-)Schiff arbeitet. Daß die vorausgesetzte Bedeutung von Schiff alt genug ist, um die Beziehung zu tragen, zeigen Diefenbachs 'Glossarium' und 'Glossarium novum' unter *navicula, phaselus* und *radius,* dazu DWb. unter *Schiff* 16), *Schiffchen* 5), *Schiff-*

Digitized by Google

lein 9), *Weberschiff, -schiffchen, -schiffiein.* Daß ein solcher Spaß in unserer spätmittelalterlichen Sprache festwerden konnte, beweist eine Beobachtung Rudolf Hildebrands DWb. 5, 517 und Moriz Heynes 'Hausaltertümer' 1 (1899) 206: sie zeigen, daß der Volkswitz um 1300 der Öffnung, durch die man in den Schlund des Kellers steigt, den Namen Kellerhals gegeben hat, der seither geblieben ist. Den Ursprung der Bedeutung „Wollweber" sieht richtig schon Friedrich Nicolai in seiner 'Beschreibung einer Reise durch Deutschland' 9 (1795) 73: „Die Schiffer wurden in den mittlern Jahrhunderten Marner . . . benennet. . . Es scheint, diese Benennung sey auf die Tuchmacher ebenso übertragen worden, wie ihr Werkzeug ein Schiff heißt."

Die damit gesicherte Erkenntnis ist wichtig um des Familiennamens Marner willen. Als ältesten urkundlichen Träger dieses Namens weist (122 Jahre vor der Bedeutung „Weber") F. Grimme Germ. 32, 419 einen Edelmann *Marner von Blawevr* (Blaubeuren) unter dem 27. Juli 1312 aus den 'Monumenta Zollerana' II S. 311 Nr. 492 nach. Die nächsten Zeugnisse führen in Gebiete, in denen Marner nie „Weber" bedeutet hat. In den Jahren 1362, 1368 und 1369 kommt im 'Urkundenbuch des Stifts Klosterneuburg' ('Fontes rerum Austriacarum' 28, 356) ein *Chunrat der Marner,* Amtmann Eberhards von Capellen, vor, s. Strauch, Zs. f. d. Alt. 22, 255. In Freiburg i. B. tritt seit 1460 der Familienname Marner auf, s. Flamm 'Gesch. Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg' 2 (1903) 256. 271. Von da weist Bauer Germ. 18, 215 aus dem Jahr 1473 eine *Elsa Marnerin, Hans Marners eliche Frau* nach. Dieser Geschlechtsname ist zwanglos auf älteren Berufsnamen zurückzuführen, der von Bodensee und Oberrhein ausgestrahlt sein mag (s. meine 'Familiennamen im Badischen Oberland' 1918 S. 54).

Nun zum ältesten Träger des Namens, dem Spruchdichter Marner, der um 1270 als Greis den Tod fand und sein erstes uns greifbares Gedicht zwischen dem 14. Dez. 1230 und dem Oktober 1231 verfaßt hat (Schönbach im Anz. f. d. Alt. 3, 122). Des Dichters schwäbische Heimat steht aus Rumslands Zeugnis fest (Strauchs Ausgabe des Marners 1876 S. 186). Daß er vermutlich aus Ulm stamme, hat F. Vogt in Pauls Grundriß ^{2} 2 I 270 offenbar nur aus der Verbreitung des Webernamens in Ulm geschlossen, auf den auch Golther in Bartschs 'Liederdichtern' ^{4} 1906 S. LXV und Fischer 4, 1493 den Namen des Spruchdichters zurückzuführen geneigt sind. Die Zeitfolge der Belege verbietet den Schluß: der um 1200 schon vorauszusetzende Name des Dichters kann nicht die erst 1434 auftretende Bedeutung „Weber" tragen, sondern bezeichnet seinen Träger als Seemann. Nicht anders haben ihn die Zeitgenossen aufgefaßt. Rumsland konnte nur, wenn er im Marner den Seefahrer sah, seinen Nachruf (v. d. Hagens Minnesinger III 53) beginnen:

Got hete einen marner
lange gevristet.

Eine dem Marner zu Unrecht zugeschriebene Strophe (Minnesinger II 253, 26, der Text zurechtgerückt von Bech, Germ. 19, 52) spielt mit dem Bild einer Wasserfahrt:

Ein wiser meister riet mir, daz
ich verge z ruodel (Ruder) *wurte hin* —

auch der unbekannte Zeitgenosse, auf den diese Strophe zurückgeht, hat sich den Marner als Schiffsmann, nicht als Weber vorgestellt.

Digitized by Google

Noch bleibt zu fragen, ob der Spruchdichter den Namen Marner um 1200 als Familiennamen ererbt oder ob er ihn als Übernamen erworben, vielleicht sich selbst zugelegt hat, wie es ja bei seinesgleichen oft genug vorgekommen ist. Mit Strauch 'Der Marner' (1876) S. 1 ist daran festzuhalten, daß nichts in seinen Gedichten zu der Annahme berechtigt, der Dichter habe eine Seefahrt unternommen. Ebenso bleibt Strauchs Wort in Kraft, daß Seefahrten damals, in der Zeit der Kreuzzüge, so häufig waren, daß der Dichter einen großen Teil seines Lebens auf der See hätte zubringen müssen, wenn ihm davon die Bezeichnung *marnære* hätte werden sollen. Von daher viel wahrscheinlicher ist ererbter Geschlechtsname, der Erlebnissse oder Beruf eines Vorfahren festhält. Solche zum Familiennamen erstarrende Berufsnamen belegt Adolf Socin 'Mhd. Namenbuch' (Basel 1903) S. 509 ff. nicht reichlich, aber ausreichend für Heimatgebiet und Zeit unseres Dichters, z. B.: *Hugo laicus prenomine Figulus civis Constantiensis* 1193; *Heinricus qui cognominatus Clstilare burgensis in Turego* 1200, *Ebirhardus cognomine Vazpindo* Basel 1202 (Socin 546). Wer aber annehmen will, ein Vorfahr des Dichters habe den Namen Marner als Übernamen erworben, findet noch weit zahlreichere und ältere Vorbilder bei Socin 407 ff., bes. 457 ff. Doch wie gezeigt zwingt nichts dazu, von der Annahme des einfachen Berufsnamens „Seemann" abzugehen, den der Dichter ererbt hatte.

GIESSEN ALFRED GÖTZE

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER UND GUSTAV FRIEDR. WILH. GROSSMANN

Bürgers Plan, seine „sämtlichen Gedichte, gedruckte und ungedruckte, auf feinem weißen Schreibpapier mit teutschem korrecten Druck, so schön ihn die Dieterichsche Officin (eine der besten in Teutschland!) liefern kann, und mit neuerfundenen Kupfern und Vignetten von Chodowiecky geziert" und der Leipziger Ostermesse 1778 herauszugeben, hatte in einer gedruckten Anzeige — vom 1. August 1777 — die erste Gestalt erhalten (E. Griesebach, Bürgers Werke. Berlin 1894, S. 254).

Seit dieser Zeit setzt nicht nur der launige Briefwechsel Bürgers mit Dieterich ein, den ich 1910 der Gesellschaft Münchener Bibliophilen gewidmet habe, sondern es beginnt Bürgers und besonders seiner Freunde Bemühen, bis Ende Februar 1778 die Namen der Subkribenten zusammenzubringen. Diese wurden dann in langer Liste dem Gedichtbande von 1778 vorangestellt.

Boie, Bürgers treuester Freund, auch in Sachen dieser Subkription, schreibt z. B. am 13. Sept. 1777 aus Hannover an Bürger, daß Freund Sprickmann für Subkribenten aus Köln, Bonn usw. sorgen wolle (Strodtmann II 128). Unter ihnen befand sich Gustav Friedrich Wilhelm Großmann. Am 30. November 1743 zu Berlin geboren, trat er am 1. Juli 1774 in die Seylersche Truppe in Gotha und spielte an eben diesem Tage den „Riccaut so, wie er vielleicht noch nie gespielt wurde." So wurde Großmann Seylers Vertrauter und Freund, und ging für ihn nach Mainz, um dort mit Erfolg ein Engagement abzuschließen.

Digitized by Google

Aus dieser Mainzer Zeit Großmanns datiert sein nicht erhaltener Brief vom 4. Dezember 1777. Bürger antwortete darauf, wie wir es bei ihm sonst nicht gerade gewohnt sind, ziemlich schnell in einem Schreiben, das ich vor Jahren in getreuer Abschrift aus einer Autographensammlung erhielt.

Auf der Außenseite des zweiten Quartblattes steht von Bürgers Hand als Adresse angegeben: Herrn Grossmann / berühmten Schauspieler bey der Seylerschen/Gesellschaft / gegenwärtig / in / Maynz / fr(ei) — Siegel [unkenntlich].

Wie schon erwähnt, wird Sprickmann zwischen Bürger und Großmann vermittelt haben. Daß Großmann sich für die Subskription der Bürgerschen Gedichte einsetzte, zeigte, daß er im März 1778 — damals in Frankfurt a. M. — 12 Subskribenten zusammengebracht hatte (Strodtmann II 247). So erscheinen dann im Subkribentenverzeichnis nicht nur: Großmann, Schauspieler, und der Schauspieldirektor Seyler, sondern auch Frau Rätin Goethe zu Frankfurt.

Schon als Großmann im Sommer 1777 in Frankfurt gespielt hatte, erkannte Frau Rat in Großmann „den Mann von umfassender literarischer Bildung und von weltmännischen feinen Manieren." Seyler wurde durch die beiden Frankfurter Heinrich Leopold Wagner und Klinger bei der Frau Rat eingeführt, Großmann durch seinen Direktor.

Großmann wurde seitdem ein gern gesehener Gast im Hause am Hirschgraben und blieb mit der Frau Rat bis zu seinem Tode in einem herzlichen Freundschaftsverhältnis (Wolter, Großmann, Köln 1901).

Hier mag der Brief Bürgers an Großmann folgen:

Wöllmershausen, den 18ten X br. [Dezember] 1777.

Wenn der gar treuherzige und liebe Brief, den ich unterm 4ten dieses von einem Grossmann aus Maynz erhalten habe, von dem treflichen Schauspieler Grossmann herrührt, so freue ich mich gedoppelt über die nähere Bekanntschaft mit einem so wackern Manne. Die Acquisition solcher Bekanntschaften sind, wenn ich über die leidige Leibesnahrung und Nothdurft hinaussehe, ganz ohnstreitig hundert mal mehr werth, als die reichste Subscriptions-Ausbeute. Herzlich, mein verehrter Grossmann, danke ich, Ihnen für die Mühe, welche Sie sich wegen meiner Subcription gegeben haben und noch geben wollen, aber noch ungleich herzlicher für das schmeichelhafte Bekänntniß Ihrer liebenden Gesinnungen gegen mich. Könnte ich sie doch sogleich auf irgend eine Ihnen angenehme Weise durch That erwiedern. Es ist traurig, daß Leute, die sich einander wohlwollen, auf Erden oft so weit von einander getrennt leben, dagegen aber Hunde und Kaazen [!] in einen Sack gesperrt seyn müssen. So ist es mir leider! nicht beschieden, Angesicht gegen Angesicht, mit denen hinzuleben, die mich lieben können, und die ich wieder lieben kann

Da ich mit meinem Commissionär HE. Dietrich in Göttingen, noch keine Rücksprache nehmen können, imittelst aber doch Ihren angenehmen Brief nicht so lange unbeantwortet lassen mögen, so kann ich Ihnen jetzt noch keinen Orth in Frankfurth anzeigen, wohin Sie die Gelder zahlen könnten. Sie wollen es aber zeitig genug von mir erfahren, in dem ja noch bis zum Ausgange K. M. Februar Zeit ist. Unterdessen vermehrt sich vielleicht noch in Maynz Ihre Liste.

Digitized by Google

Wenn Sie künftig nichts bessers zu thun haben, so erfreuen Sie mich in meiner ländlichen Einsamkeit fein oft mit Ihren Briefen, auch dann noch, wenn Sie mir keine Pränumeranten listen mehr zuzuschicken haben. Denn die Briefe meiner Lieben sind fast die einzige Freude, die ich in meiner jezigen Lage habe. Wenn Ihnen meine Antworten nur einigermaaßen liebe seyn können, so soll es daran nicht fehlen. Mit wahrer Hochachtung bin ich

ganz der Ihrige

G. A. Bürger.

Bürger stand gerade, als er an Großmann diesen Brief schrieb, unter dem Eindruck des Todes seiner kleinen Antoinette; so schrieb er am 17. Dez. 1777 an Leonhardt: „In meiner jezigen Gemüths-Verfassung kann ich zwar wenig und nur verworren an die Geschäffte des Lebens denken."

Haben sich Bürger und Großmann weitergeschrieben? Darüber sind keine Zeugen vorhanden. Aber persönlich haben sie sich wohl sicher gesehen.

Großmann kam nämlich mit einem Teil der Schauspieltruppe Anfang August 1784 nach Göttingen. Vom 3.—24. August wurden 20 Aufführungen vor überfüllten Häusern gegeben (Wolter a. a. O. S. 54 f. und W. Berstl, Geschichte des Theaters in Göttingen 1900, S. 19—23 sowie Lichtenbergs Briefe Band II, S. 139). Bürger wird indes kaum die Aufführungen der Großmannschen Truppe besucht haben, da wenige Tage zuvor seine erste Frau Dorette ihrem Leiden erlegen war.

Es besteht aber weiterhin die Möglichkeit, daß Bürger und Großmann sich Ende Juli 1785 in Bad Pyrmont begegnet sind. Bürger weilte dort seit dem 24. Juli zur Kur (Ebstein, ZfdPh. XXXV, 546) und Großmann spielte dort während des Juli (Wolter a. a. O. S. 61 und Wolter, Hannov. Geschichtsblätter, Jahrgang 1902, S. 146).

Sicherlich wird Bürger, als er, von Brüssel kommend, Ende Mai 1785 bei der Frau Rat Goethe vorsprach (Brief an Fritz von Stein vom 25. Mai), als vermittelnden Freund dort Großmann gehabt haben. Vielleicht hat Bürger auch am 26. Mai 1785 in Frankfurt der Aufführung von 'Belmonte und Constanze oder die Entführung aus dem Serail' (von Bretzner-Mozart) beigewohnt (Wolter, Köln 1901, S. XXIV und LVI).

Anfang Juni war Bürger wieder in Göttingen, aber wenige Monate später, am 30. August 1785, gab Großmann in Frankfurt 'Macbeth nach Shakespeare von Bürger' (Wolter a. a. O. S. XXIV).

Ob Bürger Freund Großmann in seiner Hannoverschen Zeit (April 1787 bis Mai 1796) dort zu sehen Gelegenheit hatte, dafür fehlen Belege.

Jedenfalls war Bürger schon krank und schwach, als Großmann sich noch um die Verbreitung des Bürgerschen 'Macbeth' kümmerte, der am 16. und 19. Dezember 1793 in Bremen und am 27. Januar 1794 auf dem großen Schloßtheater in Hannover gegeben wurde. Großmann spielte selbst Rosse (vgl. K. Kauenhowen, G. A. Bürgers Macbeth-Bearbeitung, 1915, S. 72).

Deutlich ergibt sich aus den wenigen Bemerkungen, daß Großmann, der schon von seinen Jugendfreunden angeschwärmt wurde, auch später stets das gleiche Ansehen genoß und sich u. a. die Freundschaft der Frau Goethe in hohem Maße erwarb, auch Bürger gleich freundlich entgegenkam und ihm und seinen Werken sein Interesse nicht versagte.

Digitized by Google

Zum Schluß sei darauf verwiesen, daß sich ein Bild Großmanns im Theaterkalender von 1783 befindet.

LEIPZIG ERICH EBSTEIN

„KARNICKEL HAT ANGEFANGEN“

Auch eine Frage für den Sprachforscher.

Wer Büchmanns 'Geflügelte Worte' zur Hand nimmt, merkt bald, daß da manches interessante Problem der Sprachwissenschaft vorliegt. Von einem solchen soll hier, wenn's beliebt, die Rede sein.

In der 11. Auflage des Buches[1] steht S. 156 folgende Geschichte: Ein Herr geht über den Markt, und sein Hund zerreißt ein Kaninchen, das zum Kram einer Höckerin gehört. Der Herr bietet vollen Ersatz, aber die Frau, in der Absicht, ihn zu prellen, verlangt, daß er mit ihr „auf die Obrigkeit“ gehe. Da meldet sich ein Schusterjunge und sagt, er könne bezeugen, „daß der Karnickel angefangen hat“. Man sieht, die Erzählung soll zeigen, wie die Redensart: „Karnickel hat angefangen“ entstanden ist. Wer genauer nachforscht, kann hören, daß die Geschichte auch in Magdeburg passiert ist. Leider wird die Sache damit nicht glaubhafter, besonders wenn sich herausstellt, daß man ebendasselbe auch von Braunschweig erzählt. Ist der angeführte Vorgang überhaupt als Ausgangspunkt der Redewendung anzusehen? Wir antworten: „Nein“, und behaupten, daß hier K a r n i c k e l ein ganz anderes Wort ist als der Name des Tiers und mit diesem ursprünglich in keinem Zusammenhang steht.

1. Hermann Paul sagt in seinem deutschen Wörterbuch zu der Wortform Karnickel: „nordd. volkstümlich = Kaninchen. Wer ist das Karnickel? Wer hat die Veranlassung (zu einem Streit) gegeben?“ Teilt Paul hier die gewöhnliche Auffassung „Karnickel = Karninchen“, so behauptet er doch in seiner Erklärung, daß Karnickel den Friedensstörer und Händelsucher bezeichnet, was doch mit der Wesensart des Kaninchens nicht in Einklang steht. Im Dialekt ist auch wohl *Karnickel* mit *r* ursprünglich kaum Bezeichnung des Tiers. — Reuter hat in dem Läuschen 'Moy inricht't' die Form Karninken und braucht sonst, so viel ich mich erinnere, *Kninken*. Danneil führt im 'Altmärkischen Wörterbuch' *Ka(r)nickel* an; ich habe als Altmärker aus der Umgegend von Stendal immer nur *Kanickel*, ohne *r*, gehört. Im 'Richtigen Berliner' [3] steht auch *Karnickel* = Kaninchen, wobei dann auch Tiername und *Karnickel* „Friedensstören“ zusammengeworfen werden.

Wir sehen im letztern *Karnickel* eine Mischbildung oder Kontamination aus zwei sinnähnlichen Wörtern, wie wenn *Lulatsch* aus *Luder* und (langer) *Latsch* hervorgeht, *Latücht* aus *Laterne* und *Lücht*, bei Reuter *kasprat* aus *kaputt* und *desp(e)rat* usw. Der Sprecher hat zwei gleich brauchbare Ausdrücke in Bereitschaft, springt im Suchen nach der Bezeichnung von einem zum andern über und vermengt so beide zu einer Neubildung. So finden wir in *Karnickel* als erstes Stück das Wort *Karnallje*, die Bildung, die auch im 'Richtigen Berliner' für das dem französischen entlehnte *Kanallje* (*la canaille*) erscheint und so auch bei Reuter wie überhaupt im plattdeutschen Sprach-

1) Etwas anders 27. A. 1926, 229.

Digitized by Google

gebiet vorkommt. Woher das eingedrungene *r* ist, so wäre wohl zu fragen; es findet sich auch in *Karnallienvagel*. Es ist ein Fall der Klangangleichung (Volketymologie 2), durch die ein fremd erscheinendes Wort dem Sprecher durch Angleichung an vorhandene Bildungen mundgerecht wird. Man vergleiche *Karbatsche, Kartusche, Karfunkel, karjolen, Karrete, Karbonalde,* um zu verstehen, wie sich so allmählich das Gefühl von *Kar-* als einer Art Präfix *Kar-* einstellen konnte, was dann *Karnickel, Karnalje, Kartun (Kattun)* verständlich macht. Entscheidend für „die verfluchte Karnalje" doch wohl „der verfluchte Kerl." Der zweite Wortteil wäre *Nickel,* vielleicht das Kompositum *Unnickel,* als Bezeichnung eines unnützen, boshaften Burschen, mit dem es leicht Streit und Zank gibt. Mir ist das Wort aus dem Altmärker Dialekt bekannt, wo es auch ein *Saunnickel* als Name einer schmutzigen Person gibt. Von einem durchtriebenen Frauenzimmer heißt es in Pommern: „Das ist ein dolles Nickel." Andere Beispiele finden sich bei Wilh. Wackernagel in dem reichhaltigen Aufsatz 'Die deutschen Appellativnamen', Kleinere Schriften 3, 170: Giftnickel, Lausnickel u. a. Nickel stammt bekanntlich von Nikolaus, wie Rüpel von Ruprecht (ebendort 172 ff.).

2. Ist sonach *Karnickel* = *Karnallje* + *(Un)nickel,* so steht doch andererseits fest, daß Karnickel in unserer Redensart verstanden wird als der Tiername; woher das? Wir antworten: Es liegt da eine sogenannte Volksetymylogie vor, eine Klang- oder Hörangleichung[2]. Wegen seiner Lautähnlichkeit wurde *Karnickel* „Streithahn" in Verbindung gebracht mit *Kaninken, Kanickel* „das Kaninchen", und da sich bei unserer Redensart nun die Frage aufdrängte: Wie kommt das friedliche Kaninchen dazu, in einem Streit als der böswillige Urheber zu erscheinen? so stellte sich für die dichtende Phantasie das Märchen bei Büchmann ein. Man könnte es eine Wortfabel nennen, wie deren sich viele in unsern Sagenbüchern finden. Es sei nur erinnert an die Sage von der Entstehung der Wartburg: wie Ludwig der Springer, zum „Wartberge" hingekehrt, sagt: „Warte Berg, Du sollst mir eine Burg werden." Auch hier eine Kontamination aus zwei gleichwertigen Wörtern, die im Wechsel gebraucht wurden: mhd. *Warte* = „Höhe zum Spähen Ausschauen"; *warten* „spähen, auschauen" + „Burg". Als dann *warten* seine Bedeutung wandelte, gleich dem lat. *exspectare* und so viel hieß wie „harren", da trat in diesem Sinne nach dem Gleichklange auch die Umdeutung ein, wie sie die Sage aufweist. — Übrigens gibt es zum Karnickel außer der Büchmannchen noch folgende Wortfabel: Ein Bauer beschwert sich bei seinem Nachbar: „Dein Hund hat mir ein Kaninchen zerrissen". „Jawohl", sagt der Andere. „Aber das Kaninchen hat angefangen. Es machte mumm, mumm (mummelte)". Und dabei ahmte der Erzähler durch Grimasse das Mummeln des Kaninchens nach, sodaß es spottweise kann aufgefaßt werden.

3. Und endlich zum Karnickel als Krakehler noch Eins! Als in der Redewendung *Karnickel* als „Kaninchen" verstanden wurde, da kam, weil doch in einer Streitsache der Schwächere kaum den Anfang macht, noch

2) Näheres darüber in meiner Abhandlung 'Die Analogie im Sprachleben', Archiv d. ges. Psychol. 1925, S. 464, und dazu 'Der psychol. Ablauf der Wortzusammensetzung', ebenda 485 ff.

3) Darüber Chr. Rogge, Sprachliche Täuschung durch den Ohrenschein, Archiv f. d. ges. Psychol. 1926, 523 ff.

Digitized by Google

eine neue Erklärung auf: es war die alte Wahrheit, die wir in der Fabel vom Wolf haben, der das Lamm frißt und diesem die Schuld an seinem Untergange zuschreibt (Phädrus hgg. v. Eißenhardt Nr. 1; Äsop. hgg. v. C. Halm 274). Das plattdeutsche Sprüchwort sagt: „Ick ward keen Narr sin, sä de Wulf, un lat mi vont Schâp biten“, oder auch: „Ick kann'r nich vör, sä de Wulf, dâ drog he dat Schâp weg.“ So gaben die Engländer, wie Büchmann a. a. O anführt, 1827, als sie die Flotte der Türken in den Grund gebohrt hatten, diesen die Schuld, weil sie den ersten Schuß getan hätten; „es war aber nur ein Salutschuß gewesen“. Und Friedrich Förster sagte in einem Gedicht:

Pascha Ibrahim, so ist es dir ergangen,
Da heißt es auch: Karnickel hat angefangen.

Und so ist denn nach moderner Anschauung bei uns in der Fabel das Kaninchen an die Stelle des unschuldigen Lamms getreten mit dem Sinne, daß in einer Streitsache der unterliegende Schwächere vom Stärkeren auch noch ins Unrecht gesetzt wird. Wenn der Franzose auch sagt: *Le lapin a commencé*, so stammt das, wie Büchmann richtig behauptet, aus dem Deutschen.

Jedenfalls haben wir, wie gezeigt, für Karnickel drei Stufen des Sprachgeschehens zu unterscheiden: 1. Der Sprecher, der für einen übelen Menschen, mit dem schwer in Frieden zu leben ist, die beiden Ausdrücke *Karnallje* und *(Un)nickel* (Giftnickel) als gleichwertige Wechselworte bereit hat, schafft aus beiden die eine Worteinheit *Karnickel* = „Störenfried“. Eine Kontamination oder Mischbildung.

2. Diesem Sprachvorgange folgt der Hörvorgang, der Sprechangleichung die Hörangleichung: Der Hörer, der sich durch den Wortklang zur Vorstellung des Sprechers hinfindet, eine Art Tastverfahren, bringt auf den ähnlichen Klang hin Karnickel mit dem Tiernamen in Verbindung und deutet so das Wort derartig um, daß aus dem Störenfried ein wirkliches Kaninchen wird. Nach E. Förstemann eine Volksetymologie.

3. Da das Kaninchen aber ein friedliches schwaches Tier ist, so fragt man, wie es dazu kommt, Urheber eines Streites zu werden. Das führt dann zur Entstehung der Wortfabel, als einer Vorspiegelung von der Schuld des Kaninchens.

Auf alle Fälle haben wir zwei verschiedene Wörter anzunehmen; das eine entstanden durch Kontamination (der x ist doch immer das Karnickel; in der Volkssprache auch „d e r Karnickel“) und zweitens durch Hörangleichung und Bedeutungswandel „Karnickel = Kaninchen“[4].

NEUSTETTIN CHRISTIAN ROGGE

MÂRẹO SÊO

In Vers 5b des Wessobrunner Gebetes:

noh der mârẹo sêo

findet sich ein Schreibfehler, dessen Erklärung bisher Schwierigkeiten machte.

4) „Jeder Bedeutungswandel schafft ein neues Wort“; vgl. meine Abhdl. 'Der Wandel der Wortbedeutung als Angleichung (Association)'; Ztschr. f. Deutschkunde 1924. S. 206.

Digitized by Google

In *mârẹo* gebraucht der Schreiber *ẹ* statt *e*. Ein solches Wort ist aber unmöglich, wir müssen unbedingt *mâreo* ⟨ *mârio* erwarten. Die Annahme, daß der Schreiber die Bedeutung des Häkchens unter dem *e* nicht mehr verstand, ist nicht stichhaltig. Sie würde nicht erklären, weshalb er es gerade unter dieses *e* setzte, während er es sonst nicht verwendete. Der Grund ergibt sich aber leicht aus einem Vergleich mit dem nächsten Wort *sêo*. Der Schreiber schrieb:

mar e o s e o,

bevor er das Häkchen, das sich in seiner Vorlage unter *sẹo* befand, hinzufügte. Als er dies dann nachholen wollte, versah er sich in dem betreffenden *e*, was ja, da beide Wörter auf *eo* ausgehen, sehr leicht geschehen konnte, umsomehr, als die Zeichen für *s* und *r* sehr ähnlich sind. In der Vorlage des Schreibers haben wir also

sệo

anzunehmen. Ein kritischer Text muß dies berücksichtigen und darf nicht einfach *mârẹo seo* = *mâreo sêo* setzen, wie es z. B. v. Steinmeyer[1] tut. Daß wir eine Vorlage mit Recht annehmen, ergibt sich auch aus Vers 3b, in dem das *g* in *pereg* aus *e* geändert wurde.

Das Wort *sệo* ist durchaus möglich und weist auf die frühe Entstehungszeit des Gedichtes, auch ist es zweimal im Hildebrandslied belegt: Vers 42b: *sệolîdante* und Vers 43a: *wentilsệo*. Das ug. *ai*[2] ist im Ahd. schon im 7. Jh. vor *h, r* und *w* zu *e* kontrahiert worden. Nur in den ältesten Weissenburger Urkunden finden sich noch einige *ai* vor *r, z*. B. in *Gairelaigo*. Der neue Vokal war im 8. Jh. langes offenes *e* und wurde z. T. *ae, ẹ* geschrieben. Dann aber verdrängte *e* diese Schreibung. In späteren Denkmälern tritt sie nur noch sehr selten auf. Die Qualität des Vokals hatte sich wahrscheinlich im 8./9. Jhd. zu geschlossenem *e* erhöht. Die Entstehung des Wessobrunner Gebetes wäre demnach ins 8. Jh. zu setzen. Dies paßt sehr gut zu einem anderen Hilfsmittel, das uns ebenfalls ermöglicht, sein Alter zu bestimmen.

Das Gedicht weist an drei Stellen noch *au* auf, und zwar in Vers 3a: *paum* und Vers 8b: *auh* und im Prosateil: *galaupa*. Das germ. *au*[3] ist im Ahd. außer vor *h* und den dentalen Konsonanten *d, t, z, s, n, r, l* Diphthong geblieben, doch änderte sich seine Schreibung entsprechend der Aussprache im 9. Jh. von *au* zu *ou*. Dieser Vorgang ist um 850 abgeschlossen. Vergleichen wir diesen Zeitpunkt mit dem vorher bestimmten, so rückt die Vorlage unserer Hs. in die Wende des 8. Jhs. Ob diese Zeit nun auch mit der Zeit der Entstehung überhaupt gleichzusetzen ist, steht dahin. Für ihre Bestimmung haben wir keine positiven Grundlagen. Immerhin dürfte sie aber schon aus literarhistorischen Erwägungen heraus nicht allzu weit von 800 entfernt sein. Vielleicht ist das Gedicht einige Jahrzehnte früher entstanden, vielleicht ist die Vorlage aber auch das Original selbst.

1) E. v. Steinmeyer, Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler. Berlin 1916.
2) W. Braune, Althochdeutsche Grammatik. 3./4. Aufl. Halle 1921. § 44, § 44 Anm. 1, 2.
3) Ebenda, § 46 Anm. 1.

WISMAR WILLY KROGMANN

Digitized by Google

ANZEIGEN

J. M. Clark, The Abbey of St Gall as a Centre of Literature and Art. Cambridge. University Press, 1926. VIII, 322 S. + 4 T.

Der Glasgower Germanist J. M. Clark hat den begrüßenswerten Versuch unternommen, eine „synthesis" dessen zu liefern, was die auf einer großen Anzahl begrenzter Untersuchungsfelder arbeitende Einzelforschung über die Bedeutung der Abtei St. Gallen für Literatur und Kunst bisher an Ergebnissen gebracht hat. Einer geschichtlichen Einführung in K. 1 (von Gall bis zur Aufhebung durch Napoleon ao. 1805) läßt Cl. in K. 2 und 3 eine Darstellung des irischen und angelsächsischen Einflusses in St. Gallen (1.: Drei „Wellen", von der Gründungszeit bis ins 12. Jahrh., 2.: Ags. Einflüsse im allgemeinen, Einlaß in St. Gallen durch Abt Waldo) folgen und behandelt in K. 4 die bauliche Entwicklung der Abtei (Othmars Bau, Neubau unter Gozbert, Umbauten bis ins 18. Jahrh.). K. 5 ist der Schule gewidmet (Gründung zu Othmars Zeit, Blüte unter Grimald und Hartmut, die einzelnen Unterrichtsfächer), in K. 6 und 7 wird die künstlerische Tätigkeit der Klosterinsassen gewürdigt, im wesentlichen, soweit sie in Malerei (Buchillumination, Wand-, Glas-, Tafelmalerei) und Musik (Kirchengesang vor Notker, Notker und die Sequenz, Tuotilo und die Tropi) ihren Ausdruck gefunden hat, in K. 8 das Drama von seiner Wurzel (Tropi) bis ins späte Mittelalter (geistl. Schuldrama) verfolgt und in K. 9 weitere St. Galler Literatur (kleinere ahd. Denkmäler, Notker Balbulus, Ekkehard I., Notker d. Deutsche, Ekkehard IV., die St. Galler Minnesänger) besprochen. Im 10. Kap. ist von der Rolle St. Gallens in der modernen Dichtung (bei Bürger, Uhland, Scheffel, Freytag, G. Keller, C. F. Meyer, Scott, Chateaubriand) die Rede, den Inhalt des 11. bildet eine Schilderung der Klosterbibliothek und ihrer Handschriften (Verluste, Humanistenbesuch, mittelalterliche Verzeichnisse, heutiger Stand), und im 12. wird aus dem bisher Behandelten das Fazit („The history of St. Gall is that of Benedictine monachism in miniature") gezogen. Im Anhang A wird anschließend die deutsche Abkunft des Tuotilo gegen irische Ansprüche verteidigt, in B eine Liste der St. Galler Handschriften in insularem Duktus und in C ein Verzeichnis von St. Galler Handschriften in anderen Bibliotheken vorgelegt. Den Abschluß des Ganzen bildet eine (teilweise) Aufzählung der von Cl. benutzten literarischen Hilfsmittel und ein Index. Seine vorzügliche äußere und innere Ausstattung (4 Facsimilia aus St. Galler Handschriften vom 8.—15. Jahrh., zwei Grundrisse und eine Abbildung des Kircheninnern aus dem 16. Jahrh.) verdankt das Buch, wie Cl. in der Vorrede bemerkt, z. T. der Carnegie-Stiftung, deren finanzieller Unterstützung sich der Verfasser auch bei seinen Untersuchungen zu erfreuen hatte.

Was Cl. in den angeführten Abschnitten bietet, beruht auf sorgfältiger Durcharbeitung von mehr als 300 umfangreichen und oft an recht entlegenen Orten verborgenen Quellenschriften; darunter sind nicht wenig Veröffentlichungen aus neuerer und neuster Zeit, und der Verfasser hat außerdem die Mühe persönlicher Erkundigung nicht gescheut. Es muß also jeder auf seine Rechnung kommen, der an das Buch nicht mit dem unbilligen Anspruch her-

Digitized by Google

antritt, für sich alles darin finden zu wollen; denkt sich doch Cl. als Leser nicht zum geringsten Teil engere oder entferntere Landsleute, die dem Gegenstand mit Neigung, doch ohne eigenes Fachwissen nahetreten. Wenn diese Rücksicht für ihn nicht vorwaltend gewesen wäre, hätte er sich vielleicht ein weiteres Ausholen an einzelnen Punkten ersparen und den Stoff um die beiden Pole „Literature" und „Art" straffer gruppieren können. Indes muß nachdrücklich hervorgehoben werden, daß eine aus so verschiedenartigen Teilen zusammengesetzte Masse synthetischer Bearbeitung unter allen Umständen Schwierigkeiten entgegenstellt. Im folgenden sei auf einige Ergänzungsmöglichkeiten und in einer weiteren Auflage zu vermeidende Schönheitsfehler hingewiesen.

Zu K. 1: Eine Frage von allgemeinem Interesse hat Cl. p. 21 f. mit seiner Betrachtung über die irische Namensform des Gründers von St. Gallen aufgeworfen. Nach Reeves, der sich auf eine in der Columban-Vita des Jonas überlieferte Form stützte, lautete der keltische Name des Heiligen „Callech" (air. cailech = „the cock"), während Zimmer als korrekte Form „Gallech" (adj. z. Gall = „der Gallier") annahm; beide Forscher beriefen sich auf ein lateinisches Äquivalent „Gallus". Cl. vermeidet vorbehaltlosen Anschluß an eine dieser beiden Ansichten; eine Entscheidung wäre auf diese Weise in der Tat unmöglich, wenn nicht bereits vor mehr denn sechs Jahrzehnten festgestellt wäre, daß als älteste, in St. Gallen urkundlich beglaubigte Namensform nicht Gallus, sondern Gallo zu gelten hat[1]. Gallo aber wäre dann als Analogiebildung zu Amiho, Betto, Hasso u. a. aufzufassen, d. h. nichts anderes als germanisiertes „Gall". Die Überlieferung in der Vita Columbani braucht deshalb nicht ohne weiteres beiseite geschoben zu werden; man würde, wenn man Zimmers Schreibung als korrekt anerkennt, zur Annahme einer doppelten Tradition kommen, die im Sprachgebrauch des Heiligen selbst oder seines Kreises ihren Ursprung hätte. Auf p. 24 f. kommt Cl. für den ältesten Bücherbestand der Siedelung zu Schlüssen, denen man zustimmen kann, die man aber gern auf einen greifbaren Untergrund gestellt sehen würde, etwa durch Heranziehung der heute noch in umfangreichen Sammelbänden erhaltenen Reste sehr alter Handschriften oder der „Codices rescripti"[2]. Wenn Cl. allerdings sämtliche, an der Spitze des Bücherverzeichnisses in Cod. 728 aufgeführten „Libri scottice scripti" zum ältesten Bestand rechnet, wird diese Annahme schon durch den dort genannten „Quaternio I de relatione translationis Si. Galli in novam ecclesiam" widerlegt, denn diese „translatio" kann erst anläßlich des Klosterneubaus ao. 830—40 stattgefunden haben. Überhaupt gestattet die Tatsache, daß das erwähnte Verzeichnis erst um die Mitte des 9. Jahrh. angelegt worden ist, und irische Handschriften noch später in St. Gallen Eingang gefunden haben (z. B. das Evangeliar Cod. 49, der Priscian Cod. 904 und die Paulus-Bilingue Cod. Dresd. A 145 b), nicht, die Entstehung oder Erwerbung von „Libri scottice scripti" in St. Gallen unbedingt vor die Karolingerzeit zu verlegen; Cl. macht dies durch seine Übersicht über die bis ins 12. Jahrh. reichenden Beziehungen von Iren zu St. Gallen (p. 31) selbst unwahrscheinlich. In diesem Zusammenhang sei noch auf die aus einer bayrischen Handschrift stammenden Bruchstücke einer mhd. Patricius-Legende

1) Wartmann, Anz. f. schweiz. Gesch. u. Altertumskunde II (9-1863), 34.
2) Vgl. Hermaea XVII (Halle 1926), 10 ff.

Digitized by Google

hingewiesen, die, nach ihrem Herausgeber[3], von einem Dichter alemannischer Zunge in Verse gebracht ist und in der Zeit entstanden sein kann, für die Cl. (p. 48 f.) Beziehungen zwischen St. Gallen und den Schottenkongregationen in Würzburg und Regensburg wahrscheinlich gemacht hat. Wenn Cl. (p. 59, 68 f.) die Abschrift des berühmten „Vocabularius Si. Galli" (Cod. 913) nach St. Gallen und zudem auf einen ganz bestimmten Zeitpunkt („about 780") setzt, wäre man für eine ausführlichere Begründung dieser Ansicht allerdings dankbar. Wo Tritheim als Gewährsmann benutzt wird (Cl. p. 51) — und es unterbleibt besser — sei nicht versäumt, dessen Angaben mit zwei Fragezeichen zu versehen.

Zu K. 2: Für die folgende Schilderung des angelsächsischen Einflusses verdankt Cl. wesentliches einem Aufsatz seines Lehrers Braune (Beitr. 43 — 1918 — 361 ff.), den er im Vorwort als für seine ganze Darstellung vorbildlich bezeichnet. Das „Keronische" Glossar, das bekanntlich mit Cod. 911 der Stiftsbibliothek in St. Gallen in sehr alter Abschrift vertreten ist, wird sich indes kaum in den angelsächsischen Einflußbereich ziehen lassen, wie Cl. p. 57 versucht; die bayrische Mundart der Urhandschrift, die oft ungeheuerliche Hilflosigkeit in den Verdeutschungen und ganz besonders die weltliche Richtung der lateinisch-romanischen Vorlage stellen dieses Denkmal in anderen Zusammenhang, über den neuerdings eine scharfsinnige Vermutung geäußert worden ist[4].

Zu K. 5: Was das Kapitel „Schule" angeht, so geben uns über Gang und Art des Unterrichts in St. Gallen die dort erhaltenen Schriftwerke mittelbar und unmittelbar jede gewünschte Auskunft. Wir haben also nicht nötig, uns z. B. über den Betrieb der klassischen Studien bei Walther von Speyer (Cl. p. 103) zu erkundigen, da uns hierüber, schon für das 9. Jahrh., das prosodische Florileg in Cod. 870 belehrt; dieses verrät gleichzeitig durch seine außerordentliche Bevorzugung Juvenals, daß die Stellung Vergils in St. Gallen nicht zu allen Zeiten „pre-eminent" gewesen ist. Im allgemeinen wären hier natürlich auch die althochdeutschen Glossen heranzuziehen, die bei Cl. (p. 240) in einer Fußnote allzurasch in der Versenkung verschwinden. Hätte Cl. dazu noch von Steinmeyers 5. Band (400 f.), von Baeseckes Artikel in dem Reallex. d. dt. L.-G. (I, 448 ff.) und von Schröters Untersuchungen (Hermaea XVI, 70 f.) Kenntnis nehmen können, so wäre dieses Kapitel durch einen Ausblick auf angelsächsische und deutsche Geistesgeschichte und die Berührungen beider für seine Leser zweifellos zu einem der interessantesten geworden. Nicht unnütz wäre auch ohnedies vielleicht gewesen, einmal mit kurzen Worten klarzulegen, was man damals unter wissenschaftlicher Arbeit überhaupt verstand, worüber uns ja St. Galler oder mit St. Gallen in Verbindung stehende Lehrer und Gelehrte wie Ermanrich, Walahfrid und noch Notker der Deutsche in ihren Schriften freiwillige und unfreiwillige Aussagen in Fülle machen. Wenn z. B. von der Weltkarte die Rede ist, die Abt Hartmut im 9. Jahrh. anfertigen ließ (Cl. p. 121), so liegt es ohne Hinweis für den naiven Leser nahe, sich von einer solchen die ihm geläufige, moderne Vorstellung zu machen, gegen die in den beiden St. Galler Isidorhandschriften (Codd. 236 und 237) Anschauungsmaterial vorliegt; auch über Aethicus und seine tollkühne „Cosmo-

3) Kraus, Deutsche Ged. d. 12. Jahrh. (Halle 1894), 157 ff.
4) Baesecke, Reallex. d. dt. Lit.-Gesch. I (1926), 25.

Digitized by Google

graphia" (Codd. 133, 570) wäre in diesem Zusammenhang ein Wort zu sagen, da sie uns die Beschaffenheit der Hilfsmittel, die dem mittelalterlichen Menschen zur Formung seines Weltbildes zu Gebote standen, so recht deutlich veranschaulicht. Helperic, der Verfasser des weitverbreiteten „Computus", war Mönch in Auxerre, nicht in St. Gallen; bei Cl. (p. 120) liegt wohl Verwechselung mit Wichram von St. Gallen vor, doch gehörte dieser, wie Helperic, dem 9., nicht dem 11. Jahrh. an. Wo ein „Centre" dargestellt wird, ist es von Interesse, auch die Ausstrahlungen zu verfolgen; hier wäre vor allem am Platz gewesen, den Notker zu erwähnen, der gegen Ende des 10. Jahrh. als Bischof aus dem niedergetretenen Lüttich ein zweites St. Gallen und damit in Niederdeutschland einen neuen Mittelpunkt von Kunst und Wissenschaft erstehen ließ, worüber Cl. im 2. Band von Manitius' Geschichte der lat. Lit. d. M.-A. (219 ff.) wertvolle Auskunft hätte finden können. Sollte es Zufall sein, daß die aus den ehemaligen Klosterbüchereien des Lütticher Sprengels gespeiste Brüssler Bibliothek heute Handschriften bewahrt wie die ohne Frage aus St. Gallen stammende, reiche Sammlung karolingischer Rhythmen (vgl. M. G. P. l. IV, 2/3, 448), Handschriften von so ausgezeichneter Textgestalt wie die von Ekkehards „Waltharius" oder Notkers des Deutschen Rhetorik und Logik? Um bei diesem Notker zu verweilen, von dem Cl. merkwürdigerweise erst im Kap. „Literature" spricht: „. . . manuscripts, written by Notker himself . . ." (Cl. p. 253)? Bisher war man der Ansicht, daß von Notkers eigener Hand nur die beiden, von seinem Schüler Ekkehard IV. bezeichneten Zeilen in der Orosiushandschrift Cod. 621 erhalten seien, was zur Beurteilung seiner ganzen Überlieferung natürlich von größter Wichtigkeit ist.

Zu K. 9: Iso verdankt seine Stellung als Prudentiuskommentator (Cl. p. 234) lediglich einer Angabe des Hanauer Prudentiusherausgebers J. Weitz (1613)[5]; Entstehung von „learned literature" in oder um St. Gallen können wir aber weit hinter das 9. Jahrh. zurückverfolgen: Bis in die Zeit des Gall und Columban selbst, in der an den Ufern des Bodensees die „Collectanea" des Julius Solinus einer durchgreifenden Umarbeitung unterzogen wurden (vgl. Mommsens Ausgabe, XCIII). Die Dichtkunst hatte schon vor Walahfrid (Cl. p. 234) ihre Pflege in St. Gallen gefunden, wie die umfassenden, in sehr alte Zeit zurückreichenden Rhythmensammlungen aus ehemals St. Galler Handschriften beweisen (vgl. M. G. P. l. IV, 2/3, 448 ff.). Für seine Ausführungen über den „Waltharius" (p. 241 ff.) hätte Cl. aus den grundlegenden Aufsätzen von Neckel (German.-Roman. Monatsschr. 9 — 1921 — Nr. 12, 18, 24) noch Gewinn ziehen können; warum an dieser Stelle kein Wort über den ags. „Waldere"?

Zu K. 10: Bei der Annahme von „lapses" in Scheffels „Ekkehard" (Cl. p. 265 f.) muß man Vorsicht walten lassen, anderseits dem Dichter etwas zu gute halten. Man darf z. B. Scheffel schon auf Grund seiner Kenntnis von Hattemers „Denkmahlen" zutrauen, daß er wußte, daß Notker für seine Übersetzung von Aristoteles' Logik keinen griechischen Text vor Augen hatte; wenn Moengal als Kontrastfigur auch in etwas grelleren Farben gezeichnet erscheint, so wird man den Eindruck eines „ignorant buffoon" von ihm

5) Als Verfasser des von Weitz u. a. mitgeteilten Kommentars kommt, nach frndl. Auskunft von Prof. Manitius, Johannes Scottus (über Remigius) in Frage.

Digitized by Google

doch so wenig als etwa vom alten Tuotilo haben. Schließlich sind wir geneigt, dem, der zwischen Dichtung und „historical treatise" so gut die Mitte hält wie Scheffel, auch ein paar Sprünge nachzusehen; lassen wir uns doch gefallen, wenn Shakespeares Hektor den Aristoteles zitiert und Nestor vor Troja die Trommeln wirbeln heißt.

Zu K. 11: Für das 11. Kap. hätte Paul Lehmanns „Standard work"[6], das Cl. leider unzugänglich geblieben ist, eine solidere Grundlage geliefert als Weidmanns parteiliche Bibliotheksgeschichte und Beckers überholte Ausgabe der mittelalterlichen Bücherverzeichnisse. Es wäre Cl. auf diese Weise u. a. nicht entgangen, daß auch Abt Hartmut über eine ansehnliche Privatbibliothek verfügte, die nach seinem Tode wie die seines Vorgängers Grimald in die Klosterbücherei aufging, und daß es in St. Gallen bereits im 9. Jahrh. ein Verzeichnis gab, das in Form eines Kalenders zu jedem einzelnen Monatstag die Literatur über den entsprechenden Heiligen anführte. Über die Verbindungen St. Gallens mit der Außenwelt haben uns einzelne Handschriften noch mancherlei zu sagen; in den Gelehrtenkreis um Karl d. Gr. z. B. führen Cod. 899 mit den Gedichten des Paulus Diaconus und Petrus von Pisa, Cod. 254 mit dem aus der Feder von Alchwines Begleiter Josephus Scottus (nicht Beda!) stammenden Jesaiaskommentar und, nicht zu vergessen, das Gesetzbuch der Gemeinschaft (Cod. 914), mit dem der Name seines Geschichtsschreibers Ludwig Traube unzertrennlich verbunden ist. Um sich hier zurechtzufinden, ist freilich, wie Cl. selbst nicht entgangen sein dürfte und neuerdings von berufenster Seite (D. G. Morin: Revue Bénéd. XXXIX — 1927 — 138) wieder mit Nachdruck bestätigt worden ist, ein zuverlässigerer Wegweiser vonnöten als der in Gestalt von Scherrers Verzeichnis seit mehr denn 50 Jahren Dienst tuende.

Doch genug des einzelnen. Es muß rückhaltlos anerkannt werden, daß Cl. sich rühmlich bemüht hat, den auseinanderstrebenden Stoff zu bändigen; wo sich Mängel bemerkbar machen, liegt der Grund außer in den bereits angeführten Umständen auch darin, daß manches, namentlich in puncto „Literature", für synthetische Behandlung trotz einer Fülle von Vorarbeiten noch nicht reif ist. Um nicht zu wiederholen, was eingangs über das Buch als Ganzes bereits festgestellt werden konnte, sei einiges vom Besten daraus zum Abschluß ausdrücklich hervorgehoben: Die Ausführungen Cl.s über die Wirksamkeit insularer Kräfte in St. Gallen verdienen die Beachtung aller, die sich mit den Anfängen deutscher Geistesgeschichte beschäftigen. Daß er die bildenden und darstellenden Künste in seine Betrachtungen einbezogen und ihre Entwicklung durch tabellenförmige Zusammenstellungen übersichtlich gemacht hat, wird eine zahlreiche Leserschaft dankbar begrüßen. Angenehm berührt das gesunde Urteil des Verfassers im allgemeinen und besonders gegenüber den grotesken Versuchen einzelner seiner Landsleute, Männer wie Othmar, Winithari, Iso oder Tuotilo zu Iren bzw. Angelsachsen zu stempeln; auch seiner humorvollen Zurückweisung französischer Annexionsabsichten auf den „Waltharius" sei bei dieser Gelegenheit gedacht. Alles in allem: Wir sind Cl. verpflichtet für den ersten, ernstlichen Versuch, eins

6) Mittelalterl. Bibliothekskatal. I (München 1918).

Digitized by Google

der wichtigsten Gebiete unseres Kulturkreises der Allgemeinheit in seinem vollen Umfang zur Anschauung zu bringen.

HALLE A. S., APRIL 1927 H. BRAUER

Edward H. Sehrt, Vollständiges Wörterbuch zum Heliand und zur altsächsischen Genesis. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1925 (= Hesperia XIV). VIII und 741 S. 8°.

Ein gründliches Wörterbuch zum Heliand wird seit langem schmerzlich vermißt, nicht nur, weil auf ihm allein eine eingehende Analyse des Wort- und Sprachgebrauchs der altsächsischen Bibeldichtung basieren kann, auch die Arbeiten zur Geschichte der Syntax, zur Beurteilung der stilistischen Abhängigkeit oder Selbständigkeit des Heliand bedürfen eines solchen dringend, und der Nutzen für die bessere Erkenntnis des As. liegt auf der Hand. So darf *Sehrt* des Dankes aller Fachgenossen gewiß sein, daß er sich der mühevollen Aufgabe unterzog, und das um so mehr, als er sie mit mustergiltiger Exaktheit und großer Umsicht gelöst hat.

Sehrt legt in der richtigen Erkenntnis des wissenschaftlichen Bedürfnisses das Hauptgewicht auf die Anlage eines vollständigen Formenglossars, in dem er sämtliche Belege aller im Heliand und der as. Genesis vorkommenden Wortformen zusammenfaßt. So entsteht hier ein Thesaurus des As., wie wir ihn in gleichen Ausmaßen für andere Sprachperioden bisher nicht hatten. Um nur einige Beispiele zu geben: Der Artikel *that* umfaßt 21 ½ Spalten, von denen 3 Spalten nur die zahlenmäßig angedeuteten Belege enthalten; *the* füllt über 43 Spalten, von denen fast 19 Spalten auf das Formenglossar entfallen; *man(n)* hat 7 Spalten, darunter fast 3 Spalten Formenbelege usw. Jeder Artikel zerfällt in zwei Hauptteile: 1. die Aufführung der verschiedenen Bedeutungsschattierungen, die mit gutgewählten Beispielen reichlich belegt werden; 2. die Formenbelege, die vollständig sein wollen und bei deren Aufzählung, wo es not tut, auch noch bedeutungsmäßig gegliedert wird. Durch ständige Hinweise auf *Behaghels* 'Syntax des Heliand' wird, was besonders erwünscht erscheint, auch die Syntax berücksichtigt; gleichzeitig entsteht auf die Weise ein Wortregister zu *Behaghels* Buch, das bisher sehr vermißt wurde.

In zweiter Linie möchte *Sehrt* ein Wörterbuch in engerem Sinne des Wortes schaffen, und da er hierbei hauptsächlich an Studierende als Benutzer denkt, sei es erlaubt, auf einige Punkte hinzuweisen, die mir zu diesem Zwecke verbesserungsbedürftig erscheinen. Wenn (wie in Heynes Glossar) zu jedem Lemma die betr. Entsprechungen aus den andern germanischen Dialekten gegeben werden, was an sich sehr zu begrüßen ist, scheint mir hier doch die Erreichung einer gewissen Vollständigkeit wünschenswert. Neben ahd. *abuh* erscheint auch *abah*, neben ahd. *abunst* auch *abanst*, wobei auch an afries. *evest* zu erinnern wäre. An. *ǫfund*, neben dem auch *afund* vorkommt, weicht formal von den beigebrachten wgerm. Erscheinungsformen ab, was angedeutet werden müßte. Bei an. *eptir* wäre an die Nebenform *aptr*, unbetont *apt*, ferner an got. *aftra* zu erinnern; zu *afgrundi* könnte ags. *afgryndi* gestellt werden. Bei *aldfader* wäre vielleicht das freilich bedeutungsverschiedene an. *aldafǫðr* zu erwähnen. Neben ags. *alter* erscheint auch *altare*, neben ahr. *bahha* auch *bah*. *beitten* und *beiten* stehen ahd. nebeneinander wie *bêde* und *beide*, ags. *bâða* und *bêgen þa*; ferner neben an. *bjarg* auch *berg*, neben ags. *beorg* auch *beorh*; bei

Digitized by Google

afries *bôdel* ist an *bold-* zu erinnern, bei afries. *boden*, das sich durch sein n-Suffix von den wgerm. Formen unterscheidet, an an. *botn*. Got. *bagms*, an das an. *barmr* <* *bagmr* erinnert, dürfte ohne Erklärung nicht zu *bôm* gestellt werden, wie auch an. *baþmr* nur bedingt hierher gehört. Neben ags. *burna* ist auch *burne* und *brunna* belegt, außer ahd. *gibur(r)en* auch *giburien*; zu erinnern wäre dabei an an. *byrja* „gebühren, zukommen". Bei *dêl* müßte außer got. *dails* auch das fem. *daila* erwähnt werden; auch an. *deild* f. „Teil, Teilung" wäre heranzuziehen. Got. *diwans* gehört nicht zum Stamm **daw-* wie *dôian*, sondern zu einer Ablautsform **dew-*, wie got. *dvals* <* *dvala*, as. *dol* dagegen aus der Nebenform **dula* herzuleiten ist. An. *døkkr* und afries. *diunk* stehen zu as. *dunkar* im Ablautverhältnis, ahd. *tunkal* ist nah verwandt, aber nicht völlig gleich. Neben ahd. *twallen* steht *twellen*; zu as. *erbi-* = got. *arbi* gehört an. *erfi* eher als *arfr*; ahd. *felisa* f. wäre als Nebenform zu *felis* m. zu buchen, wobei an frz. *falaise*-„Klippe", mnd. *vols* „Klippenstück" erinnert werden könnte. Bei as. *fer* müßte auf an. *fjar* (neben dem häufigeren *fjarri*) hingewiesen werden; zu afries. *fir* gehört eine Nebenform *fer*. Wenn zu as. *feteros* afries. *fitera* „fesseln" herbeigezogen wird, sollte an. *fjǫtra* nicht fehlen, wie auch bei an. *flýja* <* *fleuhian* ein Hinweis auf *fløja* <* *flauhian* am Platze wäre. Bei *friðu* könnte got. *Friþa-reiks* erwähnt werden; afries. *frês* und *frâsa* stehen nebeneinander, ebenso an. *fugl* und *fogl*. Span. *Alfonso* läßt auf ein got. * *funs* schließen, das bei *fûs* ebenso genannt werden müßte, wie got. *usgaisjan* „erschrecken" = ags. *gâstan* bei *gêst* oder mnd. *gamelen* „alt werden" bei ags. *gamelian* (bei dem die Bedeutung notwendig hinzugesetzt werden sollte, um Mißverständnissen an dieser Stelle vorzubeugen!). Bei an. *haptr* wäre an die doppelte Bedeutung (als s. und adj.) zu erinnern, bei ahd. *hart* an die Nebenform *herti*; ob an. *dís* die genaue Entsprechung zu *idis* ist, wage ich zu bezweifeln; usw. usw.[1]

Mit Recht weist *Sehrt* wiederholt bei der Aufführung gleichstämmiger Wörter auf etwaige Bedeutungsunterschiede hin; ich hätte sogar von dieser Möglichkeit noch stärker Gebrauch gemacht, um dem Benutzer Irrtümer zu ersparen. So etwa bei as. *ard* „Aufenthaltsort", zu dem an. *ǫrþ* „Ertrag, Ernte" genannt wird (weshalb nicht auch das gleichbedeutende ags. *earþ*, als f. *ierþ*? auch ahd. *art* f. „gepflegtes Land" war gegebenenfalls heranzuziehen). Ahd. *balo* „Bosheit" weicht in der Bedeutung von as. *balu* ab, ebenso got. *barms* „Brust" und an. *barmr* „Ufer, Kante" von as. *barm*, an. *berr* „lauter, klar, offenbar" von as. *bar*, afries. *bona* „Mord" sowohl von ahd. *bano* wie dem gleichlautenden, aber bedeutungsverschiedenen as. Wort. Sowohl got. *bleiþs* „gnädig, mild" als auch an. *blíþr* „mild, angenehm" und ahd. *blîdi* „freundlich, günstig gesonnen" decken sich in der Bedeutung nicht völlig mit as. *blîði*; das Gleiche gilt für an. *brá* „Haare an den Augenlidern" und ags. *brêw* „Augenlid" im Verhältnis zu as. *brâha*, *brâwa*, ferner für got. *bruþs* „Schwiegertochter" und ahd. *brût* „junge Frau" gegenüber as. *brud*, für an. *diskr* „Schüssel zum Essenauftragen" und ags. *disc* „Teller, Schüssel, patena" gegenüber as. *disk*, für an. *draumr* „Traum" und ags. *drêam* „Freude, Jubel, Gesang" gegenüber as. *drôm* (wobei unentschieden bleibt, ob beide Bedeutungen tatsächlich dem gleichen

1) Um den Rahmen der Besprechung nicht zu überschreiten, führe ich von meinen zahlreichen Stichprobenergebnissen nur einige aus den ersten Buchstaben des Alphabets an.

Digitized by Google

Stamm oder zwei verschiedenen Stämmen entsprechen), für got. *fagrs* „passend" gegenüber as. *fagar*, für an. *fúss* „gierig" und ags. *fûs* „willig, eifrig" gegenüber as. *fûs* usw. Aehnliche Unterscheidungsandeutungen waren z. B. bei *galgo, galla, idis* usw. angebracht.

Was hier für die Bedeutungsentwicklung angedeutet wurde, gilt auch für die Lautentwicklung. *Sehrt* gibt im allgemeinen keine Etymologien, wohl um den Rahmen nicht zu stark zu überschreiten. Wohl aber wäre es leicht möglich gewesen, durch die Anordnung der dialektischen Belege Entwicklungslinien und Abhängigkeitsverhältnisse anzudeuten. So stammt an. *bilœti* direkt aus dem as. *biliði* (wobei *lœti* „Mienen, Gebärden, Wesen" mitgewirkt hat). Auf Geschlechtsunterschiede innerhalb gleichstämmiger Wörter hätte hingewiesen werden sollen (an. *bit* n. gegen as. *biti* m. u. a), ebenso wären reichlichere Verweise erwünscht gewesen (z. B. bei *folda* auf *feld*), um an etymologische Beziehungen wenigstens zu erinnern. Durch all dies wäre die Benutzung der Wörterbuches für den Studierenden gewinnbringender gestaltet geworden. Der wissenschaftlichen Bewertung des gelehrten und gründlichen Werkes geschieht durch diese Bemerkungen kein Abbruch.

GREIFSWALD LUTZ MACKENSEN

Georg Mahnken, Die Hamburgischen niederdeutschen Personennamen des 13. Jahrhunderts. Dortmund 1925, Ruhfuss. (Hamburgische Texte und Untersuchungen zur Deutschen Philologie, hsg. von C. Borchling, R. Petsch, A. Lasch, Reihe II. 4). XII, 127 S. 8°.

Das bunte mittelalterliche Leben einer niedersächsischen Hansestadt spiegelt sich in den ehrwürdigen Handwerksnamen *Henricus Gropengetere, Siricus dictus Hofslagere, Willikinus Isenmakere, Hinricus Ketelbutere, Tidericus Clocgetere,* auf die Meeresnähe und die Lage Hamburgs deuten *Albertus Coghemester, Henricus Sturman, H.... Alstervoget, Wolterus Dicgreue.*

Auch die friesische Namengebung spielt da und dort hinein: *Thodo Bokinga, Albertus Ybinga* (S. 33) usw., friesische Sprachformen blicken hin und wieder durch. So ist auch auf S. 5 der Frauenname *Thadeke* gewiß in *Tjadeke* zu bessern. — Die *Kogge* (S. 55) dürfte doch wohl aus flämisch-französischen Gegenden stammen und ihren Namen von ihrer Form, der eines Hahnes, haben. Vgl. afrz. *coque* „Schiff" und die nordischen Schiffsnamen *dreki, hreinn, Visundr* u. ä. — Bei dem Nebeneinander von *e* und *a* in *flemingus* und *flamingus* (S. 108) handelt es sich nicht um einen Wechsel in der Schreibung von mnd. *ê*[1], sondern um das Nebeneinander der nfrk. und der nds. Form (vgl. den nl. FN. *Vlaminck* und den nd. *Flemming*). Auch in anderen Gegenden Deutschlands, z. B. in Schlesien, beobachten wir das Gleiche. Anfangs erscheint *Flemyng* und *Flaming* ohne Unterschied, bis sich

Digitized by Google

erstere, die ortsübliche Form durchdrückt. — Warum will der Verfasser auf S. 12 *Hildeleuus* mit *Hildolf* und nicht vielmehr mit *Hildelev* (vgl. Dethlev, Bernlef) gleichsetzen? — *Dudo, Dode* (S. 5) würde ich nicht mit den *Det-, Dit-*Namen zusammenstellen. Vgl. md.: *Tuto theutonicus*, um 1198 in Rauden O/S. (Cod. dipl. Sil. VII, 1) und alte ON. wie *Dudenroda, Dodeleben*. — Wenn *Garbertus* (S. 105) ein nds. PN. ist, kommt eine Entwicklung von *Gêr-* zu *Gär-* garnicht in Frage. — Aus nordniedersächsischer Lautgebung erklären sich S. 107 *Botterclot* und *Botterman* (*Botter*: nordnds., kalenbg., ofäl.) und S. 104 *e* vor Nasal zu *i* in *Crimpe* (vgl. dithmars. *himp* „Hemd"). Bei den PN. mit *Windel-* scheinen lautliche Anlehnungen an *winden* oder *windisch* (?) stattgefunden zu haben. — *Botmakere* (S. 48) darf man doch wohl nicht mit „Boot" (engl. *boat* = germ. *baita-*!) zusammenbringen. Hier wäre eher an *Bütte* (mlat. *buta*) zu denken, sodaß *Botmakere* soviel wie *Bodekere* „Böttcher" zu besagen hätte. — Bei *Thibbe, Tibbe, Theibe* (S. 5) könnte auch nd. *Tewe, Tiffe* „Hund, Hündin" gemeint sein (?). Vgl. FN. wie *Thöle, Hundt, Hahn, Ochs* usw. — Dunkel bleibt der Zuname des *Reynerus Panbyser* auf S. 69, auch wenn ich daneben noch für 1567 *Hans Panserbiter* in Münder[1] oder die nd. FN. *Knickebieter* oder *Katzenbeißer* (18. Jh. in Braunschweig) stelle. — Sollte der Frauenname *Eua* (S. 7) nicht eher mit dem biblischen *Eva* als gerade mit *Ebur-* zu vergleichen sein? — *Knoke* S. 13 ist wohl als Entsprechung zu dem hd. FN. *Knoch* ähnlich zu beurteilen wie die FN. *Zeh, Bauch, Finger* u. ä. — *Stoltevoet* (S. 76) heißt sicher nicht der „stolze Fuß". *Stoltevoet* wie *Stolter* (S. 77) und der moderne FN. *Stolterfoth* gehören zu mhd. *stolzen* „hinken", mnd. *stulten* „steif werden" (vgl. *Stelze* und ofries. *stilter* „Stelze") und bedeuten „Hinkebein". Mit lat. *stultus* hat „stolz", wie manche das wollen, nichts zu schaffen. — *Helewanghe* (S. 76) ist wohl der mit der „glatten" (mhd. *hœle* „glatt"), nicht mit der „heilen" Wange, *Resewal* (S. 92) = „Reisewohl" (?). Vgl. die FN. *Kommallein, Gangmirnach, Gottbehüt, Lategahn*. — In *Wnghengoet* (S. 122) statt *Wndengoet* steckt nur ein Schreibfehler, den das nachfolgende *g* von *-goet* verschuldet haben dürfte. — Das anlautende *t* für *th* in den alten PN. auf S. 121 braucht nicht auf friesischer Lautgebung zu beruhen. Vgl. die modernen nichtfriesischen FN. *Thiel, Thiem, Tietz, Tieck*, großenteils auf nd. Boden. Gerade die Kosenamen, die M. im ersten Teil seines Buches den Vollformen gegenüberstellt, sind der Kindersprache entsprossen. Eigentümlich sind der Kindersprache vor allem a) stimmlose Lenis sowohl für stimmhafte Lenis wie aspirierte Tenuis, b) Ausfall des r, c) Ausfall des l, d) Ersatz des palatalen ch durch s u. a., wie dies auf den Seiten 3–19 die Namen *Timmo* (jetzt *Timme, Thimme*) zu *Dietmar, Bene* zu *Bernhart, Beteke* zu *Bertold, Ficco* zu *Friedrich, Make* zu *Markwart, Focko* zu *Volker, Wobbe* zu *Walburg* so deutlich zeigen (vergl. auch *Tammo* zu *Dankmar, Immo* zu *Irmin-, Hidde* für *Hilde, Busse* für *Burchart* usw.).

Wie im Mittel- und Oberdeutschland des 13., 14. Jhs. sind es auch in Hamburg *Friedrich, Heinrich* und *Konrad*, die alten, später zu *Fritz, Hinz* und *Kunz*[2] herabgesunkenen deutschen Kaisernamen, die durch ihre Häufigkeit auf-

1) Th. Meyer, Bürgerverzeichnisse der Stadt Münder am Deister aus dem 15.–17. Jh.: Familiengesch. Bll. 19, Sp. 9.
2) E. Schröder, Vorlesung über Personennamen 1926/27.

Digitized by Google

fallen (S. 31). Auf S. 3 zeigt M., wie *Baldewin* zu *Bolco* geworden ist. Vielleicht hat in Schlesien die nach der Kolonisationszeit so beliebte Kurzform *Bolko* für *Boleslaw* durch nd. Siedler weitere Verbreitung und Stützung erhalten!?

Wir erfahren auch indirekt in dem Buche von M. so manches Lehrreiche. Wir können uns an den gegebenen Beispielen die Entstehung moderner nd. FN. wie *Brennecke* aus *Brendeko* zu *Brand* (S. 4), *Balke* aus *Balco* zu *Baldewin* (S. 3), *Bohlmann* zu *Bolo* (S. 26) erklären.

Sehr wertvoll ist gegen Ende des Buches die Zusammenstellung der Herkunftsbezeichnungen in den PN. Hamburgs. Wie zu erwarten war, hat die Stadt damals den hauptsächlichsten Zustrom aus den Ortschaften der nächsten Umgebung im Holsteinschen und Hannöverschen erhalten. Bei mehrdeutigen Herkunftsbezeichnungen entscheidet sich M. billigerweise für die Hamburg zunächst liegende Örtlichkeit. Für *Hagenowe, Indago, Herseuelde, Winthusen, Rodemborg* schaltet er die md. und obd. Städte und Dörfer *Hagenau, Großenhain, Hersfeld, Windhausen, Rotenburg* von vornherein aus.

Das Buch, in dem der Verfasser hinter jedem Namensregister kulturgeschichtlich belangreiche Erläuterungen gibt, das zudem eine Fülle von handschriftlichem Namenmaterial der Allgemeinheit erschließt, verdient unsere volle Anerkennung.

HANNOVER WOLFGANG JUNGANDREAS

Josef Deutsch, Die Handschriften der Abteilung für niederdeutsche Literatur bei der Universitätsbibliothek zu Greifswald. (Zentralblatt für Bibliothekswesen, Beiheft 57.) Leipzig 1926, Otto Harrassowitz. 4 Bl. und 121 S. 8°.

Die niederdeutsche Abteilung der Greifswalder Universitätsbibliothek, zum 450jährigen Bestehen der Universität im Jahre 1906 durch die Tatkraft Milkaus gegründet, hatte von vornherein neben der Sammlung von Drucken auch die von Handschriften ins Auge gefaßt, und es ist ihr gelungen, trotz den bescheidenen Mitteln bis heute 26 mndd. Handschriften zusammenzubringen, dazu noch 11 Konvolute von neuzeitlichen Schriftstellern, Gelehrten und Sammlern.

Die mittelalterlichen Handschriften stammen so gut wie alle aus dem XV. und XVI. Jahrhundert, und entsprechend dieser Spätzeit ist auch der Inhalt für die eigentliche Literatur wenig ergibig. In der Hauptsache sind es Gebet- und Erbauungsbücher, voll der überreichen Fülle ndd. Gebete, Lieder, Gedichte, die bereits aus anderen Katalogen bekannt ist. Auch einiges Mystische findet sich, wenn auch vereinzelt (Nr. 4; Seuse in Nr. 9; Mechthild in Nr. 15). Eine Bearbeitung des Ludolfschen Lebens Jesu enthält Nr. 3, Arnt Buschmanns Mirakel steht in Nr. 1. Eine interessante Vision einer Nonne, der ein toter Ritter erscheint, in Nr. 18. Dazu kommen juristische (Stadtrecht von Braunschweig Nr. 22, von Bremen Nr. 23—25) und historische (Bremer Chronik Nr. 21; wann erhalten wir endlich die ersehnte Ausgabe von Rynesberch und Schene?) Codices.

Digitized by Google

Auf ein Unicum möchte ich besonders hinweisen, das mir bisher unbekannt war: die Übertragung von der Psalmenerklärung des Petrus de Harentalis (gest. 1390) ins Niederdeutsche. Die Handschrift rührt vom Jahre 1529 her — ein Beweis, daß damals noch das Bedürfnis nach solchen volkssprachlichen Kommentaren vorlag.

Der Herkunft nach stammen die meisten Handschriften vom Niederrhein; Köln läßt sich für viele als Ursprungsort erweisen. Wiederum ist bei der Herstellung das weibliche Element sehr stark vertreten. Auch niederländische Manuskripte finden sich (Nr. 2; 9; wohl auch 20).

Moderne Schriftsteller sind außerdem durch Briefe und Gedichte vertreten (Groth, Reuter, Adam; von Luise Hohl eine ndd. Übersetzung des 'Taugenichts' von Eichendorff aus dem Jahre 1906; ferner die Gedichte von Hermann Wette); weiter die Gelehrtennachlässe von Deecke, Woeste, Ernst Brandes. Die Hoeferschen Nachträge zum Dähnert werden dem Pommerschen Wörterbuch zu Gute kommen.

Der jetzige verdiente Direktor der Universitätsbibliothek, Josef Deutsch, hat die Verzeichnung mit vorbildlicher Akribie durchgeführt und durch ein sorgsames Register unterstützt. Musterhaft sind vor allem die reichen Anmerkungen, in denen Parallelstücke angeführt und häufig ganz knapp Resultate eigener Forschung niedergelegt sind; man vgl. z. B. die lange Anmerkung zur Bremer Chronik (Nr. 21) über ihre Stellung innerhalb der Chronistik der Hansestadt. Ein neues, wichtiges Hilfsmittel zum Studium der mittelniederdeutschen Literatur ist uns damit an die Hand gegeben; an der Forschung liegt es, nun davon Gebrauch zu machen.

GREIFSWALD, FEBRUAR 1928 WOLFGANG STAMMLER

Agathe Lasch, Aus alten niederdeutschen Stadtbüchern. Ein mittelniederdeutsches Lesebuch. (Hamburg. Texte u. Untersuchungen zur deutschen Philologie. Reihe I: Texte 2.) Fr. W. Ruhfus 1925. IX, 165 S. 8°.

Wolfgang Stammlers 'Mittelniederd. Lesebuch' bietet Stoff für geistesgeschichtliche und sprachhistorische Studien, doch ist das Literaturdenkmal stärker betont. Das Buch von Agathe Lasch will eine Ergänzung geben, es will „vor allem das Verständnis der Sprache fördern." „Für die Wahl eines Stückes ist allein die Frage nach dem sprachlichen Interesse maßgebend." Die zeitliche Einteilung innerhalb der lokalen bringt die Entwicklung der mndd. Sprache in großer Vollständigkeit. Urkunden aus Bremen, Lüneburg, Garz a. Rügen, Danzig, Berlin mit Kölln a. d. Spree, Halle, Aken, Braunschweig, Minden, Werl, Koesfeld und Groningen geben die Sprache des nordniedersächsischen, elbostfälischen, ostfälischen, westfälischen und niederländ. Dialekts. Stadtbücher und städtische Kanzleien stellen den Stoff, sämtliche Stücke sind nach den Handschriften gedruckt. Ein zweiter Teil des Buches gibt Anmerkungen über Literatur, Fundort usw., schließlich eine Zusammen-

Digitized by Google

fassung der lokalen sprachlichen Entwicklung an Hand der Texte. Ein kurzes Wortverzeichnis bringt Wörter, die sich im Schiller-Lübben nicht finden oder dort nicht in ihrer hier gültigen Bedeutung angesehen sind. Wird damit der Wert des Buches für akademische Übungen erhöht, so wird der Preis — 9,— und 7,50 — doch ein fühlbares Hindernis für den allgemeinen Gebrauch sein. Alles in allem ist das Werk als eine gute Illustration zu der mndd. Grammatik der Verf. zu bezeichnen.

STETTIN MAX LINDOW

Sünte Marie. De Wolfenbütteler Marienklag un Osterspill. Übertragen von Edgar Schacht, mit einer Einführung von G. Rosenhagen. Hamburg. Hanseatische Verlagsanstalt. (Aus alten Bücherschränken. Hrsg. v. Wilh. Stagel.) Kl. 8°.

Wir brauchen anders als bei so manchen Erneuerungen von Dichtungen längst entschwundener Zeiten bei diesem Büchlein nicht nach der Rechtfertigung zu fragen. Wir wissen, daß es einem vielfach sich äußernden Fragen und Suchen Antwort geben will. Dem Leben, das sich im geistigen Bezirk der Jugendbewegung so gesund und kräftig regt und, wiewohl nur tastend, aus erstarrten, hemmenden Formen zum Wesenhaften durchzudringen ringt, wird diese Sammlung dargeboten. Allerorten gewahren wir es, wie das mittelalterliche Schauspiel wieder zu neuem Leben erweckt wird, während zugleich das Volkslied älteren Schlages und der Volkstanz warme Pflege finden. Man sollte dies trotz der bewußten Verwerfung heute bestehender und neu um sich greifender Lebensformen nicht als falsche Abkehr von der Gegenwart und unfruchtbares Versenken in Vergangenes schmähen, denn es ist junges, neues Leben auch hier, und frischeren Blutes als in manchen Kreisen der modernen abgelehnten Formen, und nur darum werden Gestaltungen aus vergangenen Tagen hier ergriffen, weil eine neue Geistesströmung, der das Bestehende nicht gemäß ist, in ihnen Wesensverwandtes zu finden glaubt und ihrem eigenen Wollen darin einen vielleicht noch unvollkommenen Ausdruck gibt. Das Alte aber, wie es ergriffen und angeeignet wird, wandelt sich, selbst wo die Form, der Wortlaut, gleich bleibt, und wird zu etwas Anderem, Neuem, „anders und doch im Wesen gleich."

Es sind zwei eng zusammengehörige Dichtungen, die sich im Sinn der älteren, nur dem Geistigen zugewandten Schicht der mittelalterlichen Dramatik durch die Schlichtheit der Empfindung und die von Anfang bis zu Ende festgehaltene Einheit der religiösen Stimmung auszeichnen und darum besser zu uns sprechen können als manche Schöpfungen, die in realistischem Geist mit Stofflichem erfüllt sind, das seine Gebundenheit an mittelalterliche Lebensformen nicht verleugnen kann. Rosenhagen hat eine Einleitung über die geistlichen Spiele des Mittelalters beigesteuert (S. 5—29), die mit sicherer Hervorkehrung des Wesentlichen trefflich in das Verständnis für das geschichtliche Werden und Wesen der religiösen Feiern und Spiele im Allge-

Digitized by Google

meinen und der hier dargebotenen Dichtungen im Besonderen einführt (leider hat Schacht im Osterspiel die alte Verszählung, auf die R. sich bezieht, nicht beibehalten). Die alten Noten hat Hermann Zenck in die heutige Schreibweise übertragen.

Der Textbehandlung kann ich zu meinem Bedauern kein Lob erteilen. Sie will keine Übertragung in die lebende Mundart geben, wie der Titel erwarten läßt, sondern nur eine leichte Umsetzung, die das Verständnis erleichtern soll, ohne den altertümlichen Eindruck zu verwischen. Aber es zeigen sich die Spuren rascher Arbeit, die ohne feste Prinzipien unternommen ist. So wird z. B. mit *ungemagen* S. 90 ein Vers erläutert, der gar nicht aufgenommen ist (Osterspiel 261), vgl. auch die Flüchtigkeitsversehen Marienklage 256, Osterspiel 150, dazu störende Druckfehler wie O. 354 *Schlap* für *Schap*. Im Orthographischen fehlt die Regelung, z. B. wechseln *geben, geven, lewen* ganz beliebig. Ebenso werden dieselben Sprachformen bald geändert, bald gelassen (*-like, -liche; gekomen, gekommen; Gemote, Gemüte* u. a.). Der Reim ist öfter mißhandelt oder ganz verschwunden. Dazu kommen auch Entstellungen des Sinns, den der Herausgeber mehrfach nicht verstanden hat, z. B. M. 56 (*ju* als Personalpronomen aufgefaßt); 236 (*utsleep* f. *untslep* entschlief); 250, 252; 354; O. 170 (*Leev* statt *lif*). Das Sonderbarste sind die Erläuterungen, die in Form eines Glossars gegeben sind, aber vielfach irgendwelche flektierte Formen aufführen, wie sie gerade im Text vorkommen, und dazu den Übersetzungswortlaut für die Einzelstelle, z. B. *live* Leib, *mude* Mut, *scop* erschaffen hat, *trut* traute, liebe. Man stutzt über merkwürdige Formen, die im Text auch gar nicht stehen, z. B. *vorgahnen* = vergangen, *vengen* = fangen, *mede* = Mitte; auf einem Nichtverstehen beruhen falsche Angaben wie *lif* = *leev, ruch* = Ruf (im Text steht *Rook haven* sich kümmern um, M. 126), *untfan* = umfangen. So ist diese Arbeit ohne zureichende Kenntnisse unternommen; es ist schade, daß die erwünschte Wirkung der Dichtungen darunter leiden muß.

GOETTINGEN, AUGUST 1927 LUDWIG WOLFF

Ernst Boldt, Dat Redentiner Osterspill von 1464. Ut de mittelnedderdütsche Sprak in Mäkelbörger Platt oewerdragen un för de Upführung trechtmakt. Musik von Friedrich Siems. Wismar 1928, Eberhardt. 56 S. 8°.

Diese neben den bereits bestehenden neuniederdeutschen Übertragungen von Struck (1920), Lindemann (1922) und Krogmann (1927) jung auftretende Übersetzung von Boldt schöpft ihre Berechtigung aus der Auffassung, daß das Spiel trotz seiner Zweiteilung ein folgerichtig und einheitlich aufgebautes Ganze ist, das nicht durch heutige Eingriffe gestört werden darf. Allerdings hat sich auch Boldt nicht ferngehalten von Streichungen kleinerer, heute belanglos erscheinender Partien, auch geringfügige Umstellungen wurden vor-

Digitized by Google

genommen, um der gegenwärtigen Bühnenpraxis entgegenzukommen. Aber was die Hauptsache ist: er hat an der Sprache nicht herumgeschnitzelt, sie nicht verwässert oder erweicht. Sondern bewußt hat er nur das lebende Platt seiner mecklenburgischen Heimat, unverfälscht und daher ungeschminkt, reden lassen; alle archaischen oder archaisierenden Wendungen sind unter den Tisch gefallen. Dadurch wird eine lebensnahe Frische erreicht, zumal auch in Reim und Vers die Nähe des Urbildes gewahrt wurde. Unter den bereits vorhandenen niederdeutschen Modernisierungen des alten schönen Osterspiels scheint mir die Boldtsche den Kranz davonzutragen.

GREIFSWALD, FEBRUAR 1928 WOLFGANG STAMMLER

Wilhelm Bomann, Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. Mit etwa 200 Tafeln und Bildern. Weimar, Böhlau, 1927. XII und 282 S. 4°.

Ehrfürchtig und ergriffen stehen wir vor diesem Werk, das die Ernte eines reichen und gesegneten Arbeitslebens vor uns ausbreitet. Ursprünglich Fabrikbesitzer, hat Bomann, durch Heimatliebe und Forscherdrang getrieben, die Sechshundertjahrfeier seiner Vaterstadt Celle zur Gründung eines „Kulturgeschichtlichen Museums der engeren Heimat" benutzt (1892), das, ganz sein Werk, unter seiner sachkundigen und umsichtigen Leitung, der er 1909 seinen Beruf opferte, sich rasch so glücklich entwickelte, daß es als vorbildliches Muster mit in die erste Reihe deutscher Heimatmuseen treten konnte. Als er sein Lebenswerk gesichert und vollendet sah, drängte es ihn, seine reichen Erfahrungen in großzügiger Darstellung niederzulegen; von seinem Faktotum, dem Museumshausmeister Bartels, einem „Heidjer bester Art", unterstützt und beraten, begann und beendete er auch dieses Werk, da nahm ihm, bei der letzten Schlußkorrektur, der Tod die Feder aus der fleißigen Hand. Sein Nachfolger in der Museumsleitung, Albert Neukirch, überwachte die Fertigstellung des Druckes und legt nunmehr das Buch, vermehrt um eine kurze Lebensskizze des Meisters, der Beurteilung der Fachgenossen vor.

Ein außerordentliches Buch! Nicht nur durch die Fülle der Kenntnisse und Erkenntnisse, die jede Seite vielfach widerspiegelt, und die durch zahlreiche treffliche Zeichnungen in wirksamster Weise ergänzt wird, auch nicht nur durch die meisterhafte Art der Darstellung, die mit staunenswerter Gründlichkeit das reiche Material vor uns ausbreitet und erläutert, zuweilen anmutig unterbrochen durch behagliche mundartliche Milieuschilderungen. Der große Wert für Forschung und Methode liegt vielmehr hierin: Bomann stellt mit bewußter Blickrichtung die bäuerliche Arbeit in den Mittelpunkt der Darstellung, erklärt aus ihr die Lebensformung und hat damit einen Gesichtspunkt für die volkskundliche Betrachtungsweise zum Prinzip erhoben, der bisher, wiewohl nie völlig unbeachtet, doch nur zu sehr durch andere, unwesentlichere Dinge in den Hintergrund geschoben worden ist. Womit nicht gesagt sein soll, daß nun alle und jede volkskundliche Erscheinung nur aus der Arbeit zu erklären sei (Bomann beschränkt sich auf Sachforschung und Sachbeschreibung). Die Volkskunde neigt überhaupt zu dem Fehler, eine bestimmte, gerade moderne Methode unter Hintansetzung aller anderen Möglichkeiten zu über-

Digitized by Google

steigern (Naumanns Zweischichtentheorie!). Aber es muß doch mit allem Nachdruck betont werden, daß neben der historischen Entwicklung des Volkes, seinen Umweltbedingungen, der Zweischichtigkeit seiner Kultur (Gemeinschaftsleben — Abhängigkeit von der Oberklasse) die Arbeit eine ausschlaggebende Rolle für die Struktur und Formung des Volkslebens spielt. Das hat Bomann in entscheidender Weise gezeigt, und in diesem Sinne bedauern wir es, daß er (was allerdings dem Museumsmann nicht zu verübeln ist) sich in der Stoffwahl eine starke Beschränkung (Sachgüter) auferlegt hat.

In fünf großen Abschnitten mustert er die bäuerliche materielle Kultur der Heidegegend: I. Haus und Hof (Hausbau, Im Hause, Auf dem Hofe), II. Am Herdfeuer (Herdstelle, Heizen, Torfstechen, Kochen, Mahlzeiten, Beleuchtung), III. Feldfrucht und Brot (Saat und Ernte, Von der Querne zur Wassermühle, Backhaus), IV. Viehhaltung (Milchwirtschaft, Schäferei, Schlachtfest, Imkerei), V. Spinnen und Weben (Flachsbereitung, Spinnen und Weben). Er legt dabei weniger Wert auf die historische Entwicklung des zu beschreibenden Gegenstandes als auf die Schilderung des Bestehenden; beim Haus z. B. beschreibt er einen Normaltyp, diesen aber dann auch in gründlichster Weise. Ganz fehlt die geschichtliche Betrachtungsweise indessen nicht; bei der Entwicklung der Mahlgeräte z. B. oder des Spinnrades tritt sie sogar in den Vordergrund. Zuweilen wird über der exakten, bis ins kleinste gehenden Beschreibung die Frage nach dem „Warum?" übersehen; wie kommt es z. B., daß die Herdform der Nordheide rund ist, während die Südheide viereckige Herde hat? Gelegentlich kommt dabei auch die künstlerische Wertung zu kurz; über die Einfügung des Bauernhofes in die Landschaft z. B., über den Gesamteindruck eines Bauernhofes hätte man gern aus so berufenem Munde Näheres gehört. Auch der Hausgarten, dieses Stiefkind volkskundlicher Forschung, ist leider zu kurz gekommen (S. 52). Dagegen ergibt sich oft günstige Gelegenheit, hübsche und lehrreiche Seitenexkurse einzufügen: über die Flößerei (S. 9 f.), die Fensterbierscheiben (S. 33 f., die Frage der Vorlagen bleibt leider unbeantwortet), Holzschuhe (S. 53 f.), Burhörner (S. 81); Bräuche werden eingehend beschrieben: Richtefest (S. 7), Handwerksbrauch des Dachdeckers (S. 14), abergläubischer Hausschutz (S. 19 f.), Herdbräuche (Verlobung usw. S. 75), Hochzeitsbräuche (S. 109), Hochzeitsbutter (S 78 f.), Wockenblattsprüche (S. 236 f.), der Imkersonntag (S. 206 f.) u. a. m; auch über die bäuerliche Ethik wird gelegentlich gesprochen: so über das Rechtlichkeitsgefühl des Heidjers (S. 12), die aus seinem Hofwesen abgeleitete Wesensart des Heidjers (S. 63 f.), sein Verhältnis zum Vieh (S. 171), den Zusammenhang von Sage und Geschichte (S. 59) usw. Mittelpunkt ist und bleibt jedoch überall die Beschreibung des Arbeitsgerätes, die in so vollständiger, gründlicher und übersichtlicher Form bisher noch nirgends geboten worden ist. Dieses Urteil bleibt auch da bestehen, wo wir dem Verfasser nicht ganz zu folgen vermögen, wie z. B. bei der Entwicklung des Hauses aus dem Herd (S. 65 f.), die mir sehr gewagt erscheint.

Ein vortreffliches Register erleichtert die wissenschaftliche Benutzung des Werkes, das mir für die Erkenntnis nicht nur des niedersächsischen Bauerntums, sondern auch der volkskundlichen Methodik von ausschlaggebender Bedeutung zu sein scheint.

GREIFSWALD LUTZ MACKENSEN

Digitized by Google

F. Söhns, Hannoversches. Altertümliches in und um Hannover in seiner Namensdeutung. Hannover 1925, Verlag Hahn. 39 S. 8°.

Das kleine Büchlein macht einen recht netten Eindruck. Ein altertümlicher Stich des früheren Stadtbildes schmückt Einband und Titelblatt, und am Schluß sind zwei Stadtpläne beigegeben. Die ganze Darstellung im Text ist behaglich und anschaulich, oft sogar spaßig zu lesen. Das eigentlich recht ungeordnete Durcheinander der einzelnen Punkte fällt erst später ins Auge, Was die Namensdeutungen anlangt, so wäre doch so Manches richtig zu stellen. Ein nd. *hôe* „Höhe" (S. 3 Kananohe) gibt es nicht. Bei Misburg (S. 3) lautet der älteste Beleg 1370 *Muddesdeborch*. Wollte man *Middesburg* zugrundelegen, dann könnte es sich nur um die Burg eines Mannes namens *Midde* (as. **Middi*; vgl. ahd. *Mitbert*), nicht aber um eine Befestigung „in der Mitte" handeln. *Engesohd* (S. 4) heißt offenbar nichts weiter als „enger Brunnen", anord. *eng* „Anger" hat im Deutschen keine Entsprechung. Für die Suthwiesenstraße (S. 4) im Süden der Stadt waren ON. wie *Sudberg*, *Sudheim*, *Suderode* zu vergleichen. Mnd. *ô* in *sôt* „Brunnen" könnte im Kalenbergischen und angrenzenden Ostfälischen wohl kaum als *û* erscheinen. Herrenhausen (S. 10), das im 11. Jh. *Hageringehusen* (Först.) und später *Hoyeringehusen* (Sudendorf, Urkundenbuch der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg III) lautet, ist nicht nach einem *Haring*, sondern nach den Söhnen des *Hôgêr* (für *Hager-* vgl. *Hannover*) benannt. Friedrich Tewes (Hannover) erinnert mich an den Hoger von Rode, dessen Besitzungen nördlich von Hannover gelegen waren. Ein — für das Kalenbergische noch dazu ungewöhnlicher — Wandel von *nd* zu *ng* liegt in Engelbostel (S. 14) keineswegs vor. Es empfiehlt sich mehr, eine volksetymologische Umstellung von *Helingaburstalla* (Först. 12. Jh.) anzunehmen, als gerade die Form *Endelingheborstelde* zugrunde zu legen. *Wluveshorn* „Wolfshorn" (S. 15) läßt sich nicht als Beispiel für l-Metathese verwerten. Ist es doch graphisch soviel wie *Wulveshorn*. Vrenschenhagen (S. 17) darf nicht mit „grimmer Hagen" wiedergegeben werden. Da hier nach freundlicher Mitteilung von Friedrich Tewes das Pferdegehege der alten curtis zu suchen ist, müßte man ein mnd. **wrensche* „Hengst" (vgl. and. *wrênio* „Hengst" und mnd. *wrenschen* „wiehern") erschließen. In Grasdorf (Först. 12. Jh. *Gravesthorpe*) auf S. 31 ist das Bestimmungswort niemals „Graf", da wir sonst ein mnd. **Grevendorp* zu erwarten hätten. Ein Blick in das Wörterbuch oder auch die Kenntnis der Mundart hätte S. vor der Deutung von *-riede* in Goseriede, Eilenriede (S. 14, 26) aus *Ried* „Schilf" bewahrt. *-riede* lautet im Kalenbergischen *rîə* und gehört zu mnd. *ride* „Bach". Das Ried, nd. *dat rêt* (as. *hriod*), ist etwas ganz Anderes. Ob Laatzen (S. 30) gerade auf keltische Bevölkerungsreste weist, die Barlinge (S. 32) aus altd.(!) *barline* „Abkömmling eines freien Mannes" hervorgegangen ist (vgl. den schles. Flurnamen *də wislich* = ahd. **wuostilinga* [Siebs, Schles. Flurnamen, Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. Bd. 7]), das *-see* in *Glocksee* (S. 15) unserm „See" und nicht vielmehr dem Suffix *-se* in *Stöckse*, *Redderse*, *Kavelse* entspricht, wäre billig zu bezweifeln. Interessant sind *Klages-* (in Klagesmarkt, S. 13) aus *Klawes*/*Klaus*, die euphemistische Umdeutung der üblen Straße „de geile Stert" in „Goldner Winkel" (Parallelen bei Paul Feit, Vergleichende Straßen-

Digitized by Google

namenforschung, Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. Bd. 13/14) sowie auf S. 35 das Strebkatzenziehen. In Schlesien wird noch heute von zankenden Eheleuten gesagt, daß sie „Strabelkotze ziehen".

Nach Abstellung der obengenannten Mängel wird das hübsche Büchlein von S. nur gewinnen.

HANNOVER WOLFGANG JUNGANDREAS

Ernst Löfstedt, Die nordfriesische Mundart des Dorfes Ockholm und der Halligen. 1. Lund, Gleerupska Univ.-Bokhandeln, 1928. XXIV u. 254 S. 8°.

Der drohende Untergang der friesischen Mundarten hat eine erhöhte Aktivität in der Forschung auf diesem Gebiete hervorgerufen. Zuletzt hat ein Schüler Prof. E. A. Kocks einen gewichtigen Beitrag zur nordfriesischen Dialektkunde geliefert. Diese oben angegebene Arbeit Ernst Löfstedts schließt sich in methodischer Hinsicht dem Muster der schwedischen Dialektologie an. In einigen Beziehungen weicht der Verfasser doch von der Methode sowohl der deutschen als schwedischen Dialektuntersuchungen ab, indem er 1. die allgemeinen Artikulations- und Akzentgewohnheiten, 2. die Lokalgeschichte, 3. die dialektgeographischen Verhältnisse des Gebietes und das Alter der Dialektgrenzen entweder gar nicht oder in geringem Grade berücksichtigt. L. legt das Hauptgewicht auf die historische Entwickelung der Laute und leistet hier Hervorragendes. In rationeller Weise entledigt er sich jeder Abhängigkeit von der schriftlichen Überlieferung und erstrebt, die Laute zu bestimmen, „aus denen sich die modernen Laute zunächst entwickelt haben" (S. XIX). Einer gewissen Unübersichtlichkeit, der unvermeidlichen Folge dieses Verfahrens, soll in einem zweiten Teile durch Tabellen und Register abgeholfen werden. Das Verhältnis der erschlossenen Laute zu dem Lautsystem der afries. und frühneufries. Quellen hätte aber schon hier kurz dargelegt werden müssen. Hoffentlich wird später auch die Unklarheit hinsichtlich der relativen Chronologie der nordfries. Lautgesetze eliminiert. Was darüber S. 66 Anm. 1 verlautet, wird den wichtigen Ergebnissen, die Verf. auch auf diesem Punkte erreicht hat, wohl nicht ganz gerecht. Das Wortmaterial ist in seltener Vollständigkeit verzeichnet und für die historische Lautlehre verwertet worden. Die etymologische Besprechung dieses Materials in einem besonderen Apparat unten an der Seite ist mit ihrer reichen Heranziehung von Wortparallelen aus sämtlichen friesischen Mundarten wie auch aus nordischen Sprachen von großem Belang für die germanische Etymologie und zeugt, wie das Buch durchweg es tut, von Urteilsfähigkeit und Scharfsinn. Die Verdienste der Arbeit sind zu groß, als daß ich auf dem knapp zugemessenen Raum darüber berichten könnte. Die Einwände, die man dagegen zu erheben hätte, berühren wohl weniger das, was der Verf. geleistet, als was er unterlassen hat. Ich hätte meinesteils eine besondere Berücksichtigung des Problems der Sprachmischung ge-

Digitized by Google

wünscht, die ja für die Entwicklung des Lautsystems einer doppelsprachigen Bevölkerung von prinzipieller Bedeutung gewesen sein kann. Ferner scheint es mir, daß ein ausführlicheres Eingehen auf die wichtige und schwierige Frage der Lehnwörter geboten gewesen wäre. Verf. will grundsätzlich die auf etwa 25% geschätzte jüngere Schicht der Lehnwörter von der Behandlung ausschließen (S. XVI). Ob ihm das gänzlich geglückt ist, wird zweifelhaft sein. Weiter glaube ich, daß Verf. nicht genügende Gründe dafür erbracht hat, daß die Hauptgruppe, „ältere Entlehnungen, die so früh aufgenommen wurden, daß sie die Lautentwicklungen der neunordfries. Mundarten mitmachten", wirklich eine einheitliche Gruppe bilden. Solange Verf. nicht die Chronologie der Lautgesetze annähernd zu bestimmen versucht hat, kann er nicht die Möglichkeit von der Hand weisen, daß eine gewisse Schicht der mnd. Lehnwörter — die dänischen sind ja älter — sagen wir die des ausgehenden Mittelalters, erst nach dem Auswirken der mundartlichen Lautgesetze haben aufgenommen werden können und somit streng genommen eine besondere Gruppe von dem heimischen Lautsystem angepaßten älteren Lehnwörtern bilden. Schließlich hätte sich eine Stellungnahme zur Frage nach einer Einwanderung niederfränkischen Wortmaterials, teils durch den alten Verkehr von Dorestad nach der nordfries. Küste, teils teils durch den spätmittelalterlichen Einfluß von seiten des ndl. Seewesens, vielleicht empfohlen.

Die historische Lautlehre, die bei den stark verwitterten Mundarten besonders der Halliginseln große Schwierigkeiten bietet, zeichnet sich durch gute linguistische Schulung, Reife und Selbständigkeit des Urteils aus. Es ist möglich, daß die schönen Ergebnisse, die Verf. hier erzielt hat, durch eine noch stärkere Heranziehung der Nachbarmundarten gewonnen hätten. In der Konstruktion der phonetischen Entwickelung scheint alles wohl so gut wie ein mathematisches Rechenexempel zu stimmen und die verschiedensten Möglichkeiten erwogen zu sein; man kann sich vereinzelt vielleicht doch nicht des Verdachts erwehren, daß sich in der Mundart keine s. z. s. vertikale Entwickelung vorgefunden hat, sondern daß die Erklärung in einer Nachbarmundart zu suchen wäre, wie das Verf. in einzelnen Fällen selbst nachweist. Das ist aber eben nur ein Verdacht. Auf alle Fälle ist die Lautlehre eine überaus reiche Fundgrube für die friesische Sprachgeschichte. Von Bemerkenswertem erwähne ich hier nur folgendes: 1. S. 21 *i* > *ɪ* durch Frühdehnung im Anlaut, 2. S. 105 ff. die Darlegung der Entwickelung von germ. *ai* mit und ohne Umlautsfaktor, wodurch u. a. erwiesen wird, daß die von Heinertz I. F. 30 (1912), S. 320 f. aufgestellte Regel nicht mehr in allen Teilen aufrecht erhalten werden kann, 3. S. 132 Fn. die bisher nicht klargelegte Herleitung des mnl. Wortes *roof* 'streng van garen', 4. S. 136 ff. die Auseinandersetzung des umstrittenen Wortes *but* etc. 'Boot', 5. S. 168 ff. den Übergang *i* > *a* bezw. *æ* je nach der Qualität des alten Endungsvokals, 6. S. 185 ff. die Feststellung von verschiedenen, bisjetzt nicht beobachteten Dehnungsperioden für altes *e* und *o*, 7. S. 209, 211 usw. den Nachweis von Tonerhöhung *a* > *e* auch in offener Silbe (vgl. van Haeringen in PBB. 44, 1920, 29 ff.), 8. S. 228 Fn. 6 die Herleitung von ndl. *bot(t)* aus germ. **boda*, 9. die durchgehende Beobachtung der Stellung der Vokale in älterer oder jüngerer und offener oder geschlossener Silbe, vor verschiedener Konso-

Digitized by Google

nanz usw. Auf die nordfriesische Mundartforschung wird das Buch Löfstedts sicherlich sehr anregend wirken. Es stellt sich würdig an die Seite von Siebs und Bremers grundlegenden Arbeiten.

Einzelne Bemerkungen. S. 1ff.: Die S. 2 aufgestellte Regel für die Entwickelung des „alten" *i* zunächst in Ockholm wird S. 244ff. nicht unwesentlich geändert, m. E. mit Recht. Die neue Regel lautet „durchgehende Diphthongierung in alt offener Silbe vor Liquida, Spirans und *n*" (S. 246). Die scheinbaren Ausnahmen, *o*-Verba wie *kvelə* (afries. **kwīlia*) u. a., werden so erklärt, daß das *i* der Endung *-ia* konsonantisch gewesen sei und der Stammvokal folglich in geschlossener Silbe gestanden habe. Angesichts der Tatsache, daß sämtliche angrenzende Maa. vokalische Endung und offene Silbe voraussetzen (s. Verf. S. 244 Fn. und Bauer, Moringer Ma. § 142), scheint mir diese Deutung kühn. Ich möchte die Formen durch Analogie mit starken Verba wie *blevə* etc. erklären (vgl. S. 245). Vgl. die auffallende Endung *ə*, die wohl ebenfalls den starken Verba entnommen ist. Zu einem ähnlichen analogischen Einfluß auf den Stammvokal der sw. Verba s. Jensen, Ma. von Wiedingharde S. 70. — S. 4 Stück 4: Die hier etymol. getrennten drei Verba *firə* haben wahrscheinlich denselben Ursprung. Die Bed. 'fieren', 'nachlassen' ist doch gleich 'aufhören zu arbeiten', 'aufhören ein zuholen'. Franz. *virer* kann nicht verglichen werden, da es das gerade Gegenteil von 'nachlassen' bedeutet! Die Bed. 'celebrare' ist ferner wohl urspr. die kausative Verwendung von der Bed. 'aufhören zu arbeiten'. — S. 4 Fn. 4: Existiert mnd. *wilt?* — S. 17: Das Wort *kindlbīr* gehört natürlich der jüngeren Schicht von Lehnwörtern an. — S. 37: Ebs. *sunhait.* — S. 48: *vāunreid* ist gleich mnl. *wœnræt,* belegt auch auf Sylt, im Ostfries.-nd. und in der Zaanma. (Boekenoogen). — S. 49: *peigveig.* Vgl. me. *pegge* (Prompt. parv.) 'Pfahl', engl. Dial. *pegge, peg* 'Pflock', wiedingh. *peg* 'Schaukel' und *pegge* 'Holzpflock'! (Jensens Wb.). — S. 60: *eane* aus dän. *ærende??* Vgl. ae. *earnian* 'ausrichten' usw.? — S. 82: Es steht **gôbhɹ* statt **gôbhnɹ*. — S. 94: *brauʒ* (<**brōg*) ist wohl eine Kontamination aus dän. *bro* (<**brōwō*) und Hall. *braʒ* (<**brigge*). Vgl. S. 165 3). — S. 106: *līrə* lehren ist zweimal aufgeführt, als Erbwort S. 106, als Lehnwort S. 123. — S. 123: Ob *sīel* 'Seele' aus dem Mnd. entlehnt ist, bleibt unsicher. Vgl. andfr. *sēla?* Für *sīep* 'Seife' ist ein afries. **sæp* als Grundlage wohl zu erwägen (ae. *sáp, sápe*). Vgl. S. 70 ein mnd. *ê* vor *p* > *ei* in *utkēipə.* — S. 128: Zum interessanten Wort *gūməbeid* 'Wochenbett' vgl. schweiz. *z' gaumen wellen* 'schwanger sein' und Rooth, Altgerm. Wortstudien (1925), S. 37. — S. 147f.: Wörter wie *amkapə, glabərə, snabə, kling* (S. 159) sind kaum alt. — S. 159ff.: Gegen die Erklärung (S. 163) der Entwickelung von germ. *i* vor *ng* und vor *ng* + Kons. hege ich Bedenken. Ich sehe keinen Grund, die Deutung Siebs aufzugeben, nach der *i* vor *ng* früh gelängt worden ist (vgl. fürs Ae. Luick § 268) und später mit den übrigen *i* wieder gekürzt (Pauls Grundriß², 1, S. 1195). Die Annahme des Verf., daß *ng* nach *i* so stark palatal gefärbt war, daß der gewöhnliche Übergang von afries. *i* zu *a* nicht habe stattfinden können, steht in Widerstreit mit der herrschenden Aussprache dieser Lautverbindung im Nordfries. und mit der Tatsache, daß palatale Verbindungen wie *icht* und *isk* (*plicht* S. 157 nnd *fisk* S. 149 usw.) den Übergang zu *a* nicht gehindert haben. Die Behauptung, daß der Nasalkonsonant „mit starker Hebung der Vorderzunge gegen den harten Gaumen gesprochen"

Digitized by Google

(gesp. von mir) wurde, erfordert jedenfalls besondere Beweisgründe. Was die Verbindung *ink, ingr, ingl* betrifft, so scheint mir die Annahme, daß die Entwickelung auf den zwei westlichen und den zwei östlichen Halliginseln eine verschiedenartige gewesen sei, nicht begründet. Auf den vom Plattdeutschen stark destruierten westlichen Inseln ist der Vokalismus (in *driŋkə* usw.) m. E. doch wahrscheinlich eben plattdeutsch. Vgl. daß das plattdeutsche *ink* auch schon auf Oland Eingang gefunden hat (S. 161 Anm.). Dies ist ein Beispiel des ungenügenden Beachtens des Moments der Sprachmischung. Zu bemerken ist schließlich, daß die Mehrzahl der S. 160ff. verzeichneten Wörter plattdeutsche oder dänische Lehnwörter zu sein scheinen. Wie andrerseits die vom Verf. nicht klargelegte Genesis der auf Gröde, Oland und in Ockholm herrschenden Diphthonge *ei, äi* (*dreiŋkə* usw.) zu beurteilen ist, bleibt eine heikle Frage. Vielleicht komme ich darauf zurück.

LUND, IM FEBR. 1928 ERIK ROOTH

Deutscher Sprachatlas auf Grund des von Georg Wenker begründeten Sprachatlas des Deutschen Reichs und mit Einschluß von Luxemburg in vereinfachter Form bearbeitet bei der Zentralstelle für den Sprachatlas des Deutschen Reichs und deutsche Mundartenforschung unter Leitung von Ferdinand Wrede. Lieferung 1. 2: Karte 1—14. Text S. 1—60. Marburg (Lahn), Elwert 1926. 1928.

Die Welt gehört dem Starken, vor allem bedarf es persönlichen Wagemuts. Das ist überzeugend wahr geworden an dem Werk Georg Wenkers (geboren am 25. Februar 1852, gestorben am 17. Juli 1911). Am 5. April 1876 ließ der damals 24jährige Düsseldorfer Sprachforscher seine ersten Fragebogen an die Lehrerschaft der Rheinlande ausgehen, aus denen im weiteren Ausbau der Deutsche Sprachatlas hervorgegangen ist. 1877 folgte in Wenkers Selbstverlag seine Schrift 'Das rheinische Platt', die Ferdinand Wrede, als er sie 1915 neu herausgab, die kleine Keimzelle nannte, aus der Wenkers Riesenwerk erwachsen ist. 1878 zeichnete er den handschriftlich aufbewahrten 'Sprachatlas der Rheinprovinz nördlich der Mosel'. Im Herbst und Winter 1879/80 schickte er an 1405 Schulinspektoren aller deutschen Staaten 38675 Vordrucke, die vierzig schriftsprachliche Sätze mit 325 verschiedenen Wörtern enthielten, so einfach, daß sie jedes Schulkind leicht in seine Mundart übertragen konnte, und doch so reich, daß sich aus den Umschriften die mundartlichen Verschiedenheiten des Reichsgebiets in breiter Fülle entfalten ließen. Das ist zuerst geschehen im 'Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland. Auf Grund von systematisch mit Hülfe der Volksschullehrer gesammeltem Material aus circa 30000 Orten bearbeitetet, entworfen und gezeichnet von G. Wenker', dessen sechs erste Blätter in Straßburg 1881 erschienen. Das Werk ließ sich damals nicht über die erste Lieferung hinausführen: das mühsame Verfahren, wobei der auch beruflich damals voll belastete Marburger Bibliothekar Wenker die Grenzlinien selbst auf den Stein zeichnen mußte, und grundsätzliche Erwä-

Digitized by Google

gungen, über die Wrede Anz. f. d. Alt. 18 (1892) 300 f. berichtet hat, zwangen dazu, mit der Veröffentlichung innezuhalten. So blieben die Kartenblätter des SA., in die Wenker und Wrede die einzelnen Spracherscheinungen farbig eintrugen, durch 45 Jahre unveröffentlicht, nur den Besuchern der Staatsbibliothek in Berlin und der Zentralstelle für den SA. in Marburg zugänglich. Doch erstattete Wrede im Anz. 18—28 (1892—1904) Bericht über Inhalt und Ergebnis der vollendeten Kartenblätter (1910 waren es 1050, heute sind es mehr als 1600) und ermöglichte jedem, der seinen Angaben mit Zeichenstift, farbiger Tusche und Pauspapier folgte, sich danach Skizzen der dargestellten mundartlichen Erscheinungen anzulegen. Im Anz. 25 (1899) 391 f. gab er Verzeichnisse über den Inhalt der bis dahin erstatteten Berichte, die noch heute ein Schlüssel zur deutschen Sprachgeographie sind. Im Anz. 29 (1904) 165 kündigte Wrede sodann an, daß in dieser Berichterstattung über den SA. eine längere Pause eintreten werde. Er ging zur systematischen Berichterstattung über und ließ, 1908 beginnend, 16 Hefte seiner Deutschen Dialektgeographie als 'Berichte und Studien über G. Wenkers SA.' erscheinen (dazu Histor. Zs. 117, 314—17; 127, 113 f.).

Nun ist 1926 zum neuen Epochenjahr geworden: der Deutsche Sprachatlas (DSA.) beginnt zu erscheinen und soll mit 20 Lieferungen von Art und Umfang der beiden vorliegenden in etwa zehn Jahren vollständig werden. Die Zahl der verwerteten Vordrucke ist auf 44576 gestiegen, aus 40 736 deutschen und 325 luxemburgischen Schulorten liegen Übertragungen der vierzig Sätze vor. Unter Ferdinand Wredes Verantwortung haben seine langjährigen Mitarbeiter Bernhard Martin und Kurt Wagner die Linien der Marburger Handschrift des SA. (1 : 1 000 000) in die Karten des DSA. (1 : 2 000 000) eingezeichnet, das Typographische Institut von Giesecke & Devrient in Leipzig hat, wie es schon die Grundkarte zum SA. geliefert hatte, die Ausführung auf Kupferplatte und Stein vollendet. Jede Einzelkarte wird in zweierlei Gestalt geliefert: einmal in farbiger Eintragung auf einem Graudruck der Grundkarte, sodann auf durchscheinenden Pauspapierblättern, die sich übereinander decken lassen und so den Vergleich der Linien verschiedener Blätter ermöglichen. Diesem Verfahren, fördernd wie kein anderes, dienen zwei leere Pausblätter, die der ersten Lieferung beigegeben sind: durchzeichnen und verschiedene Einzelblätter kombinieren soll der Dialektgeograph vor allem lernen. Die Grundkarte greift nach allen Seiten weit über die Grenzen des Reichs von 1871 hinaus, im Süden bis Asiago, im Westen bis Arel, im Nordwesten bis Dünkirchen, im Südosten bis Preßburg. So bietet sie Raum, künftig auch die Sprachlinien Österreichs, der Tschechoslowakei, der Schweiz, Belgiens und der Niederlande aufzunehmen, wie die luxemburgischen durch John Meiers selbstlose Vermittlung schon aufgenommen sind. Daß dereinst der Sprachatlas das gesamte deutsche Sprachgebiet umfassen möge, ist der dringendste Wunsch, den wir an die beteiligten Stellen richten.

Die beiden Lieferungen enthalten zunächst drei Grundkarten, die des DSA. sowie Nordwest- und Nordostblatt des SA. Es folgt eine Übersicht der hd. Lautverschiebung, die außer der grundlegenden *ik*/ich-Linie den ganzen „rheinischen Fächer" entfaltet: südlich der Ürdinger Linie die Grenzen *maken*/machen, *dorp*/dorf, *up*/auf, *dat*/das, *pund*/pfund/*fund;* wieder südlich

Digitized by Google

davon die wichtigen Linien, die *appel* von apfel und kind von *chind* scheiden. Die ganze Systematik der deutschen Mundarten läßt sich an dieser klassischen Karte entwickeln. Auf Blatt 4 folgt der ganze Reichtum der Formen für *ich* in vollständiger Mitteilung. Die durchgezogenen Linien zwischen *ich/i/aich/eich/ech/ik/ek/iĕk* werden hier ergänzt durch 70 unterscheidende Zeichen für die mehr vereinzelten Formen *ēk, ig, ikch* usw. Blatt 5 bringt *dir* aus Satz 12: „Wo gehst du hin, sollen wir mit dir gehen?" Zwischen nördliches *di* und südliches *dir (diar, dia, der, dr)* schiebt sich ein mittleres *dich (dech, dik, dek)* zwischen Weser und Elbe, Ilmenau und Lüneburg. Die mehr vereinzelten Formen (*dar, deire* usw.) konnten hier mit 17 Sonderzeichen erfaßt werden, doch war das nur durch starke Zusammendrängung des auf der entsprechenden SA.-Karte viel schwerer übersichtlichen Bildes möglich. Eine Lautverschiebungskarte ist dann wieder Blatt 6, das hd. b e i ß e n von nd. *bīten* scheidet. Zur Düsseldorfer Linie und der Grenze gegen *bīßə* im Südwesten treten mit 50 Sonderzeichen die Spielarten allein der Stammsilbe. Einen großen Teil davon verbraucht schon die westfälische Diphthongierung zwischen Elberfeld und Braunschweig mit dem bunten Strauß ihrer *buit-, büit-, beit-, boit-* usw. Blatt 7 vereinigt aus vier Wenkerschen Sätzen die Formen der Endung der dritten Person Plur. Ind. Präs. (sie fliegen, beißen, sitzen, mähen). Im Süden steht alem. vorwiegendes *-e* gegen schwäb. *-et, -at* und bair. *-n, -en, -nt;* im Norden trennt ein Grenzgürtel Travemünde-Harz westliches *-et, -t* von östlichem *-en, -n.* Das ungemein klare Kartenbild, das zum ersten Mal B. Martins Handschrift zeigt, verdient neben K. Wagners Lautverschiebungskarte sogleich in unsern deutschsprachlichen Unterricht einzugehen. Als letztes Blatt bringt die erste Lieferung ein wortgeographisches. Wenkers Sätze hatten es vor allem auf Lautgestalt und Wortformen abgesehen, nicht auf den Wortschatz. Wenn aber in den Umschriften von Satz 4: „Der gute alte Mann ist mit dem P f e r d e durchs Eis gebrochen" R o ß statt Pferd im Süden, G a u l in dem weiten Land zwischen Naab und Nahe, Bodensee und Lippe erscheinen, wenn in Satz 8: „Die Füße tun mir sehr weh", B e i n e in zwei kleineren Inseln um Bochum/Elberfeld und Neuenrade/Schmallenberg im mittleren Westen und einer großen Linse im mittleren Osten zwischen Kelbra und Kalisch, Weida und Oderberg erscheinen, umwimmelt von seltneren *Schenkel, Hachsen, Schocken, Pfoten* und *Schunken,* so ist der SA. eben doch zu Wortkarten gekommen. Der Grenzverlauf mit seinen Zacken und Buchten zeigt die größere Unsicherheit gegenüber den fester gerissenen Lautgrenzen. Den Eindruck bestätigt die Wortkarte der 2. Lieferung, die aus Satz 22 „Man muß laut schreien, sonst versteht er uns nicht" die Synonyma zu l a u t darstellt: die zerrissenen Grenzlinien der Karte deuten überall nur ungefähre Übergangsgebiete an, in denen das durch die Schriftsprache gestützte *laut* Sieger über *hart* und die anderen vierzig oder mehr Synonyma geblieben ist, die Text und Karte nennt. Dabei entfaltet das Blatt anschaulich doch auch den vollen Wert geographischer Wortdarstellung: ins nördliche Westfalen ist ndl. *helder* eingedrungen; das durch Angleichung von d an l entstandene *heller* wird als Komparativform positiven Sinnes empfunden und hat in seiner Nachbarschaft den Komparativformen nordöstlich *lauter,* südöstlich *härter* zu positivem Sinn verholfen — eine Einsicht, die anders als aus dem Kartenbild einfach nicht zu gewinnen, noch weniger zu erweisen war.

Digitized by Google

Die übrigen Karten der zweiten Lieferung bringen wieder Lautgrenzen: aus Blatt 10 und 11 kann man sich die Stammsilbe des Infinitivs m a c h e n mit der Infinitivendung *-en* zusammenstellen, aus 12 und 13 die Stammsilbe des Maskulins B r u d e r mit seiner Endung *-er*. Die beiden Stammsilbenkarten zeigen gehäufte Schwierigkeiten, die die beiden Zeichner nur mit Aufbietung der verschiedensten zeichnerischen Mittel haben zwingen können, und die an mehr als einem Punkt über die Möglichkeiten des Verfahrens der mittelbaren Aufnahme, wie es der SA. üben muß, hinausführen. Insbesondere sind die vielen verschränkten und zackigen Linien des Blattes 12 vielfach keine endgültigen Grenzen, sondern technische Versuche, die Fülle der Einzelschreibungen annähernd zu ordnen und zu trennen. Die Endungen der Blätter 11 und 13 sind jede aus mehreren Beispielen zu vereinfachenden Typenkarten zusammengestellt, die auch mit künftigen Lautkarten kombiniert zu werden bestimmt sind. Die Lautkarten sind es, auf denen die grundsätzliche Bedeutung des SA. nach wie vor beruht. Er hat uns in den Kernpunkten über Mundarten und ihre Grenzen anders denken gelehrt. Wie ohne ihn die Volkssprache Deutschlands nicht gedeutet werden kann, so führt seine Durchforschung zu einer neuen Anschauung vom Sprachleben überhaupt. Insofern bietet er eine unerschöpfliche Quelle für unsere Sprachforschung. Wahrhaft fruchtbar aber, über den Kreis derer hinaus, die in Marburg gern geübte und dankbar empfundene Gastfreundschaft genossen haben, kann doch erst der veröffentlichte Sprachatlas werden. So ziemt an der Schwelle des neuen Werks der Wunsch: mögen Ferdinand Wrede und seinen verdienten Mitarbeitern, die so völlig eins sind mit ihrem großen Werk, der Lebensmut und die ernste Freudigkeit zur Seite bleiben, die jede rechte Tat und jeden Schritt im Leben beflügeln müssen, der zum Erfolg führen soll!

GIESSEN ALFRED GÖTZE

O s k a r W a l z e l, Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters (Handbuch der Literaturwissenschaft, hrsg. von O. Walzel). Wildpark-Potsdam. Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion o. J. (1924/25). 408 S. Lex. 4°.

Oskar Walzels Werk ist als Einführung in das große unter seiner Redaktion erscheinenden 'Handbuch der Literaturwissenschaft' gedacht und trägt mit dem ganzen Unternehmen letzthin populär-wissenschaftlichen Charakter im besten Sinne des Wortes. Das 'Handbuch' behandelt den ungeheuren Stoff eben nicht handbuchmäßig, trachtet vielmehr darnach, die wichtigsten Literaturen in ihrem künstlerischen Eigenwert darzustellen und zu ihrem Genuß anzuleiten. Die Gesichtspunkte und die Grundlagen einer solchen Betrachtung des dichterischen Kunstwerks sucht Walzel in seinem Einführungsband zu erörtern und zu entwickeln. Der Titel des Werkes bringt in vorbildlich klarer Weise des Verf. Sinnen und Trachten zum Ausdruck. Obgleich ein Schüler R. Heinzels, der die beschreibende Methode in der Lg. zu begründen bestrebt war, hat sich Walzel am Anfang seines wissenschaftlichen Schaffens der Erforschung des Gehalts der Dichtungen zugewandt und

Digitized by Google

wertvolle Beiträge zur Geschichte der Theorie der Dichtung geliefert. Damals hatte er an Dilthey angeknüpft. Dann hat er seinen Blick den Fragen der Technik und der Komposition zugewandt, bis er zu der Überzeugung gelangt ist, daß sich die Probleme des Stils und der Form der Dichtung mit Hilfe von Wölfflins kunstgeschichtlichen Grundbegriffen lösen lassen. Nun strebt Walzel in seinem 'Gehalt und Gestalt' eine Synthese von Dilthey und Wölfflin an, eine Verbindung der im Banne Diltheyscher Gesichtspunkte sich bewegenden Betrachtung des Gehalts mit der Ergründung der Gestalt nach Wölfflinschen Gesichtspunkten. „Eine Verknüpfung der Ergebnisse Diltheys und Wölfflins" (S. 15). „Endziel ist mir, in der Gestalt den Ausdruck des Gehalts, im Gehalt die Voraussetzung der Gestalt zu entdecken" (S. 165).

Dieser Gedanke, den Walzel nach einer jetzt beinahe obligaten Auseinandersetzung mit der positivistischen Literaturbetrachtung in der „Einführung" exponiert, ist weder neu, noch wird er in Walzels Buch klar und konsequent durchgeführt. Walzel ist weit davon entfernt (S. 15), die Ehren eines Entdeckers für sich in Anspruch zu nehmen. Er weist auf R. Unger hin, er hätte aber auch auf einen Aufsatz Diltheys hinweisen sollen, auf den er oft Bezug nimmt. In der 'Kultur der Gegenwart' I, 6, S. 53, wo Dilthey das Wesen der Philosophie erörtert, kommt er auch auf die Verknüpfung von Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters zu sprechen. Die Weltanschauung „macht sich hier am wirkungsvollsten geltend nicht in direkter Aussprache, die nie erschöpfend ist, sondern in der Energie der Verbindung des Mannigfaltigen zur Einheit, der Teile zu einem gegliederten Ganzen. Bis in die Melodie der Verse, in den Rhythmus der Gefühlsfolge ist die innere Form jeder wahren Dichtung durch die Bewußtseinseinstellung des Poeten und seines Zeitalters bestimmt. Die Typen der Technik in jeder Dichtungsart müssen begriffen werden als der Ausdruck individueller, geschichtlicher Verschiedenheiten in der Art das Leben aufzufassen." Walzels ganzes Trachten geht also schließlich nicht darauf hinaus, diese Beziehungen zwischen Gehalt und Gestalt aufzudecken und zu enthüllen, vielmehr strebt er darnach, für die Betrachtung der Gestalt solide Grundlagen zu schaffen. Mit Recht betont er (S. 16), daß für die Ergründung der Gestalt der Dichtungen wenig geschehen ist. Über die Absicht des Verfassers klärt aber am besten sein Bekenntnis auf: „Selbst im bloß gefühlsmäßigen Erleben sagte mir ein Kunstwerk mehr, wenn ich es nicht wie in freie Luft stellte, sondern in Beziehung zu Verwandtem und Grundsätzlichem bringen konnte. Vollends jedem Versuch, die Eindrücke eines Kunstwerks in Worte umzusetzen, vom Erleben also zum Begriff weiterzuschreiten, erstand für mein Gefühl nur dann wirklicher Erfolg, wenn er sich auf eine eindeutige Ausdrucksweise stützte, die genau bezeichnete, was an diesem Kunstwerk als Wesenszug künstlerischer Arbeit ein Merkmal ist, das in irgendwelcher Weise auch an anderen Kunstwerken zu beobachten sein muß" (308 f.).

Mag auch dem Verfasser die Grundidee seines Werkes und das Ziel, das er sich gestellt hat, klar und deutlich vor Augen gestanden haben, die Ausführung läßt den inneren Zusammenhang und den straffen Aufbau eines bis ins Einzelne wohl durchdachten Buches vermissen. Nicht auf die schöne Struktur des Buches, nicht auf die „Darstellung" kommt es an, sondern das Buch ist offen gesagt nicht klar disponiert, es ist eine Aneinanderklitterung

Digitized by Google

einzelner Kapitel ohne innere Notwendigkeit und höhere Einheit. Der Verfasser gesteht selbst, daß Spuren einer langen Entstehungszeit seiner Arbeit anhaften (S. 395). Wenn er aber bei der Erörterung des Problems der wechselseitigen Erhellung der Künste (S. 273) gesteht, daß er mit Willen ausführlich geworden ist, so paßt das eigentlich auf das ganze Werk, dessen leitende Gesichtspunkte er doch in einem Aufsatz seiner Sammlung 'Das Wortkunstwerk' (1926) klar zur Darstellung zu bringen verstanden hat. Man hat mitunter den Eindruck, daß Fragmente aus Kollegheften zum Abdruck gelangt sind. Der Verfasser weist selbst darauf hin (S. 395), daß er in einem Buche zusammengefaßt hat, was er „in einer Reihe von Aufsätzen über Erforschung der künstlerischen Gestalt von Dichtungen gesagt" hat.

Drei Elemente muß man in Walzels Werk unterscheiden: Darstellung und Beleuchtung fremder Kunstanschauungen, die ästhetische Analyse von Dichtungen, die systematische Darlegung und Begründung eigener Ansichten über das dichterische Kunstwerk.

Walzels Hauptstärke liegt in der Darstellung der Entwicklung von Kunstanschauungen, sowohl entlegener Zeitepochen als der Gegenwart. Er versteht es, sowohl die Quellen einer Anschauung nachzuweisen wie über den Stand der Forschung und ihre Richtung einsichtig zu referieren. So kann z. B. in dieser Hinsicht das Kapitel über die ungebundene Rede als mustergiltig hervorgehoben werden. Ein anderer großer Vorzug des Werkes sind die vorbildlichen Analysen einzelner Gedichte (so z. B. Goethes 'Auf dem See' S. 239), der Dramen Shakespeares, die feinen Bemerkungen über die Schilderung des schönen Weibes, den Aktschluß, den Kapitelschluß. Alle diese Analysen bezeugen praktisch die von Walzel theoretisch vertretene Ansicht, daß es hier Mitte zu halten gilt zwischen einem starren Schematismus in der Beschreibung (der in den Arbeiten R. Heinzels störend wirkt) und dem verschwommenen Impressionismus oder redegewaltigen Expressionismus von heute. Dieses Ziel sucht Walzel durch Anwendung von literarhistorischen Grundbegriffen zu erreichen, an deren Festlegung er seit langem arbeitet. (Das 'Berl. Tagbl.' 1916 Nr. 404 hat einen kleinen Aufsatz von ihm über 'Die Beschreibung von Dichtungen' gebracht.) Auf diese Grundbegriffe kommt es eben bei der Betrachtung und Beurteilung von Walzels wissenschaftlichen Bestrebungen an, denen das besprochene Werk seine Entstehung verdankt. Denn was Walzel anstrebt, ist die Ausarbeitung eines ähnlichen Systems von Grundbegriffen für die Dichtung, wie sie Wölfflin für die Kunstgeschichte aufgestellt hat. Ja, Walzel sucht eigentlich Wölfflins Grundbegriffe auf die Werke der Dichtkunst anzuwenden.

Wie man sich auch zu Wölfflins Grundbegriffen und 'Grundbegriffen' stellen mag — ihr einseitiger Formalismus wird angefochten und ihre kanonische Geltung anzweifelt — sie bedeuten einen höchst schätzenswerten Versuch, durch feste Merkmale Stilrichtungen von beinahe typischem und ewig fortdauerndem Gegensatz zu kennzeichnen (vgl. bei Walzel S. 306). Sie sind ein Mittel der Synthese, der jedoch eine Analyse des Dichtwerkes vorangehen muß, Walzel trat selbst in der neuesten Phase seines wissenschaftlichen Schaffens dafür ein (vgl. S. 396). Sein ganzes Werk klingt nach seinen eigenen Worten in eine Warnung vor allzu eiliger Synthese aus. Zu einer solchen Analyse sind aber Grundbegriffe erforderlich, die aber anders geartet

Digitized by Google

sein müssen als die Wölfflinschen. Es bedarf einer auf erkenntnistheoretischer und kunsttechnischer Grundlage ruhenden Herausarbeitung nicht so sehr der möglichen Stilmerkmale als der Hauptelemente des dichterischen Werkes. Das, worauf es bei einer ästhetischen Analyse des Kunstwerkes in erster Linie ankommt, sind die deskriptiven Vorbegriffe. Sie bilden den Unterbau der Betrachtung des Kunstwerks, die Grundbegriffe, mit deren Hilfe der Stil bezeichnet wird, sind gleichsam die Fassade.

Dieser Unterbau weist bei einem Werke, das, wie Walzels, doch systematische Ziele verfolgt, keine besonders starke Festigkeit auf. Walzel berührt Probleme, die sich nur vermittels streng philosophischer Kritik erfassen lassen. Walzels Methode ist die des Anknüpfens, des sich Anlehnens an fremde Ansichten, des Weiterspinnens und ewig leisen Modifizierens ihrer Ansichten, ferner der „Synthese", d. h. der Verknüpfung, sei es entgegengesetzter, sei es ähnlicher Anschauungen — eine Methode, die übrigens in der Geschichte des deutschen Denkens eine ehrwürdige Ahnentafel aufweisen kann. Walzel gesteht noch selbst, daß er sich von Vielen hat anregen lassen (S. 395). Dieser Eklektizismus kann nun für die Behandlung solcher Fragen, wie die in Betracht kommenden, keine allzufeste Grundlage schaffen. Beim Suchen der Gewährsmänner verfährt Walzel nicht gerade zu wählerisch, denn neben Dilthey, Simmel, Husserl figuriert auch der Popularphilosoph Müller-Freienfels, auf den er sich gerne beruft. Freilich man kann von einem, der Literaturgeschichte treibt, nicht verlangen, daß er systematischer Philosoph sei; aber von jemandem, der an den Grundlagen der Poetik bezw. der Literaturwissenschaft arbeitet, muß man fordern, daß er eine einheitliche Anschauung mitbringe und von einem festen Standpunkt das Ganze übersehe, denn sonst entsteht eine uneinheitliche Klitterung, anstatt einer klaren und durchsichtigen Darstellung.

Der Titel des Werkes von Walzel, die Zwillingsformel Gehalt und Gestalt klingt schön. Es fragt sich aber, ob man mit diesen zwei Kategorien auskommen kann. Die Formel, so effektvoll sie sich ausnimmt, paßt bestenfalls nur für die Lyrik.

Zum Gehalt zählt Walzel in einer Dichtung „alles, was an Erkennen, Wollen, Fühlen in ihr enthalten ist oder von ihr erwirkt wird" (S. 178). „Gestalt ist in der Dichtung alles, was auf den äußern oder den innern Sinn wirkt, was zum Ohr oder zum Auge spricht, oder auch Gehör- oder Gesichtsvorstellungen wachruft" (ebda.). Die Grundlage einer jeden wissenschaftlich fundierten und ästhetisch sich orientierenden Literaturbeschreibung muß die Lehre vom literarischen Gegenstand, vom literarischen Kunstwerk bilden. Man wird wohl kaum in Abrede stellen dürfen, daß es sich bei literarischen Werken um s. g. ideale Gegenstände handelt, nicht aber um s. g. konkrete Dinge. Die in den psychophysischen Gebilden (Gedichten) fixierten psychischen Gebilde behandeln wir als etwas Objektives. Nach Stumpfs Bemerkung (Zur Einteilung der Wissenschaften, Abhdl. d. preuß. Akad. 1906 S. 34 f.) finden sich die Gebilde nirgends in der Welt in einer Isolierung oder in einem übersinnlichen Orte als Wesen in sich, sondern als spezifische Inhalte psychischer Funktionen, welche nur als solche erforscht und beschrieben werden können. Sie existieren nicht als tote Präparate, als Petrefakte, sondern im Zusammenhange des lebendigen Seins der Seele. Für diese Lehre

Digitized by Google

von den Gebilden — denen unzweifelhaft auch die Lehre von den literarischen Gegenständen zuzurechnen ist — schlägt Stumpf den Namen Eidologie vor. Den literarischen wie jeden künstlerischen Gegenstand kann man mit W. Dohrn (der an A. Hildebrand und Th. Lipps anknüpft) bezeichnen als den „individuellen Zusammenhang wirkungsfähiger Faktoren, dank denen bei entsprechender Apperzeption der ästhetische Gegenstand entsteht" (vgl. W. Dohrn, Die künstlerische Darstellung als Problem der Ästhetik, Hamburg und Leipzig 1907, S. 8 ff.). Es ist nun die Aufgabe einer Theorie der Dichtkunst (Poetik), diesen Zusammenhang an sich, bezw. die von der Geschichte überlieferten und aus dem Leben der Kunst bekannten Zusammenhänge zu beschreiben.

Wie eine solche Beschreibung vorzugehen hat, ist dank der Bemühungen Husserls klar geworden. Walzel behauptet: „Von allen Seiten ertönt angesichts von Kunstwerken jetzt das Wort 'Phänomenologie'; das von Edmund Husserl und Max Scheler den Philosophen in neuer Bedeutung geschenkt worden war. Leider haben Husserl und Scheler so gut wie gar nicht gezeigt, auf welche Weise Kunst phänomenologisch zu betrachten ist" (S. 325). Freilich Husserl hat sich mit kunstgeschichtlichen Fragen nicht befaßt (Scheler hat einen wertvollen Aufsatz über das Tragische verfaßt), aber er hat in seinen 'Logischen Untersuchungen' für die Betrachtung der Kunst und Literatur neue Wege eines von Psychologismus freien rein deskriptiven Vorgehens gezeigt, das auch für die Begründung der Literaturbeschreibung und zwar für die Lehre vom literarischen Gegenstand von hohem Werte ist. Übrigens ist schon W. Conrad in seinen freilich skizzenhaften Aufsätzen über den ästhetischen Gegenstand ('Eine phönemenologische Studie') in der Z. f. Ästh. 3 diesen Weg gegangen und hat ebenfalls skizzenhaft zunächst von dieser Methode im Allgemeinen (S. 71 ff.), dann aber von der Wortkunst speziell (S. 6169 ff.) gehandelt.

Das, worauf es bei den Erörterungen aus dem Gebiete der Poetik in erster Linie ankommt, ist den literarischen Gegenstand an sich, in seiner „reinen", aber auch transzendentalen, überpersönlichen und überzeitlichen Sphäre zu erfassen. Husserl hat — was Conrads Aufmerksamkeit entgangen ist — in seinen 'Log. Unters.' wertvolle Winke für eine solche „reine Poetik", wie ich sie nennen möchte, gegeben. Im elften Kapitel, § 67 (3. Aufl. S. 242) handelt er von den Aufgaben der reinen Logik und der reinen Grammatik (11. Bd., IV.). Bestimmt man das Problem der Poetik im allgemeinen als das der Darstellung (darüber handelt eben Dohrn), so kann man behaupten, daß es sich in einer reinen Poetik fürs erste darum handeln wird, die wichtigsten und zumal die sämtlichen primitiven Begriffe festzustellen, bezw. wissenschaftlich zu klären, die den Zusammenhang des Verstehens eines literarischen Werkes in objektiver Beziehung und insbesondere den künstlerischen Zusammenhang möglich machen. Konstitutiv sind freilich auch hier die Begriffe der elementaren Verknüpfungsformen, denn auch hier regeln gewisse Gesetze die schrittweisen Komplikationen, doch welch eine unendliche Mannigfaltigkeit neuer und immer neuer Formen erwächst aus den primitiven. Diese Begriffe sind die Kategorien der Darstellung (Form, Inhalt, Gehalt). In ihnen stehen auch hier in nahem, ideal gesetzlichem Zusammenhang korrelative Begriffe (Einheit, Vielheit, Beziehung, Verknüpfung). Die zweite Gruppe von

Digitized by Google

Problemen gilt auch hier der Aufsuchung der Gesetze, die in jenen beiden Klassen kategorialer Begriffe gründen. Freilich in der künstlerischen Sphäre sind andere Gesetze als in der logischen; schließlich gelten aber auch hier die Gesetze „des zu vermeidenden Widersinns." Das wichtigste ist aber, daß es auch hier, in der poetischen Sphäre (vgl. Husserl, Log. Untersuch. II. Bd., IV, § 14) ein festes Maß, eine apriorische Norm gibt, die nicht überschritten werden darf. Wie sich in der eigentlich logischen bezw. grammatischen Sphäre das Apriorische als „reine Logik", bezw. „reine Grammatik" vom empirisch und praktisch Logischen sondert, ebenso sondert sich in der poetischen Sphäre das sozusagen rein „Poetische", d. h. eben das Apriorische, vom Empirischen. Das Empirische ist aber teils durch die allgemeinen und doch nur faktischen Züge der Menschennatur bestimmt, teils auch durch die zufälligen Besonderheiten der Rosse, näher des Volkes und seiner Geschichte, des Individuums und seiner individuellen Lebenserfahrung. „Das Apriorische aber ist mindestens in seinen primitiven Gestaltungen hier und dort, wie überall sonst, 'selbstverständlich', ja geradezu trivial; und doch ist seine Nachweisung und theoretische Verfolgung wissenschaftlich und philosophisch von allergrößtem Interesse." Innerhalb dieser reinen Poetik — könnte man weiter mit Husserl fortfahren — grenzt sich als eine, an sich betrachtet, grundlegende Sphäre die reine Formenlehre der Darstellungen ab, das ist die Lehre von den reinen Darstellungskategorien und den a priori in ihnen gründenden Gesetzen der Komplexion bezw. Modifikation.

Das wäre also die Sphäre der „reinen" Poetik, der allgemeinen Lehre vom literarischen Gegenstand. Eine solche Poetik ist freilich nichts Neues. Ihr Programm, „die Prinzipien der reinen Poetik", hat auf ebenfalls apriorischen Grundlagen Fr. Schlegel im 252 Athenäums fragment entworfen (Jugendschr. II, 244). Mit vollem Recht sagt Fr. Schlegel: „Flüchtigen Dilettanten ohne Enthusiasmus und ohne Belesenheit in den besten Dichtern aller Art freilich müßte eine solche Poetik vorkommen wie einem Kinde, das bildern wolle, ein trigonometrisches Buch" (a. a. O.). Dilthey berührt auch diese Frage in seiner Poetik, wenn er fragt ('Bausteine' 1887 S. 312), auf welche Weise die in diesen Einförmigkeiten auftretende Identität unseres menschlichen Wesens sich mit ihrer Wandelbarkeit, mit ihrem historischen Wesen verbinde. Für den Ausbau einer Lehre vom literarischen Gegenstand bietet also Husserls Art des Philosophierens Anregungen genug. Was hier notwendig ist, und was Husserl eben beizubringen sucht, ist das Verantwortlichkeitsgefühl in der Verwendung der Termini. Walzel selbst sagt: „Sauberste Sonderung der Begriffe ist allerdings erstes Gebot" (S. 165). Leider hat er dieses Gebot in seinem Werke nicht so ganz streng erfüllt.

Man kann sich mit den beiden alliterierenden Begriffen „Gehalt und Gestalt" nicht begnügen. Ihre höchsten Verknüpfungen ließen sich nur dann wissenschaftlich einwandsfrei erörtern, wenn man sich über das Verhältnis und den Sinn solcher Begriffe wie Stoff, Gegenstand, Inhalt, Form, Gehalt, Gestalt, Komposition, Technik vollständig klar wäre. Man braucht ja aber nicht in die Ferne zu schweifen und phänomenologisch vorzugehen, um eine „reine" Lehre vom literarischen Gegenstand zu betreiben. Walzel, der sich in seinen literarwissenschaftlichen Bemühungen gern von seiten der Kunsthistoriker „erhellen" läßt, hätte doch ein solches System von Kategorien bei

Digitized by Google

Strzygowski finden können (freilich nicht in der groben Übertragung auf Gegenstände der Literatur wie sie Luise Volpeschning N. Jb. 1917 versucht). Die wertvollsten Anregungen bietet doch wohl in dieser Beziehung die poetische Kunstlehre Goethes und Schillers. (Vgl. H. v. Stein, 'Goethe und Schiller' (Reclam Nr. 3090) S. 78 ff. und K. Holl, 'Goethe: Stoff, Gehalt, Form' 1917.) Wie man diese Anregungen für den Ausbau der modernen Poetik verwerten kann, hat J. Petersen in seiner Lehre von den Dichtungsarten gezeigt (Festschrift für A. Sauer).

Stellt sich nun Walzel dar, was er die wechselseitige Durchdringung von Gehalt und Gestalt nennt, als Ziel seines Werkes, so läßt sich dieses Problem nirgends besser fassen als in der immer noch arg vernachlässigten Lehre vom Motiv. Das Motiv ist ja eben einer von diesen deskriptiven Vorbegriffen, welche für die Lehre vom literarischen Kunstwerk von grundlegender Bedeutung sind.

Walzel handelt im VII. Kapitel vom Stoff. Den Begriff Inhalt verwendet er nicht. (Über den Begriff „Inhalt" handelt H. Hefele in seinem Buche 'Das Wesen der Dichtung' 1923 S. 113 f. und 121.) Es ist doch von selbst klar, daß man z. B. in der Ballade 'Der Kampf mit dem Drachen' den Inhalt von dem Gehalt unterscheiden muß. Das, was nun den Gegenstand dieses Stoffes bildet, könnte aber zu einem anderen Inhalt zusammengefaßt werden. Den Gegenstand und den Stoff haben bereits Goethe und Schiller unterschieden (vgl. Goethe an Schiller am 17. und am 21. August 1799, an Zelter 15. Januar 1813). Vom Inhalt kann freilich in erster Linie in epischen und dramatischen Werken die Rede sein, d. h. in Werken, die eine „Fabel" haben. Man kann mehr vom Inhalt reden, je mehr die Vorstellungen, die der Dichter gibt, einen inneren, in sich begründeten Zusammenhang aufweisen, den wir als solchen auffassen — wie Roetteken Euph. 25, 169 darlegt — und zwar, muß man hinzufügen, ohne Kenntnis davon, was der Autor gefühlt und gedacht haben mochte. Man muß also Gegenstand, Stoff und Inhalt unterscheiden.

Trotz der prinzipiellen Ablehnung des literarhistorischen Positivismus d. h. der kausal-genetischen Einstellung behandelt Walzel in dem Kapitel 'Stoff' vornehmlich die Frage der Herkunft des Stoffes. Bei der Frage: Erfindung oder Entdeckung, die Walzel in Anschluß an Charlotte Bühler (Zs. f. Ästh. 15, S. 213 ff.) erörtert, hätte Fr. Spielhagens bekannter Aufsatz 'Finder oder Erfinder' aus dem Jahre 1871 ('Beiträge zur Theorie und Technik des Romans' 1885) nicht übergangen werden dürfen. Die Lehre vom Stoff birgt indessen auch interessante morphologische Fragen in sich, zunächst das, was man die Problematik des Stoffes nennen könnte, d. h. die Frage, welche Möglichkeiten der Behandlung in einem Stoff stecken (Schiller erörtert das im Schlußwort zur Thaliafassung des 'Don Carlos' höchst anregend). Walzel handelt von der Umgestaltung alter Dichtung, von den sog. durchgehenden Einzelzügen und muß natürlich schließlich gestehen: „Allein in meinen Erwägungen ist schon der Umkreis des Stoffs und seiner Wiederaufnahme längst überschritten. Schon sind viele Züge der künstlerischen Gestaltung einbezogen worden, die hinausreichen über das Gebiet des Bloßstofflichen" (S. 175). Das, wodurch aus einem und demselben Stoff verschiedenen Inhalts, aus alten Inhalten neue werden, das sind eben Motive.

Die Lehre vom Inhalt ist bis jetzt fast ausschließlich vom philologisch-historischen, bezw. psychologisch-genetischen Standpunkte behandelt worden.

Digitized by Google

Man muß drei Elemente in diesem Gewebe unterscheiden: den Grundfaden (gleichsam Schergarn), den Einschlagsfaden und das Motiv. Der Zusammenhang all der Beziehungen, ohne deren Kenntnis der Inhalt unverständlich wäre, bildet den Grundfaden. Es kann sich dabei entweder mit V. Hehn ('Gedanken über Goethe') um die Naturformen des Menschenlebens handeln oder um konkrete und spezielle Verhältnisse. In historischen Dichtungen ist es der sog. historische Hintergrund: Man kann also Schillers 'Wallenstein' nicht verstehen, wenn man vom Dreißigjährigen Kriege nichts weiß. Der Einschlagsfaden ist ein konkretes Stoffelement. Solche Einschlagsfäden, gewöhnlich gibt es in einem Drama oder Epos mehrere, von denen jeder durch eine Person vertreten wird und seine eigene Handlung hat, werden miteinander kompliziert bezw. kontaminiert. Es gibt auch zwei- und mehrsträngige Inhalte, wie etwa im Nibelungenlied der Siegfriedfaden, der Kriemhildfaden, der Hagenfaden, im französischen Lustspiel der Faden der eigentlichen Helden und der ihrer Bedienten bezw. Vertrauten. Aber der Stoffaden kann verschieden behandelt werden, z. B. Stoffaden eines Dramas oder eines Epos, deren Heldin die Jungfrau von Orleans wäre, und zwar je nachdem, durch welche Motive es belebt worden ist.

Die beste Definition des Begriffs „Motiv" hat Goethe gegeben. „Was man Motive nennt, sind also eigentlich Phänomene des Menschengeistes, die sich wiederholt haben und wiederholen werden, und die der Dichter nur als historische nachweist" ('Maximen und Reflexionen'). Motiv ist gleichsam die Seele des Stoffelements. Motiv ist ein abstraktes Element des Inhaltes, das in verschiedenem Stoff realisiert werden kann. Motiv ist jene bewegende und formende Kraft, die Richtung dieser Kraft wird aber durch die Auffassung gegeben, d. h. durch den Gehalt. Man sieht also, wie das Motiv der eigentliche Kreuzungs- und Durchdringungspunkt davon ist, was Walzel als Gehalt und Gestalt bezeichnet. Man kann füglich behaupten: Stoffelemente ohne Motive sind tot, Motive ohne Stoffelemente sind leer.

Die Lehre vom Motiv, welche Walzel nur gelegentlich streift — er handelt von den „Leitmotiven" in der Dichtung — bildet gleichsam den Zentralpunkt einer wissenschaftlichen Betrachtung des Kunstwerkes, insbesondere einer dynamischen Auffassung des literarischen Kunstwerks, wie sie Herder vertreten hat. Poesie wirke durch Kraft, hat er Lessing gegenüber behauptet. Diese Lehre vom Motiv muß erst freilich ausgebaut werden. In verschiedener Richtung ist es bereits versucht worden. Vom psychologischen Standpunkt aus erörtert J. Körner das Problem ('Vom Geiste neuer Literaturforschung', Festschrift für Walzel S. 80 ff.). Doch auch ideengeschichtlich muß man die Motive betrachten; ist es doch charakteristisch, daß in gewissen Situationen dieselben Motive vorkommen und sich wiederholen. Eine vorzugsweise morphologische Betrachtung der Motive strebt J. Trojan an, indem er in der 'Festschrift für Walzel' (S. 90 f.) 'Wege zu einer vergleichenden Wissenschaft von der dichterischen Komposition' zu finden sucht. Doch muß man verschiedene Arten von Motiven unterscheiden: Hauptmotive und Nebenmotive (Hilfsmotive), Konstruktionsmotive und Dekorationsmotive. Vom Standpunkt der Funktion im Kunstwerk haben Goethe-Schiller in dem Aufsatze 'Über epische und dramatische Dichtung' die Motive klassifiziert.

Digitized by Google

Vom Motiv führt auch der Weg zur Betrachtung der Sprache im dichterischen Kunstwerk. Es muß Walzel als besonderes Verdienst angerechnet werden, daß er als Germanist Fühlung genommen hat mit der von den Romanisten gepflegten „idealistischen Neuphilologie", d. h. mit der von Voßler begründeten, von L. Spitzer, E. Lerch, H. Sperber, V. Klemperer u. a. ausgebauten Richtung. Bereits in der Festschrift für K. Voßler ('Idealistische Neuphilologie', Heidelberg 1922) hat Walzel anregend von den 'Wegen der Wortkunst' gehandelt. Wie man sich zu dieser Richtung verhalten mag — an scharfen Gegnern fehlt es ihr bekanntlich nicht (vgl. Jb. f. Philologie II, S. 295 f. und 298 ff.) — sie hat eine gesunde Gärung in der Sprachwissenschaft hervorgerufen und dazu beigetragen, das Ideal der universal orientierten Philologie großen Stils aufzufrischen und das Verhältnis zwischen Literaturgeschichte und Sprachgeschichte, das in letzter Zeit gelockert worden ist, wieder auf die richtige Bahn zu bringen. Was Scherer vor einem halben Jahrhundert geschrieben hat, beginnt sich zu realisieren: „Die Bedürfnisse der Geister, welche die Sprache gebrauchen, sind die Bedingungen für die Existenz der Sprache. Eine bestimmte Richtung der Phantasie, vorwaltende Stimmungen in den Meinungen, Geschmack und Stilgefühl werden die Wahl unter den möglichen Audrücken beherrschen. Das Nähere dieses Vorgangs werden wir nur verstehen, wenn es uns gelingt, die Motive zu erforschen, durch welche individueller Stil und individueller Sprachgebrauch bedingt sind. Hier berühren sich Literatur- und Sprachwissenschaft" (Z.G.D.S.[2] S. 21). So stellt auch L. Spitzer fest, daß die von ihm betriebene 'Motiv- und Wort'-Forschung eine Brücke zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft herstellt. ('Motiv und Wort', Leipzig 1918, S. 94). Auch J. Petersen kommt, von anderen Voraussetzungen ausgehend, zu dem Ergebniss, „daß literarische Stilforschung nichts anderes als Sprachforschung im höchsten Sinne ist, und daß literarische Formgeschichte zur Sprachgeschichte wird, sobald eine vergeistigte Sprachgeschichte alle Formen künstlerischer Sprachschöpfung in ihren Bereich ziehe" ('Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik', Leipzig 1926, S. 110). Doch wenn derselbe Gelehrte (a. a. O. S. 78) anläßlich der Anwendung kunstgeschichtlicher Begriffe auf die Dichtung behauptet, daß die Kategorien der literarischen Formentwicklung aus der sprachlichen Fügung zu gewinnen sind, und eigentlich nur sprachliche Begriffe aufzählt, so kann man diesen einsichtsvollen Darlegungen nicht ohne Vorbehalt zustimmen, denn die Poesie ist doch etwas mehr als reine Wortkunst.

Es muß ebenfalls Walzel als Verdienst angerechnet werden, daß er bei der Dichtung als Wortkunst nicht stehen bleibt, sondern darüber hinausgreifend auf Fragen eingeht wie Aufbau, Gliederung u. a., was er als Tektonik der Dichtung bezeichnet. Diese Tektonik zu erklären greift Walzel zu Wölfflins kunstgeschichtlichen Grundbegriffen und stellt seine Theorie der wechselseitigen Erhellung der Künste auf. Mit dieser Theorie steht und fällt eigentlich sein System, der von ihm errichtete Bau, dessen Plan er bereits in seinen Schriften 'Die künstlerische Form des Dichtwerks' (Berlin 1916) und 'Wechselseitige Erhellung der Künste' (Berlin 1917) entworfen hat. Für die dort dargelegten Ansichten sucht Walzel jetzt neue Grundlage zu finden in der Lehre von den Gestaltqualitäten. Er greift zu dem ehrwürdigen Ahnherrn dieser jetzt stark betriebenen, aber ebenso stark angefochtenen Lehre zurück,

Digitized by Google

zu Chr. v. Ehrenfels, dessen Ansichten sich so ziemlich mit A. Höflers Lehre von den findierten Inhalten decken. Nun ist aber diese ganze Lehre von den Gestaltqualitäten hauptsächlich — wie selbstverständlich auch Wölfflins System — auf die Gesichtswahrnehmungen aufgebaut. Nur kurz streift Wertheimer (Psychologische Forschungen IV. Bd., Berlin 1923, Festschrift für Stumpf S. 350) die akustischen Phänomene. Die ganze Lehre steht übrigens im Feuer der Diskussion (vgl. G. E. Müller, Komplextheorie u. Gestalttheorie, Göttingen 1923 und W. Köhler in den Psychologischen Forschungen VI. Bd. S. 358 ff.). Diese Lehre kann übrigens von weittragender Bedeutung sein für die Fundierung der Akte des Auffassens und Betrachtens, auf die sich die „Literaturgeschichte als Geisteswissenschaft" stützt. Der Sinn des ganzen Trachtens von Walzel wird S. 278 klar ausgedrückt: „Allein auch die Gestalt des Ganzen eines Dichtwerks ist nur dann zu fassen, wenn dies Ganze wie ein ruhendes Ganze vor unserem inneren Auge dasteht." Das kann sich aber nur auf das rein Äußerliche, wie Strophenbau, Kapitelschluß, Akteinteilung, beziehen; dem, was man als Gemütsbewegung zu bezeichnen pflegt, und was durch solche künstlerische Griffe wie Pausen, Spannung, Retardation, Steigerung hervorgerufen wird, wird diese Betrachtungsart nicht gerecht. Wölfflins Grundbegriffe sind „Kategorien der Anschauung" (S. 305), indessen handelt es sich bei den literaturgeschichtlichen Grundbegriffen in erster Linie um die Kategorien des Ausdrucks. Walzels ganze Theorie ist einseitig visuell eingestellt. Nach Herderscher Ausdrucksweise könnte man von dem „heuristischen Nutzen" Wölfflinscher Kategorien für die Dichtkunst reden; d. h. sie sollten Anregung dazu geben ein ähnliches System von Kategorien für die Dichtung aufzustellen, wie Wölfflin für die bildende Kunst ausgearbeitet hat.

Die Frage der Anwendbarkeit kunstgeschichtlicher Grundbegriffe auf die Dichtung kann nicht vom Standpunkt des Gegensatzes zwischen Kunst des Nacheinanders und der des Nebeneinanders angefochten werden. (Mit A. Riehls Theorie, Vierteljahrsschr. f. wiss. Phil. 21 und 22, auf die sich Walzel S. 279 beruft, hat die erörterte Frage nichts zu tun, denn Riehl handelt vom Erinnerungsbild des Gegenstandes des Kunstwerkes und nicht des Kunstwerkes selbst.) Th. A. Meyers Ansichten lassen sich dagegen mit einem Machtworte, wie es Walzel tun will (S. 273), nicht erledigen. Th. A. Meyers 'Stilgesetz', ein gedankenschweres Buch, entbehrt einer tieferen philosophischen Grundlegung. Nähert man sich den vom Th. A. Meyer behandelten Problemen von einem anderen Standpunkt, d. h. dem des Schaffenden und nicht dem des Genießenden, und auf einem anderen Wege, und zwar nicht auf psychologischem, sondern auf phänomenologischem, so kann man nicht umhin zu behaupten, daß die von ihm vertretene Ansicht bei der Beurteilung der sog. wechselseitigen Erhellung der Künste schwer ins Gewicht fällt.

In Betracht kommt bei der Erörterung der Theorie der wechselseitigen Erhellung die Frage des Materials der Künste. Das Material der bildenden Künste und der Musik ist ein physisches, das Material der Dichtung — d. h. die Sprache zum mindesten — ein psychophysisches. Zum mindesten gibt es doch Theoretiker der Dichtkunst, die sich gegen eine solche Auffassung mit nicht belanglosen Argumenten sträuben und behaupten, das Material der Poesie sei nicht die Sprache, sondern das menschliche Bewußtsein, die menschlichen Vorstellungen. Ohne auf diese Frage hier näher einzugehen,

Digitized by Google

muß doch zugestanden werden, daß das Material der bildenden Künste ein objektives ist, ein Gegenstand außerhalb der Schaffenden, das der Dichtkunst ein subjektives, d. h. im Künstler steckendes und von ihm abhängiges; so verhält es sich doch auch in großem Maße mit der Sprache „als Schöpfung". Das Material der schöpferischen Tätigkeit des Dichters ist also anders geartet.

Das Problem der Rolle der Sprache in der Poesie hat die Theoretiker der Dichtkunst bekanntlich seit jeher beschäftigt. „In der Dichtkunst ist Gedanke und Ausdruck wie Seele und Leib, und nie zu trennen", hat schon Herder gelehrt (Suphan 1,359). Das psychophysische Gebilde ist in der Dichtkunst „ein Zeichen" des psychischen Gebildes, denn dieses psychophysische Gebilde, in dem sich das Psychische ausdrückt, kann teilweise die Ursache des Entstehens von diesem oder einem ähnlichen psychischen Gebilde in der Seele des Aufnehmenden sein. Der Weg, auf dem dies geschieht, ist aber in den bildenden Künsten ein ganz anderer als in der Poesie.

In den bildenden Künsten kommt dies durch das Hervorrufen der Anschauungen zu Stande. Anders in der Sprache, deren sich die Poesie als ihres Ausdrucksmittels bedient. Das Wesen des Ausdrucks steckt aber in der Bedeutung. Die „illustrierenden Phantasiebilder", mit Husserl zu reden, verleihen dem Ausdruck nicht seine Bedeutsamkeit. Das Moment der Bedeutung liegt nicht in der Anschauung, vielmehr muß man damit rechnen, was Husserl im II. Bde. seiner 'Logischen Untersuchungen' (I. 'Bedeutung und Ausdruck', Zweites Kapitel), als das „symbolische Denken" bezeichnet. Damit ist eigentlich der Punkt erreicht, zu dem auf anderem Wege Th. A. Meyer gelangt ist, der zwar gegen die Übertragung Wölfflinscher Grundbegriffe noch nichts entscheidet, aber immerhin die größte Vorsicht empfiehlt.

Über die Berechtigung einer solchen Übertragung hat in diesem Sinne J. Schwietering (ZfdA. 64, 135) sehr einsichtig und überzeugend gehandelt. Mit Recht verlangt er auch (a. a. O. S. 138), daß diejenigen, die sich der Methode wechselseitiger Erhebung der Künste bedienen, Kunsthistoriker seien, daß sie in beiden Sätteln gerecht sein müssen. Zu welch schönen Ergebnissen das führen kann, zeigt die Art, wie Walzel Shakespeare als Künstler des Barocks betrachten lehrt. Überhaupt scheint mir der eigentliche Sinn dieser sog. wechselseitigen Erhellung nicht darin zu liegen, die für die Kunstgeschichte herausgearbeiteten Begriffe sklavisch auf die Dichtkunst anzuwenden, sondern, wie es bisher fast nur für das Mittelalter versucht worden ist (Panzer, v. d. Leyen, Stammler, zuletzt Schwietering in dem genannten Aufsatz), Werke der Dichtkunst im Zusammenhang mit der gleichzeitigen bildenden Kunst, als den Ausdruck eines einheitlichen künstlerischen Wollens der Epoche, zu betrachten. Der Literaturwissenschaft liegt aber das Ausbauen eines Systems literargeschichtlicher Grundbegriffe — auch über die Sphäre des Sprachlichen hinaus — ob. Gewiß manche von den Wölfflinschen Begriffen, wie z. B. Einheit und Vielheit, können auch auf die Dichtkunst Anwendung finden, aber andere Begriffspaare werden einen spezifischen Charakter haben müssen; also etwa: musikalisch oder plastisch, Eindruck oder Ausdruck (Walzel selbst operiert in seiner 'Deutschen Dichtung seit Goethes Faust' mit diesem letzten Gegensatzpaar). Bei der Struktur dieser Grundbegriffe muß aber die Einstellung ganz anders sein als bei der

Digitized by Google

Plastik, dem dynamischen Charakter der Poesie als Kunst mehr Rechnung tragend.

Es fragt sich aber, ab man tatsächlich immer mit Begriffspaaren wird operieren müssen. Hiermit wird ein für Walzel prinzipieller Punkt berührt. Es handelt sich um eine andere Theorie Walzels und zwar um seine Lehre von der Zweipoligkeit der Kunst, eine Tatsache, die er schon vor Jahren festgestellt hat, und auf die er viel zu halten scheint (S. 115). Diese Lehre läuft schließlich darauf hinaus, daß es verschiedene Möglichkeiten, verschiedene Typen der Lösung eines künstlerischen Problems gibt. Ob es ausgerechnet zwei Typen von polarer Gegensätzlichkeit sind, ob das gleichsam eine transzendentale Notwendigkeit ist, erscheint fraglich. Walzel ist stolz darauf, in Fr. Strich, der in seiner 'Klassik und Romantik' dieselbe These verficht, einen Gesinnungsgenossen zu finden (S. 321). Nun liegt hier aber eine besondere Ironie, daß Walzel sich auf ebendenselben Strich zu stützen glaubt (S. 391), wenn er, trotz seiner Lehre von der Zweipoligkeit der Kunst, die er theoretisch verficht, in dem Schlußkapitel seines Buches, das gleichsam die Krone seines Werkes sein soll, d r e i Typen dichterischer Verknüpfung von Gehalt und Gestalt ansetzt. Die Lehre von den drei Typen entbehrt des letzten wissenschaftlichen und darstellerischen Schliffes. Es ist nicht leicht, sich in diesen „drei Möglichkeiten" zurechtzufinden, die Unterschiede heben sich nicht ganz deutlich und klar von einander ab, sie müßten durch Beispiele und Analyse erläutert und unterstützt werden. Indessen wer wollte mit Walzel rechten, daß er gerade drei Typen festsetzt und sich von seiner theoretischen Ansicht in der Auffassung der Tatsachen nicht hat beugen lassen?

Die Lehre von der Zweipoligkeit der Kunst dient Walzel als Stütze für die Erörterung des Problems des Wertens (im V. Kapitel seines Buches). Man wird Walzel allen Dank schulden für die klare und einsichtsvolle Art, wie er die Problematik des Wertens in der Lg. erörtert, die verschiedenen Ansichten abwägt und zu ihnen Stellung nimmt. Ist doch die Frage des Wertens in der Lg. besonders jetzt aktuell geworden, nachdem die Literaturwissenschaft sich von dem positivistischen Relativismus und dem vermeintlichen Objektivismus, der ja oft nur Standpunktslosigkeit bedeutet, abgewendet hat. Der Gegensatz von Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft ist von der badischen Schule eben vom Standpunkt des Problems des Wertes gestellt worden, das für die Geisteswissenschaften als konstitutiv bezeichnet worden ist. Nun kann freilich von verschiedenen Standpunkten aus gewertet werden, vom ästhetischen und vom historischen. Die Wertung vom historischen Standpunkt aus wird wohl kaum mehr Anlaß zu Diskussionen geben können. Es handelt sich darum, was man als „Bedeutung" irgend einer Erscheinung zu bezeichnen pflegt. Windelband hat gelehrt: „Ein Geschehen wird dadurch geschichtlich, daß es vermöge seiner einmaligen Bedeutung in irgend einer Weise direkt oder indirekt auf Werte bezogen wird" (Einleitung in die Philosophie S. 333). Etwas anderes ist es freilich, wenn es sich um ästhetische Wertung handelt, d. h. um die Stellungnahme des Literarhistorikers zu den literarischen Phänomenen. Mit vollem Recht hat Roethe behauptet: „Geschmackvolle Urteile sind keine Geschichte" ('Vom liter. Publikum in Deutschland', Göttingen 1902, S. 4). Roethe war eben der Meinung, daß dem Ästhetiker zur Literarhistorie das Beste fehlte (a. a. O.). Der

Digitized by Google

Literarhistoriker wird doch am besten tun, zwischen einer Enthaltsamkeit im Urteil und einem Sichaufdrängen mit der Verteilung von Zensuren die Mitte zu halten, indem er charakterisierend seines Amtes waltet, was freilich immerhin ein Werten miteinschließt. Diese aktuelle Frage des Wertens in der Lg. ist neuerdings von H. Schneider in dem Vorwort zu seiner 'Heldendichtung usw.' S. X ff. berührt worden. Schneider fordert für den Literarhistoriker die Fähigkeit eines ausgeprägten Werturteils. Schwietering, der auf Walzel hinweist, verlangt für dieses Urteil eine „intellektuelle Struktur und Begründung" (AfdA. 46, 24 ff.) und gibt treffende Winke zur Erfassung des Problems des Wertens in der Lg. So merkt man, ein wie aktuelles Problem von weittragender Bedeutung Walzel in dem Kapitel 'Werturteil' berührt hat.

Zum Schluß dieser Besprechung noch eine Bemerkung. Freilich, mit Lessing zu reden: „seines Fleißes darf sich jedermann rühmen". Die Art aber, wie dies Walzel tut, fällt unangenehm auf und steht in schroffem Gegensatz zu dem Ideal „stolzer Bescheidenheit deutscher Gelehrten", über das Walzel (A. f. d. A. 32, 318) vor zwanzig Jahren so schön gehandelt hat. Eine „Entziehung" (der Ausdruck stammt von Walzel, 'Das Wortkunstwerk' S. 271) wäre gewiß dem Stil des Buches zugute gekommen.

WARSCHAU, IM JUNI 1927 S. v. LEMPICKI

NEUE LITERATUR ZU JAKOB BÖHME

Will-Erich Peuckert. Das Leben Jakob Böhmes. Jena 1924, Eugen Diederichs.

Paul Hankamer, Jakob Böhme, Gestalt und Gestaltung. Bonn 1924, Friedrich Cohen.

Heinrich Bornkamm, Luther und Böhme. (Arbeiten zur Kirchengeschichte, herausgegeben von Karl Holl und Hans Lietzmann, Band 2.) Bonn 1925, A. Marcus und E. Webers Verlag.

Dem Böhme-Jahr 1924 verdanken wir die ernstliche Hoffnung, den größten deutschen Geist zwischen Luther und Leibniz noch einmal aus seiner Vergessenheit erlöst zu sehen. Immer noch fehlt es allerdings an der Voraussetzung einer verläßlichen Ausgabe. Die Schieblerschen 'Sämtlichen Werke' von 1831—47, die uns im Jahre 1922 ein unglückseliger „anastatischer Neudruck" wiederbescherte, sind ein sehr zweifelhafter Notbehelf. Dagegen haben wir in den letzten Jahren, abgesehen von einer nicht eben belangvollen Festschrift seiner Mutterstadt[1], drei umfangreiche Darstellungen erhalten, die von verschiedenen Seiten gegen das Problem Böhme vordringen.

Das Buch von Peuckert ist den landschaftlichen, zeitlichen und seelischen Wurzeln Böhmes am nächsten. Der mystische Boden der Heimat, die chiliastische Spannung der Zeit am Vorabend des Großen Krieges wird in einer erregten Sprache eindringlich geschildert. Vor diesen Hintergrund

1) J. B., Gedenkgabe der Stadt Görlitz, Görlitz 1924.

Digitized by Google

wird in kräftiger Manier der Umriß eines Menschen gesetzt, der, verängstigt und wieder beseligt, von Gesichten heimgesucht wird: ein Schuster, Bürger und Protestant und zugleich Schwärmer und Prophet. Dafür wird neben Böhmes Selbstzeugnissen die Legende, nicht als buchstäbliche Wahrheit, aber zur Versinnlichung der Atmosphäre geschickt verwertet. So entsteht ein ungemein lebendig geschriebenes Buch.

Die sachliche Brauchbarkeit der biographischen Überlieferung ist natürlich kritisch geprüft und durch manche neue Ergebnisse geklärt. Vor allem sind die der Amsterdamer Ausgabe von 1682 beigefügten 'Vita et Verba Cygnei' als Quelle ausgewertet und ihre Benutzung durch Franckenberg nachgewiesen. Gewisse biographische Einzelheiten (Kinder, Todestag) sind jetzt allerdings durch archivalische Forschungen von R. Jecht[2] überholt. Ebendort ist die Überlieferung, daß der Sohn des Görlitzer Primarius Richter, des Verfolgers Böhmes, selbst zum Renegaten geworden sei und die Thorner Böhme-Ausgabe besorgt habe, als Legende nachgewiesen. Auch laufen bei P. einige Flüchtigkeiten unter. Böhmes Freund Karl von Ender wird beharrlich als Endern vorgeführt. Und der Weißgerber und Schwärmer Kotter aus Sprottau ist doch wohl identisch mit dem Christoph Kütter, der an Böhmes Totenbett stand.

P. schreibt nur das „Leben". Böhmes Spekulation wird in die Erzählung seiner Schicksale hineinverarbeitet, sie zählt nur als das wichtigste Dokument für das Werden seiner Seele. So sind auch die Wertungen hier ganz unphilosophisch und rein vital. Die 'Morgenröte', Böhmes früheste, unmittelbarste, aber wirrste Schrift, sei die einzige originale. Als sich dann Böhme im Jahre 1613 wider sein Gewissen zum Schweigen bereden ließ, sei die Gnade von ihm genommen worden, die Inspiration habe ausgesetzt, und sein ganzes weiteres Schaffen sei nur noch kümmerlicher Nachhall seiner großen Zeit. Das ist natürlich einseitig. Böhmes eigenes Hochbewußtsein nimmt gegen sein Ende keineswegs ab, sein Denken aber gewinnt an Klärung, ohne an Kraft einzubüßen. — Über die Gedankenwelt Böhmes darf man also hier keine Aufklärung suchen, aber für die verkrauste Lebendigkeit des Böhmeschen Wesens hat noch keiner soviel Empfänglichkeit bewiesen.

Im vollsten Gegensatz dazu steht das umfangreiche Buch von Hankamer. Gerade am Menschlichen, Individuellen Böhmes liegt ihm garnichts. Von seinem Leben wird irgendwo in der Mitte des Buches auf fünf Seiten (von 400) Notiz genommen. Das alles ist ihm nur zufällige Form der Inkarnation „artigen" (d. h. kanonischen) Wandels und Wesens. Auch an das Einwirken von Kräften aus Zeit und Umwelt glaubt H. nicht. Böhme gehorcht vielmehr allein dem Gesetz der Sternenstunde, nach dem er angetreten. Diese Konstellation aber ist bezeichnet durch eine dreifache Konjunktion: die Spannung von Mystik und Reformation, von Gotik und Renaissance (als Barock), von West und Ost (als Deutschtum). Durch die Vereinigung dieser Mächte repräsentiert er als erster irgend ein neues, nicht näher beschriebenes Zeitalter. Was es mit dieser Repräsentanz auf sich habe, wird dann in zwei großen Abschnitten 'Gestalt' und 'Gestaltung' abgehandelt. Ist so schon der historische

2) In der genannten Gedenkschrift.

Digitized by Google

Raum, in den Böhme gestellt wird, recht nebelhaft, so wird er nun überdies noch einer so überweltlichen symbolhaften Beleuchtung ausgesetzt, daß jede irdische Kontur vollends erlischt. Der erste Satz des Absatzes enthält dabei häufig einen Gedanken, aber der Rest ist dann Paraphrase von lediglich liturgischem Wert. Wir hören seitenlange Räsonnements über Wesen und Formen des Genies, gelegentlich von Anlässen aus Böhmes Leben oder Zeugnissen aus seinen Schriften. Die Grenze zwischen treuer Interpretation und spielerischer Ausdeutung ist dabei nirgends erkenntlich gemacht, und Belegstellen werden grundsätzlich verweigert. Das hindert nicht, daß mancher glückliche Einfall und manche überzeugende Interpretation gelingt — die sieben „Qualitäten" hat noch niemand so gut gedeutet und den Stil Böhmes noch keiner so gut erfühlt. Aber alle Beobachtungen werden gebadet in Allgemeinheiten von unsäglicher Trivialität. Durch die Verschwommenheit aller Begriffe und Formulierungen, durch die Gestaltlosigkeit des ganzen Buches ist eine Wiedergabe der Gedankengänge oder gar eine fruchtbare Auseinandersetzung einfach unmöglich gemacht.

So bleibt nur noch ein Wort über die programmatische Haltung des Buches zu sagen übrig. Was seine Lektüre zu einer solchen Qual macht, ist im Grunde der schreiende Widerspruch zwischen seinem hochgespannten Anspruch und der unzureichenden Erfüllung. H. hat sich an einem Format vergriffen, dem seine Kraft einfach nicht gewachsen ist. So entsteht die Erscheinung, die man „Manierismus" nennt, und die jedesmal dann auftritt, wenn große Geister „Schule" gemacht haben und ihre einmalige angeborene Form als neue Methode kolportiert wird. Was dort angemessen war, wird nun künstlich angemaßt, und dann entstehen die geblähten Formen und die verkrampften Gesten — in diesem besonderen Falle diese bekannte kunstgewerbliche Religiosität mit ihrem hieratischen Jargon, der heute schon auf allen Märkten feil ist. Und das ist — wiederum in diesem speziellen Fall — darum so bedauerlich, weil wir von dem Verfasser anderswo bei schlichterem Anspruch schon Vorzügliches erhalten haben und noch zu erhalten hoffen. Aber eben deshalb und um des Rufes der hier parodierten Vorbilder willen mußte dieser Übergriff mit aller Klarheit zurückgewiesen werden.

Dagegen schreibt Bornkamm ein ruhiges Buch, das wirklich ein Stück weiterbringt. Der erste Teil handelt allein von Böhme und gibt zunächst einmal ein Bild von Böhmes Lehre, wie wir es in dieser Sicherheit noch nicht besaßen. Er zeichnet mit Recht zunächst das fertige Gebäude im Aufriß: den Dualismus alles Lebens, den dreistufigen Prozeß der Offenbarung und Entfaltung des göttlichen Willens in die innergöttliche, die idealische und die materialische Form und die Problematik des Bösen. Dann erst schildert er im Längsschnitt die Entwicklung. Es wird zum ersten Mal mit Klarheit gezeigt, wie die Lehre vom Dualismus sich vertieft. Während der Gegensatz vorher nur rein empirisch festgestellt wurde, wird er später auch in seiner Notwendigkeit erfaßt. Gleichzeitig wird Gott aus der drohenden pantheistischen Verschlingung in die Welt gelöst und seine Personalität in den prädikatlosen „Ungrund" gerettet, durch die Kette der Geburten aber immer reicher mit der Natur rückverbunden. Die einzelnen Stufen sind in ihrer Entwicklung vorzüglich analysiert, und hier sehe ich fast

Digitized by Google

das wertvollste Ergebnis der Arbeit, auf das man künftig wird aufbauen müssen.

Ein folgender Abschnitt über das Verhältnis Böhmes zur mittelalterlichen Mystik verzichtet — bei der Eigenart Böhmeschen Denkens und Schreibens durchaus mit Recht — auf die Ermittlung konkreter Beziehungen und hält sich in den Grenzen des Vergleichs, für den auch billig Eckhart herangezogen wird (obwohl er an tatsächlicher Wirkung im 17. Jahrhundert völlig von Tauler in den Schatten gestellt wird). Hier ergeben sich als wichtige Gegensätze (ich würde auf die rationalistische Bezeichnung „Fortschritt" hier wie anderswo verzichten) die dynamische Fassung des Gottesgedankens, gegegenüber einer rein kontemplativen, und die ganz anders positive und konkrete Würdigung des „Bösen."

Dieser Gegensatz erklärt sich nun nach B. durch die dazwischen stehende Erscheinung Luthers. Und hier setzt die paradoxe These ein, die der Titel formuliert, und gegen die wir lebhafte Einwände werden anzumelden haben. B. ist sich zunächst darüber klar, daß auch hier die Feststellung konkreter Beziehungen ein aussichtsloses Unternehmen ist. Sie ist auch letzten Endes unwichtig, und B. verweist mit Recht auf das von Lutherschen Gedanken durchsetzte „Gesamtbewußtsein" der Zeit, das Böhme in Predigt und Literatur entgegentreten mußte. Immerhin wäre ein Versuch wünschenswert gewesen, über die nachgerade traditionellen Schwenckfeld, Arndt und Weigel hinaus, sich auf die volkstümliche Erbauungsliteratur der Böhmezeit einzulassen und die Kanäle aufzugraben, durch die Luthersches Denken zu Böhme hinübergeflossen sein müßte. Und wie steht es denn mit Kenntnis und Verbreitung der Lutherschen Schriften selbst in Laienkreisen am Anfang des 17. Jahrhunderts? Das ist alles wichtig für die Vorfrage, die hier hätte gestellt werden müssen: Wie war der Luther denn beschaffen, den Böhme kennen konnte? Ich wenigstens halte es nicht für so ausgemacht, daß Luther ihm in der Gestalt zugänglich war, in der er heute einem Schüler Karl Holls entgegentritt.

Schließlich war aber überhaupt das erst überzeugend zu machen, was B. wie eine allgemein anerkannte Tatsache an den Anfang seiner Erörterungen stellt, nämlich daß Böhme von Luther ausgehe, wo er sich mit ihm berührt, und seine Gedanken „umgebogen" habe, wo er abweicht.

Denn das erste, was sich bei der Lektüre von auch nur wenigen Seiten aufdrängt, ist der Eindruck der völligen Verschiedenheit der beiden Welten. Für Böhme handelt es sich um die Schöpfung der Welt, für Luther um die Erlösung des Menschen. Böhme schaut die Weiten und Tiefen des Kosmos und erforscht die Geburten Gottes. Luther fehlt dagegen völlig Bedürfnis und Begabung zu kosmologischer und theosophischer Spekulation. Er denkt immer anthropozentrisch, insofern als immer nur die einzelne Menschenseele, ihre Verdammnis oder Seligkeit im Mittelpunkt seines Interesses steht. Um sie gruppiert sich die ganze Weltordnung. Die Welt ist geschieden in zwei Reiche: Gottes und des Teufels. Ihre Grenze geht durch den Menschen mitten hindurch als den Gegenstand, Schauplatz und Träger des kosmischen Kampfes. Das ist der rein ethische Dualismus von Luthers Weltbild. Ganz anders Böhme. Bei ihm spielt das Individuum überhaupt keine nennenswerte Rolle, und es scheint mir das verhängnisvollste Mißverständnis

Digitized by Google

Bornkamms zu sein, daß er sich durch die Terminologie „gut", „böse" irreführen läßt, den Böhmeschen Dualismus ins Ethische umzudeuten und ihn als eine Erweiterung des Lutherschen anzusehen. Böhme war auf das Sprachmaterial seiner Zeit angewiesen und konnte dort zur Bezeichnung des Urzwists, den er in allen Dingen fand, keinen umfassenderen Ausdruck finden. Die Identität der Worte verbürgt indes noch keinesfalls die Identität der Bedeutungen.

Es ist keine Rede davon, daß Böhme von Luthers Dualismus ausgegangen sei und diesen dann ins Metaphysische und Naturphilosophische verschoben habe. Schon in der ersten Gestalt, in der uns Böhmes Philosophie entgegentritt, in der 'Morgenröte', ist vielmehr von vornherein der universale Zwist der Stachel seines Denkens. Und überdies spricht er sich selbst hier in dem berühmten 19. Kapitel ganz unmißverständlich über die Entwicklung seines Denkens aus: Er betrachtet „die ganze Schöpfung dieser Welt" . . . „Darin fand ich denn in allen Dingen Böses und Gutes, Liebe und Zorn in den unvernünftigen Kreaturen sowohl in Holz, Steinen, Erde und den Elementen als auch [!] in Menschen und Tieren." Er beschreibt dann sein Ringen mit Gott um die Lösung dieses Problems, bis ihm die Erleuchtung geschenkt wurde. „In diesem Lichte hat mein Geist alsbald durch Alles gesehen und an allen Kreaturen, an Kraut und Gras Gott erkannt, wer, wie er und was sein Wille sei. Auch so ist alsbald [!] in diesem Lichte mein Wille gewachsen, mit großem Trieb das Wesen Gottes zu beschreiben." Aber erst nach Jahren sei er dazu gelangt, die „tiefen Geburten Gottes in ihrem Wesen" zu fassen. Hier ist mit unübertrefflicher Ausdrücklichkeit ausgesprochen, was jedem Betrachter sich so schon unabweisbar aufdrängt: Böhme geht aus weder von Luthers ethischem Dualismus noch von seinem Gottesbegriff, sein Denken beginnt vielmehr mit der Betrachtung der Natur und erweitert sich von da aus nach der ihm eigentümlichen Schlußform der Analogie auf den Menschen und den Schöpfer selbst. Dementsprechend ist der Dualismus von vornherein universal, zunächst einmal rein physikalisch, chemisch und mechanisch, ferner auch politisch, phychologisch und so schließlich a u c h logisch (das gegen Baurs hegelianische Verdünnung) und a u c h ethisch. Und wenn dafür die Namen „Liebe": „Haß"; „gut": „böse" eingesetzt werden; dann sind das eben die lebendigsten und umfassendsten Formeln, die Böhme finden konnte. Das „Böse" ist also durchaus kein moralischer, sondern ein kosmologischer Begriff. Es ist der Inbegriff alles Negativen und umfaßt ebensosehr u. a. das Schädliche, Zerstörende, Unlusterregende, Häßliche, Mangelhafte, überhaupt allen Widerstand und alle Vereinzelung. Und wer Übersetzungen ins Abstrakte liebt, mag sich den Hegelschen Begriff der Negation dafür einsetzen. Denn der Dualismus ist Voraussetzung aller Existenz und alles Handelns. Der einzige Beweis, den B., soviel ich sehe, für seine Ethisierung Böhmes aufbietet: die Deutung Luzifers bei Böhme, fällt dahin, denn der Dualismus ist ja schon innergöttlich, also vorluziferisch, und auf Luzifer geht nur seine disharmonische Verschärfung zurück.

Was für ein Unterschied, wenn sich bei Luther auch einmal eine Stelle findet, in der er die Übel in der physischen Natur beklagt, als da sind „die dörnen, disteln, wasser; fewer; raupen; fliegen, flöhe, lause, wantzen etc."! (Bornkamm S. 143). Hier sind allerlei f ü r d e n M e n s c h e n unangenehme Erscheinungen der Natur als von Gottes Zorn

Digitized by Google

verhängte Plagen aufgezählt. Für Böhme enthält jedes Ding Böses und Gutes um seiner selbst willen als Voraussetzung seines Daseins. Für Luther besteht der Gegensatz zwischen den Wesen untereinander, bei Böhme ist er jedem Wesen, auch Gott, immanent.

Aus Böhmes Urerlebnis des dynamischen Dualismus der Welt entspringt sein dynamischer Gottesbegriff, gestützt durch die Denkform des analogischen Rückschlusses. Wenn auch Luthers Gottesbegriff sich durch eine ganz andere Lebendigkeit und Sinnlichkeit von dem der mittelalterlichen und platonisierenden Mystik unterscheidet, so besagt doch diese gemeinsame Abweichung keineswegs schon etwas über einen historischen Einfluß (wie S. 102, 166 bemerkt wird). Was nicht mystisch ist, braucht darum noch nicht lutherisch zu sein. Für Böhme ist die grundsätzliche Scheidung zwischen Gott und Welt von vornherein aufgehoben. Gott wird in den Kampf der Welt hineingeschlungen. Damit aber gerät er — wie B. gut schildert — in die ernstliche Gefahr, von innen gesprengt zu werden. Und es ist von B. schön verfolgt, wie es Böhme nur mühsam gelingt, die Einheit und Personalität Gottes als „Ungrund" über die Grenze des Seinenden hinüberzuretten. Gegenüber dieser Auflockerung bleibt aber Luthers Gott immer von außen gesehen, eine kompakte Einheit und in viel strengerem Sinne Person. Böhmes Gott ist selbst Prozeß und mit der Schöpfung sich verwandelnd. Luthers Gott ist, wie er von außen gesehen ist, auch nur nach außen handelnd und wirkend. Beide sind Wille und Bewegung, aber ihr Charakter unterscheidet sich wie Dynamik und Aktivität. — Nur eine einzige Domäne innerhalb von Böhmes Denken würde ich der Lutherischen Gottesvorstellung zugestehen, das ist der ganze Komplex der sittlichen Deutung des Zornes Gottes. Man könnte sagen, Böhme habe den Lutherischen Gott, soweit er prophetische alttestamentarische Züge trägt, unter der Kategorie des „Grimms" in seine Welt aufgenommen.

Wir konnten nur an zwei Hauptpunkten der B.schen These die radikale Fremdheit der Böhmeschen und der Lutherischen Welt charakterisieren. Eine breite Ausführung würde eine neue Abhandlung erfordern. Ich fasse nur noch einmal zusammen: B. meinte, Böhme habe seinen kosmologischen Dualismus an der Lutherschen Ethik gewonnen, während wir zeigen mußten, daß Böhmes Dualismus primär nnturphilosophisch und erst sekundär und unter anderem auch ethisch ist. B. glaubte ferner den eigentümlich dynamischen Charakter von Böhmes Gottesvorstellung aus dem Lutherschen Gotteserlebnis ableiten zu können, während wir ihn als die natürliche Konsequenz von Böhmes Urerlebnis des dynamischen Dualismus bezeichnen mußten. Es kann also unseres Erachtens keine Rede davon sein, daß Böhme „die Grundgedanken Luthers und der Reformation aufgriff und . . . zu den Pfeilern seines naturphilosophischen Gebäudes machte". Wo sind die Grundgedanken denn hingeraten: die Rechtfertigung allein durch den Glauben und die Einzigkeit der Bibeloffenbarung?

Es ist vielmehr ein Zeichen, daß wir uns vom Zentrum von Böhmes Denken entfernen, wenn wir uns einem Gebiet nähern, wo die Berührungen stärker werden: den dogmatischen Vorstellungen und der „Frömmigkeit" Böhmes. Dieses Feld fand eigentlich erst in den späteren Jahren, als sich eine Gemeinde um ihn bildete, und ihm geradezu seelsorgerische Aufgaben zufielen,

Digitized by Google

stärkere Pflege. Und hier leistet B. wieder wertvolle Aufklärungsarbeit. In Böhmes Christologie, seiner Lehre von der Wiedergeburt, seiner Stellung zur äußeren Welt wird das Zusammenspiel mystischer und Lutherischer Motive vortrefflich analysiert. Es ist B. vor allem gelungen die Entwicklung der Christologie überzeugend herauszuarbeiten. In der Lehre vom Opfertod wird der Luthersche Gedanke der Stellvertretung immer stärker verdrängt von dem mystischen der Identität. Es handelt sich immer weniger um die theoretische Tilgung als um die reale Besiegung der Sünde. Auf der Wiedergeburt also, nicht auf der Vergebung liegt das Gewicht. Und an der Erscheinung Christi liegt die erlösende Tatsache (mit aller Mystik) in dem Wunder der Menschwerdung, nicht im Opfertod (Luther), der vielmehr lediglich symbolische Bedeutung hat.

Ich kann auf diese Untersuchungen leider nicht mehr in dem Maße eingehen, wie es ihr Umfang und ihr Erfolg verdiente, umsomehr als wir hier nach meiner Überzeugung an die Peripherie des Böhmeschen Denkens geraten sind, wo er, am wenigsten ursprünglich, das ihm von der religiösen Tradition überlieferte Gut übernahm und seiner Gedankenwelt angliederte. Und in dieser äußersten Schicht ist es wirklich sinnvoll und fruchtbar, nach Einflüssen des Protestantismus zu fragen.

Für Böhmes innerstes Wesen aber mußte eine größere Unabhängigkeit in Anspruch genommen werden. Was ihn von der mittelalterlichen Mystik unterscheidet, ist viel weniger das dazwischenliegende Ereignis der Reformation, als daß er — ebenso wie Luther — aus primitiveren Schichten der Seele lebt. Was ihn nun aber von Luther entscheidend trennt, ist der neue Einbruch des Naturalls in das abendländische Denken. (Das hat Hankamer bisher am stärksten betont.) Damit ist der Mensch aus seiner mittelalterlichen zentralen Stellung herausgerissen, und der Weltraum in seiner Weite aufgestoßen. Damit ist das Bibelbuch seiner Einzigkeit beraubt, und die Offenbarung Gottes im Kosmos ist das große Ziel naturwissenschaftlicher Forschung und kosmologischer Spekulation. Das ist der geschichtliche Strom, in dem Böhme steht. Schon seine Ausdruckswelt sollte darüber keinen Zweifel lassen. Wir kommen bei Böhme jetzt keinen Schritt weiter, wenn wir noch länger fortfahren die Komplexe Naturphilosophie, Kabbala, Astrologie, Alchymie, Medizin in scheuem Bogen zu umgehen.

BERLIN-GRUNEWALD RICHARD ALEWYN

Kersbergen, A. C., Litteraire motieven in de Njála. Proefschrift ter verkrijgning van den graad van Doktor in de Letteren en Wijsbegeerte aan de rijks-universiteit te Utrecht . . . Rotterdam 1927. 12 und 195 S. 8°.

In der Forschung über die aisl. Sagas hat die Egils saga eine überragende Rolle gespielt. Als ein Werk, das altertümlichen Charakter mit schriftstellerischer Eigenart vereinigt, schien sie in hervorragendem Maße Hoffnung auf Verfolgung der Auffassung geschichtlicher Ereignisse auf dem Wege zur

Digitized by Google

Saga über die Sage und deren Darstellungsweise zu erwecken. Zudem lockte die Gestalt eines bekannten und höchstbedeutenden Schriftstellers als ihres Verfassers. In einem ganz andern Lichte offenbart sich die Njáls saga. Sie stellt sich in so ausgesprochen literarischem Gewande dar, daß für sie der Weg vom Verfasser oder Dichter her gangbar erscheint. Eine gründliche Arbeit über die Nj. verspricht also neue Gesichtspunkte für die Erörterung des gesamten Themas „Saga". So ist das Buch der Vf.in von vorherein als Behandlung eines Gebiets, das in der letzten Zeit etwas zurückgesetzt worden ist, lebhaft zu begrüßen.

Die Arbeit will eine Darstellung der in Nj. enthaltenen literarischen Motive geben und durch die Erkenntnis der Baustoffe Grundlegung zur Lösung der Frage nach der Entstehung (Erschaffung) dieser Saga bieten; S. 20. Das Kennzeichen des lit. Motivs wird in seiner häufigen Wiederkehr in den isl. ss. erblickt. Dadurch wird aus Heinzels[1] Gegensatzpaar (Überlieferung. Leben) ein Glied herausgenommen und bewußt in das Gebiet der Literatur gestellt. Nach einer Erwägung über die Wirkungen, die die Forderungen des Publikums auf den Erzähler ausübten, sucht Vf.in zunächst, vorwiegend mit den Mitteln historischer Kritik, die geschichtlichwirklichen Bestandteile der Nj. herauszuheben. In der Sammlung der lit. Motive der Nj. bietet sie den Nachweis von deren häufigem Vorkommen (Stereotypie). Über isl. ss. greift sie gern in Fas. und Kg. ss. hinüber. Die sehr glückliche Teilung in Motive aus dem Leben innerhalb und außerhalb des Hauses und im Ausland, der sich etwas willkürlich, aber bequem Volksglaube anschließt, ermöglicht eine übersichtliche Ordnung.

Eine entsagende bloße Aufreihung der Lesefrüchte ist nun aber die Darbietung keineswegs. Vf.in lenkt den Blick S. 20 von vornherein kritisch auf die Möglichkeit verschiedener Ergebnisse. Die entlehnten Motive könnten technisch in gleicher Weise verarbeitet sein — das würde auf Einheit des Entlehners deuten —; sie könnten durchgehend den Einfluß einer bestimmten Saga zeigen — das würde auf einen Hauptgeber schließen lassen —; die Entlehnungen könnten einem Gedanken unterworfen sein — das würde gegen die Auffassung der Saga als stark interpoliert sprechen. Dementsprechend sucht Vf.in die Sammlung durch lit.-kritische Betrachtung zu durchdringen. Sie einigt Motivgruppen zu geschlossener Behandlung (Hallgerðr, Gunnhildr, Hrappr u. a.) und stellt Entwicklungslinien der Darstellungsart auf. Es ergibt sich ihr in Beantwortung der oben wiedergegebenen Fragen, daß die Laxd. vor allen anderen Sagas Geberin ist, und daß die entlehnten Motive nach Technik und Auffassung einheitlich verarbeitet sind. Da Vf.in nun in der Lage ist, für das Gesamtwerk mit einem Verfasser rechnen zu können, kann sie ein abgerundetes Bild von dessen Können und Nichtkönnen, seiner Eigenart, entwerfen. Diese Zeichnung gibt ihr Gelegenheit, ihr Vermögen der Formung zu zeigen, nachdem sie vielfach ein gutes Auge erwiesen hat.

Diese Frage nach geschichtlichem Gehalt einer Isl. s. wird stets aufgeworfen werden müssen, wenn sie als lit. Werk verstanden werden soll. Aber man sollte sich von vornherein darüber klar sein, daß unsere Quellen, so-

1) Beschreibung der isländischen Saga. Stzber. d. phil. hist. Cl. d. kais. Ak. d. Wiss. 97. Bd. Wien 1881.

Digitized by Google

weit sie wirklich geschichtlich Verläßliches melden können, doch so sehr im Groben der Tatsachen stecken bleiben müssen — abgesehen von Skaldenstrophen —, daß für fast alles Feinere doch nur die rein lit. Betrachtungsweise gelten kann. Es ist selten einmal ein Einzelzug unmittelbar erleuchtend für das Streben des schaffenden oder umschaffenden Geistes. Wenn Landn. Hb. S. 110,6 f. berichtet, Gunnarr stand *með einn karl fulltíða* im letzten Kampf, Eyrb. und Nj. ihn aber allein stellen, so ist es ja ein Gewinn, zu wissen, daß Überlieferung hier erhöhend gewandelt hat; Kersb. S. 39 f.; vgl. Neckel, GRM. III 444. Versuche, den Quellen durch Erwägungen praktischer Art, was in einem gewissen Fall hat geschehen k ö n n e n, was nicht gedacht und gesagt werden k o n n t e, etwas abzuringen — sie erscheinen in der Lit. der letzten Jahre mehrfach[2] —, verlassen das Gebiet des wissenschaftlich zu Behandelnden. Gunnar k ö n n e n ja doch ein paar Sklaven entläufen oder gestorben sein, sodaß er trotz der Hungersnot einen neuen Knecht kaufen mußte; vgl. S. 34. Wenn man in der Not gar keinen anderen Stoff für die Bogensehne hat, so k a n n man doch auf den Gedanken kommen, sich aus Frauenhaar eine zu drehen; vgl. S. 40. Getan hat es Gunnar übrigens nicht! Aber auf die geschichtliche Wirklichkeit kommt es auch nicht an; nur darauf, daß der Erzähler G.s Wohlgesinntheit gegen Otkel durch Anknüpfung eines Handels dartun, nur daß er G. auf Sein und Nichtsein auf seine Frau angewiesen zeigen wollte, und w i e er es gemacht hat. Und das kann man auch ohne solche „historische" Betrachtung sehen. Um das *σκάνδαλον* vollzumachen, läßt der Erzähler nun gar G. nur um zwei Locken bitten! Hallgerðs ganze Haarfülle hätte aber unbedingt eine Bogensehne für ein Dutzend Schüsse abgegeben! *Ich swer mit beiden handen — ist ieman der mir stabe?* Aber hätten ihm denn seine Feinde zur Anfertigung der Sehne Zeit gelassen? Vgl. meine Bemerkungen über Ingimunds Tod, Vatnsd. s. ASB. XVI S. LXIX. Halten wir uns an die lit. Betrachtungsweise, so bleiben wir zwar bei unseren Leisten, können aber auch hoffen, einen Schuh fertig zu bringen.

Die reiche Sammlung der Motive hat W. Krauses Buch 'Die Frau in der Sprache der altisl. Familiengeschichten' (Göttingen 1928) nicht mehr benutzen können. In ASB. geben die Hgg. nach Gerings Vorgang vielfach Sammlungen zum Vorkommen eines Motivs bei Gelegenheit der einzelnen Stelle; zur Untersuchung der Abhängigkeitsverhältnisse ist da kein Raum. Auch die von der Vf.in gewählte Ordnung scheint mir nicht volle Möglichkeit zur wiss. Behandlung zu bieten. Die Masse erdrückt leicht die einzelne Beziehung, und die stofflichen Verknüpfungen sind von vornherein zerrissen. Ich glaube auf einige Fälle aufmerksam machen zu sollen.

Das Motiv „Entlockung einer Rechtsformel" wird S. 82 durch vier Vorkommen belegt. Diese scheiden sich aber bei genauerem Zusehn klar in zwei Gruppen. Get. Kap. 72 und Heið. S. 98 (Samf.): Der Betörte sagt s e l b s t die Formel rechtskräftig her; Nj. Kp. 23 und Gunnl. s. Kp. 5: Der Ü b e r l i s t e r sagt sie (rechtskräftig oder nicht). Nur auf das rechtskräftige Sprechen der Formel der *stefna* kommt es in Nj. an; vgl. F. Jónsson, Lit. hist. II 543 Anm. 1. Entscheidend ist dafür der Charakter Njáls, den der Erzähler,

2) Bley, Eiglastudien. Gand 1909; vgl. m. Besprechung AfdA. XXX 4 ff.; Guðmundsson, Skírnir XCII 85 ff.

Digitized by Google

ohne sich selbst gröblichst zu widersprechen, nicht in Unkenntnis über diese Formel zeigen konnte; die aus dem ersten Prozeß bekannte Gewalttätigkeit Hrúts machte die Vermeidung einer offenen Ladung wünschenswert. Die Belehrung ist nur Vorwand[3]. Dagegen ist sie in Gunnl. s. die grundlegende Situation. Gunnl. s. und Nj. gehen auch weiter eigene Wege: Jene bringt das Motiv der Lehre selbständig und bricht die durch die Anlage gewiesene Pointe ab, Nj. bettet die Lehre als ein Mittel in einen größeren Zweck ein, bewahrt aber die Pointe und macht sie zum unentbehrlichen Sprungbrett für die Fortführung der Handlung. Nun fehlt auch das Motiv der Verkleidung grade in Gunnl. s. Ich kann also weder sehn, warum Grt. und Heiö. oder Gunnl. s. das Stück der Nj. befruchtet haben soll. Obendrein läßt sich alte Zusammengehörigkeit der beiden Prozesse Hrúts erweisen: Der Vergewaltiger wird vergewaltigt. Die beiden Takte dieser Handlung bilden ein selbstgenügsames Ganzes; ich habe diesen Aufbau als typische Form aisl. *frásagnir* in ZfdA. LVIII 161 ff. §§ 13, 22 nachgewiesen. Die Fremdheit dieses Stoffes dem Hallgerð(-Gunnar)-stoffe gegenüber wird durch den verschiedenen Charakter Hrúts in den beiden Stoffen dargetan. In der Erzählung von Hallgerð-Gunnar ist er durchgehend der Besonnenmäßige, der vorausschauend Urteilende und Ratende; er berät seinen Bruder; vgl. Kp. 1, 11 f., 10, 6. 11; 12, 11. 25 ff.; 13, 13. 17. 25; 17, 20; dazu gehört als auf die ganze Gunnar-Handlung bezüglich 24, 14 f., und auch 8, 13 ff.? Wo er zuhaut, ist's recht 17, 10 ff. Im Mǫrð-stoff dagegen ist Hrútr der Beratene, sein Bruder Hǫskuldr berät ihn; vgl. Kp. 2, 1 ff. 16; 23, 8—16; 24, 10. So tritt er, von Hǫskuld nicht beraten, gegen Mǫrð auf dem Dinge gewalttätig auf, so erliegt er der List Gunnars. Der Schluß des alten zweitaktigen *þátts* ist, weil er in die Hallgerð-Handlung verflochten ist, nicht genau festzustellen; die Pointe enthält Kp. 24, 9 f. Sein Titel dürfte 8. 16, an den Schluß des ersten Taktes überführt (denn der Schluß des Ganzen konnte ja nicht mehr herausgehoben werden), erhalten sein. Der *þáttr* muß anscheinend umfaßt haben: Werbung, Verhexung (durch Gunnhild?), Heirat und Scheidung, erster Prozeß; Einbeziehung Gunnars (durch Unn?), Überlistung Hrúts, zweiter Prozeß. Es wird ihm die novellistische Ausgestaltung, es kann ihm Njáll mit seinem Rat und dem wirkungslosen Eingreifen in den Prozeß gefehlt haben. Ich glaube das.

Das Überlistungsmotiv ist also schon dem vom Vf. der Nj. benutzten *þátt* eigen. Die Entlehnungsfrage könnte daher nur an den *þátt* gestellt werden. Der Vf. der Nj. hat Gunnar sofort bei seinem ersten Rechtshandel von Njál unterstützt einführen wollen. Darum hat er den Gedanken der Überlistung diesem zu eigen gegeben und ihn dann auch im Prozeß (wirkungslos, darum unglücklich) in Tätigkeit gesetzt.

Auch S. 71 hätte Beachtung der Umgebung einen Irrtum vermeiden lassen. Das Schleifen der Waffen beweist für sich ganz gewiß keine Abhängigkeit der Nj. von Ragn. s.; wohl aber die Darstellung der verschiedenen Wirkung einer Nachricht auf mehrere Söhne; vgl. Nj. 44, 25; Ragn. s. (Samf.)

3) Das täppische Eingehen Hrúts wird am Schluß ganz köstlich ausgenutzt, wenn ihm, der so selbstsicher von *heimskum mǫnnum*, denen *þrekr* fehlt, gesprochen hat, nun von seinem Bruder *slægleiksmunr* und *vizkumunr* vorgerieben wird.

Digitized by Google

S. 161 f. Dann ist aber auch das Schleifen der Waffen als entlehnt anzusehn. Mir wäre das wichtigste Ergebnis die stilgemäße Senkung der Szene aus dem Heroischen ins Bäuerliche.

Zu Unrecht wird im Vergleich der Tötung Gunnars mit der Bollis Guðrún als die Frau, die ihren Gatten im Stich läßt, beschuldigt S. 91 f.; vgl. Laxd. Kp. 55, 10 f.; 56, 2 f. Ebenda ist Nj. 9, 1 *ǫrlynd* falsch gedeutet; das Wort bildet mit *skaphǫrð* eine Formel, und sein Sinn ist danach zu bestimmen.

Frásagnir werden in Nj. wenige zu finden sein. Vf.in nimmt den Bericht über Svan mit Recht als solche in Anspruch. Ich habe mir als hierher gehörig *þráins* famose Ehescheidung und Verlobung Kp. 34, 15 ff. angemerkt und vergleiche Laxd. 35, 12; beidemale ein kviðling einer Frau im Mittelpunkt.

Vf.in hat durch ihre fleißige Arbeit, durch die Sammlung wie die Durchdenkung, unserer Wissenschaft einen erheblichen Dienst geleistet. Das Problem der drei Ehen Hallgerðs ist wesentlich gefördert. Es ist lebhaft zu hoffen, daß sie uns auch den Aufbau der Saga als Schöpfung des Dichters in geschlossener Darbietung gebe.

KIEL, DEZ. 1927 W. H. VOGT

H. Kasten nnd K. Müller, Pommerland. (Brandstetters Heimatbücher deutscher Landschaften Band 23.) Leipzig 1926. 503 S. 8°.

In geschickter Weise ist hier aus Gedrucktem und Ungedrucktem ein Sammelband zusammengestellt, der in seiner Fülle von Aufsätzen, Gedichten und guten Bildern wohl eine Ahnung von pommerscher Landschaft und pommerscher Eigenart vermitteln kann. Von dem bisher ungedruckten Material, daß die Herausgeber beizubringen wissen, verdienen besonders einige „Beschwörungsformeln aus einem alten Hausbuche“ (vom Jahre 1830) genannt zu werden (S. 237 ff.); es handelt sich um sechs Segen für Krankheiten (kalter Brand, Schlangenbiß, Fingereiterung=*adel*, Brandwunden, Stockverband, für offene Wunden, Gicht) und ein Rezept für Wundenheilung, alle hochdeutsch abgefaßt, jedoch mit vielen mundartlichen Ausdrücken verbrämt. Einige „Lieder und Sprüche bei Erntefeiern“ (S. 360 ff.), z. T. bisher unbekannt, z. T. an bekannte Sprüche mehr oder weniger stark anklingend, zeigen sprachlich das gleiche Verhältnis. Ein Erntespruch aus der Gegend von Jeseritz am Eingang und Schluß (Wünsche für die Herrschaft) die bekannten Formeln variierend, schiebt zwischen diese Teile einen mundartlichen Spruch ein, der, scheinbar der älteste Teil des Ganzen, Anklänge an alten Fruchtbarkeitszauber enthält. Alfred Biese gibt unter dem nicht ganz eindeutigen Titel ‘Von pommerscher Wortkunst im Wandel der Zeiten’ (S. 440 ff.) einen Überblick über die pommersche Literatur, deren Eigenart er nahezukommen weiß; hier hätte die Dialektliteratur, die manches Eigene aufzuweisen hat, stärker berücksichtigt werden können. Eine hübsche Studie über ‘Schleiermacher in Pommern’ bietet Karl Müller (S. 462 ff.).

GREIFSWALD LUTZ MACKENSEN

Digitized by Google

Erich Rosendahl. Geschichte der Hoftheater in Hannover und Braunschweig. (Niedersächsische Hausbücherei Bd. 1). Helwingsche Verlagsbuchhandlung, Hannover 1927. VIII + 258 S. 8°.

Auch wenn der Autor selbst diese Theatergeschichte als den ersten Band einer von ihm herausgegebenen niedersächsischen (also immerhin lokalen) Hausbücherei (worunter man sich populär-unterhaltende Schriften vorzustellen geneigt ist) bezeichnet und vor allem nur die Neugier des Theaterbesuchers stillen will mit der Beantwortung der Fragen: „Was mag aus X. geworden sein? Lebt Y. noch? Wann und wo ist Z. gestorben?" (Vorwort, S. VII), hat eine Kritik des Werkes an dieser Stelle ihre volle Berechtigung. Denn Rosendahl nimmt ausdrücklich im Vorwort S. VIII „für manche Teile dieses Buches geradezu Quellenwert in Anspruch".

Dieser Quellenwert erschöpft sich in einer Plagiierung von Hermann Müllers 'Chronik des kgl. Hoftheaters zu Hannover' (Hannover 1876), vgl. Müller S. 252f. = Rosendahl S. 78f., und der Bücher des Souffleurs Eduard Noack 'Hoftheater-Erinnerungen' (Hannover 1902) und 'Intime Plaudereien des kgl. Hoftheaters zu Hannover' (Hannover 1903), vgl. Noack, Plaudereien S. 30f. = Rosendahl S. 89f.

Zu diesen Quellen hat Rosendahl ein besonderes Verhältnis: die von ihm plagiierte, allerdings heutige Forderungen nicht erfüllende, Theatergeschichte Müllers nennt er „mit einer unverzeihlichen Oberflächlichkeit" verfaßt (Vorwort S. VII); die wörtlich abgeschriebenen Plaudereien Noacks sind vom Historiker Rosendahl an keiner Stelle seines Werkes auch nur erwähnt! Was sonst noch Richtiges in dem Buche enthalten ist, stammt zunächst aus der zuverlässigen und methodisch klaren Arbeit Bruno Heyns 'Wanderkomödianten des 18. Jahrhunderts in Hannover' (Hildesheim 1925), Heyn wird dafür im Vorwort genannt.

Rosendahls Methode der Darstellung zeichnet sich dadurch aus, daß er im krausen Durcheinander, die historische Folge willkürlich unterbrechend und neu wiederaufnehmend, erzählt und erzählt von kunstliebenden Fürsten, von Vergangenheit und Zukunft einzelner Schauspieler, von wilden Skandalaffären und dazu eine wüste Reihe völlig ungeordneter, gänzlich belangloser Daten gibt, die auch vielfach unrichtig sind. Einen geistesgeschichtlichen Zusammenhang des Theaters mit der Zeit- und Stadtkultur kennt der Verfasser nicht, auch ahnt er nicht im mindesten Sinn und Zweck der Theatergeschichte, die u. a. vieles auszusagen hat über die künstlerische Art und Entwicklung der Inszenierungen und der Darsteller. Das Hausbuch gibt in schwachem Erzählungsstil und in methodischer Anarchie eine Reihe oftmals falscher Daten und belangloser Anekdoten. Das ist alles.

Ein neuer Zug, welcher die Dunkelheit der Darstellung etwas aufhellt und die Langeweile der Erzählung ein wenig vermindert, ist die konfuse Gehässigkeit, mit welcher die Nachkriegsentwicklung der Hannoverschen städtischen Bühnen behandelt wird. Ganz seltsame Dinge weiß der Autor zu berichten aus dem Kunstbetrieb von 1918. Von dem langjährigen Schauspielleiter Dr. Rolf Roenneke z. B., dem das Hauptverdienst gebührt an der Umwandlung des verschlafenen und verstaubten Hoftheaters in ein zeitgemäßes wirkliches Kunstinstitut, werden in Nebensätzen Belanglosigkeiten, aber wird

Digitized by Google

nirgends ein Wort von seiner künstlerischen Tätigkeit vermeldet. Als der Verfasser notgedrungen Roennekes reichsdeutsche Uraufführung von Strindbergs 'Karl XII.' loben muß, hilft er sich damit, daß er diese Inszenierung dem Intendanten Grunwald zuschreibt (S. 193). — Ein paar Seiten Deutsches Theater und Mellinitheater ergänzen, merkwürdig zusammenhanglos, den ersten Teil des Buches.

Die Geschichte des Braunschweiger Hoftheaters ist an die des Hannoverschen aus ganz unsachlichen Gründen angehängt, da die beiden Theater dem Verfasser „als geborenem Braunschweiger, dem Hannover die zweite Heimat wurde, geradezu zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen sind" (Vorwort S. VIII). Diese Geschichte umfaßt nur 51 Seiten, auf denen wie auf den 197 vorhergehenden das Verschweigen und Verdrehen von Tatsachen nur mit dem Aufbauschen von Nichtigkeiten abzuwechseln scheint.

Nach alle dem ist in Ruhe und mit voller Berechtigung zu sagen: die traditionsreichen Hannoverschen und Braunschweiger Theater haben ihre langersehnte Geschichte nicht erhalten, und wer sich über ihre Vergangenheit orientieren will, sei mit Nachdruck vor Rosendahls unwissenschaftlichem und unzuverlässigem Machwerk gewarnt!

GREIFSWALD WOLFGANG DREWS

Reinhold Uhl, Die Rätsel des Nibelungenliedes in den Strophen 814 bis 1001,8. Progr. Dramburg 1927.

Viel ehrliche Mühe ist hier vertan, ohne zuvor nach einer sicheren methodischen Grundlage zu schauen, auf der sich etwas bauen läßt. Vf. geht aus von dem gefühlsmäßigen Postulat, das älteste Nl. (=U K, übrigens unklar aus Lachmannschen Liedern zusammengesetzt gedacht, S. 8), müsse als Kunstwerk von höchstem Range auch künstlerische Geschlossenheit und straffe Darstellung besessen haben. Was diesem hohen Formideal nicht entspricht, wird Bearbeitern zugeschoben, namentlich zweien: BG (geistlich, wesentlich in C) und BH (höfisch, mehr in AB). Als Erklärungsgrund für die Einschübe wird vielfach die alte Assonanzentheorie von Bartsch hervorgeholt.

Da Vf. die Sagengeschichte nicht berücksichtigt und sich nie nach den übrigen Fassungen des Stoffes umsieht, scheidet er oft Stücke aus, die durch solche als alt gedeckt sind. So namentlich der Hinweis auf das abgewonnene Magdtum 840^4=*þs.* (Bertelsen) 2, 210^{11}, 261^1; durch *þs.* (261^6, 264^{19}, 264^{11}) sind auch gedeckt die Str. $847^{3.4}$, 913, 916, durch Brinh. táttur (166) die Str. 845.

Natürlich sind die Stellen zahlreich, wo Ausscheidung eine Besserung des Zusammenhanges bedeutet, und manche Stelle kann recht nachdenklich machen. Aber im Ganzen gesehen ist, was ersteht, leider nicht ein gereinigtes älteres Werk, sondern — Fortdichtung.

Schon früher im Anhang zu W. Schäfers 'Lied von Kriemhilds Not' hat Vf. andere Teile des Nl. dem gleichen Verfahren unterworfen, und das so gereinigte Nl. von 600 Strophen hat Schäfer zur Grundlage seiner Übertragung gemacht.

BONN HEINRICH HEMPEL

Digitized by Google

Jacobsen, Lis, Dansk Sprog. Kritik og Studier. København, Gyldendalske Boghandel — Nordisk Forlag 1927. 316 S. 8°.

Der Untertitel des Buches, in dem Vf.in eine Reihe früher erschienener und eine bisher unveröffentlichte Arbeit sammelt, ist ungemein treffend für den Inhalt und kennzeichnend für die Vorgangsweise der scharfsinnigen Vf.in. Sie liebt es, für ihre Untersuchungen von der Kritik bestehender Meinungen auszugehn, um durch Nachprüfung Richtigstellung und neue Ergebnisse zu erzielen. Das gilt für ihre Nachweisung der Quelle von Christians des Dritten Bibel (1914), für die Geschichte der dänischen Postille (1918), für das geistliche Lied Mariskjold (1923) und ein paar dänische Runensteine (1926). Sie kreuzt mit Grundtvig die Klinge und beleuchtet Wimmers Arbeitsweise. Auch in ihrer Grundlegung einer neuen Ausgabe vom Visisitatsbog (1927) setzt sie sich kritisch mit den Vorgängern auseinander. Dies ist die neue Veröffentlichung.

In freier Darstellung betätigt sich die Vf.in in der schönen Studie 'Kvinde og Mand' (1912; hier gekürzt abgedruckt) und einer Reihe sprachlicher Aufsätze, die unter dem Titel 'Nydansk og Nudansk' zusammengefaßt sind. Sie schließt die literaturgeschichtliche Studie 'Sandhed og Digt i Aarestrups Poesi' (1925) ein.

Die Sammlung ist lebhaft zu begrüßen.

KIEL, DEZ. 1927 W. H. VOGT

---

1. Die Brüder Schlegel, Briefe aus frühen und späten Tagen der deutschen Romantik. I. Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel. Gesammelt und erläutert durch Josef Körner. Berlin, Askanischer Verlag 1926. VII und 728 S. 8°.

2. August Wilhelm und Friedrich Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe. Herausgegeben von Josef Körner und Ernst Wieneckе, Leipzig, Inselverlag 1926. 287 S. 8°.

Körner hat durch diese beiden vorzüglichen und wichtigen Ausgaben seinen großen Verdiensten um die Romantik, besonders um die Schlegelforschung ein neues angereiht. Die erste Briefpublikation war von langer Hand vorbereitet und bringt nun in einem dicken Band eine erstaunliche Fülle neuen und durchwegs interessanten Materials, das der Herausgeber in langer und mühereicher Arbeit gesammelt hat. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß hier die Schlegelforschung sowohl nach der biographischen als auch nach der geistesgeschichtlichen Seite in einzelnen Teilen auf eine neue und gefestigtere Basis gestellt wird, nicht nur in dem fast 200 Seiten umfassenden, erschöpfenden und reiche Belehrung spendenden Kommentar, der nach der Absicht des Herausgebers eine Art von Schlegelarchiv werden soll und in diesem ersten vorliegenden Bande schon geworden ist, sondern auch in der Erstveröffentlichung zahlreicher Briefe, rund 200, darunter einer von Fichte,

Digitized by Google

solche an Göschen, Reichardt, Körner, Heyne, an die Rahel, Boisserée und Perthes, an die Mereau und andere. Die „Nachlese" bedeutet für die späteren Jahre weit mehr als bloße Nachlese, auch für Dorothea, besonders in ihren Briefen an Christine von Stransky und Karoline Pichler[1]. Der zweite Band dieses Werkes, dem der Verlag eine schöne Austattung hat zuteil werden lassen — über die wechselnde Güte des Papiers muß man hinwegsehen — soll A. W. Schlegel gewidmet sein, hoffentlich läßt er nicht mehr zu lange auf sich warten.

Auch die zweite Publikation, der Briefwechsel Schillers und Goethes mit den Brüdern Schlegel, ist höchst willkommen, weil hier nun bequem vereinigt ist, was man sich bisher an verschiedenen Stellen hat zusammensuchen müssen. Körner hat mit dieser Herausgabe das literarische Erbe Ernst Wienekes angetreten, und als Verfasser des Buches 'Romantiker und Klassiker' war er auch wie kein zweiter dazu geeignet. Wieneke, dem man eine schöne, 1914 erschienene Auswahl aus Briefen der Karoline und Dorothea Schlegel verdankt, hat noch vor dem Kriege das Manuskript des Briefwechsels hergestellt, d. h. die diplomatisch genaue Abschrift. Körner, dem die Ausgabe 1919 übertragen wurde, hat dann die Anmerkungen beigesteuert und auch sonst der Ausgabe das abschließende Gepräge gegeben. Über die Bedeutung der Briefe zu reden erübrigt sich in dieser Anzeige, umso nachdrücklicher sei auch hier wieder auf die fast 100 Seiten einnehmenden Anmerkungen gewiesen, in denen sich Körner als Meister des Kommentierens erweist und sein umfassendes Wissen ausbreitet. Auch hier findet man über alles Auskunft, personen- wie sachgeschichtliche Forschungsergebnisse sind darin niedergelegt. Einigermaßen überraschend ist es, wenn dem Leser auf S. 216 die Vermutung ausgesprochen wird, Johann Karl Christian Fischer (Pseudonym: Gustav Fredau) sei der Verfasser der 'Nachtwachen von Bonaventura'. Das wäre dann neben Brentano, Schelling, Hoffmann und Wetzel der fünfte Prätendent. Körner hat inzwischen über diese Hypothese noch nichts weiteres von sich hören lassen.

MÜNCHEN W. REHM

E. M. Arndt, Briefe aus Schweden an einen Stralsunder Freund. Herausgegeben von Erich Gülzow. (Das Arndtmuseum II.) Königliche Regierungsbuchdruckerei Stralsund, 1926. 93 S. 8°.

Die Briefe, die Ernst Moritz Arndt von seiner ersten großen Schwedenfahrt (1803/4) an den ihm engbefreundeten Dr. Christian Weigel (damals Arzt in Stralsund, später Leibmedicus des schwedischen Königs und als solcher schließlich in den Freiherrnstand erhoben) geschrieben hatte, publizierte der greise Dichter 1847 in den 'Monatsblättern zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung': Dort haben sie, so freudig ihr erstes Erscheinen von den Lesern der 'Monatsblätter' begrüßt sein mag, in der Folgezeit ein unbeachtetes Schatten-

1) Wertvoll ist sodann das erschöpfende Verzeichnis sämtlicher bisher gedruckten Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel.

Digitized by Google

dasein geführt, und so konnte es geschehen, daß sowohl Müsebeck, der Arndtbiograph, wie auch der sonst so exakt arbeitende Heckscher (vergl. diese Zeitschrift 1926, S. 125 ff.) sie übersehen haben. Es bleibt Gülzows Verdienst diese wertvollen Briefe durch seine Buchausgabe der Vergessenheit entzogen zu haben; denn wenn sie sich auch an zahlreichen Punkten mit Arndts 'Reise durch Schweden' berühren, so bieten sie doch in ihren eingehendeu Darstellungen von Land und Leuten Schwedens auch so viel Eigenes, daß sie eine sehr wertvolle und reichhaltige Ergänzung, einen Nachtrag gleichsam zu Heckschers Buche bilden. Auch in ihnen zeigt sich wieder Arndts glänzende Gabe, Völker und Stämme mit wenigen Strichen sicher und treffend zu charakterisieren (Charakteristiken der Schweden bes. S. 10, 20 f., 28, 50, 65, der Lappen S. 74 ff,) und eine Fülle liebevoller Beschreibungen von Volkssitten und -meinungen macht die Lektüre dieser jugendfrischen, mit großer Lebendigkeit geschriebenen Briefe, besonders für die Volksforscher wichtig und anregend. So berichtet Arndt dem Freunde über die Feier des Maitages in Westgotland (gesellige Sitten, Hexenfahrt, Schutzzauber, Orakelbrauch, Trinksitte des *dricka märg i benen,* womit das deutsche „Kraft und Schönetrinken" am Johannistage zu vergleichen ist: S. 30 ff.), über Probenächte (*gå och pröfwa:* S. 33), Namentabu (*hin grå* = der Wolf, *hin gamle* = der Bär, *fane, fanken* = Teufel: S. 55 ff., vergl. S. 60 f.,) Abwehrzauber gegen Tierdämonen (in die Mütze speien: S. 37 f, Glockenseil bindet Geister und ist auch zum Liebeszauber gut: S. 38 f.), Trachten (S. 50 ff., 83) und Volkskunst (S. 51 f.). Besonders wertvoll ist eine Aufzählung abergläubischer Meinungen und Handlungen (S. 57 ff.: Zauberer und Hexen, Hausgeister und ihre Behandlung mit Sühneopfern, Elfen, Wassergeist, Bienenzauber durch Erbschlüssel, Kreuz und Speien als Abwehrzauber, Gewitterzauber, Trollen als Huckup, Sonntagskinder, Pferd als Orakeltier, Feier des Johannistages mit Tanz und Gesang, Maibaum und Mittsommersträuße, die besonders gern in den Ställen gegen Hexen aufgehängt werden, mit Orakelbrauch und Hexenzauber usw.); auch die Beschreibung eines mimischen Tanzes, des *Strömkarlsslag* oder *Gygiarsslag,* dessen elfte und letzte Tour auf alle Personen und Dinge Tanzzauber ausübt und daher regelmäßig ausgelässen wird, ist von höchstem Interesse. Mit dem ihm eigenen feinen Takt versucht Arndt solche Sitten und Bräuche aus dem Charakter der Leute und ihrer Landschaft zu deuten; selbst da, wo wir heute andere Erklärungen vorziehen möchten, sind wir von der genialen Kombinationsgabe dieses Wanderers im Riehlschen Geiste angetan. — Wie wichtig diese Briefe für den Literarhistoriker schon durch ihr nahes Verhältnis zur 'Reise durch Schweden' sind, deutete ich bereits an.

Der Herausgeber druckt die Briefe buchstabengetreu nach der Erstveröffentlichung in den 'Monatsblättern' ab, so getreu, daß er selbst offensichtliche Druckfehler nur in den Anmerkungen zu verbessern wagt, eine Genauigkeit, die mir etwas weit zu gehen scheint. Zahlreiche, von guter Belesenheit zeugende Fußnoten suchen das Verständnis schwieriger Stellen zu erleichtern. Daß zu dem Personen- und Ortsverzeichnis nicht auch ein Sachregister getreten ist, wird gerade der Volkskundler lebhaft bedauern.

GREIFSWALD LUTZ MACKENSEN

Digitized by Google

Georg Christoph Lichtenberg und die exakten Wissenschaften. Materialien zu seiner Biographie von Dr. phil. Paul Hahn. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1927. (Vorarbeiten zur Geschichte der Göttinger Universität und Bibliothek 4.) 88 S. 8°

Ein Buch dieses Inhalts mußte geschrieben werden, um uns Literarhistorikern, die wir den exakten Wissenschaften zu Lichtenbergs Zeit, seinem eigentlichen Lebensberuf, trotz ihrer verhältnismäßigen Einfachheit gegenüber der ungeheuer komplizierten Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert fremd und laienhaft gegenüberstehen, diese Seite seines Wesens so verständlich zu machen, daß wir uns ein klares Bild seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit gestalten können. Und dem Verfasser gebührt der volle Dank für die ausgezeichnete Einfachheit und Klarheit der Auffassung und Darstellung, mit der er die Aufgabe gelöst hat. Lichtenberg begann als Mathematiker und Astronom mit Untersuchungen zu dem sogenannten Petersburger Problem aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung, nahm erheblichen Anteil an der geographischen Ortsbestimmung des Kurfürstentums Hannover und erwarb sich das Verdienst, den physikalischen Nachlaß Tobias Mayers zum Druck zu bringen. 1777 beginnt seine Wendung zur Physik, die er stets auf dem festen Boden des Experiments behandelt hat. Nacheinander hat er dann seine Forschungen gewidmet: den nach ihm benannten, weil von ihm entdeckten elektrischen Figuren, deren Unterschiede in ihrer Erklärung noch heute umstritten sind; dem Blitzableiter, den er als erster in Göttingen anlegte; dem Voltaschen Kondensator, den er zum Luftkondensator umwandelte; den Luftballonversuchen. Seit 1782 interessierte ihn aufs lebhafteste die neue, durch Priestleys Forschungen begründete Theorie der Gasarten, ein Grenzgebiet der Physik und Chemie, auf dem wie auf anderen Gebieten der Physik der damaligen Zeit nicht gelang, die strenge Wissenschaftlichkeit zu erreichen, die Newton in der Mechanik erreicht hatte. Den neuen, von Lavoisier begründeten chemischen Theorien über die sogenannten Fluida stand er trotz der bahnbrechenden Entdeckungen Scheeles stets stark skeptisch gegenüber. Dieser ausgeprägte Kritizismus näherte ihn Kant, dessen Schriften von früh an den stärksten Einfluß auf sein Denken ausgeübt haben. Ohne so entschieden wie Kant die atomistische Naturbetrachtung abzulehnen, neigte auch er sich der dynamistischen Auffassung zu, was mehr in seinen Vorlesungen und in den Papieren des Nachlasses (aus denen Hahn S. 68 eine wichtige längere Ausführung mitteilt) als in seinen Veröffentlichungen hervortritt. Seine letzten Arbeiten waren zwei Verteidigungsschriften für seinen Freund Deluc, betreffend dessen Theorie des Regens, und die kurze Biographie des Kopernikus. Über Lichtenbergs wissenschaftliche Sonderbegabung und Methode gibt der Verfasser (S. 30. 42. 62) Bemerkungen, die den Kern der Sache treffen. Wertvoll ist ein genaues Verzeichnis der Beiträge Lichtenbergs zu den Göttingischen gelehrten Anzeigen, das frühere Zuweisungen berichtigt (S. 83. 86). — S. 37 ist der Titel der Abhandlung über die elektrischen Figuren nicht ganz richtig zitiert. Steffens' Autobiographie sollte wissenschaftlich nicht nach Gundelfingers Auswahl, wie hier (S. 87) geschieht, sondern nach dem Original zitiert werden.

JENA, 19. OKTOBER 1927 ALBERT LEITZMANN

Digitized by Google

1. Das Pommersche Heimatbuch. Für die Hand des Lehrers und des Heimatfreundes in Verbindung mit dem Landesverein Pommern des Bundes Heimatschutz herausgegeben von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Berlin, Emil Hartmann 1926. VII und 430 S. 8°.

2. Essener Heimatbuch. Herausgegeben im Auftrage der Interessengemeinschaft für Heimatschutz im Industriegebiet und der Bezirksstelle für Naturdenkmalpflege im Gebiet des Ruhrsiedlungs-Verbandes von H. Weselscheid und O. Lüstner. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1925. 292 S. 8°

Es ist sehr zu begrüßen, daß in immer breiter werdendem Umfange sich nunmehr auch die Behörden der Heimatbestrebungen annehmen und durch die Schaffung von gediegenen Heimatbüchern dafür sorgen, daß jeder, der an den in Frage stehenden Dingen Anteil nimmt, sich bequem und an zuverlässiger Stelle Auskunft und Rats holen kann. Nur auf diesem Wege wird man mit Erfolg dem üblen Dilettantismus, der sich gerade auf diesem Gebiete immer wieder breit macht, steuern und die interessierten Kreise der Bevölkerung, vornehmlich die Volksschullehrer, zur Kritik und wissenschaftlichen Erfassung des Materials erziehen können. Wie not das tut, ist männiglich bekannt.

Die beiden vorliegenden Bände sind trefflich geeignet zu zeigen, wie viel auf diese Art geleistet werden kann. Straffer und umfassender im Aufbau ist das Pommersche Heimatbuch; es behandelt, fast durchweg in wissenschaftlich exakter Form, nacheinander die Geologie (O. Schneider), Pflanzen (E. Leick), Vogelwelt (P. Robien), Naturdenkmäler (E. Holzfuß), Urgeschichte (O. Kunkel), Geschichte (M. Wehrmann), Kunstdenkmäler (Kohte) und Volkskunde (M. Reegel) Pommerns; die meisten Aufsätze werden durch vorzügliche Tafelbilder und gründliche Literaturangaben vertieft; ein gutes Sachregister erleichtert die Benutzung. Das Essener Heimatbuch ist lockerer gefügt, hier reihen sich die Aufsätze bunter und zwangloser und dadurch vielleicht anregender, aber auch weniger erschöpfend aneinander; es werden besprochen die Orts- und Flurnamen (R. Jahn), Geschichte (K. Ribbeck, F. Körholz), Werdegang der heimischen Industrie (K. Mews), Geologie (W. Löscher), Grünflächen und Naturdenkmäler (H. Wefelscheid), Bauernblumen (O. Lüstner), Kleinwelt der heimischen Gewässer (E. Wasserloos), Farnkräuter (O. Lüstner), seltenere Pflanzen (O. Lüstner), Museum Folkwang (E. Gosebruch), Kunstdenkmäler (K. Wilhelm-Kästner). Auch hier beleben geschickt gewählte und trefflich wiedergegebene Tafelbilder die Darstellungen, wie denn überhaupt die Ausstattung des Buches vorzüglich ist.

Die beiden Werke hier zu besprechen, nötigen uns — abgesehen von der volkspädagogischen Tendenz, die beiden eignet — vornehmlich zwei Aufsätze. Zunächst der von Robert Jahn im Essener Heimatbuch über die Orts- und Flurnamen des Kreises Essen (S.. 1–50). Jahn will seinen Stoff „zwar mit sprachwissenschaftlichem Ernst", aber „in erster Linie ... nach landschaftlichen Gesichtspunkten" behandeln, d. h. er versucht, aus den ihm besonders bemerkenswert erscheinenden Namen das alte Landschaftsbild herauszuschälen. Dabei geht er im allgemeinen behutsam zu Werke, baut seine Deutungen möglichst auf der ältesten erhaltenen Form des Namens auf und ist mythologischen und andern zweifelhaften und abgelegenen Deutungen abhold. Manchmal freilich geht der Deutungseifer mit seiner Vorsicht durch wie auf S. 32, wo er

Digitized by Google

„Haarzopf" als „Hirschbach" erklären möchte mit der Begründung: „*harts* ist der alte Name des Hirsches"!! *Dunkhaus* (S. 6) bedeutet ein in den Boden eingetieftes, mit Mist (zum Wärmen) bedecktes Wintergemach, wie es Tacitus (Germ. 16) und Plinius (Hist. Nat. XIV 1) beschreiben, nicht einen „wie die Dunggrube unterirdischen Raum". *Dufhus* (S. 27) kann zwar „Taubenhaus" bedeuten; die aus andern Gegenden belegten Formen *dofhus*, obd. *tobhaus* erlauben aber vielleicht, an Häuser zur Unterbringung von Besessenen zu denken. So ließe sich im Einzelnen noch manches anmerken. Hübsch ist die Ableitung des Namens „Essen" von as. *asni* = „Mietling" + Suffix-*ði* = „Arbeiterhof, Knechtehof". Da nur bei einigen Namen die älteste erhaltene Form angegeben ist, lassen sich nicht alle Deutungen nachprüfen.

Im Pommerschen Heimatbuch schreibt M. Reegel über 'Pommersche Volkskunde' (S. 364–408). Der Aufsatz soll, bei dem gänzlichen Fehlen einer Gesamtdarstellung, „den Versuch einer kurzen Übersicht" darstellen. Leider ist dieser Versuch völlig mißlungen. Reegel haftet am alten, längst überholten Schema („Volkskunde als Wissenschaft untersucht die Volksseele daraufhin, wie sie sich zeigt; 1. im Wort, 2. im Glauben und in Handlungen und 3. in Werken" S. 364; vgl. E. Mogk in den Mitteldeutschen Blättern für Volkskunde I 19, den R. nicht zitiert); dieses sucht er durch allerlei Lesefrüchte zu füllen, und so wird das Ganze sprunghaft, unzusammenhängend und nichtssagend. Begriffe wie „niederdeutsch" und „niedersächsisch" („Die Volkssprache Pommerns ist das niedersächsische Platt" S. 366!!), „Volksseele" („Kinderlieder . . werden zum münzbaren Edelmetall in der Werkstatt der Volksseele" S. 369!!), „echte" und „unechte Volkslieder" (S. 370), „Volkskunst" (S. 402) werden in unklarer und matter Abgrenzung gebraucht; was R. nun eigentlich unter „Volk" versteht, ist völlig unklar. Welche von den beschriebenen Dingen noch am Leben, welche bereits abgestorben sind, wird oft nicht verraten; die Darstellung der Tracht (S. 407 f.) ist matt und unvollständig, und auch das „fränkische" Haus taucht wieder einmal auf (S. 401). Literaturangaben fehlen so gut wie ganz oder sie sind ungenau. Nur wo R. auf eigene Forschungen zu sprechen kommt, wird seine Darstellung lebendiger und lehrreich; so ist die Schilderung der Vierkanthöfe (S. 396 ff.) wohl der beste Teil des Aufsatzes. Hoffentlich findet dieser Teil des Pommerschen Heimatbuches in der 2. Auflage eine gründliche Umgestaltung!

GREIFSWALD LUTZ MACKENSEN

Aloys Schröfl, Der Urdichter des Liedes von der Nibelunge nôt und die Lösung der Nibelungenfrage. München, J. B. Hohenester 1927. 352 S. 8°.

Die Nibelungenfrage ist für den Autor dieses Buches nur eine, die Frage nach dem Urdichter der 'Nibelunge nôt', und diese glaubt er auf einem neuen, doch nur zur Hälfte neuen Wege lösen zu können. Er sieht wieder, wie bis zu Vogts Arbeiten viele getan haben, in Piligrim von Passau den Verfasser der ältesten 'Nibelunge nôt' (und zugleich der ältesten 'Klage'),

Digitized by Google

Aber neu sind Ausmalung und nähere Begründung der Hypothese (vgl. die Thesenskizze S. 69—75).

Piligrim schrieb ein Nl. und eine Kl. in deutscher Sprache und im Reimpaaren, aber er schrieb für den ungarischen Hof Herzog Geisas (972—97), an dem bereits eine deutsche Hofkultur aufgeblüht war. Das Gedicht war eine reine Zweckschöpfung, bei der künstlerische Antriebe durchaus zurücktraten: es galt, die von Geisa in Angriff genommene Bekehrung Ungarns mit ideellen Waffen zu unterstützen. Für solche kirchenpolitischen Ziele hat Pil. zugleich auch mit anderen Waffen gearbeitet, mit den berühmten Lorscher Bullenfälschungen.

Es wechseln in Schröfls Buche historische mit literaturgeschichtlichen Betrachtungen ab; denn der Vf. ist von historischen, speziell handelsgeschichtlichen Studien ausgegangen, und die historischen Gedankengänge dürften, — soweit ich da urteilen darf, — den wertvolleren Teil des Buches ausmachen.

A.

Die wichtigsten sind folgende:

1. (Stück II—IV, S. 89 ff.) Pil. hat die Lorscher Pseudobullen, die der Passauer Kirche als angeblicher Rechtsnachfolgerin des untergegangenen Erzbistums Lorsch die kirchliche Obergewalt in ganz Ungarn sichern sollten, nicht für die Kurie in Rom hergestellt, der man „so überaus dreiste Fälschungen" nicht hätte zu Gesicht bringen dürfen, sondern für den weniger sachkundigen und für ihn selbst von vornherein eingenommenen ung. Hof zu Gran. Ob Schröfl hier den damaligen Bildungsstand der Kurie richtig einschätzt, mögen die Historiker entscheiden.

2. Sehr erwägenswert scheint mir die Hypothese (St. XXIII), daß Geisas Sohn Stefan d. Hl. seine Taufe durch Pil. empfangen habe. Schon sein Tauiname weist auf Passau, denn St. Stefan war der Schutzheilige der Kirche Passau; und bis heute ist Ungarn das „Land der Stefanskrone". Daß Pil.s Name in keinem Quellbericht bewahrt ist, erklärt sich daraus, daß Geisa unmittelbar nach der Christianisierung seines Landes zur Begründung einer unabhängigen Nationalkirche schritt und also jeder Schein eines Vormundschaftsrechts von Passau beseitigt werden mußte. So hat erst später die Legende in den leeren Raum Adalbert von Prag als Täufer Stefans eingefügt.

In die Zeit, als Pil. noch auf Verwirklichung seiner ehrgeizigen Pläne hoffen konnte, fällt nun nach Schröfl die Abfassung der Nibelungendichtung, die den Graner Hofkreisen das Christentum auf andre Weise schmackhaft zu machen bestimmt war. Damit kommen wir zum germanistischen Teil.

B.

Um Pil. als Nibelungendichter zu erweisen, geht Vf. aus von der allbekannten Piligrimstelle der Klage:

Von Pazowe der biscof Pilgerîn . .
hiez scriben ditze maere . .
in latînischen buochstaben.

Die gewöhnliche Auslegung, hier werde ein Nibelungenbericht in lateinischer Sprache vorgespiegelt und das *'in latînischen buochstaben'* sei dafür nur eine etwas gesuchte Wendung, lehnt er ab und beharrt auf dem Wortsinn:

Digitized by Google

es ist von einem Text in lateinischen Schriftzeichen die Rede (S. 42). Deutschland aber kannte, wie ganz Westeuropa, damals ausschließlich lateinische Schriftzeichen, auch deutsche Texte wurden in solchen geschrieben; also muß die Stelle anderwärts in einem Lande verfaßt sein, wo noch andre Schriftzeichen in Geltung waren, und das ist Ungarn, das zuerst vor dem Eindringen des lateinischen Christentums griechische Missionare gesehen hatte und durch sie mit der griechischen Schrift bekannt geworden war (S. 44 ff.).

Nun geht die Beweisführung in kühnen Sprüngen weiter: das Nebeneinander beider Schriften hat nur die kurze Zeitspanne bis zum Erstarken der römischen Misssion gewährt, etwa durch die 70er und 80er Jahre des 10. Jh.s. Ist die Klage also in dieser Zeit, der Zeit Geisas geschrieben, und zwar offenbar von einem feingebildeten, hochgestellten deutschen Geistlichen, so kann das nur Pil., der Missionar Ungarns, gewesen sein. „Also der Verfasser der Klage ist mit einer jede Gegenmöglichkeit erdrückenden Sicherheit Piligrim. Da der Klage aber das Lied vorausgegangen sein muß, ist er auch als der Verfasser des Liedes festgestellt" (S. 49).

Pil.s Werk war nicht lateinisch, es war ein deutsches (Doppel-)Epos, sein Hauptteil übrigens nur eine 'Nibelunge nôt', allenfalls mit kurzem einleitendem Bericht über Sigfrids Schicksale. Es hatte die Reimpaarform, die nur die Klage frei aus der Urgestalt bewahrt hat (S. 49—51).

Die bedenkliche Annahme, daß eine deutschsprachige Dichtung epischen Umfangs am ung. Hofe zur Zeit Fürst Geisas ein Publikum habe finden können, sucht Vf. noch zu stützen nach der stofflichen und der sprachlichen Seite hin.

1. Stoffliches: Im Gefolge des deutschen Levantehandels, der zu dauernden Niederlassungen in den osteuropäischen Zentren wie Prag, Gran, Kiew führte (über ihn interessante Ausführungen S. 18 ff.), war viel deutsches Kulturgut, waren auch die deutschen Heldensagen nach Ungarn wie den übrigen östlichen Ländern gewandert (S. 23). Vermittler waren teils die Kaufleute, vor allem aber fahrende Spielleute. Vf. entwirft ein Phantasiebild dieser Kulturübertragungen, das mir Züge des 10. und 12. Jh.s bedenklich zu vermengen scheint. Tatsächlich haben viele deutsche Spielleute in Ungarn ihr Glück versucht[1]. Die älteste Erwähnung von Anfang 11. Jh.s meint aber vielleicht noch nicht sie, sondern die slavischen *igric*. Der Hauptzustrom deutscher Spielleute setzte Ende 12. Jh.s ein, als die Ritterdichtung sie aus der Gunst des Publikums verdrängte. Ein Eindringen deutscher Heldensagen durch ihre Vermittlung ist sicher, wird aber vom Vf. wohl zu früh gesetzt. Sicher ist es eine ganz übertriebene Formulierung, daß schon zu Geisas und Pil.s Zeit, 20 Jahre nach der Lechfeldschlacht, in Ungarn die deutsche Heldendichtung allbekannt („aristokratische Modesache" S. 72) und so der Boden für die neue Nibelungendichtung geebnet gewesen sei. Belege fehlen für diese Zeit überhaupt.

2. Sprachliches: Unter Geisa begann die Westorientierung der ung. Politik. Er führte das Christentum ein als Hilfsmittel zur Begründung der abso-

1) Vgl. hierzu E. Moór, Die deutschen Spielleute in Ungarn. Ung. Jahrbücher 1 (1921) 281 ff.

Digitized by Google

luten Staatsmacht nach dem Vorbild der fränkisch-deutschen Monarchie, im Kampfe mit der altungarischen Geschlechterverfassung. Damals kamen so zahlreiche Deutsche, Adlige wie Geistliche, an den ung. Hof und gelangten zu hervorragenden Stellungen, daß eine deutsche Hofkultur als Oase in der fortbestehenden Barbarei des Volkes am Graner Hofe sich bildete, und ihr Kennzeichen war Deutschsprachigkeit der Oberschicht (S. 29. 63).

Mit dieser Annahme, daß der Graner Hof deutschsprachig war, steht und fällt Schröfls ganzes Buch. Zuzugeben ist ihm, daß seine Annahme logisch einwandfrei ist, denn der deutsche Kultureinfluß war recht bedeutend (vgl. etwa R. F. Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern 2 [1907] 9 f.). Aber um ein ganzes Hypothesengebäude wie dieses zu tragen, müßte eine festere Grundlage da sein als nur eine plausible Annahme; und irgendwelche positiven Belege für die Deutschsprachigkeit der Hofkreise fehlen ganz. Ein Bedenken dagegen scheint mir in der Mentalität der ung. Großen zu liegen, die schon zu Geisas Zeit glühende Nationalisten und Deutschenhasser waren, sodaß in jener Frühzeit jede Erschütterung der Dynastie zwangsläufig zu Gewalttaten gegen die Deutschen (und die Kirche) führte.

C.

Soweit Schröfls Versuch, die Entstehung einer Nibelungendichtung in Ungarn als theoretisch möglich zu erweisen. Wir kommen zu den inhaltlich-speziellen Fragen: erscheinen Nl. und Kl. als für Pil.s angebliche Zwecke gearbeitet, inwieweit konnten sie nach Inhalt und Darstellung den Ungarn wohlgefällig sein und ihnen das Christentum nahe bringen?

1. Pil. spekulierte auf die unter den Ungarn von je lebendige Tradition, die sie zu direkten Nachkommen der Hunnen machte und das arpadische Herrscherhaus von Attila selbst abstammen ließ. Ethele (Attila) lebte in der Vorstellung des Volkes als mythische, halbgöttliche Gestalt (S. 32 ff. 281). Eine Dichtung, die entscheidende Ereignisse aus seiner und des Hunnenvolkes Geschichte behandelte, konnte also bei den Ungarn auf stärkste Teilnahme rechnen.

2. (St. XVI, XXIII.) Das nutzte Pil. aus, er suchte ihnen das Christentum nahe zu bringen durch die Behauptung, ihr großer Vorzeitherrscher Attila habe dem christlichen Glauben freundlich gegenübergestanden. 5 Jahre lang sei er selbst Christ gewesen (Kl. 586), dann freilich wieder abgefallen, aber er habe weiterhin christlichen Brauch geduldet und sogar seinen Sohn Ortlieb taufen lassen (Nl. 1388). Als die große Katastrophe des Nibelungenkampfes über ihn hereinbrach, habe er in verzweifelten Selbstanklagen seinen Abfall von Gott als Ursache des Unheils bejammert (Kl. 954 ff.).

3. (St. XVII.) Anregung zu dieser „Vernojierung Etzels" gab eine Gestalt der ung. Geschichte, der Hauptführer der Ungarn in dem unglücklichen Feldzug von 955 Bulcsu, aus königlichem arpadischem Stamme geboren. Bulcsu hatte etwa 10 Jahre vorher in Konstantinopel das Christentum angenommen, es aber nach einigen Jahren (Schröfl bemüht sich 5 Jahre herauszurechnen) wieder abgetan. Sein schimpfliches Ende infolge der Lechfeldschlacht — er wurde vor den Toren von Regensburg aufgeknüpft — sei den Ungarn als Strafe des Himmels erschienen (scil.: für seinen Abfall vom Christentum!).

Digitized by Google

Zu diesem Gedankenzusammenhang sei folgendes bemerkt.

ad 1. Die Sage von der hunnischen Abstammung der Ungarn ist nach dem heutigen Stande der ung. Forschung[2] kein heimisches Erzeugnis, sie ist — wie fast alle völkergenealogischen Sagen des MA. — ein gelehrtes Produkt, von geschichtsschreibenden Klerikern Westeuropas erfunden, die die Ungarn ein andermal auch ebensogut den Avaren gleichsetzten. Auf ung. Boden erscheint die Sage zuerst um 1280, und zwar in der Chronikliteratur (Keza).

Ebenso ist die Abstammung der Arpaden von Attila eine Erfindung der Hofhistoriographen[3]. Ihr ältester Beleg ist der Personenname 'Atila' (1138), zunächst und noch lange kommt nur diese gelehrte Form bezw. ihr ung. Derivat 'Ethela' vor, ein Zeichen für den unvolkstümlichen Ursprung[4]. Erst im 14. Jh. treten Formen wie 'Etel' hervor, die vielleicht auf Einfluß der deutschen Heldensage weisen. Einen „Ethelenmythos" hat es nie gegeben.

Endlich ist allgemein zu sagen, daß das Nl. mit der überaus unglücklichen Rolle, die es den Hunnen und Etzel selbst zuteilt, gewiß niemals die Ohren von ung. Verehrern des Sagenkönigs erfreuen konnte. Vf. windet sich um dies schwerste aller Bedenken mit sonderbaren Spitzfindigkeiten herum (St. XI/XII).

ad 2. Schröfl verwendet Stellen aus Nl. und Kl. unterschiedslos. Die Geschichte von Etzels Vernojierung gehört dem Nl. gar nicht an (C. 192,3 stammt aus Kl. 985 ff.), sondern nur der Kl., und sie ist gewiß von dem bekanntermaßen religiös interessierten Klagedichter erfunden. Im Nl. herrscht deutlich die Vorstellung, daß Etzel nie Christ war:

1145,2 *sit ich bin ein heiden und des toufes nine hân.*

Ortliebs Taufe im Nl. ist also nicht auf diesem Hintergrunde zu sehen, sondern ist ein selbständiger und zwar ein recht beiläufiger Einfall; übrigens ist mit aller Deutlichkeit gesagt, daß die treibende Kraft dabei Kriemhild war, Etzel scheint eher Schwierigkeiten gemacht zu haben.

ad 3. Wenn die Ungarn wirklich in Bulcsus Untergang ein Gottesgericht gesehen haben, so bestände eine gewisse Ähnlichkeit zu Etzels Geschick in der Kl. Wir wissen freilich davon nichts und möchten uns eher denken, daß sie den Tod ihres großen Häuptlings mit nationaler Glorie umgeben haben. Rein grundsätzlich bleibt es immerhin denkbar, daß der Klagedichter, der im Südosten Deutschlands — m. E. in Passau — schrieb, durch ung. Traditionen vermutlich chronikalischer Art Anregungen empfangen hätte. Dann ergäbe sich die Fragestellung: Wieweit hat die deutsche Heldendichtung des Südostens im 12. Jh. — nicht im 10.! — Einfluß von der ung. Sage bezw. Sagengeschichtsschreibung erfahren? Doch die Spur ist zu vage, wer möchte sich ihr anvertrauen?

Als Ergebnis bleibt uns, daß das Nl. von einer kirchenpolitischen Zweckschöpfung aber auch gar nichts an sich hat und ebenso wenig die Kl., deren tiefsten Sinn vielmehr soeben Schwietering (ZfdA. 64, 143) kurz und treffend aus dem Geiste der gotischen Epoche gedeutet hat.

2) Vgl. K. Schünemann, Hunnen u. Ungarn. Ung. Jahrb. 5 (1925) 293 ff
3) Moór, Ung. Jahrb. 5, 261.
4) Moór, S. 258[1].

Digitized by Google

D.

Die weitere Geschichte des Piligrimschen Werkes entwirft Schröfl folgendermaßen (S. 74 f.). Zunächst aus kirchlichen Bedenken verborgen gehalten, wurde das in Passau zurückgebliebene Konzept Ende 11. Jh.s wieder aufgefunden und einer Umarbeitung ins Mittelhochdeutsche unterzogen; und in dieser Form trat das Werk einen raschen Siegeszug an. Bewiesen wird das aus einer Statistik über das Vorkommen des Namens Rüdeger in österreichischen Urkunden; sie zeigt ein sprunghaftes Anschwellen der Belegziffern etwa seit 1100 (St. XXI). Diese Statistik ist gewiß sehr wertvoll, aber nicht so sehr für die Geschichte der Nibelungen- als der Dietrichdichtung; denn in dieser ist Rüdeger nach unserem Wissen ursprünglich zu Hause. Höchst bedenklich ist die spätere, in St. XXII gegebene Entwicklung, bei der mit neuen Fassungen nicht gespart wird. Anfang 12. Jh.s hat ein Minnesänger der Kürnberger Schule (!) die Nôt aus den kurzen Verspaaren in die Strophenform gebracht, usw.

BONN HEINRICH HEMPEL

Ernest Tonnelat, La Chanson des Nibelungen, Etude sur la Composition et la Formation du Poeme épique. Publication de la Faculté des lettres de l'université de Strasbourg. Bd. 30. Paris 1926. 396 S. 8°.

Man wird Bücher ausländischer Gelehrter über die eigene Literatur immer mit besonderem Interesse lesen. Sie sind in gewisser Weise unbefangener und weniger voreingenommen, und sie können dadurch zu einem Maßstab werden, wie weit sich etwa die eigene Forschung dem Bann bestimmter Traditionen gefangengegeben hat. Es ist nicht zu leugnen, daß dies auf dem Gebiet der Nibelungenforschung bereits häufiger der Fall gewesen ist, und es wird behauptet, daß wir auch heute wieder auf einer ganz bestimmten Bahn sind. Wir sind kaum fähig, das Nibelungenlied so zu lesen, wie es dasteht. Immer werden uns die anderen Nibelungen-Traditionen hineinklingen und wie eine unsichtbare Nibelungen-Concordanz liegen Thidrekssaga, Eddacorpus, Balladensammlung und hürnen Seyfrid neben uns. Und unter dem überragenden Eindruck von Heuslers Nibelungenbuch klingen uns zugleich das „ältere Epos" oder das „fränkische Brünhildenlied" im Ohr. Man hat Heusler wohl den Vorwurf gemacht, daß seine Art, das Nibelungenlied zu betrachten, dieses nur unter den Gesichtswinkel brächte: was lehrt es uns zur Vorgeschichte oder Dichtung? Es sei ihm nur ein Bauwerk einer entgötterten Zeit, in dem die Bruchstücke alter Herrlichkeit eingemauert seien, die es nun gelte, sorglich bloszulegen und auf ihre Zusammenhänge hin zu untersuchen. Was damit gesagt wird, ist als Tatsache im ganzen großen richtig, als Vorwurf falsch. Heuslers Betrachtungsweise hat so, wie sie ist, ihre volle Berechtigung, und sie hat uns, meine ich, ein gutes Stück vorwärts gebracht. Die nötige und wichtige Frage nach der Vorgeschichte des Nibelungenliedes und nach dessen germanischen Hintergründen zu stellen, muß und wird immer zugleich bedeuten, daß man das Lied selbst als Kunstwerk beiseite schiebt. Unbenommen bleibt dabei die andere Fragestellung, die dem Nibelungenliede allein als

Digitized by Google

dem großen Werk einer großen Zeit gilt. Steht diese Frage heute im Hintergrund, so ist es nicht die Schuld Heuslers und seiner Mitarbeiter, sondern die jener Forscher, die sich dem eigentlichen Mittelalter widmen, und an denen es wäre, die sogenannten Volksepen aus ihrer Zeit heraus zu studieren.

Daß sich hier eine Änderung anbahnt, zeigen Untersuchungen wie die von Friedrich Neumann über 'Schichten der Ethik im Nibelungenlied' in der Sievers-Festschrift, oder die von Hans Naumann über den 'Wilden und den edlen Heiden' in der Festschrift für Ehrismann. In dem hier zu besprechenden Werk liegt nun ein ganzes Buch vor, das nichts will, als das Nibelungenlied als Kunstwerk zu betrachten. Der ganze erste Teil steht unter dem Grundgedanken, das Nibelungenlied so zu lesen, als gäbe es gar keine andere Nibelungentradition daneben, sondern als sei ein unvoreingenommener Leser allein mit diesem Buch beschäftigt. Das Interesse des Verfassers ist dabei intensiv auf die psychologische Seite gerichtet. Mit wirklicher Liebe und feinem Verständnis ist er von Aventiure zu Aventiure zwei Fragen nachgegangen, einerseits: Wie entwickeln sich die Charaktere des Gedichtes, wie entspringen ihre Handlungen aus ihrer seelischen Artung? Und andrerseits: Was bezweckte der Dichter mit seinen Erzählungen und Episoden, wie ist jede Einzelheit in den Zweck des Ganzen eingebaut? In diesen Analysen, die — auf ein französisches Publikum berechnet — breiter angelegt sein müssen, als wir Deutschen es bedürfen, liegt die große Stärke des Buches. Dem zwingenden Eindruck, daß hier ein bedeutender und einheitlicher Gestalter einen breiten und vielverzweigten Stoff logisch und psychologisch voll bewältigt hat, und daß der große Eindruck des Epos das persönlichste Verdienst dieses Gestalters ist, wird man sich nicht entziehen können. Einheitliche Formung der Charaktere nach höfisch-ritterlichen Idealen und konsequente Zurückdrängung des Übernatürlichen und Märchenhaften sind Punkte, in denen die bewußte Leistung des Dichters besonders augenfällig wird.

Eine aufmerksame Lektüre des Tonnelatschen Buches wird freilich doch spüren, daß manche Schwierigkeiten zu leicht genommen sind. Es gibt eben doch Stellen, wo auch der naive Leser und nicht erst der vergleichende Forscher die Nähte und Linien einer älteren Form spürt. Man nehme Brünhilds Verhalten in der Hochzeitsnacht. Daß es traditions- und stilgemäß in eine andere Welt hineingehört, ist eine bekannte Sache, mit der sich Tonnelat im zweiten Teile seines Buches auch näher beschäftigt. Hier versucht er zunächst, Brünhilds Verhalten mit ihrer sonst von ihm nachgewiesenen „Loyalität" psychologisch in Einklang zu bringen. Er leitet ihr Verhalten aus ihrer Erbitterung darüber her, daß ihre Schwägerin Kriemhild zu einer Mesalliance gezwungen wird, und daß sie auf ihre Frage nach den Gründen dafür keine Antwort erhält. Wenn auf diese Weise die ganze folgenschwere Szene in der Hochzeitsnacht auf den Kümmernissen einer in ihrer Eitelkeit und Neugier verletzten Frau ruht, so ist diese psychologische Brücke doch wohl zu leicht und zu modern. Denn wie sollte eine Zeit, die an einer von Siegfried verprügelten Kriemhild keinen Anstoß nahm, es verstanden haben, daß eine Frau einen, ihr nach damaligen Begriffen bestimmt nicht zukommenden Einblick in Männerangelegenheiten auf so handgreifliche Weise ertrotzen sollte? Hier hat der Drang, volle Einheitlichkeit zu erkennen, nicht nur das andere Stilempfinden dieser grotesken Hochzeitsnacht, sondern auch ihre andersartige

Digitized by Google

Psychologie übersehen. Oder wenn Tonnelat sich darüber Gedanken macht, warum entgegen sonstigen ritterlichen Gepflogenheiten die Burgundeneinladung durch zwei Spielleute geschieht, so sucht er den Grund teils in der Psychologie des Verfassers, der in seinen Augen selbst ein „Spielmann" ist. Teils aber findet er ihn in den Absichten Kriemhilds, die grade mit der Sendung von Spielleuten, die selbst überall Frieden genießen, die Harmlosigkeit der ganzen Einladung besonders betonen wollte. Tonnelat weiß sehr wohl, daß hier ein älterer Zug durchschimmert, der aus einer primitiveren Stil- und Vorstellungsschicht stammt. Aber er meint seinem Dichter erst genug getan zu haben, wenn er erwiesen hat, daß auch jeder überlieferte Zug von ihm mit kluger Überlegung vollständig seinen Absichten eingepaßt ist. Solchen zu weit gehenden Interpretationsversuchen gegenüber muß man betonen, daß es der Ehre und dem Ansehen eines Dichters, der wie dieser einen fest überlieferten Stoff neu gestaltet, nicht zu nahe tritt, wenn in seinem Gedicht gewisse Unebenheiten stehen geblieben sind.

Dennoch liegt, wie gesagt, hier die eigentliche Leistung des französischen Gelehrten, der mit Geduld, Kenntnissen und warmer Anteilnahme nacherlebt, was der Dichter des Nibelungenliedes hat schaffen wollen. Der zweite Teil seiner Untersuchung zieht auch die übrigen Nibelungenquellen mit heran. Auch er steht insofern ganz im Dienst des Nibelungenliedes selbst, als überall der Nachweis versucht wird, wie arm und trocken alles war, was vor dem Epos liegt, und wie der quellende Reichtum und die wohlerwogene Fülle der Darstellung sowohl der Handlung wie der Charaktere erst dem letzten Dichter zu verdanken sei. Auch hier wird man eine Menge guter und richtiger Beobachtungen finden. Besonders sympathisch ist die weise Zurückhaltung, mit der alles Hypothetische von Tonnelat behandelt wird, und die Freimütigkeit in dem Zugeständnis, daß wir über eine Reihe von Fragen keine klare Antwort geben können. Aber stärker als im ersten Teil macht sich hier die Einseitigkeit der Betrachtungsweise geltend. Nicht Stilform wird hier gegen Stilform abgehoben, und das Neue gleichberechtigt neben das Alte gestellt, sondern Stilvollendung, ja eigentlich Stil überhaupt findet sich nur auf Seiten des Nibelungenliedes. So geht namentlich die eindrucksvolle Knappheit des eddischen Stils, geht die Wucht des germanischen Heldenliedes diesem romanischen Forscher nicht auf, der sich in der glanzvollen Fülle des Epos so gut zurechtfindet. Die Gudrun-Kriemhild der Edda ist für ihn nur eine Gestalt bedauernswerten und passiven Leidens und gegenüber der aktiven Kriemhild des Nibelungenliedes eine Figur „de second plan". Das stimmt allenfalls für die Gudrun der späten Elegien; aber jene der Atlidichtung, die ihre eigenen Kinder der Rache opfert, die Etzel tötet und den letzten grandiosen Saalbrand entfacht, diese ursprünglich germanische Gudrun ist von Tonnelat nicht begriffen worden. Oder, wer die Symbolik des weiteren Hinauswatens im Frauenstreit der Edda so verkennt, daß er von einer „vanité assez puérile" der Frauen spricht, wer in der unerhörten Konzentration des eddischen Berichts über Sigurds Tod nicht den ganz anderen pathetischen Stil, sondern nur das dürftige Vorbild der reichen Entfaltung im Nibelungenlied empfindet, dem ist die deutsch-mittelalterliche Welt wohl aufgetan, die germanische aber verschlossen. Doch auch die „ältere Not", an der Tonnelat mit Heusler festhält, ist ihm kein Werk mit zeitgegebenem, stilistischem Eigenleben. Er empfin-

Digitized by Google

det die Darstellung der Thidrekssaga von Siegfrieds Tod im Vergleich mit der des Nibelungenliedes lediglich als roher. Er sieht nicht, daß Siegfrieds letzte Worte in der Saga stolzer und einheitlicher sind als die psychologisch-verfeinerten und höfisch-gebrochenen des Epos. Er empfindet auch nicht, daß die Leiche Siegfrieds in Kriemhilds Bett eine sicherlich brutalere aber auch ebenso sicher kraftvollere Geste des triumphierenden Hasses ist, als die Darstellung des Epos, das den Zug nicht aufgeben mag, ihn aber in seiner Kraft abschwächt.

Zum Teil dürfte dieses kühle Verhältnis Tonnelats zu den älteren Nibelungenberichten darauf beruhen, daß er an die altgermanische Herkunft der ersten dichterischen Gestaltung überhaupt nicht glaubt. Er meint vielmehr, die letzte Merovinger- oder erste Karolingerzeit habe unter Benutzung einiger gelehrt-chronistischer Notizen und Namen diese Stoffe erstmalig geformt. Diese ganz neue Auffassung kann hier nicht ernsthaft diskutiert werden. Sie müßte in den Rahmen der gesamten Völkerwanderungsdichtung gestellt und dort erörtert werden. Und ich fürchte, daß hier der französische Forscher die Frage viel zu leicht und einfach gesehen hat, ja, daß man ihm einstweilen die Kompetenz zu ihrer Behandlung noch nicht zubilligen kann. Aber auch abgesehen davon bleibt es doch schließlich notwendig, daß man auch den Dichtungen der Karolingerzeit und den von Tonnelat anerkannten Umformungen des 12. Jahrhunderts irgend ein Gesicht gibt. Auch sie müssen doch ihren Stil, ihre Form, ihre Ethik gehabt haben. In Tonnelats Darstellung erscheinen sie doch wesentlich als ein kleiner Besitz an seelenlosem Stoff, der erst in der Hand des Nibelungendichters als des letzten Erben nicht nur vielfach vermehrt, sondern überhaupt erst beseelt und durchgeistigt worden ist. Daß jener Dichter auch im Seelischen Erbe ist, und daß es seine wesentliche Aufgabe gewesen ist, Gestalten von bedeutendem seelischen Inhalt in seine eigene Zeit einzupassen, wird der französische Forscher nicht zugeben, und er wird daher eine eingehendere Behandlung dieser Frage überflüssig finden. Die unbedingte Einheit der Psychologie, die für Tonnelat feststeht, läßt die Frage überhaupt nicht zu, wie weit der Dichter die alten Charaktere Hagens und Kriemhilds begriffen und weiterentwickelt hat, oder ob er sie nicht vielmehr in ihrer Kraft gebrochen und grade durch die noch so geschickte Modernisierung verfälscht hat. Ich persönlich bin der Überzeugung, daß der Dichter des Nibelungenliedes sich in die überlieferten Charaktere ganz eingelebt hat, und daß er fähig gewesen ist, sie auszugestalten, ohne ihnen die einfache Größe der altgermanischen Vorbilder zu nehmen. Grade das, was seine eigenste Neuschöpfung ist, auf dem Gebiete der Charaktere Rüdiger und Volker, auf dem Gebiet der Handlung die Szenen „wi er niht gein ir ufstuont" und die nächtliche Saalwacht, sind für mich vollgültige Zeugen dafür. Indessen liegt hier kein Anlaß vor, eine Frage ausführlich zu behandeln, die von Tonnelat garnicht gestellt ist.

Er löst das Nibelungenlied bis zum Extrem von seiner Vorgeschichte los. Wer das Epos so rein als Kunstwerk aus der Zeit um 1200 begreifen will, muß sich besinnen, daß dies eine Epoche höchster literarischer Blüte und lebhaftester dichterischer Produkton ist. Wer jene entwicklungsgeschichtlichen Fäden durchschneidet, muß die zeitgeschichtlichen umso fester knüpfen, und je weniger man den stofflichen und psychologischen Beziehungen zur Thidrekssaga und zur Edda Gewicht beimißt, umso stärker wird man sich mit

Digitized by Google

dem Verhältnis des Dichters zu seinen Zeitgenossen beschäftigen müssen. Hier ist Tonnelat nicht über Ansätze hinausgekommen. Hübsch zusammengefaßt, wenn auch im Tatsächlichen nicht neu ist das, was er über die zeitgenössischen Beziehungen des Nibelungenweges zu den Kreuzfahrtwegen zu sagen weiß. Auch beobachtet er natürlich die Freude des Dichters an höfischem Prunk und Zeremoniell. Er empfindet grade diese Seite mit einer gewissen Liebe und vollem Verständnis nach. Ja, er mißt ihr vielleicht sogar zu viel Bedeutung bei, wenn er meint, daß der Dichter namentlich im ersten Teil gradezu eine Art von Kompendium des höfischen Benehmens in allen Lebenslagen habe geben wollen. Der breite Raum, der Festen, Kleidern und feierlichen Auftritten gewährt wird, ist doch wohl eher umgekehrt als die Bekundung des Dichters zu verstehen, daß er trotz seines in der Wurzel unhöfischen Stoffes sehr wohl die Forderungen höfischer Zucht und feinen Auftretens kenne.

Über diese peripheren Niederschläge zeitgeschichtlicher Ereignisse und modernen Geschmacks, die ganz auf dem Gebiet des Stoffes bleiben, führt nur das knappe letzte Kapitel hinaus. Hier wird versucht, die zeitgeschichtliche Geltung des Nibelungenliedes etwas tiefer zu fassen. Es stellt den Dichter des Epos nicht nur räumlich, sondern auch geistig in die Nähe Walthers von der Vogelweide. Tonnelat ist zu klug, um die neuerdings vertretene Ansicht aufzunehmen, daß Walther selbst der Verfasser des Epos sei. Aber er empfindet in diesen beiden Dichtern, dem politischen Lyriker und dem Epiker des altheimischen Stoffes, die Gipfelpunkte desselben Strebens zum Nationalen, derselben Opposition gegen das Welsche. Er skizziert über Kürnberger und Dietmar einerseits, über 'Kaiserchronik' und 'Rother' andrerseits die Entwicklung einer bewußt deutschen Dichtung des Südostens gegen die provençalisch-französisch orientierte Lyrik und Epik des Südwestens und des Rheins. Für ihn ist die scharfe Grenzteilung Bayern-Österreichs gegen das übrige Deutschland eine ebenso feststehende Tatsache wie die große Geltung des Begriffes Spielmann. In beiden Punkten ist Tonnelat mit der neusten deutschen Forschung nicht mitgegangen. Er hat bei seiner schematischen Zweiteilung vergessen, daß 'Kaiserchronik' und 'Rolandslied' Werke desselben Verfassers sind. Und grade ihm, der die psychologische Feinarbeit des Nibelungendichters so liebevoll beobachtet hat, müßte der Gedanke naheliegen, daß eine seelische Analyse in der deutschen Literatur mit Bewußtsein und Erfolg zuerst von Heinrich von Veldeke betrieben und unmittelbar darauf von Hartmann vervollkommnet worden ist. Grade seine Interessenrichtung hätte ihn auf den Weg weisen müssen, der allein zu Resultaten führen kann, nämlich das Nibelungenlied als einen Versuch zu betrachten, aus der rohen Kraft der vorhandenen deutschen Heldenepik und der gesellschaftlich wie menschlich verfeinerten und vertieften Leistungen des höfischen Liebesromans eine neue und geschlossene Einheit zu schaffen. Der Ruhm seines Dichterlieblings wäre dadurch nicht geschmälert worden. Die strenge Scheidung zwischen rheinisch-südwestlicher Kunst einerseits, südöstlicher andrerseits, und die mehr oder weniger bewußte Oppositionsstimmung des Südostens, von der Tonnelat ausgeht, schiebt den Nibelungendichter in eine völlig isolierte Stellung. Statt aus der Berührung mit der Entwicklung der damals modernen Kunst hat er Alles aus einer so großen und originalen Schöpferkraft geleistet, daß er selbst Wolfram weit in den Schatten stellt. Ein solches Genie in dieser noch so

Digitized by Google

stark traditionsgebundenen Zeit unserer Literatur zu treffen, wird uns schwer glaublich erscheinen. Die hoffnungsvollen Ansätze zu einem wirklichen Porträt unseres Epikers, die der erste Teil gab, gehen hier verloren. Ihn als den Mann zu erweisen, der er für Tonnelat ist, dazu gehörte mindestens eine ganz anders gründliche Beweisführung, als sie das kurze Schlußkapitel des Buches versucht. Erst eine bis ins Einzelne gehende Stilkritik mit steter Abmessung an der ganzen zeitgenösischen Literatur könnte zeigen, was der Dichter des Nibelungenliedes seiner Zeit und was er nur sich selber verdankt.

LEIPZIG H. DE BOOR

Borchardt-Wustmann, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund nach Sinn und Ursprung erläutert. 6. Aufl. vollständig neu bearbeiter von Georg Schoppe. Mit 35 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1925. X, 518 S. 8°.

Die Neuauflage des wertvollen Werkchens von Gustav Wustmann liegt in neuer und stark veränderter Gestalt vor. Der Verlag hat alles aufgeboten, um das Buch in schmuckem Gewand ausgehen zu lassen, zahlreiche Bilder sind beigegeben, Auch der Herausgeber hat sich mit der Sichtung und Gruppierung des Stoffs große Mühe gegeben. Und doch bedeutet die neue Auflage nicht das Ideal, ja in manchen Punkten sogar einen Rückschritt gegenüber dem alten Wustmann. Offenbar leidet die Neuauflage unter dem Zwiespalt, daß sie zwar wissenschaftlich gehalten sein, zugleich aber auch in weitere Kreise dringen, daher in Darstellung und wohl auch im Preis (d. h. Umfang) populär sein will.

Soll der wissenschaftliche Zweck einer solchen Sammlung, den der Untertitel überdies auch in der neuen Auflage betont, erreicht werden, nämlich die Redensarten „nach Sinn und Ursprung zu erläutern", so ist der einzig mögliche Weg der der geschichtlichen Betrachtung; d. h. in jedem Fall wäre nach dem ältesten Beleg, nach dem frühesten Auftroten der betreffenden Redensarten zu fahnden.

Selbstverständlich ist dieses Ziel nur nach langen Vorarbeiten zu erreichen, aber es ist doch zu entsagungsvoll, wenn Reden Bismarcks als früheste oder einzige Quelle gewisser Redensorten zitiert werden. Die Durchsicht einer gut getroffenen Auswahl älterer Quellen könnte hier schon der neuen Auflage recht voranhelfen. So ist z. B. Berthold von Regensburg sehr ergiebig, schon bei ihm finden sich Sprichwörter wie etwa „Kein Wässerchen trüben können" (zu S. 490). „Ein Blatt für das Maul nehmen" (S. 56) steht bei Opitz in der 'Poeterey' (Haller Neudrucke 1, S. 28); der „Deutsche Michel" (S. 323) ist aus Freys 'Gartengesellschaft' (Bibl. d. litterar. Vereins Stuttgart Bd. 209, S. 23, 25) zu belegen; der „Galgenschwengel" kommt im ‚Amadis' (Bibl. d. litter. Ver. Stuttgart Bd. 1. S. 76) vor. Eine viel genauere Parallele als bei Fischart findet sich zu Schillers „Gesegnet ihn das Bad" (S. 36) in Schumanns 'Nachtbüchlein' (Bibl. d. liter. Ver. Stuttgart Bd. 197, S. 277, 24). Gelegentliche Aufzeichnungen wie die eben aufgeführten können allmählich weiter führen; doch muß daneben systematische Sammlung in den wichtigsten älteren Quellen einhergehen.

Zur Erreichung des wissenschaftlichen Zweckes muß als zweite Forderung erhoben werden: Heranziehung der lebenden Mundarten in weitestem Umfang. Die örtliche Verbreitung bestimmter Redensarten zu erforschen ist

Digitized by Google

ebenso wichtig wie die Untersuchung ihres zeitlichen Auftretens und kann Aufschlüsse mancher Art bringen. Ich verweise nur auf meine Ausführungen über die sprichwörtliche Redensart „Wers nicht glaubt der pappts", Hess. Blätter f. Volksk. 1927. In der Tat hat sich der Herausgeber auch die fertigen großen Mundartbücher nicht entgehen lassen. Noch reicheren Ertrag werden die im Entstehen begriffenen liefern, die ihre Aufmerksamkeit in besonderem Maße volkskundlichen Dingen wie Liedern, Rätseln und Redensarten zuwenden; die ersten Lieferungen von Josef Müllers 'Rheinischem Wörterbuch' waren schon 1923 und 24 erschienen, inzwischen ist von Mensings 'Schleswig-Holsteinischem Wörterbuch' der erste Band bereits vollendet, der ganz besonders reich an Sprichwörtern ist.

Läßt sich diesen beiden grundsätzlichen Wünschen entgegenhalten, daß ihre gründliche Erfüllung den Rahmen des Werkes sprengen müsse, so kann das bei dem dritten Verlangen nicht geschehen: die krause und stark unlogische Anordnung vieler Artikel muß gerade auch den für das Buch gewünschten Laienbenutzern zulieb eine erhebliche Verbesserung erfahren. Hier muß ein kräftiger Schritt zu Wustmann zurück getan werden, der jede Redensart reinlich für sich behandelte, während in der Neuauflage oft gänzlich Verschiedenes vermengt und verquickt ist. Ich weise etwa auf die Artikel „Fell" und „Fenster" hin.

Auf Einzelheiten einzugehen, versage ich mir. Es kam mir darauf an grundsätzliche Forderungen, die an ein Wörterbuch der deutschen Redensarten zu stellen sind, auszusprechen; dabei bin ich mir bewußt, daß es noch vieler Arbeit bedarf zu ihrer Erfüllung; daß das Werk aber auch in der vorliegenden Form viel Gutes leisten kann, „das Verständnis und die Liebe zur Heimat vertieft und verstärkt", wie es auf dem Umschlagtitel heißt, soll nicht bestritten werden.

GIESSEN F. MAURER

Personalnachrichten

Am 15. April verschied in Wien die Privatdozentin für neuere deutsche Literaturgeschichte Dr. Christine Touaillon (geb. 27. Febr. 1878); am 21. Juni in Breslau der ordentl. Professor für deutsche Philologie D. Dr. Karl Drescher (geb. 9. Febr. 1864).

Berufen wurde der außerord. Professor für deutsche Philologie in Halle Dr. Wolfgang Liepe als ord. Prof. nach Kiel (Nachfolger E. Wolffs); der Privatdozent für deutsche Literaturgeschichte an der Universität Wien Dr. Franz Koch als Honorardozent an die dortige Akademie für bildende Künste.

Habilitiert hat sich für germ. Philologie in Königsberg Dr. Hans Steinger.

Die Doppelformen in der „Kudrun".

Durch ein Versehen sind folgende Druckfehler stehen geblieben: S. 129 (Anmerkung): Notenzahlen. Lies: Strophenzahlen. S. 130 *enphänen*. Lies: *enphâhen*. (*erde* stF.): 1211. Lies: 211. (Anm. zu „*erde*" Z. 2): *gêrstangen*. Lies: *gêrstange(n)*. (Anm. zu Z. 4): s. o. Lies: s. u. (Letzte Zeile): *bescholten*. Lies: *bescholden*. S. 131 (Z. 1 unter „*hêr*"): gêr. Lies: *gêr*. (Z. 5 v. u. „*hêr*"): *êre(n)*. Streichen! S. 132 (zu „*-liche(n)*). Bei dem Schwanken zwischen den Endungen -en und -e erübrigt sich eine Aufzählung. S. 134 (unter *wëste(n)*): (757b). Lies: (747b). S. 135 (unter *hervart*): 1002. Lies: 1092.

HANNOVER WOLFGANG JUNGANDREAS

Buchdruckerei Hans Adler, Inh. E. Panzig & Co., Greifswald.

Digitized by Google

Agathe Lasch, Aus alten niederdeutschen Stadtbüchern, durch *Max Lindow* 203
E. Schacht, Sünte Marie. De Wolfenbütteler Marienklage un Osterspill, durch *Ludwig Wolff* 204
E. Boldt, Dat Redentiner Osterspill von 1464, durch *Wolfgang Stammler* . 205
W. Bomann, Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen, durch *Lutz Mackensen* 206
F. Söhns, Hannoversches Volkstümliches in und um Hannover in seiner Namensdeutung, durch *Wolfgang Jungandreas* 208
E. Löfstedt, Die nordfriesische Mundart des Dorfes Ockholm, durch *Erik Rooth* 209
F. Wrede, Deutscher Sprachatlas, durch *Alfred Götze* 212
O. Walzel, Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters, durch *S. v. Lempicki* 215
Neue Literatur zu Jakob Böhme, durch *Richard Alewyn* 227
A. C. Kersbergen, Litteraire motieven in de Njála, durch *W. H. Vogt* . . 233
H. Kasten und K. Müller, Pommerland, durch *Lutz Mackensen* 237
E. Rosendahl, Geschichte der Hoftheater in Hannover und Braunschweig, durch *Wolfgang Drews* 238
R. Uhl, Die Rätsel des Nibelungenliedes in den Str. 814—1001,8, durch *Heinrich Hempel* 239
L. Jacobsohn, Dansk Sprog, durch *W. H. Vogt* 240
J. Körner, Die Brüder Schlegel — *J. Körner* und *E. Wieneke*, A. W. und F. Schlegel im Briefwechsel mit Schiller und Goethe, durch *Walther Rehm* 240
E. Gülzow, Arndts Briefe aus Schweden, durch *Lutz Mackensen* 241
P. Hahn, G. Chr. Lichtenberg und die exakten Wissenschaften, durch *Albert Leitzmann* 243
Das Pommersche und das Essener Heimatbuch, durch *Lutz Mackensen* . 244
A. Schröfl, Der Urdichter des Liedes von der Nibelunge nôt, durch *Heinrich Hempel* 245
E. Tonnelat, La Chanson des Nibelungen, durch *Helmut de Boor* 250
Borchardt-Wustmann-Schoppe, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund, durch *Friedrich Maurer* 255

Personalnachrichten 256
Druckfehlerberichtigung 256

Digitized by Google

W. Kohlhammer, Verlag, Stuttgart

Tübinger germanistische Arbeiten

Bd. I.

DR. WALTER GOEKEN

Herder als Deutscher

Ein literarhistor. Beitrag zur Entwicklung d. deutschen Nationalidee

8°. VIII u. 131 S. 1 Tafel. Brosch. Rm. 6.—

JOHANNES HASEBROEK

Der imperialistische Gedanke im Altertum

8°. 26 S. Geheftet Rm. 1.20

JOSEPH VOGT

Homo novus

Ein Typus d. röm. Republik

8°. 28 S. Geheftet Rm. 1.20

ALBRECHT VON BLUMENTHAL

Aischylos

8°. VIII und 118 Seiten. Gebunden Rm. 4.80

*

Die Schätzung des Archilochos im Altertume

8°. IV und 60 S. Geheftet Rm. 1.20

*

Der Tyrann Kritias als Dichter und Schriftsteller

8°. 32 S. Geheftet Rm. —.90

Griechische Vorbilder

Versuch einer Deutung des Heroischen im Schrifttum der Hellenen

8°. 205 S. Brosch. Rm. 4.—

J. RULAND

Wilhelm Waiblinger in seinen Prosawerken

8°. 91 S. Geheftet Rm. 2.—

Buchdruckerei Hans Adler, Inh. E. Panzig & Co., Greifswald.

Digitized by Google

FEB 16 1929

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Paul Merker und Wolfgang Stammler

PERIODICAL ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF MICH.

DREIUNDFÜNFZIGSTER BAND
DRITTES UND VIERTES HEFT
(AUSGEGEBEN IM DEZEMBER 1928)

VERLAG VON W. KOHLHAMMER
STUTTGART
Urbanstraße 14
1928

Digitized by Google

Die Redaktion der Zeitschrift ist unter die Herausgeber folgendermaßen verteilt: *Wolfgang Stammler (Greifswald, Karlsplatz 17)* zeichnet für die Sprachgeschichte, die ältere deutsche und die mittellateinische Literatur, für Niederländisch und Niederdeutsch, für die germanische Religionsgeschichte und Mythologie sowie für die Volkskunde; *Paul Merker (Breslau, Kaiser-Wilhelm-Str. 167)* für die neuere deutsche Literatur seit der Renaissance, für neulateiniseche Dichtung sowie für den gesamten nordischen Kulturkreis. Dementsprechend sind die Manuskriptsendungen zu adressieren.

Rezensionsexemplare sind je nach den Gebieten an die Herausgeber zu überweisen.

Der Bezugspreis für den Jahresband (32 Bogen) beträgt RM. 20.— Der des einzelnen Heftes (8 Bogen) RM. 6.—

Inhalt des dritten und vierten Heftes:

J. de Vries, Die westnordische Tradition der Sage von Ragnar Lodbrok . 257
Hermann Gumbel, Zur deutschen Schwankliteratur im 17. Jahrhundert. . 303
Georg Brates, Die Barockpoetik als Dichtkunst, Reimkunst, Sprachkunst . 346
Felix Scholz, Hölderlin und die klassisch-romantische Antithese 364
Albert Leitzmann, Auszüge aus Briefen der Brüder Grimm an Salomon Hirzel 457

Anzeigen

Sigmund Feist, Germanen und Kelten in der antiken Überlieferung, durch *Julius Pokorny* 383
W. Boudriot, Die altgermanische Religion in der amtlichen kirchlichen Literatur des Abendlandes vom 5. bis 11. Jahrhundert, durch *Georg Baesecke* 385
Karl Strecker, Die Cambridger Lieder, durch *Otto Schumann* 388
Otto Karrer und *Hermann Piesch*, Meister Eckeharts Rechtfertigungsschrift v. J. 1326, durch *Philipp Strauch* 401
Karl Plenzat, Die Theophiluslegende in den Dichtungen des Mittelalters, durch *Robert Petsch* 406
Julius Koberne, Die Familiennamen von Burkheim am Kaiserstuhl, durch *Alfred Götze* 419
Ernst Beutler, Forschungen und Texte zur frühhumanistischen Komödie, durch *Robert Stumpfl* 421
Johannes Bolte, Drei Schauspiele vom sterbenden Menschen, durch *Robert Stumpfl* 425

(Fortsetzung 3. Seite des Umschlages)

Digitized by Google

DIE WESTNORDISCHE TRADITION DER SAGE VON RAGNAR LODBROK

I. Die Anfänge der westnordischen Sagenbildung[1]

Schon sehr früh wird der Name von Ragnar Loðbrók in der westnordischen Literatur erwähnt: die *Ragnarsdrápa* von Bragi Boddason soll nämlich aus Dankbarkeit gedichtet sein für einen Schild, den dieser Fürst dem Dichter gegeben hatte. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß mit diesem Ragnar der berühmte Wikingerführer der Saga gemeint ist; zudem wäre dieser Umstand für die Entwicklung der Sage von gar keiner Bedeutung. Wir können also dieses Gedicht und alle die heiklen Fragen, die damit verbunden sind, ruhig beiseite lassen.

Wichtiger ist die ungefähr 1038 zu Ehren des 1035 gestorbenen Königs Knút abgefaßte *Knútsdrápa* von Sigvatr Þórðarson. Das Gedicht fängt an mit der Strophe: Ok Ellu bak, at, lét, hinn's sat, Ivarr, ara, Jórvík, skorit. Man hat daraus schließen wollen, daß die Sage damals schon die Ermordung Ellas als eine Rache für Ragnars Tod aufgefaßt hätte. Das sollte ja eben die Zeremonie des Blutaarritzens beabsichtigen. Es soll jedoch beachtet werden, daß diese Todesart auch als eine Kultushandlung bekannt gewesen ist und in einem Kriege zwischen Heiden und Christen also durchaus am Platze. Eher kann man mit G. Storm[2] annehmen, daß man erst in späterer Zeit daran gedacht hat, auf Grund dieser Mitteilung eine Geschichte Ragnars zusammenzustellen, welche die Vaterrache Ivars motivieren konnte.

Wichtiger ist eine Stelle der zwischen den Jahren 1122 und 1133 von Ari enn fróði geschriebenen *Islendingabók*. Dort wird, auf Grund der lateinischen Passio Sancti Edmundi, welche Abbo von Fleury um 980 abgefaßt hat, die Ermordung Edmunds durch Ivar mitgeteilt. Hier folgt Ari also der historischen Ueberlieferung, denn die volkstümliche Tradition hatte, wie das schon die Knútsdrápa beweist, Ella an Edmunds Stelle geschoben. Aber während die angelsächsischen und kontinentalen Chroniken Ivar als einen Loðbróksohn betrachten, ist Ari der erste, der Ragnar als den Vater dieses grausamen Wikings nennt. Es wäre von größter Wichtigkeit, wenn wir bestimmen könnten, woher Ari diese Notiz bekommen hat. Sie steht natürlich in einem unmittelbaren Zusammenhang mit

1) Diese Abhandlung ist ein stark gekürzter Teil einer Untersuchung, welche durch die Ungunst der Zeit nicht vollständig im Druck erscheinen konnte.

2) Kritiske Bidrag til Vikingetidens Historie, S. 90.

Digitized by Google

der Genealogie, welche Ari von seinem Geschlecht entworfen hat und der zufolge er zusammen mit den norwegischen Königen von Yngvi abstammen sollte. Ich kann hier diese Frage nicht in Einzelheiten behandeln, aber ich möchte nur darauf hinweisen, daß Ari für seine Konstruktion, welche chronologisch vollständig unmöglich ist, Personen aus der norwegischen, dänischen und englischen Geschichte mit einander verbunden hat.

Er hat allem Anschein nach den Ivar, den er in der fränkischen Passio S. Edmundi hat kennen lernen, mit der irischen Königsfamilie von Olaf dem Weißen verbunden; die Verwechslung von Ivar Loðbróksohn und einem anderen Ivar, Bruder des ebenerwähnten Oláfs, hatte vielleicht schon in Northumberland oder in einer der übrigen Wikingerkolonien auf den Inseln des Westmeeres stattgefunden. Ari, der ja, wie Snorri in seinem Prolog zur Heimskringla bemerkt, die Königsgeschichten von Norwegen, Dänemark und England in seiner älteren, weit ausführlicheren Redaktion behandelt hatte, wird mit den auf den britischen Inseln verbreiteten Ueberlieferungen bekannt gewesen sein. Es kommt die northumbrische Tradition am ehesten in Betracht. Weiter finden wir unter Aris Ahnen einen Sigurd, der mit einem dänischen Fürsten dieses Namens identifiziert werden darf[3]. Aber wo hat er nun gelesen, daß Ivar und Sigurd Brüder waren und daß ihr Vater Ragnar Loðbrók geheißen hat? Denn die Sachen stehen so: die fränkisch-northumbrische Überlieferung kennt nur einen Loðbrók als Vater dieser Wikinger und erwähnt ihn niemals mit seinem anderen Namen Ragnar. Auf Grund der Geschichtsquellen können wir nur einen Ivar Loðbróksohn und einen Sigurd Ragnarsohn ansetzen[4]. Ari ist nun der erste, der beide als Söhne des Ragnar Loðbrók betrachtet. Die Weise, worauf er diesen Ragnar nennt, verrät keineswegs die Bekanntschaft mit einer an ihn geknüpften Sage.

Ich bin daher der Meinung, daß die isländische geschichtliche Tradition die Wikingerführer Ragnar und Loðbrók zu einer Person verbunden hat. Ari selber konnte sich, gewissenhafter Historiker, der er war, kaum mit einem Ahnherrn zufrieden geben, der nur einen Beinamen hatte. Allenfalls scheint es mir glaublicher, daß diese Kombination aus genealogischen Bestrebungen hervorgegangen ist, als daß sie einer volkstümlichen Sagenbildung zuzuschreiben sei[5].

Aus Aris Islendingabók kann man also nichts mit Sicherheit folgern. Sollte es damals schon eine Volkssage von Ragnar und dessen Söhnen gegeben haben, so hat man gar keine Andeutungen, wie diese beschaffen war. Und solange wir den Inhalt solcher isländischer Sagen nicht kennen, tun wir weise, darauf keine weiteren Hypothesen zu bauen.

3) Vgl. Verf. De Wikingen in de Lage Landen bij de Zee (Haarlem 1923) Exkurs 1.

4) Vgl. meine Abhandlung im Arkiv för Nordisk Filologi. XXXIX, S. 244 ff.

5) Auch einer seiner Vorgänger, ein Verfasser von ættartǫlur hatte auf diesen Einfall kommen können.

Digitized by Google

Eine andere, ebenfalls wenig ergiebige Quelle ist der *Háttalykill*, ein Gedicht, das um 1145 von dem isländischen Skalden Hallr, Sohn des Þórarinn breiðmagi, und von dem Jarl der Orkaden Rǫgnvaldr abgefaßt wurde. Aber gerade von der Partie, welche von Ragnar und dessen Söhnen handelt, ist nur wenig überliefert worden. Die Strophen sind zum Teil nur Trümmer.

Nachdem die Nibelungenhelden und ein Helgi behandelt worden sind, gehen die Dichter auf Ragnar und dessen Söhne über. Aus dieser Reihenfolge hat Axel Olrik[6] die Schlußfolgerung gezogen, daß Rǫgnvald die Sage gekannt habe, derzufolge Ragnars Frau Aslaug eine Tochter Brynhilds war. Aber das ist doch wohl eine durchaus unsichere Annahme, welche dadurch noch mehr geschwächt wird, daß der gar nicht hierhergehörige Helgi zwischen den beiden Sagengruppen genannt wird. Wohl kann man aus der Stelle, wo Ragnar und seine Söhne genannt werden, herleiten, daß sie für die Dichter eine ganz besondere Bedeutung hatten; das nimmt bei einem Häuptling der Orkaden nicht wunder und wir werden im weiteren Verlaufe dieser Untersuchung noch andere Gründe für die Vorliebe des Dichters für diese Sagenfiguren kennen lernen. War also diese Reihenfolge kein Ausdruck einer Verknüpfung der Sagen von den Nibelungen und den Loðbróksöhnen, so darf man umgekehrt erwägen, ob sie nicht gerade die Entstehung dieser Verbindung beeinflußt habe.

Die betreffende Partie des Háttalykill fängt mit ein paar Strophen an, deren stereotypen Redensarten wir entnehmen können, daß Ragnar in einem Kampfe gegen Ella gefallen war. Das ist also das Motiv, dem wir schon begegnet sind in der northumbrischen Überlieferung. Statt Loðbrók wird er Ragnar genannt; das weist aber nicht auf eine echte alte Tradition hin, wo der Beiname bevorzugt wurde, sondern es war wohl Aris Islendingabók die Quelle, woraus die Dichter den Namen geholt haben; sie wählten ihn, weil in ihrer Dichtung die Sagenhelden durchgängig mit einem Vornamen genannt wurden.

Die Strophen, welche von Ivar handeln, sind sehr schlecht bewahrt geblieben. Aber hier begegnen wir zum ersten Male dem typischen Beinamen *beinlaus*, welcher in der jüngeren Sagenentwicklung zu wunderlichen Phantasien Anleitung gegeben hat. Statt der an einer anderen Stelle[7] von mir versuchten Erklärung dieses Wortes aus *barnlaus*, möchte ich die folgende bevorzugen. Ivar war einer der gefürchtetsten Wikinger und die Greueltat, die er an dem später kanonisierten König Edmund verübt hatte, war weithin in Europa bekannt geworden. Er heißt deshalb in einigen Chroniken 'crudelissimus'. Das von ihm befehligte Heer wird in ae. Quellen wiederholt[8] exosae memoriae Paganorum exercitus genannt. Ivar selber war der am meisten gehaßte aller Wikinger; auf ihn paßt also der Name *exosus* besonders[9]. In mittelalterlicher Schrift

6) Vgl. Sakses Oldhistorie S. 95.
7) Vgl. Neophilologus VII, S. 23—35.
8) Man findet es schon bei Asser, ad annum 871.
9) Simeon von Dunhelm nennt Halfdan exosus (Hist. Dun. Eccl. c. XIII.)

Digitized by Google

wurde das Wort *exos'* geschrieben; aber das hat man später als *exos* d. h. beinlos deuten können. Eine falsche Deutung in der geschriebenen historischen Ueberlieferung könnte also diesem romantischen Zunamen zu Grunde liegen; ein ganz analoger Fall ist die Veränderung des Namens Ali = Anulo in Hringr, wo das Zwischenglied das lateinische Wort *anulus* war. In Arngrim Jónssons Auszug der Skjǫldungasaga lesen wir auch: Ivarus exos manus tantum ossibus praeditas habuisse fertur, caetera exos[10]. Diese Deutung des Namens würde ein Stütze für unsere Auffassung abgeben, daß die Sage sich aus der Chroniküberlieferung entwickelt habe und daß Klosterbrüder, der lateinischen Sprache und der Geschichte kundig, sie anfänglich gepflegt haben.

In Verbindung mit der Herrschaft Ivars, die die Strophe des Háttalykill als hart schildert, erzählt die Ragnarssaga, daß er auf seinem Sterbebett gesagt haben sollte, daß er dort begraben werden müsse, wo Feinde zu fürchten seien. Nach diesen Worten wurde gehandelt und sein Grabhügel im Süden Englands errichtet. Die Geschichte meldet, das Harald Sigurdsson, als er nach England kam, auf diesem Zuge gefallen ist: er hatte das Unglück, in die Nähe von Ivars Grab zu kommen. Aber Wilhelm der Eroberer ließ sich durch nichts abschrecken; er ließ den Hügel öffnen, sah daß der Leichnam noch unverwest war und ließ ihn in einem großen Feuer verbrennen[11].

Man erkennt leicht, auch in diesem nordischen Gewande, die keltische Sage von Vortigern[12]. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß dieser Zug auf literarischem Wege in die skand. Sage gekommen sei. Eher konnte man sich die Verhältnisse so denken, daß auf englischem Boden die Normannen von einem derartigen Grabhügel reden gehört haben und daß damals der daran geknüpfte Aberglaube noch lebendig war. Schon die Mitteilung, daß dieser Hügel eine Rolle in der Geschichte Haralds und Wilhelms gespielt habe, führt uns auf den Gedanken, daß sie auf englische Ueberlieferung zurückgehe. Auch die Vorstellung, daß ein Ivarshügel die Feinde von England verscheucht habe, wird von einem in England ansäßigen Normannen herrühren; nur ein solcher konnte den Wikingerführer Ivar als einen Schutzgeist des englischen Volkes betrachten[13].

Nachdem in einigen Strophen, welche nur stereotype Redensarten enthalten, die Namen von Bjǫrn und Sigurd erwähnt sind, geht das Gedicht auf Hvidserk über. Weil dieser Name in den späteren Formen der Ragnarssage vorkommt und auf einen Sohn Ragnars hindeutet, hat man gemeint, daß auch der Háttalykill schon diese Form voraussetze. Das braucht aber gar nicht so zu sein.

10) Vgl. A. Olrik, Aarbøger 1894, S. 83.
11) Ragnarssaga c. 18. Vgl. die Gǫngu-Hrólfssaga, FAS. III, 344–348.
12) Nennius § 44 und Galfrid von Monmouth VI, 14.
13) Es ist bemerkenswert, daß Gaimar in seinem Lestorie des Engles' Vs. 3147–3153 von einem Vbbelawe erzählt. War an diesen Hügel eine ähnliche Volkssage geknüpft worden?

Digitized by Google

Denn er wird in unmittelbarem Zusammenhang mit Svipdagr erwähnt und gehört also mit dieser Sagenfigur in die Ueberlieferung von Hrólfr Kraki. Man kann die Frage aufwerfen, ob nicht gerade die Stelle, welche dieser Hvidserk in dem Háttalykill unmittelbar nach den Ragnarssöhnen eingenommen hat, vorbildlich für die spätere Sagentradition gewesen sei.

Fassen wir unsere Ergebnisse zusammen, so hören wir von den Heldentaten der folgenden Personen: Ragnar, Ivar, Bjorn und Sigurd. Das stimmt merkwürdig gut zu Aris Isländerbuch, denn dort werden auch nur die beiden Ragnarssöhne Ivar und Sigurd erwähnt; Bjorn aber gehört zu dem fränkisch-normannischen Sagenkreis. Von Ivar weiß der Háttalykill etwas ausführlicheren Bescheid, das ist also der northumbrischen Ueberlieferung entnommen. Das Gedicht bietet uns nicht das Bild einer reichentwickelten Sage; wir können den großen Aufschwung, welchen sie bald in der norwegisch-isländischen Sagenbildung nehmen sollte, noch nicht ahnen — im Gegenteil, wir stehen hier allem Anscheine nach noch am Anfange der Sagenentwicklung.

Es ist also anzunehmen, daß diese Sagenbildung auf den Inseln des Westmeeres vor sich gegangen ist; auf den Orkaden scheint sie besonders gerne gepflegt worden zu sein: dafür zeugt schon der Háttalykill, aber nicht weniger wichtig ist der Runenstein von Maeshowe. Dort steht zu lesen; sia hǫuhr uar laþin hadr loþbrokar, *synir* hænar þæir uǫro huater. Ausser diesem Satze enthält die Inschrift: „Jerusalempilger haben den Orkhügel gebrochen. In nordwestlicher Richtung liegt viel Gut verborgen, das dort liegen geblieben ist. Viel Geld liegt hier verborgen. Simon Sigr (idssohn?) ritzte die Runen." Gustav Storm hat die Meinung geäußert, daß die Räuber, welche die Inschrift gemacht haben, zu den Pilgern, die im Winter 1152–3 sich auf den Orkaden befanden, gehört haben. Dieser Stein wäre also ein altes Zeugnis für die Verbreitung der Loðbróksage in Norwegen und auf den Orkaden.

Steenstrup betrachtet diese ganze Inschrift als nur loses Gerede[14]. Aber man könnte es kaum eine Erklärung nennen, wenn *ein* Unbekannter auf eigene Faust eine lügenhafte Mitteilung mit Bezug auf die Loðbróksöhne eingeritzt hätte. Es muß doch wohl *einige* Veranlassung dazu gegeben haben, daß er gerade diese Namen wählte. Ich bin deshalb der Meinung, daß die dortige lokale Ueberlieferung den Namen Loðbróks mit diesem Hügel verbunden hat. Weshalb und auf welche Weise ist schwer, wo nicht unmöglich zu sagen: Volkssagen können auf so viele und wunderliche Wege entstehen. Aber uns kommen doch die Hügel, welche in England nach Ivar und Ubbe benannt worden sind, in den Sinn. Wiewohl uns keine Sage über diesen Maeshowe mitgeteilt wird, welche wie mit Ivars Grabstätte, so auch mit ihm eine Volk und Land beschützende Kraft verknüpfte, so ist es doch wohl nicht ohne

14) Normannerne II, 386 ff.

Digitized by Google

Bedeutung, daß dieser Hügel einmal ein wichtiger Kultort gewesen ist. Und was noch die Inschrift betrifft, gerade in der genauen Mitteilung, daß der eine Hügel älter sei als der andere, sehe ich das deutliche Merkmal einer festen, lokalen Volkssage. Es läßt sich aber nicht näher bestimmen, wie alt diese war und welcher ihr Inhalt war. Nur ersehen wir, daß Loðbrók auf den Orkaden bekannt gewesen ist, und weil er selbst niemals dorthin gekommen ist, kann die Sage nicht dort als eine einheimische Erinnerung an seine Wirksamkeit entstanden sein, sondern muß nachher dorthin verpflanzt worden sein. Dieser Runenstein ist mithin ein Zeugnis für das Bekanntsein der Loðbróksage auf den Orkaden, wofür auch die literarischen Bestrebungen des Orkadenjarls Rǫgnvald ein Beispiel lieferten.

In diese selbe Zeit, in die Mitte des 12. Jahrh., fällt noch ein anderes merkwürdiges Zeugnis für die Existenz der Ragnarssage; ich meine das Itinerarium des Abtes Nicolaus. Aber diese isländische Quelle wird besser in Verbindung mit der literarischen Ragnarssage behandelt werden, weshalb wir sie hier nur vollständigkeitshalber erwähnen.

So weit uns die Überlieferung einen Einblick in die Sagenentwicklung vergönnt, können wir bis in diese Zeit das allmähliche Emporwachsen der Sage verfolgen. Wenn uns die Ragnarssage wieder vor die Augen tritt, ist es in der Form einer weitverzweigten, üppig blühenden literarischen Tradition.

II. Die Entwicklung der westnordischen Sage

A. Die Anfänge der Sagenbildung in Northumbrien

Die Betrachtung der historischen Zeugnisse für die Taten der Ragnarssöhne läßt uns eine Reihe von Sagenbildungen erkennen, welche sich in der fränkisch-normannischen und northumbrischen Ueberlieferung entwickelt haben [15]. In der einheimischen skandinavischen Tradition können wir nur leise Spuren einer Ragnar-Sage finden, im eigentlichen Stammlande der Ragnarssöhne, in Dänemark, kann man von einer Tradition kaum reden, weder bei den Chronikschreibern, noch im Volke. Es ist bezeichnend, daß die geschichtlichen Quellen vor Saxo den später so berühmten Wikingerhelden Ragnar nicht in die Königsliste aufgenommen haben.

Zu dem festesten Bestand der Sage gehört die Erzählung von Ragnars Tod und Ivars Rache; schon die ältesten Zeugnisse für die Sage nehmen gerade auf diese Ereignisse Bezug. Der Schauplatz der Begebenheiten ist Northumberland, ein Umstand, der für diesen Teil der Sage eine einheimisch-skandinavische Ueberlieferung höchst unglaubwürdig erscheinen läßt. Nun ist darauf zu achten, daß Ivar, der die Hauptfigur des Schlußteiles ist, als ein verschlagener, sich schlau beherrschender Diplomat dargestellt wird. Daß ist nicht in

15) Vgl. meinen Aufsatz im Arkiv för nordisk Filologi. XLIV (1928), S. 117—163.

Digitized by Google

Uebereinstimmung mit der gewöhnlichen altnordischen Auffassung von Wikingerfürsten, aber es sind gerade die englischen Quellen, welche auf seine Verschlagenheit den vollen Nachdruck legen. Heinrich von Huntendon erzählt, daß Ivar, als er einmal von einer Uebermacht umzingelt war, „vulpeculari astutia verbisque delinitis" einen Waffenstillstand zu schließen gewußt hat[16].

Es ist begreiflich, daß die Sage diese Seite von Ivars Wesen mit Nachdruck hervorgehoben hat. Sie bestrebt sich offenbar, die Ansiedlung der Dänen als etwas Unschuldiges, fast Gesetzmäßiges darzustellen. Einmal war die Ermordung Ellas eine nicht nur verzeihliche, sondern sogar gebotene Vaterrache; zweitens hat Ivar, der eigentliche Stammherr der dänischen Okkupation, sich an dieser in den Augen der englischen Bevölkerung schändlichen Mordtat nicht beteiligt; drittens hat er sogar auf ganz gesetzlichem Wege das Land erworben. Und alle diese Versuche, die Herrschaft Ivars so viel wie möglich von dem Vorwurf der ungesetzmäßigen, brutalen Besitzergreifung zu säubern, sind nur erklärlich in einem Milieu, wo die Einwanderer die feindliche Gesinnung des Volkes zu beschwichtigen wünschten.

Der northumbrische Ursprung der Sage wird aber durch das Dido-Motiv außer Zweifel gestellt. Denn nicht nur gilt es hier eine lokale Sage, welche die Entstehung der Stadt York zu erklären versucht, sondern sie ist zudem mittelbar oder unmittelbar aus Galfrid von Monmouth entnommen, der dieselbe Geschichte von Hengest erzählt und der sie in der Aeneide gelesen hat. Dieses Quellenverhältnis beweist für das erste, daß die Ueberlieferung von Ivar nicht volkstümlich ist, sondern sich auf schriftliche Quellen stützt. Es deutet aber auch darauf hin, daß die Ausbildung dieser Sage auf northumbrischem Boden stattgefunden hat, und weil sie an die Person Ivars geknüpft wurde, in einem skandinavischen Kreise. Die Uebertragung dieser keltischen Sage auf einen dänischen Wiking kann noch dadurch erleichtert worden sein, daß das Schloß, welches auf dem von Hengest mittels dieser List erworbenen Gebiet gestiftet wurde, den Namen Thancastre bekam, den man später leicht als Dänenschloß hat deuten können[17].

In dieser Hinsicht ist die Tatsache, daß mehrere Züge der skandinavischen Sage in englischen Quellen wiederkehren, sehr bezeichnend. In der Chronik von Matthäus von Paris steht eine sehr ausführliche Geschichte von den Loðbróksöhnen, in der wir folgende an die nordische Sage gemahnende Züge finden: Ivar und seine Brüder kommen nach England, nachdem sie die Nachricht von der Ermordung ihres Vaters erhalten haben, und auf ihrer Meerfahrt werden sie von

16) Auch Florentius Wigorniensis (ad 864) redet von „vulpino more"; das bedeutet in seinem Mund nur gemeine Unzuverlässigkeit, aber in Huntendons Erzählung nähert es sich schon mehr dem Begriffe der Schlauheit.

17) Thancastre erklärt Galfrid als 'castrum corrigiae'. Usher nennt das Schloß nur Dancastre, was man doch wohl nicht anders als „Dänenschloß" verstanden haben wird.

Digitized by Google

Stürmen irregeführt. Gleichfalls wird in der skandinavischen Ueberlieferung die Todesnachricht an die Loðbroksöhne geschickt und ein Schiffbruch wird in Verbindung mit Ragnars Zug nach England erwähnt. Auch Ivars Rolle als die eines Verräters kann man aus der northumbrischen Tradition herleiten, denn die irischen „Three Fragments" erzählen, daß König Ella durch den Verrat und den Treubruch eines jungen Mannes seines Volkes getötet wurde. Natürlich kann dieses irische Zeugnis nicht auf die skandinavische Form der Ivar-sage Bezug nehmen; somit dürfen wir annehmen, daß die northumbrische Ueberlieferung schon den Verrat kannte. Nur wurde im Verlaufe der Zeit der junge Mann des eignen Volkes zu einem verräterischen Eindringling verwandelt und hierdurch der Weg zu Ivars List bereitet.

Wir werden von verschiedenen Seiten zu der Annahme gedrängt, daß Ivars Vaterrache auf northumbrischem Boden entstanden ist. Sie erzählte anfänglich den Tod Ragnars, die Nachricht an die Söhne, Ivars List und schließlich die gewalttätige Eroberung des Landes. Es ist nicht möglich festzustellen, wie weit die Sage schon ausgebildet war, aber einige Erwägungen lassen sich doch aufstellen. Die Aeußerung der seelischen Empfindungen durch bloße Gebärden als Beweis der Selbstbeherrschung ist in der isländischen Saga ein fast formelhafter Zug; er mag aber auf irische Vorbilder zurückgehen, wie die Geschichte der Schlacht von Mag Mucrime zu beweisen scheint. Denn dort wird erzählt, daß Luguaid, als in seinem Beisein die Nachricht von seiner Niederlage mitgeteilt wird, die Schachfiguren, welche er in der Hand hielt, krampfhaft zusammenpreßte[18].

Es ist deshalb wohl Herrmann zuzustimmen, der behauptet, daß dieser Auftritt, welcher zweifellos irischen Mustern nachgebildet ist, ein Beweis mehr dafür sei, daß die Wikingersaga von Ragnar entweder von England ausgegangen oder über England den Isländern vermittelt sei[19].

Die northumbrische Sage ist noch ausschließlich eine Sage von den Ragnarssöhnen, aber gar nicht eine eigentliche Ragnarssage. Ich habe schon früher[20] darauf hingewiesen, daß die spätere Sagenentwicklung bestrebt war, die Person Ragnars mehr in den Vordergrund zu schieben. Das ergab sich deutlich aus einer Betrachtung von dem Teil der Sage, welcher die Züge gegen König Eysteinn von Schweden behandelt. Denn während die Ragnarssage es so vorstellt, als geschähe dieser Zug mit Ragnars Willen, betrachtet der Ragnarssonaþáttr ihn gerade als gegen ihn gerichtet. Uebrigens jedoch stimmen die beiden Darstellungen in den Einzelheiten mit einander überein. In beiden finden zwei Kriegszüge statt; der eine wird von Eirek und Agnar unternommen, der andere ist ein Rachezug für ihren Tod, an dem sich die übrigen Söhne und Aslaug

18) S. Bugge, Norsk Sagaskrivning og Sagafortaelling i Irland S. 206—207.
19) Die Heldensage des Saxo Gramm. II, 655.
20) Studiën over Færösche Balladen (Haarlem 1915) S. 194.

Digitized by Google

beteiligen. In beiden Zügen spielt die schreckliche Kuh Sibilia eine Rolle, aber nur in dem zweiten Zug greift sie tätig in die Handlung ein. Die ganze Geschichte gipfelt in der Tötung des Ungeheuers durch den knochenlosen Ivar.

Eine ähnliche Geschichte steht in dem 8. Kapitel der Ragnarssaga. Hier soll die Stadt Hvítabœr erobert werden, ein sehr schwieriges Unternehmen, da die Bewohner zwei Kälber besaßen, welche durch ihre schreckliche Zauberkraft alle Gegner besiegten. Es gelingt Ivar, sie zu töten, indem er sich ihnen auf einem Schild entgegen tragen läßt und mit seinen Pfeilen die Ungeheuer tötet. Während des nun folgenden allgemeinen Kampfes wird Rognvald, den die Brüder seiner Jugend wegen anfänglich nicht hatten mitnehmen wollen, getötet und endlich die Stadt erobert.

Die Erzählung, in welcher der schwedische König Eysteinn und seine Kuh Sibilia auftreten, ist offenbar eine Doublette von dieser Geschichte. Olrik[21] hat angenommen, daß die Hvítabœr-erzählung ein späteres Einschiebsel sei. Es ist ganz richtig, daß die Motive in dieser Episode einen durchaus jungen Charakter tragen, und sich mit den märchenhaften Zügen in den fornaldarsagas vergleichen lassen. Aber die Figur des Rognvald und die Beziehung auf die Stadt Hvítabœr sind hiermit noch nicht erklärt. Gewöhnlich wird Hvítabœr mit einem Ort in Schonen identifiziert, aber es ist zu bemerken, daß an der Ostküste Englands ebenfalls eine Stadt Whitby liegt, welche weit bedeutender als die schwedische Ortschaft ist. Es wäre zu erwägen, ob in dieser Sage, welche so viele Verbindungen mit Northumbrien aufweist, nicht gerade diese Stadt gemeint wird.

Rognvald kommt in der Ragnarssaga nur hier vor; der Þáttr kennt ihn gar nicht und in den historischen Quellen wird er nirgends erwähnt. Aber es hat in der northumbrischen Geschichte ein Wikingerführer namens Rognvald im Anfang des X. Jahrh. eine bedeutende Rolle gespielt. Im Jahre 919 eroberte er York und behielt das ganze umliegende Gebiet bis zu seinem Tode 921; da erst gelang es dem König Edward Northumbrien zurückzuerobern. Auch die Krákumál scheinen darauf hinzuweisen, daß die Kriegstaten dieses Wikingerführers mit der Sage von Ragnar verbunden wurden[22].

Es ist deshalb nicht unwahrscheinlich, daß anfänglich die northumbrische Stadt Whitby gemeint war, daß später aber, als die Sage in Skandinavien gepflegt wurde, die Geschichte auf die schwedische Ortschaft gleichen Namens übertragen wurde. Und eine weitere Folge war, daß man nun auch einen Zug gegen den schwedischen König hinzudichtete. Betrachten wir nun die Episode von Eireks und Agnars Kriegszug, so sehen wir, daß die Kuh Sibilia nur eine Rolle im zweiten Teile der Geschichte, in Ivars Rachezug, spielt, während sie im ersten Teile der Erzählung ein ausschließlich dekoratives Motiv ist. Es ist deutlich, daß der Kampf mit dem

21) Sakses Oldhistorie II, 98.
22) Vgl. Neophilologus XIII, 56 ff.

Digitized by Google

schwedischen König ein Ganzes bildet, das nur lose mit den übrigen Ereignissen verbunden ist und daß der zweite Teil eine noch mehr ins Abenteuerliche gesteigerte Variante der Hvítabœr-geschichte ist.

B. Die Wikingerzüge der Loðbróksöhne in Mittel- und Süd-Europa

Der Ragnarssona þáttr (Hauksbók S. 464) enthält über diese Züge eine knappe Notiz, welche fast ganz Geschichte ist. Ja, wir sehen, daß die historischen Quellen viel mehr Ausschmückung zeigen, und wenn wir neben die gedrängte Kürze des þátts die ausführliche Darstellung der Saga legen, so scheint es kaum zweifelhaft, daß der þáttr stark gekürzt hat.

Die Saga betrachtet Ivar als den Führer der Wikingermacht, welche die Mittelmeergestade heimsuchte. Nachdem das ganze Frankenreich erobert worden war, belagert er die Stadt Vifilsborg; anfangs gelingt es Ivar nicht, die Burg zu erobern, aber schließlich öffnet eine Kriegslist ihm die Tore. Von hier ziehen die Wikinger nach Luna, das ihnen sogleich in die Hände fällt. Sie fassen nun den Plan, Rom heimzusuchen, aber ein Pilger mit eisernen Schuhen hält sie davon ab, indem er ihnen aufbindet, daß diese Stadt in allzu großer Entfernung liege. Nun kehren die Räuber nach ihrer Heimat zurück.

Wenn wir diese Erzählung mit der historischen Ueberlieferung vergleichen, fällt es auf, daß trotz einer gewissen Uebereinstimmung im allgemeinen ein erheblicher Unterschied in den Details vorliegt. Ich zähle unter diesen als die wichtigsten auf:

1. Die Eroberung von Vifilsborg wird ausführlich erzählt; die schweizerische Burg gilt als die stärkste und unbezwingbarste aller fränkischen Städte. — Die historische Ueberlieferung hat nichts der Art.

2. Die Eroberung von Luna geschieht ganz prosaisch, während die Chroniken eine schöne Geschichte darüber zu berichten wissen.

3. Die Wikinger wünschen Rom zu erobern, werden aber von einem frommen Mönch davon abgehalten; in der Chroniküberlieferung meint Hasting anfänglich, daß Luna Rom sei, und als er seinen Irrtum einsieht, gibt er seinen Plan, Rom zu gewinnen, auf.

4. Die Führer sind Ivar und seine Brüder statt Hasting und Bjǫrn.

Von größter Bedeutung ist die Tatsache, daß das Interesse der sagenhaften Ueberlieferung sich von Luna nach Vifilsborg verlegt hat. Man kann aber nicht sagen, daß man einfach auf einem gewissen Punkte der Sagenentwicklung den Namen Vifilsborg an Stelle des Namens Luna gesetzt habe, denn die Belagerungen dieser Städte sind in allen Einzelheiten durchaus abweichend. Es hat sich also einmal eine selbständige Tradition in Hinsicht auf die Eroberung von Vifilsburg gebildet, die nachher die Luna-Ueberlieferung verdrängt hat.

Auf die Frage, wo sich diese Vifilsborgsage hat bilden können, kann die Antwort nur lauten: in der Umgegend eben dieser Stadt, und da die Wikinger diese niemals erobert haben, kann es auch keine schweizerische Sage gewesen sein.

Digitized by Google

Hier kann uns das schon erwähnte Itinerarium des isländischen Abtes Nicolaus die gewünschte Aufklärung geben. Er berichtet, daß es von Solothurn eine Tagereise nach Vifilsborg ist, eine große Stadt, bis die Lodbróksöhne sie zerstörten. Es ist das Verdienst Storms, die verschiedenen Sagen, welche sich an den Verfall dieser ehemals blühenden Stadt (Avenches oder Wiflisburg genannt) knüpften, mitgeteilt zu haben[23]. Die bedeutendste Stelle ist die sog. Chronik von Fredegar, wo man liest, daß die Alemannen unter Anführung eines gewissen Wibil die Stadt Aventicum zerstört hatten. Schütte glaubt, daß die Verbindung dieser Sage mit den Loðbróksöhnen von Nicolaus hergestellt wurde, indem er Alemannen mit Askmannen verwechselte. Aber auch in diesem Fall muß es doch eine besondere Veranlassung zu dieser Kombination gegeben haben. Vifilsborg war im Mittelalter ein wichtiger Knotenpunkt von Pilgerstraßen; die skandinavischen Pilger kamen an dieser Stadt vorbei und verblieben dort eine Nacht in einem der für Rompilger errichteten Spitäler. In den Kreisen dieser Menschen fand eine Erzählung von Kriegstaten, welche berühmte Helden ihres Volkes verübt haben sollten, gewiß Anklang. Die Stadt war, wie dort die Ueberlieferung lautete, früher von wilden Barbaren zerstört worden; man wußte, daß die Wikinger in dem fränkischen Reiche entsetzliche Verheerungen angerichtet hatten und die fränkischen Geschichtsbücher nannten als den grausamsten aller Ivar, den Sohn Loðbróks. Das war alles, aber das war genug, um eine Sage entstehen zu lassen, derzufolge die Loðbróksöhne diese Stadt verwüstet haben sollten.

Die Erzählung von Vifilsborg kann nicht schon früh in der Ueberlieferung von den Loðbróksöhnen sich entwickelt haben, denn der Name Wifelsburg tritt nicht eher als im Anfang des 12. Jahrh. auf; in älteren Urkunden wird immer von Wibele oder Wiflisgau geredet[24]. Das macht es ausgeschlossen, daß hier eine ältere fränkische Ueberlieferung die Quelle der Erzählung in der nordischen Saga gewesen ist.

Die andere Stelle in dem Itinerarium, welche für die Sagengeschichte wichtig ist, hat Beziehung auf Luna. In der Nähe liegen die Lunasände, öfters in den Chroniken als die Lunigiana erwähnt; einige sagen, berichtet Nicolaus, daß dort der Schlangengarten war, wo Gunnar hineingeworfen wurde. Man hat nirgends etwas nachweisen können, das diese Notiz bekräftigt. Aber das nimmt dieser Stelle keinenfalls ihren Wert. Es ist auffallend, daß sich an diese Stadt, welche gerade in der fränkischen Geschichtsschreibung mit den Kriegstaten der Loðbróksöhne verbunden war, nicht eine Tradition von Ragnar oder Ivar geknüpft hat; aber als einmal die Nibelungenhelden das lokale Interesse an sich gezogen hatten, mußte natürlicher-

23) Kritiske Bidrag usw. S. 127. Vgl. auch Schütte in Danske Studier 1912 S. 181.

24) Vgl. Förstemanns Namenbuch II, 2, S. 1297.

Digitized by Google

weise die ganze Sage von Lunas Eroberung durch Hasting fortfallen. So begreifen wir, daß Luna in der skandinavischen Ragnarssage unbekannt geblieben ist.

Wenden wir uns nun wieder der geschriebenen Sage zu. Wie bemerkt, geht die Erwähnung des Stifters der Stadt Vifils mittelbar auf Fredegars Chronik zurück. Die weitere Ausschmückung der Geschichte ist ganz in Uebereinstimmung mit dem mittelalterlichen Geschmack. Hierzu gehört das Motiv, daß die Bewohner der bedrängten Stadt zum Spott den Belagerern kostbare Gewänder vorhalten[25], oder die Kriegslist des wandernden Waldes[26]. Der Zug, daß der Pilger seine abgenutzten eisernen Schuhe vorzeigt, um den Wikingern zu beweisen, wie weit Rom noch entfernt sei, kehrt in Erzählungen von sehr verschiedener Art zurück; hier dürfte die Quelle eine christliche Legende gewesen sein[27], da ja auch in der Erzählung von der Eroberung von Vifilsborg der Einfluß von Pilgersagen angedeutet wurde. Wir dürfen deshalb schließen, daß die ganze Partie der Ragnarstradition, welche die Kriegszüge in dem südlichen Europa behandelt, in den Kreisen der Rompilger entstanden ist und daß diese solche Sagen nach dem Norden heimgebracht haben. Das Itinerarium von Nicolaus gibt dafür einen schönen Beweis und zu gleicher Zeit ersehen wir, daß es verschiedene Erzählungen dieser Art gegeben hat, die sich an mehreren Etappen auf dem Pilgerwege nach Rom gebildet hatten. Es sind auch meistens nur ganz schlichte Ortssagen, welche lose für sich bestanden und an geographische Merkwürdigkeiten geknüpft wurden.

Sie müssen an solchen Stellen entstanden sein, wo die skandinavischen Pilger zusammenkamen, und es ist daher verständlich, daß es vorzüglich die großen Knotenpunkte der Pilgerstraßen sind, Avenches und Luna. Es waren dort wahrscheinlich Spitäler, in denen besonders die nordischen Pilger aufgenommen wurden. Das Itinerar erwähnt zu wiederholten Malen Hospize als Endpunkte einer Tagereise. Von Knut dem Großen und Erik Svensson wird erzählt, daß sie besonders für die skandinavischen Pilger Spitäler gestiftet haben[28].

Es waren Mönche, die hier den vorbeiziehenden Pilgern derlei Anekdoten erzählten; das Itinerarium gibt uns einen dürftigen Einblick in diese Sagenwelt, welche wohl an noch mehr Orten auf dem langen Wege von Alborg nach Rom geblüht haben wird. Die schönen Ausführungen Bédier's finden hier eine ganz unerwartete Bestätigung; es wurden zweifelsohne der Pilgerstraße entlang mancherlei Sagen und Legenden erzählt, die allmählich zu literarischen

25) Vgl z. B. F. Jónsson, Lit. hist. II, 793.

26) Die Kriegslist ist ungemein häufig in der Dichtung und in der Wirklichkeit. Für die frühmittelalterliche fränkische Tradition vgl. Gesta Regum Francorum und Aimoin (in der Geschichte des Krieges von Fredegunde und Childebert).

27) Das Motiv finden wir z. B. in der Ahasveruslegende und in einer weitverbreiteten Teufelssage, vgl. Köhler, Kleinere Schriften 1,575.

28) Knytlingasaga c. 17 und 74; P. Riant, Expéditions et Pélerinages des Scandinaves en Terre Sainte an temps des Croisades (Paris 1865), S. 59—60.

Digitized by Google

Bearbeitungen Anlaß geben konnten. Nur ist es zum Unterschied von dem von Bédier gezeichneten Hergang in Frankreich bemerkenswert, aber in Hinsicht auf die besonderen Verhältnisse der skandinavischen Pilger zu den örtlichen Sagen leicht verständlich, daß diese die unterwegs gehörten Erzählungen in ihre Heimat überführten und daß hier erst die literarische Ausbildung stattfand.

C. Die Sage von Ragnar

Es erhebt sich nun die Frage, wie sich die eigentliche Ragnarsage gebildet hat. In der historischen Tradition waren fast keine Anhaltspunkte für weitere Sagenbildung zu finden und merkwürdigerweise blieb der Kriegszug in den Gebieten der Seine ganz außer Acht, als die sagenhafte Ueberlieferung sich entwickelte. In Northumberland entstand eine Sage über seinen Tod, der wiewohl durchaus unhistorisch, sich einer besonderen Beliebtheit erfreut hat. Der Zug Ragnars gegen England und der darauf erfolgte Tod ist der älteste erreichbare Teil seiner Sage.

Was die westnordische Tradition weiter zu erzählen weiß, macht einen recht dürftigen Eindruck. In den meisten Fällen ist er nicht an den Begebenheiten beteiligt und der Erzähler beschreibt ihn zuweilen als ruhig daheim sitzend, während seine Söhne glänzende Siege erkämpfen.

Also bleiben von einer eigentlichen Ragnarssage nur noch die Jugendtaten übrig. Der Kampf mit dem Drachen und die Erwerbung der Þóra Borgarhjǫrtr war die erste Heldentat, sodann folgte das märchenhafte Abenteuer mit Kraka-Aslaug. Es liegt auf der Hand, daß diese nur jüngere Zusätze sind, schnell erfunden, wenn ein Erzähler eine Sage zusammendichten wollte. Prof. Schück hat die Sage von Þóra die heroische Loðbróksage genannt[29]; aber das trifft nur in so weit zu, als man damit andeuten will, daß sich typische Elemente der Heldensage mit der Figur Ragnars verbunden haben; aber man darf es keinesfalls so auffassen, als ob sich um die Person Ragnars jemals eine Heldensage gebildet habe.

Es befremdet, daß Ragnar, der typische Wikingerführer der nordischen Vorzeit, in der Sage fast gar keine Kriegszüge gemacht hat und sogar in einem Versuche, England zu erobern, einen schmählichen Tod findet. Man wußte also gar nichts von ihm zu erzählen. Jedoch als sich die Sage von Ragnar und seinen Söhnen breiter entfaltete, waren Dichter und Sagaschreiber bestrebt, seine Bedeutung zu steigern, indem sie mehrere ganz oder halb ersonnene Heldentaten an seinen Namen hängten. Das bezeugt Saxo Grammaticus nicht weniger als die Krákumál. Ich habe diese Quellen andernorts ausführlich behandelt und weise auf die dort gegebenen Erörterungen hin [30].

29) Svenska Fornminnesföreningens Tidsskrift XI (1902) S. 131 ff.

30) Die Krákumál wurden behandelt Neophilologus XIII, 51—60 und 123—130; Saxos Darstellung in den Acta Philologica Scandinavica II, 115–149.

Digitized by Google

Die Geschichte von Ragnar fängt mit der Sage von Þóra an, welche in der Saga und in den Krákumál auf dieselbe Weise behandelt wird. Die Ursache der festen Ueberlieferung liegt wohl in der Gegenüberstellung dieser ruhmreichen Jugendtat zu Ragnars späterem Tode in der Schlangengrube. Und man darf gerade dieses Zusammenhangs wegen auch wohl annehmen, daß die Erwerbung der Þóra den ältesten Teil der Jugendgeschichte Ragnars bildet.

Die Erzählung ist auf einigen Motiven des Zwei Brüder Märchens[31] aufgebaut, nur wird der Held nicht mittels der ausgeschnittenen Zunge, sondern durch einen Teil der Lanze, der in dem Körper des Ungeheuers stecken geblieben ist, gefunden. Die mit dem Märchen am meisten übereinstimmende Form bietet der færöische Ragnarstáttur, während die Saga einige wenige glücklicke Aenderungen aufweist[32]. Vielleicht hat der Verfasser dieser Geschichte den Verlauf der Ereignisse nur sehr oberflächlich gekannt; es wäre aber auch möglich, daß er das Märchen dem isländischen Geschmack hat anpassen wollen; darauf könnte die Bedeutung der vísa für die Entdeckung des Helden hinweisen.

Der Ausgangspunkt für diese Sagenbildung war natürlich das Verlangen, den wunderlichen Namen loðbrók zu erklären. Es bedeutet ursprünglich nichts anderes als einen rohen, ungeschlachten Wiking, der in zottigen Tierfellen einherschritt[33]. Die Fornaldarsagas haben einen solchen Held zum Typus erhoben; die loðkápa gehört zum gewöhnlichen Attribut[34]. Zuweilen wird dieser kápa eine Art schützender Zauberkraft zugeschrieben, wie in der Anssaga bógsveigis. Aber da Ragnar nach diesem Kleidungsstücke benannt wurde, mußte es damit eine besondere Bewandnis haben und so verlangte die Logik der Sage eine Erzählung, die das erklärte. Wir lesen nun, daß durch eine besondere Behandlung diese Kleidung den Helden unverwundbar machte und es ist sehr bezeichnend, daß in der Darstellung der Saga nicht die Hose den Held gegen das Drachengift schützt, sondern der Mantel[35]. Das beweist wohl am deutlichsten, daß die ganze Geschichte nicht eine ursprüngliche Einheit gebildet hat, sondern recht stümperhaft zusammengeflickt worden war.

31) Grimm Nr. 60; vgl. Bolte-Polivka III, 528 - 556.

32) Vgl. meine Studiën over Færösche Balladen S. 121 ff.

33) Man hat den Namen auch erklären wollen als eine Art volksetymologische Umbildung des englischen Wortes *leoðbroga* (= Leuteschrecker), das eine kenning für Kampffahne war. Da die Stelle in Asser, wo von den Töchtern Loðbróks die Rede ist, gerade von einer Fahne berichtet, so scheint das diese Erklärung zu stützen. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß ein angelsächsisches poetisches Bild für eine Fahne auf einen Wiking übertragen und später mit einer ganz anderen Bedeutung verbreitet wurde. Der Name Loðbrók hat doch nichts Besonderes an sich. Man denke an den Namen Flóki, der eigentlich Zotte bedeutet, oder an Harald Gráfeld.

34) So die Ketilssaga Hængs, FAS II, 132; die Hjálmtérs ok Ǫlverssaga FAS III, 478, 503; die Sturlaugssaga starfsama FAS III, 606.

35) Ragnarssaga S. 118: *Þá kemr blóðbogi milli herða honum ok þat sakar hann eigi, svá hlífa honum klæði þau, sem hann let gjora!*

Digitized by Google

Ragnar behandelt die Kleidung mit Teer und Sand; und doch erzählt die Saga das wieder ganz ungenau; sie berichtet ja, daß Ragnar vor seiner Abfahrt die Tierfelle in Teer kochen läßt und daß er später in Gautland angekommen, sich im Sande umwälzt. Das wird keinen sonderlichen Erfolg gehabt haben. Der Hergang war natürlich dieser, daß er die Kleidung, während der Teer noch flüssig war, in den Sand legte, damit beim Trocknen des Teeres eine asphaltartige Bekleidung entstünde. Die Darstellung bei Saxo ist ganz absurd, denn hier läßt Ragnar die durchnäßte Kleidung beim Eintreten des Frostes von der Kälte erhärten, damit sie undurchdringlich würde. Offenbar liegt hier ein Mißverständnis von Saxo oder dessen Quelle vor, denn es ist wohl nicht anzunehmen, daß hier auf die Vorstellung, derzufolge ein hieb- und stoßfester Berserker *frosinn* genannt wurde[36], Bezug genommen wird.

Wenn sowohl die Saga als die Gesta Danorum nicht die richtige Vorstellung der Kampfkleidung Ragnars haben, so war sie zu jener Zeit etwas durchaus Sagenhaftes. Aber wir dürfen annehmen, daß in einer älteren Zeit die skandinavischen Bauern das Mittel gebraucht haben. Es wird von den kleinrussischen Kaufleuten erzählt, daß sie sich gegen die Pestinfektion zu schützen versuchten, indem sie ihr Hemd und ihre Beinkleider mit Teer bestrichen und diese Kleider Monate lang am Körper behielten. In einem russischen Märchen kämpft ein Held mit einem Drachen, nachdem er zwölf tausend Pfund Hanf in Teer getaucht und sich dann daraus eine Rüstung gemacht hatte[37]. Es ist nicht nötig, hier einen direkten Einfluß des russischen Märchens auf die Ragnarssaga anzunehmen; wir dürfen aus diesem russischen Brauch schließen, daß auch die alten Nordleute dieselben primitiven Methoden gekannt haben. Man wird aber in diesem Detail nicht etwas Heldenmäßiges, sondern eher etwas Bauernhaftes erkennen müssen.

Die Sage von Ragnars Drachenkampf unterscheidet sich noch durch einen anderen eigentümlichen Zug: die Herkunft des Ungeheuers. Ich meine das Motiv der auf dem Golde wachsenden Schlange. Wiewohl es in der orientalischen Märchenliteratur ein ziemlich geläufiger Zug ist[38], wird es in Europa nur selten gefunden. Aus der mittelalterlichen Literatur würde die Silvesterlegende zu nennen sein. Diese erzählt von einem Senator in Rom, der seine Tochter in einen Turm eingeschlossen hatte; einmal brachte man ihr eine Traube, in der ein kleiner Wurm war, der in kurzer Zeit so groß ward, daß er die Jungfrau tötete, und seitdem in einer Höhle als eine Art Abgott von den Römern verehrt wurde, bis Silvester ihn aus seiner Höhle führte und in das Innere des Berges bannte. Diese

36) Vgl. Güntert, Ueber altisländische Berserkergeschichten S. 17.
37) Vgl. Rambaud, La Russie Épique S. 490 und 129.
38) Liebrecht, Zur Volkskunde S. 65ff hat die persische Sage von Ardschir verglichen; die Uebereinstimmungen mit der Ragnarssaga sind aber durchgängig von allgemeiner und unbestimmter Art.

Digitized by Google

Legende bezeugt allenfalls das Bekanntsein unserer Sage in der mittelalterlichen-christlichen Literatur.

Grundtvig hat schon auf die northumbrische Sage „The Worm of Lambton" hingewiesen. Ein junger Bursche versäumte es, an einem Sonntag in die Kirche zu gehen und ging anstatt dessen angeln; er fing aber einen Wurm, schrecklich anzusehen, wie klein er auch war. Er warf ihn in eine Quelle und da wuchs das Tier schnell so stark heran, daß es die ganze Gegend mit Verderben bedrohte. Viele Ritter versuchten es, das Ungeheuer zu töten, aber es gelang keinem, bis zuletzt der Uebeltäter selber, nachdem er auf den Rat einer Hexe einen von Speerspitzen gemachten Panzer angelegt hatte, ihn tötete. Es ist verlockend, in dieser Volkssage, welche in derselben Gegend Englands aufgezeichnet wurde wo auch die Ragnarssage anfänglich gepflegt wurde, die Quelle der Þóra-episode zu betrachten. Dennoch gibt es so viele Abweichungen in Detailzügen, daß die beiden Ueberlieferungen wohl besser als unabhängig zu betrachten sind. Wenn wir aber dieses Märchen in der Silvester-legende und in einer northumbrischen Sage finden, so dürfen wir annehmen, daß es auch einem norwegischen Verfasser bekannt sein konnte, wiewohl es keine Spuren in der späteren Volksüberlieferung hinterlassen hat.

Die Sage ist also entstanden auf die folgende Weise. Der Name Loðbrók sollte erklärt werden. Das geschah durch die Annahme, daß er einen Kampf bestanden habe, worin er in einer auf primitive Weise mit Teer gehärteten Kleidung stritt. Dieser Kampf fand mit einem Drachen statt; das war ja ein Motiv, das man in den alten Heldensagen häufig genug finden konnte. Die besondere Art des Drachens hat man einem Märchen entlehnt; es ist aber auch sehr wohl möglich, daß dieser Zug erst später hinzugefügt wurde.

Diese Erzählung macht den Eindruck, mehr im Geiste der Heldensage als die späteren märchenhaften Episoden zu sein. Auch der Beiname der zu erlösenden Jungfrau, Borgarhjǫrtr, hat Anklang an in der poetischen Edda aufbewahrte dichterische Gleichnisse[39]. Das weist wohl auf eine ziemlich frühe Abfassungszeit dieses Teils der Sage hin. Auf diese Weise war eine poetische Einheit geschaffen, indem Ragnar sein Heldenleben mit einem Drachenkampfe anfing und in der Schlangengrube den Tod erlitt[48].

Im Uebrigen hat die Episode in der erhaltenen isländischen Sagafassung sich dem Geschmacke der späteren fornaldarsaga gefügt.

39) Vgl. Helgakv. Hund. II, 38: eða sa dyrkálfr doggo slunginn er ofri ferr ollom dyrom oc horn glóa við himin sjálfan und Guðr. kv II, 2: eða hjortr hábeinn um hvossom dýrom.

40) Die Bemerkung Schücks in dem Aufsatz „Til Lodbrokssagan" in Svenska Fornminnesföreningens Tidsskrift XI (1902) S. 131–140, später wiederholt in Ill. Svensk Lit. Hist.[3] I, 75, der auf Grund einiger in Oeland gefundenen und aus dem 7. Jahrh. stammenden Bronzeplatten, welche mit Bildern, die er mit der Loðbrókssago in Verbindung bringt, geschmückt sind, ist im Lichte der bisher gewonnenen Ergebnisse, mit Bestimmtheit zurückzuweisen.

Digitized by Google

Wir befinden uns in einem bekannten Milieu, wo Gautland das Märchenland ist, wo sich derartige Abenteuer abspielen. Der Name Herrauðr wird da auch wohl eine willkürliche Erfindung sein[41].

Nachdem die Ragnarssaga den Tod von Þóra erzählt hat, fährt sie mit einer recht märchenhaften Geschichte fort, in der Ragnar Kráka zur Frau nimmt. Längst hat man in dieser Partie eine Variante des Märchens von der klugen Bauerntochter wiedererkannt, aber wie soll man sich nun die Aufnahme dieses Märchens in die Sage von Ragnar erklären? Hier hat ja dieser Wiking das Heldenmäßige ganz abgestreift und wir befinden uns ganz und gar in dem Kreise der volkstümlichen Phantasie. Eine Sage, die nach der heroisch anmutenden Þóra-geschichte unmittelbar in das Märchenhafte verfällt, kann nicht aus einem Guß entstanden sein. In Hinsicht auf diese Episode erheben sich also die Fragen: was war die Veranlassung zur Aufnahme dieses Märchens und wie soll man sich die Kráka-Aslaug Figur in dieser Saga und im allgemeinen in der nordischen Heldensage vorstellen?

Es ist eigentlich nur die Ragnarssaga, welche die Kráka-episode enthält. Der Ragnarssonaþáttr sagt ganz kurz: „Siðan fekk Ragnarr Aslaugar, er sumir kalla Randalín, dottor Sigurðar Fáfnisbana ok Brynhildar Buðladóttur"[42]. Und hiermit wird die Verbindung mit dem Zuge nach Schweden gebildet. Die Skjǫldungasaga berichtet nur, daß Ragnar sich mit Aslaug verheiratete, ohne die Namen Kráka oder Randalín zu nennen, aber ausführlich berichtet sie den Kampf gegen Eystein. Auch Saxo Grammaticus läßt uns hier im Stich, denn er sagt nur, daß Regnerus mit einer gewissen Swanlogha die Söhne Regnaldus, Withsercus und Ericus erzeugt habe.

Indem die Ragnarssaga also den Sachverhalt so darstellt, daß Kráka, Aslaug und Randalin verschiedene Namen für eine und dieselbe Person sind, kennt der þáttr nur die Zweiheit Aslaug-Randalin. Unwiderleglich ist die letztere Vorstellung eine bessere. Denn Randalin deutet Aslaug als Walküre an: sie wird nur so genannt, als sie mit dem Landheere zu dem König von Schweden zieht. Das stimmt auch ganz gut mit einer Genealogie, welche sie mit Brynhild verbindet, deren Walkürennatur in der Sage ja so nachdrücklich betont wird. Ein durchaus anderes Gepräge hat aber die Krákasage, die uns ein schönes und schlaues Bauernmädchen vorführt, an welchem der Held Ragnar auf einem seiner Streifzüge hängen geblieben ist[43].

41) Grundtvig hat die Möglichkeit eines Zusammenhangs mit der Þruðo-episode in Beowulf Vs. 1931ff angenommen; den König Herrauðr vergleicht er mit dem Hæreð des angelsächsischen Gedichtes. Mir scheinen die Uebereinstimmungen zu schwach, um auf sie weitere Kombinationen aufzubauen.

42) Hauksbók S. 459.

43) Wenn B. Sijmons, Versl. en Med. der Kon. Vlaamsche Ac. 1910 S. 583ff die Begegnung von Ragnar mit seiner späteren Frau für historisch erachtet, so kann ich dem nicht zustimmen. Diese Vorstellung, welche schon von vornherein als sehr unwahrscheinlich zu betrachten ist, wird durch die obigen Ausführungen als unmöglich erwiesen.

Digitized by Google

Nun hat auch die Ragnarssaga noch deutliche Spuren, daß die Kráka-erzählung ursprünglich nicht in den Zusammenhang gehört. Anfangs betrachtet Ragnar seine Frau nur als das einfache Mädchen, das er in Spangereid heiratete, und sie enthüllt ihm erst ihr hohes Geschlecht, nachdem er sich mit der Tochter Eysteins von Schweden verlobt hat. In meinen „Studiën" habe ich dargetan, daß die Ragnarssaga gerade in diesem Teile ganz unursprünglich ist und daß der þáttr eine viel geschlossenere Darstellung hat. Wir kommen auf diesem Grund zu dem Ergebnis, daß die Kráka-episode in die Ueberlieferung von Ragnar eingeschoben wurde und daß sie den Zusammenhang zerstört hat. Der Zug gegen Schweden kennt nur eine Aslaug-Randalin und die Figur der Kráka gehört nicht hierher.

Es hat also nur ein Zweig der Ragnarstradition das Krákamärchen aufgenommen. Das Verhältnis zu der volkstümlichen Ueberlieferung des Märchens von der klugen Bauerntochter habe ich in einer besonderen Untersuchung[44] behandelt; ich werde nur in aller Kürze die dort erreichten Resultate mitteilen. Es hat sich aus den Varianten ergeben, daß die Verbreitung des Märchens in Skandinavien äußerst dürftig ist; die letzte Welle der Flut, welche dieses Märchen aus dem Osten durch Europa führte, ist an die Felsen Norwegens verschlagen worden. Es ist also merkwürdig, daß gerade hier das Märchen zum ersten Male und schon in so früher Zeit aufgezeichnet wurde.

Die Erzählung der Saga bietet nur den Eingang des Märchens; die späteren Ereignisse nach der Heirat konnten in der Saga natürlich keinen Platz finden[45]. Es ist natürlich nicht beweisbar, aber doch recht wahrscheinlich, daß der Sagaschreiber niemals mehr als die Anfangspartie gekannt habe. Nun ist aber die Form dieses Teils, wie wir sie in der Saga finden, eine sehr eigentümliche. Abgesehen davon, daß die Saga in der Detaillierung ihre eignen Wege gegangen ist, stimmt auch der Kern des Motivs nicht zu der sonst gebräuchlichen Form. Das Bauernmädchen soll zum Fürsten kommen, indem sie einigen, anscheinend unmöglichen Bedingungen nachkommt. Die Zahl und die Art dieser Bedingungen wechseln in den verschiedenen Varianten des Märchens, aber es gibt einige, welche in so überwiegender Anzahl vorkommen, daß wir diese als die zur Normalform gehörigen betrachten können. Es sind die folgenden: das Mädchen soll kommen, nicht nackt und nicht bekleidet; nicht zu Fuß und nicht zu Pferd; und endlich als die dritte Bedingung eine der folgenden: nicht auf dem Wege und nicht außer dem Wege, oder nicht am Tage und nicht in der Nacht, oder mit einem Geschenk und ohne Geschenk.

44) Die Märchen von klugen Rätsellösern, FFCommunications Nr. 73.

45) In einem Aufsatz in „Maal og Minne" 1917 S. 107 sagt Knut Liestöl, daß unter den Märchenzügen, die in die Saga gekommen sind, auch dieser zu nennen ist, daß Ragnar Aslaug verstoßen will, weil er sie von zu geringer Geburt erachtet. Ich glaube nicht, daß das richtig ist, denn die Verstoßung der Kráka kann aus der Saga ganz anders verstanden werden.

Digitized by Google

Man dürfte erwarten, daß das norwegische Märchen, das ja schon so früh im Mittelalter bezeugt ist, diese Grundform getreu wiedergeben sollte. Die Bedingungen sind hier aber:

1. nicht nackt und nicht gekleidet
2. nicht hungrig und nicht gesättigt
3. nicht allein und nicht mit einem Gefährten.

Wir finden also nur eine Bedingung der Normal-Form wieder. Die zweite Bedingung ist in dem gesamten Material nur spärlich vertreten, am meisten noch in den skandinavischen Ländern, wo die Saga die späteren Volksüberlieferungen beeinflußt hat. Uebrigens begegnen wir dieser Bedingung nur noch in ein paar norddeutschen Varianten und in einzelnen Aufzeichnungen in den romanischen und slavischen Ländern. Die Weise, in der das Mädchen die Bedingung erfüllt, ist in den außerskandinavischen Varianten auch ganz abweichend von der in der Ragnarssaga angeführten. Es ist auch auffallend, daß die Strophe, in welcher Kráka mitteilt, daß sie die gestellten Forderungen erfüllt habe, gerade diese Bedingung nicht nennt[46]:

mangi er mér í sinni,
mitt er bert hǫrund eigi,
fylgi hefi ek full gott,
fer ek ein saman, mínu.

Hier wird aber mit deutlichem Nachdruck die dritte Bedingung erwähnt: zu kommen nicht allein und nicht mit einem Gefährten. Diese fehlt nun gerade in der ganzen volkstümlichen Volksüberlieferung[47]. Kráka löst diese Aufgabe, indem sie einen Hund mitnimmt und das leitet den Gedanken auf eine andere mittelalterliche Erzählung, welche von einem Ritter erzählt, dem sein Fürst die Strafe für einen Frevel erlassen will, wenn er bestimmten Bedingungen nachkommen könne. Es hat auch in der Ueberlieferung eine Vermischung dieser beiden Erzählungen stattgefunden[48] und es wäre also nicht zu kühn, anzunehmen, daß auch dasselbe in der Fassung, welche der Darstellung in der Ragnarssage zu Grunde gelegen hat, der Fall gewesen ist. Die eben erwähnte Geschichte ist überdies schon sehr früh bezeugt; sie wird schon in einer Predigt des Ratherius, welche zum X. Jahrh. gehört, gefunden. Hier ist die Eingangsformel dieselbe wie in den Schwankbüchern[49]; es wird der Befehl erteilt, alle Greise zu töten; nur einer wird von seinem Sohne

46) Auch in dem färöischen Ragnarstátt werden nur diese zwei Bedingungen gestellt, wiewohl in den Zeilen

hon kembur sítt hár og beit í leyk
og byður sin rakka filgja

wieder von der Erfüllung dreier Bedingungen die Rede ist. Vielleicht ist hier eine Strophe ausgefallen, siehe meine „Studiën" S. 151.

47) Die einzige, schwedisch-finnische Variante, welche sie enthält, ist nur eine Nacherzählung der an. Saga.

48) Vgl. FFComm. Nr. 73, III. Teil, Kap. 4, § 1 D.

49) Vgl. Haupts ZfdAlt. VIII (1851) S. 21—22.

Digitized by Google

verschont und verborgen gehalten und später gibt er die Lösung der vom König gestellten Aufgabe.

Wie schon bemerkt, ist die skandinavische Volksüberlieferung sehr dürftig. Aber es fällt auf, daß in den schwedischen Varianten gerade diese Eingangsformel steht, daß der König, um einer drohenden Hungersnot vorzubeugen, den Beschluß faßt, die Greise und Schwachen zu töten. Hier ersehen wir also einen Zusammenhang, auf der einen Seite mit dem soebenerwähnten Kreis von Erzählungen, auf der anderen Seite aber auch mit den mittelalterlichen Chronikberichten über das Fortziehen von Bjorn und Hasting. Es wäre also zu erwägen, ob die Quelle der Kráka-Episode nicht eine aus der Kontamination des Märchens von der klugen Bauerntochter und der Geschichte des verschonten und ratgebenden Greises entstandene Erzählung war. Man darf wohl annehmen, daß die in der Ragnarssaga auftretende Form des Märchens im großem ganzen eine ältere Stufe der Ueberlieferung darstellt, als die weit entwickelteren Formen der heutigen Tradition. Die gesamte skandinavische Ueberlieferung zeigt aber den Einfluß von der im Mittelalter beliebten Erzählung des verschonten Ratgebers, weshalb anzunehmen ist, daß hier eine halbliterarische Tradition vorliegt. In wie weit sie auf eine schon damals sich vorfindende volkstümliche Ueberlieferung zurückgeht, können wir nicht ermitteln. Da aber die spätere Tradition nicht unmittelbar auf die Ragnarssaga zurückgehen kann und auch erheblich von der übrigen europäischen Form des Märchens abweicht, glaube ich eher, daß wir durch die Saga eine der ältesten Formen des Märchens kennen lernen, das also schon früh nach Norden gewandert ist.

Ich kann hier nicht weiter auf die recht verwickelte Geschichte der Entwicklung dieses Märchens eingehen, glaube aber mit Hinsicht auf die Saga eine befriedigende Lösung gegeben zu haben. So läßt es sich auch am besten begreifen, daß die Vorstellung der Ragnarssaga sich so sehr von der gesamten volkstümlichen Ueberlieferung unterscheidet und auch einen so wenig geschlossenen Charakter trägt. Für das letztere nenne ich noch als ein deutliches Beispiel, daß Kráka die erste Bedingung auf doppelte Weise erfüllt: sie wickelt sich nämlich in ein Netz u n d in ihr lose herabfallendes Haar.

Die Kráka-episode hat aber noch mehr Züge, die sich nicht aus dem Märchen herleiten lassen. Ich werde vorläufig die Verknüpfungen mit der Sage von Sigurd und Brynhild unberücksichtigt lassen, aber unsere volle Aufmerksamkeit fordert die Geschichte, welche an die Geburt Ivars geknüpft ist. Nachdem die Heirat zwischen Ragnar und Kráka in aller Feierlichkeit geschlossen war, verweigert diese ihrem Ehegemahl das Beilager für die ersten drei Nächte, weil sie etwas Böses, das bevorstehen könnte, befürchtet. Deutlicher spricht sie es darauf in einer Strophe aus:

heldr ertú bráðr at byrja
þann er bein hefir engi.

Digitized by Google

Und so geschieht es auch: da Ragnar ihrem Begehren nicht willfährt, erfolgt die Geburt eines Sohnes, der statt der Gebeine nur Knorpeln hat.

Die ganze Episode mündet also schließlich in eine Erklärung des rätselhaften Beinamens *inn beinlausi* für Ivar, aus. Das hatten wir auch von vornherein erwarten können; ein solches märchenhaftes Abenteuer wird nicht aufgenommen, falls nicht das Bedürfnis bestanden hätte, etwas Unklares in der Saga zu erklären. Ivars Beiname war unbegreiflich, so erfand man eine eigens darauf zugespitzte Geschichte. Seine körperliche Gebrechlichkeit war die Folge eines Fluches oder einer Nichtbeachtung gewisser Vorschriften.

Alle Schwierigkeiten sind nicht gelöst, wenn wir die Forderung der drei keuschen Ehenächte auf die Geschichte von Sigurds keuschem Beilager zurückführen. Denn wir finden für die eigentümlichen Züge, welche die Ragnarssage charakterisieren, noch keine befriedigende Erklärung. Es ist von der größten Bedeutung, daß wir in einer dänischen Sage eine genaue Variante anweisen können: in seinem IX. Buche der „Gesta Danorum" erzählt Saxo, daß Thira, die Frau des dänischen Königs Gorm, die Ausübung ihrer ehelichen Pflicht aufgeschoben habe, weil sie das Schicksal ihrer künftigen Kinder zu erforschen wünschte. Als aber Gorm einen Traum, der ihm eine Nachkommenschaft zu verheißen schien, gehabt hatte, gab Thira ihren Vorsatz, die Vollziehung der Vermählung aufzuschieben, auf. Die Quelle dieser Sage wird wohl in der fränkischen Chronik von Fredegar zu suchen sein, wo erzählt wird, daß Childerich in der Hochzeitsnacht auf den Beischlaf verzichtet und dafür in einer Vision die Zukunft seines Geschlechtes sieht. Das Abhängigkeitsverhältnis wird dadurch bewiesen, daß in der dänischen Sage die Frau sich zu enthalten wünscht, aber der Mann den Traum bekommt, während bei Fredegar beide eine und dieselbe Person sind[50].

Saxo hat nicht, wie Herrmann behauptet hat[51], dieses Motiv aus der Ragnarsdichtung in die Geschichte von Gorm verschleppt. Der Grund der Enthaltung ist ja hier ganz derselbe, wie in der fränkischen Erzählung, während er in der Ragnarssaga den anderen Verhältnissen gemäß geändert worden ist.

50) Das keusche Beilager ist ein sehr häufiges Motiv und so auch das Verzichten auf die ehelichen Rechte, bis eine Bedingung, meistens kirchlicher Art, erfüllt ist. Das kommt in französischen und deutschen Rittergedichten oft vor, vgl. Schneider, Wolfdietrich S. 288 und Voretzsch, Epische Studien I, 273f. Für die Erklärung dieses Motivs aus primitiven Hochzeitsbräuchen vgl. F. von Reitzenstein, ZfEthn. 1909 S. 655. Daß es in späterer Zeit in Europa noch bekannt gewesen ist, mag aber, wie die häufige Benennung Tobiasnächte andeutet, auf den Einfluß einer interpolierten Stelle im Buche Tobias beruhen, wo (Kap. VIII, 4) in der Vulgata (aber nicht in dem griechischen Text) gesagt wird: tu autem cum acceperis eam, ingressus cubiculum, per tres dies continens esto ab eo, et nihil aliud, nisi orationibus vacabis cum ea. (Vgl. O. Schrader, Reallex. der. indogerm. Altertumskunde[2] II, S. 540), E. Hermann, Indog. Forsch. XVII (1904—5) S. 383 und E. Lehmann, Myter och Sagor S. 102.

51) Vgl. Die Heldensagen usw. II, 625f.

Digitized by Google

Es erhebt sich jetzt die schwierige Frage, wie man darauf gekommen ist, die Kráka-figur in die Ragnarssaga einzuführen. Die ersten Kapitel, in denen erzählt wird, wie sie von Heimir nach Spangereid gebracht wurde, sind natürlich noch jünger als die Aufnahme von Kráka in die Saga. Falls wir einen Augenblick die Vorstellung der Saga als eine einheitliche Erzählung auffassen, so fällt es auf, daß Kráka, später als Aslaug anerkannt, einen ganz besonderen Eifer, um den Tod ihrer Stiefsöhne Agnar und Eirik zu rächen, zeigt. Das ist deshalb so merkwürdig, da ja sonst in märchenhaften Erzählungen die Stiefmutter der Typus einer gehässigen und feindlich gesinnten Hexe zu sein pflegt. Wir lesen nun etwas Aehnliches in der Sage von Eirik dem Beredten, wie sie von Saxo überliefert worden ist. Denn hier ist ebenfalls eine Frau ihrem Stiefsohne besonders gewogen, sogar mehr als ihrem eigenen Sohne. Was nun schließlich den Zusammenhang dieser Sagen, welcher durch das genannte freundliche Verhältnis allein nicht glaubhaft gemacht werden könnte, außer Zweifel setzt, ist die Identität der Namen: in der Ragnarssaga heißen Vater und Stiefmutter Ragnar und Kráka, der Sohn Eirik; in der Sage von Ericus disertus sind die Namen bezw. Regnerus, Craca und Ericus. Um zu bestimmen, welche der beiden Ueberlieferungen die entlehnende ist, müssen wir darauf achten, daß für das freundliche Verhalten der Stiefmutter in der Sage vom beredten Erik eine befriedigende Erklärung gegeben wird durch sein schlaues Erwerben der von Kráka gemachten Zauberspeise. Dieser Zug, der auch in der von Saxo mitgeteilten Fassung der Baldersage wiederkehrt, hat wohl ursprünglich der Eirikssage zugehört[52]. Dagegen steht die Mitteilung der freundlichen Gesinnung Krákas in der Ragnarssaga ganz unvermittelt und sie wird überdies noch stark übertrieben dargestellt: als sie die Todesnachricht ihrer Stiefkinder hört, weint sie Tränen hart wie Hagelkörner . . . . þat hafði engi maðr sétt, at hun hefði tár fellt, hvarki áðr né síðan[53].

Auch die Bedeutung des Namens Kráka weist nach dieser Richtung. Denn Kráka ist in der altnordischen Literatur ein trollkvennaheiti[54]; in der späteren Volksüberlieferung heißt die böse von der Mutter verzärtelte Tochter färöisch Krákudóttir, norwegisch Kraaka[55]. Das stimmt also gar nicht zur Ragnarssaga, wo sie gerade das verachtete Aschenbrödel ist. Falls mit Kráka aber die

52) Vgl. Herrmann II, 333. Ueber das Verhältnis zur Sigurdsage siehe weiter unten.

53) Ob hier das Motiv der Liebe zwischen Stiefmutter und Stiefsohn durchschimmert, wie das Olrik und Herrmann vermuten, bleibt äußerst fraglich. Ich glaube nicht, daß man das aus dem Texte herauslesen darf. Aber das Verhältnis zwischen Stiefmutter und Stiefkindern war in der Sage durchgängig so feindlich, daß ein Ausnahmefall wie dieser wohl sehr nachdrücklich betont werden mußte.

54) Jónsson, Skjaldedigtning I B 660.

55) Herrmann, z.a.S.S. 335. Liestöl, Maal og Minne 1917 S. 107.

Digitized by Google

böse Stiefmutter angedeutet wurde, stimmt das zur Eirikssaga, denn dort ist sie anfänglich ihrem Stiefsohne feindlich gesinnt und wird nur, nachdem er die Zauberspeise gegessen hat, dazu gezwungen ihm weiter zu helfen; durch das Bereiten der Zauberspeise gibt sie sich außerdem deutlich als eine trollkvenna zu erkennen.

Auf Aslaug wurde in der Ragnarssaga die Kráka-rolle übertragen, aber in der Erzählung von dem Rachezuge gegen Eystein konnte sie nicht so genannt werden; nun wurde der Name aufbewahrt für ihre Jugendgeschichte, welche noch erdichtet werden mußte. So wird es begreiflich, daß ein Name, der ursprünglich der bösen Stiefmutter zukam, nun auf das Aschenbrödel überging. Hier zeigt sich nun eine Verdoppelung des Stiefmuttermotivs, indem Kráka die Pflegetochter Grímas ist: jetzt tritt das Motiv auch in der, märchenhaften Erzählungen geläufigen, Form auf.

Wir sind zu dem folgenden Ergebnis gelangt. In der Geschichte von Eirik und Agnar war die Sage vom beredten Erik vorbildlich; im nächsten Kapitel wird das noch des näheren ausgeführt werden. Die Kráka-geschichte wurde hinzugedichtet, um das körperliche Gebrechen Ivars zu erklären: so wurde die Figur der Kráka in einen ganz anderen Kreis von Ragnarssöhnen übergeführt. Wir haben die Vorbilder für die Vorstellung des Fluches als Folge einer Nichtbeachtung von Enthaltsamkeitsregeln in der historischen Tradition gefunden, welche auf fränkische Vorbilder zurückgeht. Das an Kráka geknüpfte Märchen von der klugen Bauerntochter hat eine ursprünglichere Form als die neuzeitlichen Aufzeichnungen und zeigt den Einfluß literarischer Erzählungen.

Zwischen der Ragnarssaga und der Eirikssaga ins málspaka können wir aber noch mehr Uebereinstimmungen aufdecken, welche sich wohl nur auf Detailzüge erstrecken, aber doch durch ihre Zahl an Bedeutung gewinnen. Es sind die folgenden:

1. Ragnar bestreicht seine Kleidung mit Teer und Sand, um den Drachen zu bekämpfen. Eirík bestreicht die Ledersohlen seiner Schuhe ebenfalls mit Pech und Sand, damit er im Kampfe auf dem Eise feststehen könne.
2. Als Ragnar und Eirík nach Schweden abfahren, findet ein unglückverheißender Vorfall statt (hlunroð), aber sie lassen sich dem ungeachtet nicht von ihrem Vorhaben zurückhalten. Beim Verlassen seines Schiffes stolpert Eirík der Beredte und sieht in diesem Fall eine gute Vorbedeutung.
3. Bei der Belagerung von Vífilsborg benutzt Ivar die Kriegslist des wandernden Waldes. So läßt auch Ericus seine Schiffe mit abgeschnittenen Baumzweigen bedecken, sodaß es scheint, als ob ein ganzer Wald dahergeschwommen käme.
4. Während des Rachezuges gegen Eystein von Schweden teilt sich die Kriegsmacht in zwei Teile, deren einer über Land geht, der andere aber über See. Auf der Expedition gegen Norwegen geht Frotho mit einer Flotte, Ericus aber mit einem Landheere.

Digitized by Google

5. Aslaug begleitet als Randalín das Landheer, sie leistet also wie eine Walküre den dänischen Kriegern Hilfe. Auch in der Eiríkssaga tritt Kráka, welche sich übernatürlicher Kräfte rühmt, als Beschützerin ihres Stiefsohnes im Kampfe auf.

Ich möchte die beiden letzten Uebereinstimmungen, welche zu allgemeiner Art sind, um etwas beweisen zu können, beiseite lassen. Die übrigen sind aber nicht alle auf dieselbe Weise zu erklären. So ist in der Ragnarssaga das Bestreichen der ganzen Kleidung mit Teer und Sand ursprünglicher als die Vorstellung der Eiríkssaga, da wir hier ja eine primitive Methode durchblicken zu sehen geglaubt haben. Die Kriegslist des wandernden Waldes in der Ragnarssaga ist in Uebereinstimmung mit den vielen anderen Erzählungen dieser Art, während die List, Schiffe so aussehen zu lassen, weniger zweckmäßig erscheint. Aber der Fall beim Anfang eines kriegerischen Unternehmens als glückverheißendes Vorzeichen aufgefaßt, ist ein bekanntes Motiv geschichtlicher Sagen[56], und wird auch durch das skandinavische Sprichwort *fall er farar heill* gestützt. Die Vorbedeutung an die hlunroð geknüpft kommt, so weit ich sehe, nur in der Ragnarssaga vor.

Wir bekommen also den Eindruck, daß beide Sagen gegenseitig an einander Entlehnungen gemacht haben. Die Eiríkssage ist eine unursprüngliche, aus den verschiedensten Motiven und im Stile der fornaldarsögur ausgebildete Saga[57]; aber wir haben gesehen, daß die Ragnarssaga nicht weniger willkürlich zusammengesetzt wurde. Die nahe Verwandtschaft kann also nur dadurch befriedigend erklärt werden, daß sie in der Periode ihrer Entwicklung neben einander gelebt haben. Man hat mit Recht hervorgehoben, daß die Eiríkssaga einen bäuerlichen Anstrich hat, die Kráka-episode in der Ragnarssaga ist aber auch nicht gerade heldenmäßig. Die Vorliebe für volkstümliche Redegewandtheit in der Saga von Eirík kann man der Erzählung der klugen Kráka gegenüber stellen und noch schlagender ist die Uebereinstimmung mit der Erzählung, die Saxo von Ragnars Jugend gibt, wie dieser nämlich auf dem Thing den Dänen in einer mit Sprichwörtern gespickten Rede einen schlauen Rat erteilt. So weist auch die Fassung der Ragnarssage, welche Saxo vorlag, auf ein gleiches Verhältnis zu der Eiríkssaga.

Dieser Sachverhalt erklärt sich ganz natürlich aus den geographischen Verhältnissen. Die Sage von Ericus ist an die Südwestküste Norwegens geknüpft; die Umgegend des Stavangerfjordes ist der Schauplatz vieler von ihm verübten Heldentaten; dort war auch seine Heimat. In der Ragnarssaga wird gerade die Geschichte, in der besonders Kráka die Heldin ist, mit Spangereid verbunden, also mit einer unmittelbar in der Nähe gelegenen Küstenstrecke. Die später dort aufgezeichnete volkstümliche Tradition beweist, daß diese Lokali-

56) So Haraldr inn harðráði, Wilhelm der Eroberer, Oláf der Heilige und Caesar.

57) Wenigstens in der von Saxo mitgeteilten Redaktion!

Digitized by Google

sierung nicht etwas Willkürliches ist. In diesem Teile Norwegens haben sich die beiden Sagen ausgebildet. Die Behauptung, daß diese Sagas ein isländisches Gepräge haben, scheint mir, falls sie überhaupt aufrecht erhalten werden könnte, nur für die schriftliche Ueberlieferung gelten zu können. Durch die neuesten Untersuchungen Liestöls[58] ist eine norwegische Sagentradition als bewiesen zu erachten.

Für die Sagenentwicklung im südlichen Norwegen sprechen noch andere Umstände. Die Episode der Kuh Sibilia, für welche mehrere Parallelen in der Sagaliteratur zu finden sind, unterscheidet sich von diesen allen dadurch, daß hier einem unschuldigen Tiere, wie einer Kuh, eine schreckliche Kraft zugeschrieben wird. Das wird von Gudmund Schütte[59] mit der Kuhverehrung in Verbindung gesetzt, welche es früher in Skandinavien gegeben haben soll. Der uns überlieferte Fall nimmt nun gerade auf West-Norwegen Bezug[60]: König Ǫgvald soll auf der Insel Karm einer Kuh geopfert haben.

In der Gautrekssaga wird von Refr, dem Sohn des Rennir auf Rennisey, einer Insel im Stavangerfjord, erzählt, daß er in England am Hofe Ellas verweilt habe. Natürlich ist das Auftreten dieses northumbrischen Königs auf Einfluß der Ragnarssaga zurückzuführen, aber auch hier erklärt sich dieser Einfluß am leichtesten dadurch, daß in diesem Teile Norwegens die Sagen von Refr rygski und Ragnar neben einander bestanden.

Vollständigkeitshalber erwähne ich hier die Berührungen mit den Sagen von Sigurd und von Hadding, welche im weiteren Verlaufe der Untersuchung zur Sprache kommen werden. Die Haddingssaga, welche ebenfalls von einem berühmten Wiking, dem mehrfach genannten Hasting, handelt und die ihrerseits mit der südnorwegischen Ǫrvar-Oddssaga zusammenhängt, beweist eine reiche Sagenpflege in diesen Gegenden[61]. Es wurden hier einheimische Heldenfiguren in Sagen verherrlicht, aber man hatte nicht weniger Interesse für die alten Wikingerhelden. Das Heldenideal des Wikingerzeitalters feierte hier wohl seine schönste Wiedererstehung.

Es ist nun an der Zeit, die Episode der Züge gegen Eystein von Schweden zu untersuchen. Wir haben schon bemerkt, daß einige Motive in der Sage vom beredten Erik wiederkehren und dorther entlehnt zu sein scheinen. Das wird noch dadurch bekräftigt, daß in diesem Teile der Ragnarssaga Personen auftreten, welche der eigentlichen Geschichte der Ragnarssöhne völlig fremd sind. Sie ist also als eine ganz für sich bestehende Episode zu betrachten.

Von den Brüdern Eirík und Agnar ist der erstere der eigentliche Held der Erzählung. Agnar hat nur die Rolle des tapfer sterbenden Helden; Eirík aber zeigt außerordentlichen Mut und Todesverachtung,

58) Norske Ættesogor, Oslo 1922.
59) Dänisches Heidentum S. 89.
60) Heimskringla I, 377.
61) Siehe Verf. in Germ.-Rom. Monatsschrift XV, S. 81—100.

Digitized by Google

indem er die Tochter des Königs ablehnt und sich selbst die Wahl seines Todes bestimmt. Das ist alles nun wohl recht heldenmäßig, aber charakteristisch ist es nicht. Das ist aber wohl das Verhältnis zwischen ihm und seiner Stiefmutter Kráka und der Sagaschreiber hat dies noch überdies nachdrücklich betont, indem er Kráka ungerührt sein läßt bei der Todesnachricht ihres eignen Sohnes Rǫgnvald, aber tieferschüttert wegen Agnars und Eiríks Tod. Die Farben sind hier ziemlich hell aufgetragen; auch weiß man nicht, was diese Szene eigentlich bezweckt.

Es ist möglich, daß Agnar, der in der Sagaüberlieferung eine untergeordnete Rolle spielt, einmal viel bedeutender gewesen ist. Darauf könnte hinweisen, daß er in einigen Quellen neben den gewöhnlichen Ragnarssöhnen erwähnt wird, was mit Eirík niemals der Fall ist. Im Háttalykill wird Ivar als Agnars Bruder bezeichnet, in der 17. Strophe der Krákumal wird erzählt, daß Agnar von einem gewissen Egil in einem mörderischen Kampfe getötet wurde. Man könnte sich denken, daß dieser Egil hier an die Stelle Eysteins getreten ist, aber es wäre doch auch wohl möglich, daß es eine Sagenfassung gegeben habe, in der der Gegner Agnars Egil geheißen hat. Dieser Agnar wäre da vielleicht die Hauptperson einer besonderen Erzählung, die in der späteren Sagentradition nicht aufgenommen wurde.

Auch in der Sage von Hrólf Kraki wird ein Agnar genannt. Er wird als ein Berserker beschrieben und man darf, wie R. C. Boer gezeigt hat[62], aus den Quellen ableiten, daß er gewagt hat, um die Hand der Tochter des Königs anzuhalten und dieser Frechheit wegen von Bjarki getötet wurde. Da auch der Agnar der Ragnarssaga in einem Unternehmen auftritt, wo um die Hand einer Königstochter gekämpft wird, besteht hier zwischen diesen Sagen eine gewisse Uebereinstimmung. Der Agnar der Hrólfssage ist lachend gestorben und hierdurch wird man wieder an das „ridens moriar" der Ragnarssage gemahnt. Endlich wird in beiden Sagen ein Kampf gegen ein zauberhaftes Tier beschrieben; der Eber aber in der Hrólfssaga ist ganz den alten Anschauungen über das Leben der Seele und dem fylgja-Glauben gemäß, während die Kuh Sibilia etwas Fabelhaftes hat.

In der Hrólfssage ist die Figur von Agnar nicht ursprünglich. Der Berserk, der die Tochter des Königs heiraten wollte und deshalb getötet wurde, hatte anfänglich keinen Namen. Erst in einer jüngeren Ueberlieferung wurde ihm der Name Agnar beigelegt und das Motiv aufgenommen, daß er lachend gestorben sein sollte. Dieser Name und dieses Motiv gehören allem Anscheine nach aber wohl zu der Ueberlieferung von Ragnar. Hier hat die Hrólfssage also aus der Ragnarssage entlehnt.

Ich denke mir den Hergang der Entwicklung so: Es hat einmal eine Sage von Agnar bestanden, in der er zu den Ragnarssöhnen gerechnet wurde. Wo diese entstanden ist, in Northumberland oder in einer anderen der englischen Wikingerkolonien, läßt sich nicht mehr

62) Siehe, auch für das folgende, Boer, Aarböger 1922 S. 221 ff.

Digitized by Google

bestimmen. In der Zeit, da die Ragnarssage in Skandinavien gepflegt wurde, hat man aber seiner Geschichte kein besonderes Interesse entgegengebracht. Sein Name wurde in der Hrólfssage aufgenommen und dort entwickelte sich eine Agnar-sage mit einem ganz abweichenden Charakter. Diese hat wieder in einigen Punkten auf die Ragnarstradition zurückgewirkt (Kampf um eine Königstochter, Auftreten der Zauberkuh), aber es scheint, daß neben der Agnarsage in der Ueberlieferung von Hrólf Kraki eine Agrarsage in der Geschichte von den Ragnarssöhnen nicht bestehen bleiben konnte. Er mußte vor anderen Sagenfiguren weichen und hatte nichts mehr zu tun als tapfer zu sterben.

Wohl wird der Zug Ivars nach Schweden als eine Rache für den Tod Agnars und Eiríks betrachtet, aber das kann eine jüngere Umbildung sein, da ja Agnar seine Rolle hat aufgeben müssen und Eirík in diese Sage neu eingeführt worden ist. Der Gedanke, daß die Hand einer Königstochter der Einsatz des Kampfes war, kann durch die Hrólfssage angeregt worden sein, wiewohl zugegeben werden muß, daß man leicht auf diesen Einfall kommen konnte. Daß in dieser norwegischen Sage Schweden als das feindliche Land betrachtet wurde, befremdet nicht; ohnehin war Schweden ein in den fornaldarsǫgur beliebtes Land, wo Abenteuer auszurichten waren: das haben wir schon in Hinsicht auf die þóra-episode bemerkt.

Der schwedische König wird Eystein genannt. Dieser Name ist wohl frei erfunden; er gehört zum typischen Bestand der fornaldarsǫgur[63].

Zwischen den Erzählungen von Eiríks Tod in der Saga und von Hvidserks Tod bei Saxo besteht eine so große Uebereinstimmung, daß man sie Varianten derselben Sage nennen kann. Und auch die Figur des Hvidserk finden wir in der Hrólfssage wieder. Dieser wurde, wie wir bei der Behandlung von Saxos Ragnarsage des ausführlicheren behandelt haben, der Held einer selbständigen Erzählung, welche Motive aus der Geschichte von den Kämpfen der Wikinger im Osten Europas aufnahm. Aber aus den Beziehungen zwischen den Erzählungen von Eirík und von Hvidserk und aus dem Verhältnis dieser beiden zu der Hrólfssage ergibt sich, daß die Entwicklung dieser Abschnitte der Ragnarssage zeitlich und örtlich zusammengehören.

Aus alledem folgt, daß wir in der Geschichte von Agnar und Eirík kein altes Sagengut erblicken können; sie gehört zu einer ziemlich jungen Schicht der Sagenbildung und wurde auf willkürliche Weise aus allerhand Motiven zusammengestoppelt. Die Verknüpfung mit der übrigen Saga bestätigt diese Auffassung, denn die Aufstachelung der Söhne durch die Mutter ist wohl eine Nachahmung der Szene, wo ihnen der Bote Ellas den Tod ihres Vaters mitteilt: auch hier besteht eine Abneigung gegen die Rache, welche aber durch Aslaugs aufreizende Rede überwunden wird.

Während die Hvidserk-sage den Eindruck macht, ein selbständiger þáttr gewesen zu sein, läßt sich dasselbe nicht von der

63) Vgl. F. R. Schröder, Hálfdanarsaga Eysteinssonar S. 10.

Digitized by Google

Geschichte von Eirík und Agnar behaupten. Der Einfluß verschiedener Sagen dringt hier so tief ein, daß etwas Eigenes nicht auszuschälen ist. Es ist also anzunehmen, daß sie innerhalb der Ragnarstradition als ein Teil der Sage gezeitigt wurde. Die übergroße Zahl der Strophen weist schon auf eine junge Entstehungszeit hin. Sie gehören wohl zu der allerjüngsten Schicht der in der Ragnarssaga überlieferten Strophen. Das geht aus einer, ganz den skaldischen Regeln der Alliteration zuwiderlaufenden Zeile *mǫgum sínum til gegja* hervor. Die Prosa ist aber noch jünger als die Strophen, denn sie hat, wie wir das bei der Betrachtung der Saga-überlieferung bemerken werden, sie falsch verstanden. Die schriftliche Tradition hat diesem Teile eine mehr sagamäßige Form geben wollen, indem sie die Strophen paraphrasierte und sie in die Erzählung einbettete.

Die Weise, auf welche die Ragnarssaga auf uns gekommen ist, liefert ein beredtes Zeugnis von der nahen Verbindung, die zwischen der Ragnarstradition und der Sigurdsage eingetreten ist: die Saga wird einfach als eine Fortsetzung der Vǫlsungasaga betrachtet und dieser angehängt. Eine enge genealogische Verbindung ist auch zwischen beiden Sagenfiguren gebildet worden. Es gibt aber auch mehrere Züge in der Erzählung von Ragnar und dessen Söhnen, die auf den Einfluß der Nibelungensage hinzudeuten scheinen.

An erster Stelle muß die Vorstellung von Ragnars Tod als ein Beispiel dieses Einflusses genannt werden. Das chronologische Verhältnis stellt es außer Zweifel, daß hier die Ragnar-Ueberlieferung der entlehnende Teil ist, denn wir begegnen diesem Motiv schon in den Atliliedern, welche bis in den Anfang des 10. Jahrh. zurückreichen. Was war nun die Veranlassung zu dieser Uebernahme des Motives, daß der Held in eine Schlangengrube geworfen wird, in die Sage von Ragnar? Falls man die genealogische Verbindung als eine früh entstandene annimmt, so ist die Erklärung sehr leicht, denn nun konnte ja die ziemlich reichentfaltete Sage von den Nibelungen auf die dürftige Ragnarsage übertragen werden. Aber die Entwicklung ging gerade umgekehrt: erst nachdem schon verschiedene Berührungen stattgefunden hatten, entwickelte sich das genealogische Verhältnis.

Das Motiv ist nicht einheimisch skandinavisch. In den germanischen Rechtsaltertümern wird diese Strafe nicht erwähnt[64]; bei den Römern war es aber eine sehr häufige Strafe, die Gefangenen wilden Tieren vorzuwerfen. Aber noch näher liegt es, hier zu denken an Erzählungen von dunklen und feuchten Turmverließen, wo allerhand scheußliches Ungeziefer umherkroch. Petsch hat auf die Sage, welche an die Soesterpfalz geknüpft war, hingewiesen und eine Schenkungsurkunde des Kölner Erzbischofs Philipp von Heinsberg aus dem Jahre 1178 mitgeteilt, in der dieser Schlangenturm mit lebhaften Farben geschildert wird[65]. Es nimmt deshalb nicht Wunder, daß eine

64) Vgl. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer II, 286.

65) Petsch, Beiträge 41 (1916) S. 171 ff. Die Urkunde lautet: Concessimus palatium sive turrim in Susatia iuxta veterem ecclesiam . . . . domus,

Digitized by Google

solche Todesart in Heiligenlegenden mehrere Male auftritt. Nun wurde, wie uns das Itinerar des Abtes Nicolaus lehrt, in der Stadt Luna eine Grube gezeigt, wo Gunnar diesen qualvollen Tod gelitten haben sollte. Weil Luna auch in der Sage von den Wikingern eine Rolle spielte und also mit den Ragnarsöhnen verbunden war, kann hier eine Vermischung einer ursprünglich von Gunnar erzählten lokalen Sage mit den Ueberlieferungen von den Ragnarsöhnen stattgefunden haben. Ich glaube also, daß diese Erzählung von Ragnars Tod, welche wohl zu merken in der northumbrischen Ueberlieferung gänzlich unbekannt ist, in den Kreisen der Rompilger entstanden ist.

Aber damit war eine Uebereinstimmung zwischen den Sagen von Ragnar und den Nibelungen geschaffen, welche den Weg zu weiteren Entlehnungen öffnete. Ich habe schon das Motiv des keuschen Beilagers behandelt und nachgewiesen, daß es aus fränkischen und dänischen geschichtlichen Sagen herzuleiten ist; es soll hier aber noch betont werden, daß die Uebereinstimmung dieser Erzählungen mit der Sigurdsage keinem verborgen bleiben konnte, weshalb auch die Geschichte von Gorm und Thira das bloße Schwert zwischen den Geliebten erwähnt.

Die Auffassung der Aslaug als einer Kampfjungfrau ist wohl in Uebereinstimmung mit dem Stile der fornaldarsǫgur, das Vorbild der Brynhild kann auch von Einfluß gewesen sein. Von weit größerer Bedeutung ist der Zug, daß Aslaug von drei Vögeln erfährt, was Ragnar auf seiner Reise zu Eystein verabredet hatte, ganz wie auch Sigurd einmal von drei Vögeln gewarnt wurde. Als erstes Jugendabenteuer besteht Ragnar einen Drachenkampf, wie auch Sigurd seine Heldentaten mit der Erschlagung von Fáfnir angefangen hat.

Eine Berührung in so vielen Punkten und in Teilen der Sage, welche zu verschiedenen Schichten der Sagenbildung gehören, kann nicht durch einen einmaligen Einfluß der Sigurdsage erklärt werden, sondern beide Traditionen müssen längere Zeit neben einander gelebt haben und so allmählich zusammengewachsen sein. Wir haben schon bemerkt, daß die Ragnarsage in Südnorwegen ausgebildet wurde. Hier ist der Einfluß der Nibelungensage leicht erklärlich, da von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit dort ein lebendiges Interesse für diese Sagenhelden bestanden hat. Die schon so früh entstandenen Atlilieder gehören dem südlichen Norwegen an[66] und hier wird für die spätere Zeit eine kräftige Volksüberlieferung durch das Lied von Sigur Svein bezeugt[67]. In diesem Zusammenhang ist es von Bedeutung, darauf hinzuweisen, daß die Sigurdsage auch auf die Sage vom beredten Erik Einfluß ausgeübt hat, wie man leicht ersehen kann aus der Vergleichung des Motives der von Kráka bereiteten Schlangenspeise mit der Erzählung von dem gebratenen Herzen Fáfnirs.

quae pridem fuerat animalium immundorum atque omnis generis reptilium latibulum cyconiarum, milvorum, cornicum, picarum et hirundinum atque omnium prorsus volucrum nidus sive receptaculum.

66) Vgl. R. C. Boer, Die Edda II, 328.

67) Vgl. Verfasser in der Zeitschrift „Edda" XIX, 144—198.

Digitized by Google

Für die Auffassung, daß die genealogische Verknüpfung der Geschlechter Ragnars und Sigurds nur die letzte Stufe eines allmählichen Zusammenwachsens sei, spräche jedenfalls noch die Tatsache, daß es in der ursprünglichen Tradition keinen einzigen Anhaltspunkt gegeben hat, um diese Sagen mit einander genealogisch zu verbinden.

Bei der Betrachtung der Aslaugfigur ist die spätere Balladentradition von besonderer Bedeutung. Sie ermöglicht etwas tiefer in die Entwicklung einzudringen, als die Saga das gestattet. Ich hebe zunächst hervor, daß die Strophen 177—178 des färöischen Brinhildtátts erzählen, daß Aslaug nach ihrer Geburt in das Wasser geworfen wird und später an das Land getrieben kommt, wo sie gefunden wird. Es läßt sich fragen, ob hier eine ältere Form der Aslaugsage vorliege.

Das haben Neckel und de Boor mit großer Entschiedenheit bejaht[68]. Ersterer bemerkt, daß die färöischen Lieder nicht auf die Vǫlsungasaga zurückgehen können, sondern daß „die Aslaugfabel der Vǫlss. und Ragns. offenbar die des Brinhild voraussetze". In einer älteren Form der Sage hätte also Brinhild im Groll gegen Sigurd die neugeborene Asla im Fluß aussetzen lassen. Dieses ist deutlich ein märchenhaftes Motiv, das, sonderbar genug, auch in der norddeutschen Form der Sigurdsage gefunden wird[69]. Aber da auch dieses Motiv nicht ursprünglich genannt werden kann, so läßt es sich fragen, ob die Aslaugfabel jemals für sich gestanden habe.

Man kann die folgenden zwei Möglichkeiten erwägen:

1. Aslaug-Kráka war die Frau Ragnars, mit der das Märchen der klugen Bauerntochter verknüpft wurde. Als man Ragnar mit den Nibelungen zu verbinden suchte, fand man für Aslaug einen Platz in der Genealogie. indem man sie zu Sigurds Tochter machte[70].
2. Die Sigurdsage kannte schon die Aslaugfigur und sie wurde in die Ragnarssage übertragen.

Die erste Möglichkeit kann gar nicht in Betracht kommen. Denn wenn wir die Entwicklung so auffassen, bleibt unerklärt, wie die Aslaugfigur in die Ragnarssage gekommen ist, da ja die Geschichte

68) Neckel in der Besprechung meines Buches „Studiën over Færöische Balladen", Z. f. d. Alt. LVII und de Boor, ebenfalls in einer Anzeige in der Z. f. d. Phil. XLIX, S. 104—114.

69) De Boor, Arkiv 36 NF32 S. 293 glaubt umgekehrt, daß hier eine ältere Aslaugsage von nordischer Herkunft auf die Sigurdsage, welche norddeutsch war, Einfluß ausgeübt habe. Wie wäre es da möglich, daß die deutsche Sigurdsage aus dieser nordischen Aslaugfabel nur dieses, überdies so allgemeine, Motiv entlehnt hätte und weiter die Aslaugfigur selbst ganz beiseite gelassen hätte? Die Erklärung de Boors ist gewiss zu gekünstelt und scheint nur gefunden zu sein, um die Auslaugsage möglichst alt erscheinen zu lassen.

70) De Boor, Arkiv ibid. S. 294 hat eine andere Erklärung: Aslaug dürfte zuerst in einer poetischen Gestaltung der Ragnarssage als Sigurds Tochter aufgetreten sein. Sie ist dann in junge Lieder von Sigurd und der erlösten Jungfrau, vielleicht auch in das Falkenlied übernommen worden. Natürlich hängt die Voraussetzung, daß man dem Ragnar eine Aslaug Sigurdstochter zugedichtet haben sollte, ganz in der Luft.

Digitized by Google

von ihr schweigt; wir begreifen auch nicht, wie man auf den sonderbaren Gedanken kommen konnte, diese Aslaug gerade an die Heirat Sigurds und Brynhilds zu knüpfen. Demgegenüber ist die zweite Voraussetzung durchaus wahrscheinlich: eine jüngere, abenteuerliche Sagenpflege hat das keusche Beilager von Sigurd und Brynhild mit wenig Ehrfurcht behandelt[71]. Man hat erzählt, daß eine Tochter Aslaug geboren wurde. Als man von der Ragnarssage aus eine Brücke zu der Nibelungensage schlagen wollte, war diese Aslaug ganz dazu geeignet, in die Rechte von Ragnars Frau zu treten. Sie wurde als ein verlassenes, von Pflegeeltern erzogenes Mädchen dargestellt. Da aber die Sage keinen weiteren Inhalt für die Ragnarstradition abgeben konnte, wurde das Märchen von der klugen Bauerntochter mit Aslaug verbunden.

De Boor hat noch andere Zeugnisse für die Figur der Aslaug beigebracht[72]. Ich werde sie hier zusammenstellen:

1. In Brinhild Str. 176 – 180 wird die Geburt von Asla erzählt; sie wird auf das Meer gesetzt.
2. Es gab ein färöisches Lied, das dasselbe erzählte, nach P. E. Müller, Sagabibl. II, 481, wiederholt von Grundtvig DgF I, 329.
3. Die Dvorgamoylieder erzählen, daß Sigurd eine Frau besuchte, die Asla oder auch Aldiruna heißt.
4. In den letzten Strophen der Reginsmál wird erzählt, daß Sjúrður eine Aldiruna besucht.
5. In der dänischen Vise Karl og Kragelil nennt sich Kráka schließlich mit ihrem richtigen Namen Adelrun.

Diese verschiedenen Zeugnisse sind von großer Bedeutung für die Beurteilung der Aslaugepisode. Denn wir lernen daraus, daß Aslaug und Adelrun nebeneinander gestanden haben. De Boor hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß wir in diesen Erzählungen Varianten der Sigrdrifasage zu sehen haben. Er hat den Namen Aldiruna auch ganz richtig mit der Runenweisheit der erlösten Jungfrau zusammengestellt. Die Dvorgamoylieder bewahren an diese Erlösungssage noch eine dunkle Erinnerung. Mithin wäre Aldiruna ursprünglich die Frau Sigurds. Wie steht es nun mit dem Namen Asla oder Aslaug? Er ist ein mit As- zusammengesetzter Name und könnte also die Frau als eine Asentochter andeuten. Das würde zu der Sigrdrifafigur passen. Auch im färöischen Odinslied heißt eine Tochter Odins Asla. Wir können also schließen, daß es ein altes Lied gegeben habe, in dem die von Sigurd erweckte Jungfrau Aldiruna hieß; aber dieser Name wurde als eine Nebenform betrachtet neben einem mehr menschlichen Namen Aslaug, der die Jungfrau als Walküre andeuten sollte. Die unter 3 und 4 angeführten Lieder halten die Erinnerung an dieses Lied fest. Aber auch das dänische Lied bewahrt noch einen Anklang an diese Sage und wir dürfen also wohl

71) Vgl. meine Studien S. 164.
72) Vgl. Arkiv 36 NF32 S. 263f und 293f; Z. f. d. Ph. 49 S. 113f.

Digitized by Google

annehmen, daß der Name Aldiruna auch in ihrer norwegischen Quelle gestanden hat.

Nun tritt die Aslaug in der zweiten Reihe der Zeugnisse als Sigurds Tochter auf. Es hat also eine Verschiebung stattgefunden. Die Erklärung ist vielleicht die folgende: Nach der Kodifizierung der Edda war die Sigrdrifaform die vorherrschende geworden und die Aslaug-Aldirunaform war in den Hintergrund geschoben und blieb vielleicht auf Norwegen beschränkt. Als man nun den Gedanken weiter zu entwickeln anfing, daß aus der Vereinigung von Sigurd und Brynhild eine Tochter geboren wurde, so konnte man an die aus der verdunkelten Aslaug-Aldirunasage freigekommene Figur von Aslaug denken. Ob das in einem Lied besungen, oder nur in prosaisch-genealogischer Sage weitergeführt wurde, läßt sich nicht ermitteln. Jedenfalls war die Aslaugfigur anfänglich ganz ohne Inhalt. Das verlorene färöische Lied erzählt von ihr eine Geschichte, die deutlich aus jüngeren Motiven zusammengesetzt ist. Osla schwimmt in einer Kiste an Land und wird von einem armen Manne namens Kraaka erzogen. Sie wurde schlecht behandelt, da sie schöner war als seine eigene Tochter. Der König des Landes, der verwitwet war, wollte nur die heiraten, der die Kleider der toten Königin passen würden. Da das mit Osla der Fall ist, wird sie die Königin und als man ihr ihre geringe Herkunft vorhält, zeigt sie den Brief, den ihre Mutter in die Kiste gelegt hatte, und da diese noch lebt, wird sie von ihr wiedererkannt.

Es ist deutlich, daß sich diese Erzählung gar nicht mit der Krakasage der Ragnarssaga verträgt. Denn erstens ist die Weise, wie das Mädchen in das fremde Land kommt, viel altertümlicher und zweitens stimmt diese Form der Kleiderprobe nicht zu dem Märchen der klugen Bauerntochter. Man sieht deutlich, wie der scheinbar befriedigende Zusammenhang in der Saga nur die Folge einer späteren Zusammenschweißung zweier vollkommen verschiedener Sagen ist. Diese ältere Aslaugsage, die natürlich in dem färöischen Liede mit neuen Märchenzügen ausgeschmückt ist, hat den Zug des Anschwimmens aus der Sigurdsage entlehnt; der Zug der passenden Kleider ist ein Märchenmotiv, dem wir in mehreren Fassungen von Allerleirauh begegnen[73]. Ich glaube, daß wir hier die Urform der Aslaugfabel vor uns haben und es weist nichts darauf hin, daß die Verbindung mit Ragnar schon in dieser Form stattgefunden habe. Sobald man aber Ragnar mit dem berühmten Drachentöter Sigurd verbinden wollte, wurde diese Geschichte aufgenommen und das konnte leicht geschehen, da schon die Þórasage eine Nachahmung des Drachenkampfes Sigurds war. Die Aslaugfabel paßte also leicht in diesen Zusammenhang.

Daneben hat sich aber in Südnorwegen, auf die oben besprochene Weise, eine zweite Krákasage gebildet, welche die Weisheit der Sigrdrifa als neues verwertbares Motiv gebrauchte. Denn die

73) Vgl. Bolte-Polívka II, 45 ff, Cosquin, Études Folkloriques S. 3 usw.

Digitized by Google

andere Geschichte gab der Aslaug eine doch allzu passive Rolle. So bald sie aber durch ihre eigene geistige Veranlagung Ragnars Frau wurde, hatte das Kleidermotiv keine Bedeutung mehr und es wurde deshalb seiner entscheidenden Kraft beraubt. Da es aber die Verbindung mit der Þórasage bildete, konnte man es auch nicht ganz fortlassen. Auch in dieser Hinsicht macht der färöische Ragnarstáttur einen altertümlicheren Eindruck als die Ragnarssaga, daß er das Motiv noch in größerer Blüte zeigt, denn bevor Tóra stirbt, gibt sie dem Ragnar den Rat, nur das Mädchen zu heiraten, dem ihre Kleider passen würden. Und wenn der Ragnarssonaþáttr und Saxo über die Krákageschichte nichts zu erzählen wissen, darf man daraus schließen, daß Kráka in diesem Zweig der Überlieferung noch eine passivere Rolle hatte. Die Quelle des ersten Teiles des Ragnarstátts, das norwegische Lied, würde somit auf diese ältere Saga zurückgehen.

Die Reihenfolge der Überlieferungen wäre also auf die folgende Weise zu bestimmen:

1. Altes Lied von Sigurds Erlösung einer Jungfrau Aldiruna-Aslaug. (Daneben das Lied von Sigrdrifa, das in der Überlieferung den Sieg errang.)
2. Aslaug wurde aufgefaßt als Tochter von Sigurd und Sigrdrifa-Brynhild.
3. Alte Aslaugsage, wie sie durch das verlorene färöische Lied bezeugt wird. Daraus Brinhild Str. 176—180.
4. Verbindung mit der Ragnarssaga, indem die Kráka-Aslaugfabel die Fortsetzung der Þórasage wurde. Das stand in einer älteren Sagenform, auf welche Saxo und der þáttr, aber auch die norwegisch-färöische Liedtradition zurückgehen.
5. Aufnahme einer parallelen Sage von Aslaug, welche das Märchen der klugen Bauerntochter behandelt hatte. Verschmelzung dieser beiden Formen zu einer Saga.
6. Weitere Ausbildung der Vorgeschichte durch die Aufnahme Heimirs und das Harfenmotiv. Literarische Verbindung der Vǫlss. und Ragns.

Die Wikingersage hat Motive aus der Heldensage entlehnt, aber die Folge war wieder, daß die Sagen einander sehr ähnlich wurden. Eine besondere Veranlassung zu der genealogischen Verbindung brauchte es nicht zu geben, sie konnte auch ganz von selbst entstehen. Dennoch möchte ich in dieser Hinsicht der Figur des Sigurðr ormr í auga eine gewisse Bedeutung zuschreiben. Diese ist ja ganz aus den Voraussetzungen der Ragnarstradition zu erklären. Die altnordische Poesie betont öfters den scharfen Blick der Sagenhelden, indem dieser mit dem hypnotisierenden Auge der Schlange verglichen wird[74]. Ob

74) Reichborn-Kjennerud, Maal og Minne 1923, S. 26 Fußnote 2 denkt an eine Art Augenkrankheit, was wohl nicht das Richtige treffen wird. Vgl. noch Hertz, Gesammelte Abhandlungen S. 173: serpentum more nictantes oculos.

Digitized by Google

nun Sigurðr ormr í auga diesen Beinamen von Anfang an hatte oder ihn nach dem Vorbilde des berühmten Drachentöters bekommen hat, ist nicht zu entscheiden, tut aber auch nichts zur Sache. Denn sobald der Zusammenhang zwischen ihm und dem Helden der Nibelungensage, der auch *fráneygr* genannt wurde, deutlich fühlbar war, war ein genealogisches Zusammenrücken unumgänglich. Der stärkste Ausdruck dieser Neigung ist wohl der Umstand, daß diesem Sigurd Ragnarssohn ebenso wie dem Drachentöter eine Tochter gleichen Namens zugeschrieben wurde.

Es ist nicht möglich im Einzelnen die Verbindung der beiden Sagen zu verfolgen. Sie konnte zu jeder Zeit geschehen. Sigurd und die übrigen Nibelungenhelden, Ragnar und seine Söhne waren die heroischen Figuren des skandinavischen Altertums, welche mit einer immer wachsenden Bewunderung angestaunt wurden. War es ein Wunder, daß man sie in seinen Gedanken neben einander stellte, daß die Dichter das Háttalykill sie in ihrem Gedichte unmittelbar nacheinander behandelten?

Die Verbindung der Vǫlsungasaga und der Ragnarssagā gehört ganz der schriftlichen Tradition an; darin ist nichts Volkstümliches, das ist Literatur. Bei der Behandlung der Anfangskapitel der Saga werde ich darauf näher einzugehen haben.

Die älteste literarische Behandlung der Ragnarssage war der Háttalykill. Man hat angenommen, daß der Orkneyjarl Rǫgnvald die Anlage des Gedichtes bestimmt und Sagenmaterial beigesteuert habe. Er hat es also so angeordnet, daß unmittelbar nach den Nibelungen, die, wie sich gebührt, die erste Stelle innehaben, die Helden der Ragnarsfamilie behandelt werden.

Dieses Interesse für die Ragnarssöhne stimmt zu der Tatsache, daß diese Tradition namentlich in Südnorwegen gepflegt wurde. Denn hier ist auch die Heimat Rǫgnvalds. Sein Geschlecht war in Agder ansässig und dort wurde er selbst auch erzogen. Das ist also in der unmittelbaren Nähe von Spangereid, wo die Kráka-saga lokalisiert wurde.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß sich mit der einheimischen Tradition auch Erzählungen, die auf der römischen Pilgerstraße aufgefangen wurden, verbunden haben. Das kann im Laufe der Zeit geschehen sein; es wanderten Pilger jahrein jahraus den heiligen Städten zu, die mancherlei Erzählungen aus jenen fernen Ländern nach Norwegen überbracht haben werden. Aber der eine Pilger hört derlei Sagen mit mehr Verständnis zu als der andere und nicht jeder hat die Autorität, einem neuen Motiv Eingang in die heimische Tradition zu verleihen. Man hätte aber kaum einen besseren Vermittler finden können als Rǫgnvald Kali, der 1153 von einer großen Pilgerfahrt zurückkehrte. Er ging zu Schiff nach Jerusalem und kehrte über Land zurück; nachdem er in Byzanz freundlich aufgenommen war, durchquerte er die Balkan-Halbinsel, setzte von Durazzo nach Bari über und folgte nun der Landstraße über Rom durch Deutschland und Dänemark nach Norwegen. Er hat also dieselben

Digitized by Google

Stationen besucht, wie der Abt Nicolaus, der im folgenden Jahre nach Island zurückkehrte und dem, nebenbei gesagt, Rǫgnvald sehr wohl hat begegnen können. Das Itinerar dieses Abtes beweist uns, daß damals die Sagen von Ragnar und Sigurd im Süden gepflegt wurden; so werden Rǫgnvald und die Leute seines Gefolges sie auch wohl gehört haben.

„Und", so sagt die Orkneyingasaga", „dieser Zug wurde sehr berühmt und alle, die mitgegangen waren, wurden seitdem mit besonderer Ehrfurcht betrachtet". Wir sind nicht imstande zu bestimmen, welche Motive damals in die einheimische Tradition aufgenommen wurden; aber es ist selbstredend, daß in der Umgebung dieses Rǫgnvald, der selber Dichter war und ein großes Interesse für die Sage der Ragnarssöhne hegte, nachdem er eine neue Anregung auf seiner Jerusalemreise empfangen hatte, diese Sage mit Vorliebe gepflegt wurde.

Ist die Krákumál hiervon ein erstes Zeichen? Dieses Gedicht zerfällt in zwei Teile, nämlich den Schluß mit der eigentlichen Todesklage und einen Schlachtenkatalog[75]. Der Schlußteil ist typisch romantisch von Auffassung und Gefühl; er gehört also wohl in die zweite Hälfte des 12. Jahrh. Er bildet ein heidnisches Gegenstück zu den vielen christlichen Legenden, in denen ein Heiliger trotz den fürchterlichsten Qualen fromme Lieder anhebt. Er läßt sich vergleichen mit einem Ereignis, das in dieser Zeit stattgefunden hat: dem Heldentod des Sigurd Slembe im Jahre 1139. Snorri und Saxo erzählen übereinstimmend, daß er unter greulichen Martern bis zu seinem Tode geistliche Lieder sang[76]. Hallr þorgeirsson, der hirðmaðr des Königs Ingi Haraldsson, war dabei zugegen und „lézk honum þat þykkja umfram eljan ok styrk annarra manna". Hat ein Dichter in Anlehnung an den Tod dieses unruhigen, wahrhaft romantischen Kronprätendenten, der selber ein Beispiel dieser auf Abenteuer gespannten Zeit war, den Gedanken gefaßt, Ragnar ein Todeslied hersagen zu lassen und also die Geschichte des harfeschlagenden Gunnars aus dem Heroischen in das Elegische umzugestalten? In diesem Fall hatte die Sage der Schlangengrube in Luna das Ihrige zu der Kontamination beigetragen.

In dem Schlachtenkatalog können wir den Einfluß einer um Rǫgnvald konvergierenden Überlieferung feststellen. Auch die Züge des Magnus Barfot haben in den Heldentaten einen Platz gefunden. Die Veranlassung zu dieser Verbindung dürfte darin zu suchen sein, daß der Großvater Rǫgnvalds, Kali Sæbjarnarson, den König auf diesem Zug begleitet hat, und in dem Kampfe bei Anglesea so schlimm verwundet wurde, daß er daran starb. Da gerade derselbe Kampf auch in den Krákumál erwähnt wird, kann man die Erinnerung an diese historischen Ereignisse auf die südnorwegische Tradition zurückführen, welche in der Heldensage um Ragnar, in der lo-

75) Vgl. meinen Aufsatz in Neophilologus XIII.
76) Heimskringla III, 376 und Saxo S. 551.

Digitized by Google

kalhistorischen Sage um das Geschlecht Rǫgnvalds gravitierte. Es wird da auch nicht zufällig sein, daß gerade der Háttalykill dem Dichter der Krákumál vorgeschwebt hat.

Ich glaube, daß wir so die anfängliche Sagenbildung um Ragnar zeitlich und räumlich begrenzt haben. Wir sehen, daß die allgemeinen Tendenzen der Zeit solchen Ueberlieferungen von früheren Recken sehr gewogen sind; wir finden überdies in jener Zeit in Südnorwegen, wie lokale Persönlichkeiten durch ihr Leben und ihre Taten auf die weitere Gestaltung der Saga Einfluß ausüben. In einer Zeit aber, wo durch solche Umstände das Interesse für einen Sagenkomplex rege geworden ist, muß die Ueberlieferung eine fließende sein, da man ja bestrebt war, sie auszubilden und abzurunden. Diese mündliche Tradition hatte also nicht Jahrhunderte gelebt, sondern sie war durch die romantischen Bestrebungen dieser Zeit neuerstanden. Vielleicht war die Krákumál eine erste literarische Auskristallisierung dieser fließenden Masse der mündlichen Ueberlieferung. Aber bald folgten deren mehrere und die auf uns gekommenen Niederschriften der Sage beweisen, daß auch in den anderen Teilen Skandinaviens das Interesse geweckt worden war und daß die Sage, wie das mit Neubildungen der Fall zu sein pflegt, die verschiedensten Formen angenommen hat.

III. Die geschriebene Sagatradition

A. Grundlage der Ragnarssaga und des Ragnarssonaþátt und die Beschaffenheit dieser Quellen

Das Verhältnis der Ragnarssaga und des Ragnarssonaþátt ist schon von mehreren Forschern untersucht worden. In seiner Abhandlung „Skjoldungasaga i Arngrims Jónssons Udtog" (Aarböger 1894 S. 147 ff.) hat Axel Olrik als seine Meinung ausgesprochen, daß Haukr Erlendsson für seinen þátt eine mit Arngrims Kompendium verwandte Quelle gehabt habe, aber daneben auch eine Ragnarssaga, die wahrscheinlich dieselbe wie die uns bekannte Saga gewesen sei. In Hinsicht auf diese Saga, auf die im þátt als eine ausführlichere Erzählung von þóras Erwerbung hingewiesen wird *(sem segir i sǫgu Ragnars konungs)*, bemerkt aber F. Jónsson in seiner Einleitung zu der Hauksbók (S. XCII), daß diese Saga keinesfalls die uns bewahrte gewesen sein könne, sondern eine andere und ältere war. Die engen Übereinstimmungen zwischen Saga und þátt, namentlich in den angeführten Strophen, beweisen, daß beiden eine gemeinsame Quelle, also die ältere Ragnarssaga, zu Grunde gelegen hat.

Ich kann mich dieser Auffassung im allgemeinen wohl anschließen. Aber ich meine, wir können wohl etwas tiefer in diese Verhältnisse eindringen. In meinen „Studiën over Færösche Balladen" habe ich schon hervorgehoben, daß der þáttr eine ursprünglichere Darstellung der Ereignisse in der Erzählung von dem Zuge gegen Eystein hat. Aus den Verhältnissen geht klar hervor, daß die Ragnarssöhne anfänglich mehr im Vordergrund der Sage ge-

Digitized by Google

standen haben als der Vater, von dem nur in späterer Zeit einige Geschichten erfunden wurden. Man darf freilich den Namen des þátt nicht als eine Andeutung in dieser Richtung betrachten, da ihn Hauk in Hinsicht auf die verschiedenen Königsgeschlechter geschrieben hat, welche auf die Familie Ragnars zurückgeführt werden sollten (vgl. die Worte *hér segir af Ragnarssonum ok hversu margir konungar eru komnir af þeim),* aber man hat für diese Auffassung einen festen Stützpunkt in den historischen Ereignissen und in dem Aufbau der Saga. Denn die Geschichte weiß uns fast gar nichts von Ragnar zu erzählen, um so mehr aber von den Loðbróksöhnen und die Saga hält Ragnar dort im Hintergrund, wo seine Söhne ihre Heldentaten verüben, und wo er selbst tätig ist, bringt die Saga nur romantische Erzählungen.

Ich befinde mich also in schroffem Gegensatz zu Olriks Ausführungen in seiner Abhandlung „Sakses Oldhistorie"[77], der die verschiedenen von den Ragnarssöhnen erzählten Taten als jüngere Zusätze der Tradition betrachtet und der mit Hinweis auf die von Saxo gegebene Darstellung eine einheitliche Sage von Ragnars Leben als die ursprünglichere ansieht. Ich habe meine Argumente hier nicht zu wiederholen und will nur noch bemerken, daß Olriks Argument, von den sieben Ereignissen auf den Kriegszügen der Loðbróksöhne seien sechs neue Erfindungen des 12. und 13. Jahrh., nicht die geringste Beweiskraft hat, falls man zu der Einsicht gelangt ist, daß sich die Sagentradition gerade in dieser Zeit ausbildete. Auch ist es nicht statthaft zu bemerken, daß, weil Ragnars Tod und Ivars Rache die Hauptpunkte der Erzählung waren, Ragnar die Hauptperson gewesen sein müßte, da ja die northumbrische Sagenbildung das Gegenteil beweist.

Hauk Erlendsson hat gewiß die ihm vorliegende Tradition willkürlich gebraucht und dieser Umstand erschwert beträchtlich die Untersuchung der Verhältnisse zwischen der Saga und dem þátt. Er kann ja die Züge, welche wir bei ihm vermissen, fortgelassen haben, weil er sie in seiner Darstellung nicht anbringen wollte. Dennoch scheint es mir, daß man so nicht alle Schwierigkeiten befriedigend lösen kann. Die bedeutendsten Plusstellen der Saga sind die folgenden:

1. Das Kráka-Abenteuer,
2. Das Ereignis bei Hvítabœr,
3. Der Todessang Ragnars,
4. Die Erzählung über das Verhalten von Ragnars Söhnen bei der Nachricht seines Todes,
5. Die Schlußkapitel.

Diese Stellen sind nicht alle gleich zu beurteilen. Leicht begreiflich ist das Fehlen des letzten Teiles, da er ja mit der Saga nur in einem losen Verband steht und höchst wahrscheinlich damals noch gar nicht zu der Saga gehörte. Das Fehlen der Hvítabœrge-

77) Kopenhagen 1894 S. 123ff.

Digitized by Google

schichte darf man aber nicht so auslegen, daß sie auch erst ein späterer Sproß der Sagenbildung gewesen sei, weil man hier die Gründe für die Fortlassung wohl ermitteln kann. Rǫgnvald, der nur hier erwähnt wird, hat keine einzige Beziehung zu den später an die Ragnarsöhne geknüpften Genealogien und hatte also für Hauks Zweck nicht die geringste Bedeutung. Außerdem war die abenteuerliche Geschichte mit den zwei Trollkühen, wohl zu merken der einzige Inhalt dieser Episode, für den rationalistischen Geist des Isländers, der auch später die Kuh Sibilia gar nicht nennt, zu unwahrscheinlich. Also hat er sie gestrichen, wie er in dem Zuge gegen Eystein den eigentlichen Inhalt, nl. die Überwindung des Ungeheuers, fortläßt und ganz trocken berichtet: *ok er þeir mœtaz, verðr þar mikil orrosta ok fá Loðbrókarsynir sigr enn Eysteinn konungr fell!*

Hat er nun das Kráka-Abenteuer aus den gleichen Gründen fortgelassen? Das war auch ja recht märchenhaft und einem Helden wie Ragnar ziemlich unangemessen. Aber falls er in seiner Vorlage die Geschichte der Kráka gefunden hätte, würde er sie doch wohl nicht ganz fortgelassen haben, denn sie ist gerade die Mutter der Ragnarssöhne, die er als Ahnherren der dänischen und norwegischen Fürstengeschlechter betrachtet haben will und durch sie wird die Verbindung mit den Nibelungenhelden zuwege gebracht. Wir dürfen also schließen, daß die ältere Ragnarssaga, welche Hauk vorlag, diese Episode noch nicht in ihrer späteren Ausführlichkeit gekannt hat; eine Annahme, welche die Untersuchung der Volkstradition weiterhin bestätigt.

Merkwürdig ist auch das Fehlen von Ragnars Todessang. Denn das ist einer der Glanzpunkte der Ueberlieferung. Die Krákumál besingen ihn; die Ragnarssaga erzählt, daß er in der Schlangengrube einige visur hergesagt habe, worin die bekannten Worte *„gnyðja mundu grisir ef galtar hag vissi"* vorkamen; Saxo führt dieselbe Redensart an und sagt, daß er sein ganzes Leben besungen habe; Arngrim berichtet, in Uebereinstimmung mit der 26. Strophe der Saga, daß er sogar 51 Kämpfe in diesem Todessang erwähnt habe. Es scheint demnach nicht sehr wahrscheinlich, daß Hauk dieses Motiv nicht in seiner Quelle vorgefunden haben sollte, da es einer der ältesten Teile der Sage ist. Hat er es fortgelassen, weil es nur Ausschmückung war und keine neuen Tatsachen enthielt?

Und weshalb erzählt er nicht den so sagenhaft anmutenden Zug, wie die Heldensöhne ihren Schmerz zu beherrschen wissen, da ihnen die Nachricht von Ragnars Tod gebracht wird? Das erzählen die Saga und Saxo fast ganz übereinstimmend und es ist ein Zug, der ganz dem Charakter der isländischen Saga entspricht[78]. Da er ebenso wenig die Beratungen der Brüder und Ivars ablehnendes Verhalten berichtet, sondern nur ganz kurz sagt: „Ok er synir Ragnars konungs spyrja þessi tíðendi, þá fara þeir vestr til Englands

78) Vgl. Herrmann II, 655; z. B. die Þorsteinssaga Víkingssonar FAS II, 405.

Digitized by Google

ok berjast við Ellu konung" u. s. w., glaube ich, daß er hier die Einzelheiten, welche die zum Ziele strebende Erzählung nur zu hemmen schienen, einfach übergangen hat. Vielleicht bewahrt die Hauksbók eine Erinnerung an diese Szene in der Erzählung, wie Aslaug die Todesnachricht von Eirík und Agnar ihren Söhnen überbringt; hier werden sie in einer gleichen Situation gezeichnet wie da, wo die Boten Ellas zu ihnen kommen: þeir Bjǫrn ok Hvítserkr leku tafl en Sigurðr stóð at framan[79].

Daß die Ragnarssaga, welche Hauk vorgelegen hat, eine im großen ganzen mit der überlieferten Saga übereinstimmende, aber doch eine ältere Form der Tradition repräsentierende Redaktion war, ersieht man noch aus ein paar Einzelheiten. Die List Ragnars, seine Kleidung vor dem Drachenkampfe mit Teer und Sand zu bestreichen, erzählt der þátt ganz einfach und logisch; die Darstellung der Saga aber ist verwirrt. Will man die bessere Vorstellung der ausbessernden Tätigkeit Hauks zuschreiben, so geht das nicht in Hinsicht auf einen anderen Unterschied: nach der Saga bekommt Ivar durch die List der zerschnittenen Haut ein Stück Land, worauf er London stiftet, während der þáttr richtiger erzählt, daß er York baute.

Die beiden Traditionen gehen auch in der Geschichte Hvitserks auseinander. Die Saga berichtet, daß er „í Austrveg" gekämpft habe und dort gefangengenommen und auf einem Scheiterhaufen von Menschenhäuptern verbrannt wurde. Diese Erzählung wird durch zwei in der Saga angeführte Strophen als ziemlich alt erwiesen. Auch Saxo kennt diese Geschichte, bringt sie aber mit größerer Ausführlichkeit und in einem anderen Verband. Der þáttr weiß von alledem nichts, sondern erzählt, daß er mit seinen Brüdern Bjǫrn und Sigurd in Frankreich gekämpft habe und endlich wird ihm die Herrschaft über Reiðgotaland (= Jütland) und Vindland zuerteilt.

In der Verbindung mit den historischen Fürstengeschlechtern gehen die Saga und der þáttr auch ganz ihre eigenen Wege. Erstere erzählt, daß von Sigurd ein großes Geschlecht gekommen sei, durch seine Tochter Ragnhild, die die Mutter Haralds Schönhaar war. Der þáttr aber schreibt ihm eine Tochter Aslaug zu, die Mutter des Sigurd hjǫrtr gewesen sein sollte und das in Übereinstimmung mit der isländischen Tradition, wie wir sie aus der Heimskringla kennen[80]). Wieder auf eine andere Weise haben die Quellen sich die Nachkommenschaft des Bjǫrn járnsiða zurechtgelegt; die Saga leitet von ihm die Familie von Hǫfða-þórðr ab, wie das auch die Landnáma berichtet. Diese Notiz scheint wohl eher ein Zusatz in der isländischen schriftlichen Überlieferung zu sein. Jedenfalls lautet es viel sagenmäßiger, was der þáttr zu berichten weiß: Bjǫrn hätte sich eine Herrschaft in Schweden erworben. Man konnte natürlich derartige genealogische Verknüpfungen machen, wie man eben wollte; die Ab-

79) Hauksbok S. 460.

80) Aber die Njálssaga schreibt ihm wieder eine Tochter Namens Þora zu; offenbar wurden die Namen der Mütter auf die Tochter übertragen.

Digitized by Google

weichungen der Quellen unter einander beweisen nur, daß es die allerjüngsten Zusätze sind.

Die Auffassung von den Ragnarssöhnen als dänischen Fürsten tritt in dem þátt deutlicher zu Tage als in der Saga. Der þáttr verbindet Sigurd ormr í auga nur beiläufig mit der norwegischen Königsreihe, aber Hǫrða-Knút wird zu seinem Sohne gemacht. Ihm wird auch die Herrschaft über die dänischen Inseln und große Teile von Schweden und Südnorwegen zugeschrieben.

Seeland ist der Mittelpunkt des Reiches der Ragnarssöhne; nachdem sie auf ihren Raubzügen „Selund ok Reiðgotaland, Eygotaland ok Eyland ok ǫll smá lǫnd í hafinu" unterworfen hatten, nahmen sie ihren Wohnsitz in Lejre und das war Ragnars Willen ganz zuwider. Diese Gegend wird in der Saga mit keinem einzigen Wort erwähnt. Daneben wird Ragnar selbst, nachdrücklicher als das in der Saga geschieht, zu einem norwegischen Fürsten gemacht; er läßt die Schiffe, auf denen er nach England fahren will, *í Liðum á Vestfoll* bauen und der Schreiber fügt hinzu: þvíat hans ríki stóð alt til *Dofrafjalls ok Liðandisnes*. Ich glaube nicht, daß die dänische Herrschaft der Ragnarssöhne auf einer besser überlieferten Vorstellung der ursprünglichen Verhältnisse beruht, wiewohl sie unstrittig dänischer Herkunft waren. Vielmehr sehe ich in ihrer Eroberung von Dänemark den Ausdruck des südnorwegischen Nationalstolzes, der auch laut Zeugnissen in anderen Erzählungen das dänische Volk herabzuwürdigen geneigt war.

Das im Kodex AM 147 4to bewahrte Fragment einer Ragnarssaga zeigt im großen ganzen eine Übereinstimmung mit der Saga; nur an wenigen Stellen werden wir an den þátt gemahnt[81]. Das Fragment ist als das Resultat einer Kombination von Saga und þátt zu betrachten. Das ersieht man aus dem Schlußteile, wo die Anführung der Knútsdrápa und die Bemerkung über den Tod Edmunds aus Hauksbók abgeschrieben sind. Das stimmt auch zu der Weise, worauf der Verfasser die Krákumal aufgenommen hat; er hat sie einfach in den Text der Saga eingeschoben und sich nicht um die daraus entstehenden Widersprüche gekümmert; nachdem Ragnar die ganzen Krákumál hergesagt hat, läßt er noch die visur der Saga darauf folgen.

Das Blatt 16r des Fragments fängt mit zwei Sätzen an, welche auch in der Saga gefunden werden, aber hier von zwei Strophen getrennt, die Bjǫrn gedichtet haben soll. Sie stören hier aber den Zusammenhang und sind deshalb wohl erst später in die schriftliche Tradition eingefügt worden.

Wir dürfen mithin schließen, daß die uns erhaltene Saga eine Bearbeitung einer älteren Vorlage ist, in der die ebengenannten und vielleicht noch andere Zusätze noch nicht aufgenommen worden wa-

81) M. Olsen hat S. XCII seiner Ausgabe die Stellen verzeichnet; es wäre noch hinzuzufügen, daß die 19. Strophe der Saga die Wörter þ a t s k a l þ r i g g j a n á t t a enthält und das Fragment statt n á t t a: v í k n a.

Digitized by Google

ren, welche aber beträchtlich jünger war als die Quelle, auf welche der þáttr zurückgeht, da ja in ihr schon die Krákaepisode stand. Es hat also noch während der Zeit der schriftlichen Tradition eine ziemlich lebendige Sagenentwicklung stattgefunden[82].

B. Die Ragnarssaga

Die Schlußkapitel, für die es in den anderen Überlieferungen keine Parallelen gibt, sind als recht späte Zusätze zu betrachten. Das Zankgespräch im 19. Kap., wo erzählt wird, daß Ragnar und Bjǫrn sogar in Bulgarien gekämpft hatten, unterscheidet sich nur dadurch, daß es diesen sonst so ganz in den Hintergrund gedrängten Ragnarssohn hervorzuheben scheint; merkwürdigerweise ist das auch in dem Nornagestsþáttr der Fall, weshalb wir auf die Bedeutung dieses Umstandes später noch näher eingehen werden. Die Geschichte vom trémaðr ist eingestandenermaßen ein sehr ungeschicktes Machwerk. Die 38. Str. ist aus der Hálfssaga entlehnt; hier wird sie von einem *haugbúi* auf Ǫgvaldsnes hergesagt. Diese Tradition gehört also zu demselben Teile Norwegens, wo sich auch die Ragnarssaga ausgebildet hat. Die beiden letzten Visur bilden ein Ganzes für sich und werden allgemein als ziemlich alt betrachtet[83]. Wir dürfen vielleicht aus dieser Strophe schließen, daß es hie und da lokale Sagen gegeben habe, in denen das Andenken an die Loðbróksöhne bewahrt wurde. Dieser trémaðr auf Samsö wäre also mit der Runenschrift von Maeshowe zu vergleichen[84].

Die Hs. Ny. kgl. saml. 1824 b, in der diese beiden Kapitel überliefert sind, schließt mit den Krákumál; es scheint demnach, daß diese Hs. am Ende eine Reihe von Texten aufgeführt hat, welche auf die Ragnarssaga Bezug nehmen. Es ist deshalb wohl richtiger, sie als eine Art Beilagen zu betrachten und die eigentliche Saga an einer früheren Stelle abzuschließen. Es ist nun von Bedeutung, daß auch im 18. Kapitel nur lose aneinander gereihte Sagensplitter enthalten sind; hier stehen plötzlich zwei Strophen, welche auf die Geschichte von Hvidserk Beziehung haben, hier steht die Volkssage von Ivars Grabhügel, welche zweifelsohne aus englischer Überlieferung stammt. Diese Schlußkapitel beweisen uns, wie reich die Ragnarüberlieferung sich entwickelt hat und wie wenig die Sagenbildung zu einem festgefügten Ganzen gelangt war, als die Periode der Niederschrift herangebrochen war.

In einem Teil der Überlieferung erscheint die Ragnarssaga als eine Fortsetzung der Vǫlsungasaga. Ich kann der Auffassung nicht beipflichten, derzufolge die Ragnarssaga als literarische Niederschrift von Anfang an mit der Vǫlsungasaga verbunden gewesen sein sollte.

82) Für die Beschaffenheit dieser Sagenentwicklung vgl. meinen Aufsatz in der Germ.-Rom. Monatsschr. XV, 81—100.

83) So Storm, Kritiske Bidrag S. 83 und Koht, Innhogg og Utsyn S. 243. Es ist die einzige Stelle, wo die Helden synir Loðbrókar genannt werden.

84) Für die Bedeutung solcher Holzmänner vgl. K. Helm, Altgerm. Rel. gesch. I, 224.

Digitized by Google

Schon früher habe ich meine Gründe angegeben[85], weshalb ich diese Verbindung nur als eine sehr späte betrachten kann. Es ist jedem Kenner der Sagaliteratur deutlich, daß der richtige Anfang der Geschichte im 2. Kapitel zu finden ist, das ja recht sagamäßig anhebt: „Heruðr hét jarl ríkr ok ágætr á Gautlandi. Hann var kvongaðr. Dóttir hans hét þóra" usw. Um aber die Verbindung mit der Vǫlsungasaga herzustellen, hat der Kompilator ein Kapitel eingeschoben, worin von Krákas Jugend die Rede ist. Er hat damit aber den regelrechten Bau der Saga zerstört, denn nun erzählt das 1. Kapitel von Kráka, das 2.—4. von þóra und das 5. wieder von Kráka. Wir können das 5. Kapitel auch ohne die im ersten Kapitel gegebene Einleitung ganz gut verstehen, ja die Art, wie die Erzählung anhebt, beweist an sich schon, daß hier zum ersten Male von Kráka die Rede ist. Als Ragnar nahe bei ihrer Wohnung landet, wird gesagt, daß er in einem kleinen Hafen ankommt, „enn þar var bœr skamt þaðan, er hét á Spangarheiði." Das ist eine sonderbare Bemerkung, indem doch kurz vorher eine ausführliche Beschreibung dieser Wohnung und der dort lebenden Menschen gegeben worden ist. Und so gibt es noch andere Stellen, die ich hier nicht wiederholen werde.

Aber bevor die Verbindung der beiden Sagas in der schriftlichen Überlieferung gemacht wurde, hatte schon lange eine rege Berührung zwischen beiden Sagenkreisen stattgefunden. Das war nicht eine Folge der genealogischen Verbindung, sondern des längere Zeit hindurch Nebeneinanderlebens dieser Traditionen. Das Quellenverhältnis hat uns gelehrt, daß die Geschichte von þóra Borgarhjortr früher als die Kráka-Episode aufgenommen wurde; das bedeutet aber, daß eine deutlich an die Sigurdsage gemahnende Erzählung von einem Kampf mit einem Drachen noch eher Aufnahme gefunden hat, als eine märchenhafte Erzählung, an die sich später das genealogische Verhältnis der beiden Heldenfiguren ausbildete.

Die Figuren von Kráka und Aslaug sind scharf zu unterscheiden. Aslaug scheint der Heldensage anzugehören und wurde erst in die Ragnarssaga aufgenommen, als schon auf anderem Wege die Verbindung mit der Nibelungensage geschaffen war. Kráka jedoch gehört zur Märchenwelt. So bald ihre Geschichte in der Saga einen Platz gefunden hatte, mußte die Logik der Erzählung dazu führen, daß die Mutter Ivars mit der Mutter Sigfrids zu einer Person verschmolzen wurde, d. h., daß die Geschichte Krákas mit jener Aslaugs ein Ganzes bildete. Der Sagaschreiber hat das mit großem Geschick fertiggebracht. Wir hören anfänglich nur von dem armen Bauernmädchen, das aber unter ihrem schlichten Äußeren eine edle Herkunft zu verbergen scheint. Die Enthüllung aber wird für eine Stelle aufbewahrt, wo sie besonders wirksam ist; das ist die Heimkehr Ragnars von der schwedischen Reise, auf der er sich verlobt hatte mit einer ebenbürtigen Prinzessin. Nun erhebt sich

85) Studien usw. S. 188—206.

Digitized by Google

Aslaug, mit außerordentlichem Wissen begabt, siegreich über das drohende Schicksal; hier findet das Märchen der Kráka seinen unerwarteten Abschluß. Das ist alles ganz folgerecht und gut erzählt. Und auch das Weitere hängt gut zusammen; man darf den Eifer, den Rachezug gegen Eystein zu unternehmen, gewiß eben so sehr auf ihre Eifersucht gegen die schwedische Prinzessin, als auf ihre Rachebegierde für den Tod ihrer Stiefsöhne zurückführen.

Dieser gute Zusammenhang wird nun durch das 1. Kapitel gänzlich zerstört, das auf sehr unerfreuliche Weise die Überraschung der Szene, wo Kráka sich als Tochter Sigurds zu erkennen gibt, vorwegnimmt. Das ist nicht die Arbeit eines Sagaschreibers, sondern die Pfuscherei eines Kompilators. Es wird aber noch zu untersuchen sein, ob in diesem Kapitel noch alte Sagenzüge verarbeitet worden sind.

Die junge Aslaug wird nach dem Tode ihrer Eltern von Heimir mitgenommen. Er verbirgt das dreijährige Kind in eine künstlich gemachte Harfe und zieht mit ihr als ein wandernder Spielmann durch aller Herren Länder, bis er endlich in Norwegen ankommt, wo er in der Hütte der beiden alten Menschen Aki und Gríma meuchlerisch ermordet wird. Heimir und Aslaug, das sind sicherlich Personen der Heldensage, aber wunderlich travestiert. Der alte Heimir hatte einmal der Brynhild eine ehrenvollere Vormundschaft angedeihen lassen, als er nun der hilfsbedürftigen Aslaug zu geben vermag. So spielen Epigonen mit der Heldensage, wenn das richtige Verständnis für solche Figuren verkümmert ist.

Das Motiv der Harfe ist auch nicht altertümlich. Wir finden ähnliche Erzählungen in der jüngeren Sagaliteratur. In der Bósasaga entführt Herrauðr ein Mädchen, indem er sie in einer Harfe verbirgt; Nornagestr zieht am Ende seines Lebens aus seiner Harfe seine Lebenskerze hervor. In Gottfrieds Tristan bringt ein Spielmann das Hündchen Petitcriu „in síner rotten" zu Isolde. Namentlich die letzte Erzählung beweist die Möglichkeit, auf diese Weise in einer Harfe kleine Gegenstände oder Tiere zu verbergen[86]. Es ist aber eine märchenhafte Steigerung, sogar ein dreijähriges Mädchen in die Harfe zu verschließen.

Zu dem Märchen gehören weiter das Kraut, womit Heimir das Leben des Mädchens fristet, und ganz besonders die traditionellen Figuren von karl und kerling. Das schöne Mädchen und die häßliche Alte sind auch stereotyp; die Weise, worauf die Diener Ragnars ihre Schönheit bemerken, ist im guten Märchenstil.

Die Verbindung von Heimir und Aslaug ist ganz lose; sie ist überflüssig, sobald die eigentliche Krákasage anhebt. Die Saga drückt das dadurch aus, daß Heimir nun getötet wird. In der Vǫlsungasaga (c. 29) finden sich ein paar später eingeschobene Zeilen, worin Brynhild Heimir die Sorge für ihre Tochter aufträgt. Das Verhältnis dieser

86) In einem ndl. Gedicht über die Bettler wird erzählt, daß sie in ihrem Instrument, das sie als ein „vliegh schapraey" verwenden, ihr Brot aufbewahren, vgl. de Meyere und Baekelmans, Het Boek der Rabauwen en Naaktridders, Antwerpen 1914, zweite Abteilung S. 23.

Digitized by Google

Stellen ist am besten so zu beurteilen, indem wir den Einschub als eine Folge der Verbindung der beiden Sagas betrachten. Man könnte dagegen geltend machen, daß der Inhalt der beiden Stellen nicht genau derselbe ist. Brynhild beauftragt Heimir, ihre Tochter in seinem Hause in Hlymdalir groß zu ziehen, und die Ragnarssaga fängt an mit der Erzählung, wie Heimir, seines Besitzes beraubt, als ein elender Spielmann umherzieht. Das ist nicht folgerichtig. Aber Brynhild kann natürlich nur die Fürsorge ihrer Tochter Heimir anempfehlen und sie kann nicht erraten, welches Schicksal ihm bevorsteht.

Der Kompilator hat also zwei für sich bestehende Sagas vorgefunden. Diese hat er miteinander zu einem Ganzen verbunden. Das dünkt mich wahrscheinlicher als die Annahme, welche die Vǫlsungasaga als eine Einleitung auf die Ragnarssaga betrachtet. De Boor hat gegen meine Auffassung geltend gemacht, daß Mogks Ansicht ruhig bestehen bleiben könne und nur insofern einer Verbesserung bedürfe, als die Ragnarssaga nicht gleichzeitig mit der Vǫlsungasaga entstanden ist[87]. Aber er gibt an einer andern Stelle[88] wieder zu, daß der Verfasser der Vǫlsungasaga, der sonst „zweifellos Geschick" zeigt, durch die Hinzudichtung der Brynhildstochter Aslaug recht ungeschickt verfahren ist. Er glaubt nun, ein Lied als Quelle ansetzen zu dürfen. Es sieht fast aus, als ob man verschollene Lieder nur darum annähme, um schwierige Stellen der Vǫlsungasaga zu erklären! Wenn dieser Passus doch ganz zu Unrecht in dieser Saga steht, so kann man ihn auch als einen späteren Zusatz betrachten, der durch die Verbindung mit der Ragnarssaga nötig geworden war.

Es gibt wohl noch andere Fälle, daß zwei ursprünglich unabhängige Sagas mit einander verbunden wurden; die Hrólfssaga Gautrekssonar erwähnt im Anfang den in einer eigenen Saga behandelten Gjafa-Ref. Detter hat darauf hingewiesen[89], daß die Hrólfssaga eine selbständige Saga ist und die Kenntnis der Gjafa-Refssaga nicht als notwendig voraussetzt; dennoch stehen in jüngeren Hss. diese Sagas oft beisammen.

Wir haben für die Datierung der verschiedenen Stufen der Sagenentwicklung fast gar keine Anhaltspunkte; nur können wir im allgemeinen sagen, daß die Niederschrift der Saga in das 13. Jahrh. gehört. Die Handschrift, in der die vollständige Ragnarssaga überliefert ist, entstand sogar erst um 1400; der terminus ad quem ist also sehr spät. Da aber die Anlage der Saga uns auf die literarische Tätigkeit des 13. Jahrh. weist, ist sie in diese Zeit anzusetzen.

Eine Frage von großer Wichtigkeit ist aber diese: welche Form hatte die Saga damals? Hatte sie schon die erweiterte Form, welche die Handschrift 1824 zeigt, oder aber ist sie noch viel einfacher gewesen? Hatte die Verbindung mit der Vǫlsungasaga schon stattgefunden oder bestand sie für sich allein? Um diese Fragen zu beantworten, ist es nötig, die Sagenüberlieferung nach oben zeitlich zu bestimmen.

87) Z.f.d.Ph. 46 S. 112.
88) Arkiv fNordPhil 36 NF. 32 S. 290.
89) Ausg. der Zwei Fornaldarsögur Einl. S. XXXV.

Digitized by Google

Der Háttalykill gibt uns den Beweis, daß in der Mitte des 12. Jahrh. die Geschichte der Loðbróksöhne lebendig war. Wir können aus diesem Gedichte nicht unzweideutig ersehen, wie weit die Entwicklung damals schon vorgeschritten war. Nach den Helden der Nibelungensage nennt es Ragnar, Ivar, Bjǫrn und Sigurd; das sind also die vornehmsten und die eigentlichen Helden. Es werden nicht genannt Rǫgnvald und Eirik; Agnar wird im Vorübergehen erwähnt und Hvidserk in den unmittelbar folgenden Strophen gehört zu Svipdag und also zu der Hrólfssaga Kráka. Eine sehr entwickelte Sage braucht es noch nicht gegeben zu haben, die Überlieferung aber, aus der Rǫgnvald Kali geschöpft hat, lebte wohl hauptsächlich auf den westlichen Inseln.

Sein Gedicht scheint aber den Anfang einer reicheren Sagenentwicklung zu bezeichnen. Die ältere Krákumál muß in dieselbe Zeit angesetzt werden; das kürzere Klagelied gehört nach seiner Art in die zweite Hälfte des 12. Jahrh., seiner Bewunderung für die Helden der heidnischen Vorzeit wegen. Es ist möglich, daß sich daneben ein anderes Lied entwickelt hatte, in dem die Mutter der Lodbróksöhne den Tod ihrer Kinder durch die Aufzählung der von ihnen erkämpften Siege beweinte. Aus der Vereinigung dieser beiden Gedichte entstanden die heutigen Krákumál. Natürlich wurden die Lieder nicht einfach zusammengeschweißt, sondern ein Dichter hat auf Grund der beiden Lieder unter teilweiser Benutzung der Vorlagen ein neues Gedicht geschaffen. In den Kampfstrophen haben wir Erinnerungen an Begebnisse, welche in der Mitte des 12. Jahrh. stattgefunden haben, aufgezeigt; nl. an Eysteins Zug nach den westlichen Inseln (1153) und Rǫgnvalds Jerusalemreise (1151—1153). Die formalen Berührungen mit dem Háttalykill und mit der Poesie des Einer Skulason machen es auch wahrscheinlich, daß es in oder kurz nach ihrer Lebenszeit abgefaßt wurde.

Zugleicherzeit setzte in Südnorwegen eine kräftige Sagenbildung ein. Die Sage, aus den westlichen Inseln hinübergeführt, wohl durch die persönlichen Verbindungen des Orkadenjarls Rǫgnvald mit diesen Teilen Norwegens, hat sich großer Beliebtheit erfreut, wie das mit neueingewanderten Sagen so oft der Fall ist. Sie wurde in den Kreis der einheimischen Sagen bezogen und namentlich mit der Sage vom beredten Eirík und von den Nibelungen verbunden. Es entstanden durch diese Vermischungen mehrere Nebentraditionen, welche schließlich der eigentlichen Ragnarssage einverleibt wurden. Die Geschichte von Eirík und Agnar hat sich damals ausgebildet und daran hat sich wieder die Erzählung von Ivars Rache verbunden. Die Lokalisation auf Spangereid beweist, daß die Sage sich im südlichen Norwegen ausgestaltete. Wenn sie so weit gekommen ist, müssen wir wohl schon in den Anfang des 13. Jahrh. denken, aber das ist auch die äußerste niedrige Grenze, da ja eine in vielen Einzelheiten abweichende, aber reich entwickelte Sage durch die Gesta Danorum Saxos bewiesen wird[90].

90) Vgl. meinen Aufsatz in Acta Phil. Scand. II, S. 115—149.

Digitized by Google

Die Verbindung mit der Nibelungengenealogie fällt beträchtlich später. Sijmons hat vermutet, daß sie den Anregungen des norwegischen Königs Hákon gamli (1217—1263) zugeschrieben werden könne; obgleich das nicht unmöglich ist, gibt es keine Anweisungen in diese Richtung. Wenn Sijmons weiter glaubt, daß die Saga in Norwegen zu Stande gekommen sei, vielleicht durch einen Isländer, der in Norwegen verweilte, so scheint es mir, daß hier die Sagenentwicklung in Norwegen nicht genügend von der schriftlichen Tradition, die sicherlich auf Island vor sich gegangen ist, getrennt wird. Wir dürfen allenfalls annehmen, daß um 1250 die Saga ihre heutige Form bekommen hat und nun auch die Entwicklung an ihr Ende gelangt ist.

Es erübrigt noch einige Quellen zu besprechen, welche für die Sagatradition von untergeordneter Bedeutung sind. Die Skjoldungasaga ist eine willkürliche von Arngrim vorgenommene Zusammensetzung der ihm bekannt gewordenen Überlieferungen von Ragnar. Seine Hauptquelle ist der þáttr, aber daneben hat er auch der Saga einige Notizen entlehnt, wie z. B. die Figur Rognvalds. In einigen Punkten weicht er von beiden Quellen ab; so nennt er den gautländischen Jarl Gautrek statt Herrauð; das ist wohl eine willkürliche Änderung oder eine Ungenauigkeit Arngrims. Schärfere Ausbildung des religiösen Elementes verrät der Umstand, daß der Pilger, welcher die Wikinger von der Eroberung Roms abhält, niemand anders war als der heilige Petrus. Wahrscheinlich hat er diesen Zug aus der neben der schriftlichen Überlieferung fortlaufenden und sich in enger Beziehung zu dieser entwickelten mündlichen Tradition geschöpft.

Diese tritt auch in dem Nornagestsþáttr[91] zu Tage. Denn wie kurz die Stelle, welche von den Loðbróksöhnen handelt, auch ist, sie ist doch lang genug, um zu zeigen, daß hier nicht die gewöhnliche Sagatradition zu Grunde liegt. Unter den Helden wird nur Bjǫrn járnsiða namhaft gemacht, der gerade in der skandinavischen Sage in den Hintergrund gedrängt wurde. Und dieser Bjǫrn wird bei der Belagerung von Vifilsborg genannt, wo er der Geschichte nach besser als andere Söhne Ragnars am Platze war, aber wo die Saga Ivar auftreten läßt. Die Eroberung von Luna, welche die Saga unmittelbar darauf folgen läßt, war ja die berühmte Waffentat der Wikingerführer Bjǫrn und Hasting. Auch die Schlußkapitel der Saga haben uns gezeigt, daß diesem Bjǫrn eine größere Rolle zugeschrieben wurde, als die gewöhnliche Überlieferung das getan hatte. Wir ersehen also, daß die fränkisch-normannische Darstellung auch nach dem Norden gelangt ist und auf Island eine Tradition gezeitigt hat, welche neben der anderen, aus England stammenden Darstellung bestehen blieb. Während letztere in Norwegen sagenhaft ausgeschmückt war, hatte erstere einen Legendencharakter. Das verrät noch die Quelle, aus der diese Überlieferung geflossen ist.

91) Flateyjarbók I, 357.

LEIDEN J. DE VRIES

Digitized by Google

ZUR DEUTSCHEN SCHWANKLITERATUR IM 17. JAHRHUNDERT

Die Unterhaltungsliteratur von der Mitte des XVI. bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts als Einheit betrachtet, erscheint in einer Fülle äußerlich und innerlich verschiedener Formen. Soll die besondere Entwicklung der Schwänke betrachtet werden, so liegt es in der Natur der Sache, daß die angrenzenden Formen wie der kurze Spruch, die Anekdote, die Fabel, das Apophthegma, die Wunder- und Schauerbegebenheit, ja sogar die galante Novelle zeitweise mit in den Kreis der Betrachtung fließen. Die Formen drängen und verdrängen einander, überdecken sich, stoßen sich ab und vermischen sich, und der Strom der Motive geht durch alle hindurch, ohne wesentlich an Substanz einzubüßen. Eine kurze Ueberschau kann nur und soll nur diesen Strom als Ganzes erfassen, dem eben jede neue Formung eine neue Richtung gibt. Es kann darüber hinaus — denn die Betrachtung einer meist unter dem Stande literarisch-dichterischer Gestaltung bleibenden Unterhaltungsliteratur kann kaum einen ästhetischen Selbstzweck haben — die Auswertung für das Bild der kulturellen, sozialen und literarischen Struktur des betrachteten Abschnittes nur andeutungsweise versucht werden. Zur Aufhellung einer solchen Struktur ist die Unterhaltungsliteratur der Zeit aber deshalb besonders geeignet, weil sie in der Regel einen ganz handgreiflichen, gewollten Bezug auf den Stand der Zeit, eine augenblickliche, unverarbeitete Reaktion auf die Gegenwart und den Augenblick der Entstehung darstellt. Dieser Mangel an Abstand, diese zweckbedingte Zielstrebigkeit, die nicht eine in sich ruhende Gestaltung des Lebens, sondern eine anwendbare Haltung einem Augenblick gegenüber vermittelt, ist zugleich mit das wesentliche Trennungsmerkmal von jener Sphäre der hohen Dichtung. Wenn gerade der Schwank diese zentrale Zielstrebigkeit aufweist, dann ist es klar, daß eine Definition wie die Felix Webers[1], Schwank sei „ein lustiger Streich und die Erzählung eines solchen" den Materialwert der Gattung nicht ganz enthält. Zieht man Schlüsse daraus, gegen welche Lebenssphäre oder Menschengruppe der Schwank gerichtet ist, so ist es von noch größerer Bedeutung, ob dieses ausersehene Ziel dem Schuß erliegt oder ob es ihn parieren kann. Es ist durchaus wichtig, ob der Stand, der belacht werden soll, passiv den Spott über sich ergehen läßt, oder ob er im Schwank aktiv auftritt und so die Spitze in einen reinen Situationswitz ablenkt oder gar zur Verteidigung umwendet. Ich unterscheide demnach im folgenden aktive und passive Schwänke[2], einen aktiven Bauernschwank (hier kann der Bauer wohl Objekt des Spottes sein, aber er wehrt sich und handelt) und einen passiven

1) „Märchen und Schwank" Diss. Kiel 1904.
2) vgl. unten S. 305 ff.

Digitized by Google

Bauernschwank. Gerade für das XVI. Jahrhundert scheint mir noch zu wenig Gewicht auf das Moment der Aktivität in den einzelnen Motivgruppen gelegt worden zu sein. — In weiterem Betracht bleibt noch zu sagen, daß die großen Richtungen, die Durchschnittstendenzen, die allgemeine Haltung der Schwankgruppen und Motivgruppen im großen Gang der Entwicklung primäre Bedeutung haben.

Ferdinand Gerhard faßt in der — soweit mir bekannt — einzigen Spezialarbeit über die Unterhaltungsliteratur des XVII. Jahrhunderts[3] alle Arten der Unterhaltungs- wie der didaktischen Literatur zusammen. Er muß dann zur Unterbringung all der Historien- und Novelettenliteratur, der Wunder- und Schauerbücher, der Enzyklopädieen und Komplimentierbüchlein eine „ernsthafte Schwankliteratur" annehmen und von den „eigentlichen Schwankbüchern" scheiden. Es ist klar, daß ihn diese unkluge und unklare Auffassungsweise nicht weiter als zu einer rein äußerlich aufzählenden Aufreihung der einzelnen Arten der gesamten Unterhaltungsliteratur kommen läßt. Für die Erkenntnis einer Entwicklungslinie aber ist es notwendig, den Gang des Schwanks, des Apophthegma, der Wunderbegebenheit etwa als solcher zu verfolgen und dabei die reinsten Erscheinungsweisen zunächst vor allen Uebergängen im Auge zu behalten. Freilich sind im XVII. Jahrhundert die Übergänge zwischen allen Formen fließend. Aber wenn z. B. um die Jahrhundertmitte eine Tendenz herrscht, die Schwankmotive zu prägnanten Witzworten zu verkürzen oder zur Anekdote zu individualisieren, so ist das Schwankmäßige eben vom Prozeß der Rationalisierung in dieser Zeit verdrängt. Es ist also irreführend, die Unterhaltungsliteratur des XVII. Jahrhunderts als Schwankliteratur in dem Maße und Umfang etwa zu bezeichnen, wie das für das XVI. Jahrhundert zutrifft. Die Schwankbücher des XVI. Jahrhunderts seien als Maßstab und typische Erscheinungsform zu grunde gelegt, und demnach gehört zu einem Schwank die Allgemeinheit und Anonymität sowohl wie eine gewisse Länge, ein Moment der Handlung sowohl wie ein über bloße Antwort hinausgehender Wortwechsel, eine ironische Zuspitzung ebensowohl wie die Lust am zwecklos und ungewollt Komischen.

Den Charakter der Schwankbücher aber im XVII. Jahrhundert macht die soziale Typisierung aus, die aus den Tendenzen in ihnen hervorgeht. Hierüber hat die Dissertation von Kurt Herz[4] den bereits von Weber (s. o.) kurz umrissenen Tatbestand im Einzelnen und in einleuchtendem Zusammenhang dargestellt. Das Bild ist folgendes:

Die Schwankliteratur, verfaßt von Leuten geringer Bildung, fahrenden „Landsknechten und verkrachten Studenten", wird getragen vom Selbstbewußtsein des protestantischen, städtischen Bür-

3) „Joh. Peter de Memels Lustige Gesellschaft nebst einer Uebersicht über die Schwankliteratur des XVII. Jahrhunderts". Halle (Niemeyer) 1893.

4) „Soziale Typen in den Prosaschwänken des 16. Jahrhunderts" Frankfurt am Main 1925 (in Maschinenschrift).

Digitized by Google

gertums und vom Sensationsbedürfnis des städtischen Proletariats. Die volle Schärfe der Tendenz geht gegen die katholische niedere Geistlichkeit, gegen Mönche und Nonnen (gegen diese übrigens quantitativ weit geringer) und die ungehobelten Dorfpfaffen. In zweiter Linie wird vor allem der Bauer verspottet. Hier ist m. E. von Herz nicht genug gewürdigt worden, daß schon im XVI. Jahrhundert eine große Zahl der Schwänke gegen Bauern aktive Schwänke sind. Diese Züge von Aktivität und Überlegenheit sind freilich mit Fleiß unsympathisch gezeichnet. Auch gegen den Ritter und Edelmann, den der Bürger „nicht brauchte und nicht zu fürchten hatte", wird mit scharfem Spott vorgegangen. Schulmeister und Studenten treten in der Schwankliteratur kaum auf, die letzteren meist in aktiven Schwänken. Der Liebling der Schwankbücher aber war der Landsknecht. Von ihm überwiegt die Zahl der aktiven Schwänke die der passiven bei weitem. Daß Aerzte, Richter und Amtsleute, Kaufleute und Handwerker so gut wegkommen, nimmt Herz als Hauptbeweis dafür an, daß das Bürgertum das Lesepublikum der Schwankbücher stellte. Daraus den Schluß zu ziehen, daß man mit Richtern und Amtleuten „zufrieden war", halte ich für unzulässig. Es war ein Gebot der Klugheit und — des Absatzes, die Schicht zu schonen, auf die man angewiesen war. Allein die Wirte, unter deren Betrügerei oder Pfiffigkeit der Patrizier wie der arme Handwerker zu leiden hatten, werden schärfer mitgenommen. Mit der scharfen Polemik gegen Ehebruch und Sittenlosigkeit besonders auch der Frauen und mit der Freude an Obszönem und Geschlechtlichem sind alle Züge erwähnt, die den Charakter der Schwankbücher im XVI. Jahrhundert ausmachen.

Eine stattliche Reihe von Stücken weist nun im XVII. und beginnenden XVIII. Jahrhundert diesen selben Charakter auf. Die Reihe dieser Unterhaltungsbücher ist im eigentlichen Sinn als Fortsetzung der Schwankbücher anzusehen und nur diese Reihe.

Zügellos und saftig knüpfte ja schon Lazarus Sandrub in seiner „Historischen und poetischen Kurzweil" von 1618[5], in der er Schwänke in Verse auflöste und jedem eine Prosamoral anfügte, an die echteste Schwanktradition an und hielt sich nicht an die Art von Kirchhofs „Wendunmuth". Noch vor ihm, berichtet Gerhard — mir lag das Buch nicht vor —, führte der Pfarrer Joh. Sommer zu Osterweddigen, der sich Huldrichus Therander oder Olorinus Variscus nannte, in seinem „Emplastrum Cornelianum, Heilpflaster auff die Melancholische wunden und Corneliusstich . . ." 1605 „zum echten frischen Humor" zurück: „. . . aus ihm weht uns der kernige, einfache Humor der alten Volksbücher entgegen. Meist sind es ja Mönchs- und Liebesgeschichten, die er dem Montanus und anderen Werken entlehnt hat[6]." Für Mäyn-

5) In den Hallischen Neudrucken Nr. 10—11.

6) Ich stütze mich hier nur unter Vorbehalt auf Gerhard, da er wie gesagt kein besonderes Gewicht auf diesen ausschließlichen Charakter des Stoffes als Schwank gelegt hat.

Digitized by Google

hinklers Sack ... von 1612 möchte ich mich — ich habe es selbst nicht zur Hand gehabt — auf Gerhard nicht verlassen. Doch deutet der schon von Gervinus verurteilte stark zotige Charakter vielleicht auf Zugehörigkeit zu derselben Entwicklungslinie. Ein richtiges und doch recht besonderes Schwankbüchlein stellt sich in Joh. L. Talitz von Liechtensees „Kurtzweyliger Reyßgespahn . . ." Wien und Luzern 1645[7] dar. Hier herrscht im ganzen Charakter große Ähnlichkeit mit den Schwankbüchern des XVI. Jahrhunderts. Die Sphären des Bauern, des Wirtshauses, des Land- und Soldatenlebens überwiegen. Nur aus dem Komplex des Bauernschwanks bringt Talitz ca. 30 Nummern der alten Art mit der alten, allerdings oft aktiven, Haltung. Von Gelehrten, Studenten, Fürsten, vom Hof ist sozusagen nicht die Rede. Zwar beginnt die Reihe mit Stücken vom Hof und Fürsten, es taucht aber rasch der Hofnarr auf, und schon in Nr. 19 verdrängt die Dorfsphäre das andere. Wichtig ist der „Reyßgespahn" wegen seiner stofflichen Selbständigkeit und dem Reichtum an neuen Motiven. Von 216 Nummern sind nur ca. 20 aus der zeitgenössischen Unterhaltungsliteratur (ausgestaltete Apophthegmata oder Anekdoten), und nur 13 Motive sind aus den Schwankbüchern des XVI. Jahrhunderts übernommen. Auch darin, daß der Ton durchweg sehr anständig und frei von Obszönem ist, beweist sich, daß hier ein Einzelner die ganze Gattung von innen her mit Erneuerungswillen durchdrang und sie in höhere Sphäre hinaufhob, dem Stil nach, nicht der Form und den Motiven nach. So ist er denn in der Folge immer wieder zum Vorbild genommen worden, besonders von noch zu besprechenden Gliedern dieser Schwankliteratur, aber auch von der gelehrten Unterhaltungsliteratur[8].

In der Gefolgschaft des „Reyßgespahn" hält sich „Ergötzlicher / aber Lehr-, Ehr- und sittsamer / von allerhand Unsauberkeiten rein bewahrter Burger Lust ..." vom Jahre 1663[9]. Wenngleich die moralische Tendenz und der Erneuerungswillen ausdrücklich auch im Vorwort betont sind, so wird doch lustig und lose weiter„geschwänkt". Nur die katholische Geistlichkeit ist hier geschont, und das versteht sich von selbst, nennt sich doch der Verfasser im Titel mit Stolz „einen guten Catholischen authorem ..." (vgl. ferner die Vorrede). Das ist aber auch die einzige Säuberung. Als die gleiche Haltung aufweisend ist dann hier sogleich noch „Der lustige und possierliche Historienschreiber ... durch A.S..." Franckfurt und Leipzig o. J.[10] (jedenfalls um 1670) einzufügen. Hier ist der Charakter eines alten, saftig-fröhlichen Schwankbuches eher noch mehr spürbar. Jedoch fehlt wieder jedes Vorgehen gegen die katholische Geistlichkeit (darüber wird noch unten gehandelt werden), und auch in der Vorrede kann man einen bewußten Willen sehen, die rohe, platte Belustigung etwas zu veredeln. Es blieb freilich ein theo-

7) vorhanden: Preuß. Staatsbibl. Berlin.
8) Memels „Lustige Gesellschaft" vgl. Gerhard S. 54.
9) Pr. Staatsbibl. Berlin.
10) ebenda.

Digitized by Google

retischer Wille. „Ein Reicher Vorrath / artlicher und anmüthiger Ergötzlichkeiten . . .“ vom Jahre 1702 zeigt die alte Schwanktradition völlig lebendig. Überwiegend Bauernschwänke passiver Art, viel gegen Ehebruch u. ä., der Arzt ist Kurpfuscher, der Gelehrte kommt gar nicht vor, der Fürst meist in vertraulich niedriger Stellung. Mehrere Stücke sind ausdrücklich von „bürgern“, aber durchweg aktiv. Die katholische Geistlichkeit erscheint nicht sehr geschont, doch deutet das häufige Vorkommen der Stücke von Beichte und Messe auf Abstammung aus der gleichen katholischen Sphäre wie die oben genannten. Das liegt besonders deshalb nahe, weil der „Reiche Vorrath“ sich aufs engste anlehnt an das „Ergötzlicher Burger Lust“, das geradezu die Vorlage genannt werden kann. Beiden Werken ist, was der Vollständigkeit halber noch gesagt sei, ein zweiter Teil von „Lehrreichen Reimen“ und ein dritter von „Lehr-Sprüchen und gereimten Sprichwörtern“ angefügt. Besonders diese stimmen fast durchweg überein. Diese Trennung von Schwankteil und Spruchteil ist aber eben sehr bezeichnend und beweist Verständnis für die Schwankgattung als Eigenform. In den Schwankbüchern der folgenden Epoche ist diese Scheidung nicht mehr so rein durchgeführt, dringt wieder Spruchwesen ein. Im „Lyrum Larum Lyrissimum / das ist eine heilsame Quint-Essenz ...“ von 1701 und in dem z. T. davon abhängigen „Lyrum Larum Löffelstil... von Allzeit Immer Fröhlich“ von 1730[11] sind bereits wieder einige Apophthegmata und Witzworte eingedrungen, nehmen besonders im ersten ziemlichen Raum ein. Dagegen ist viel altes Gut erhalten, ja die Schwankmotive des XVI. Jahrhunderts sind zahlreich, und so zeigt sich dies Stück, sogar mit Einströmungen von Wunder-Schauergeschichten, als ein Mischwerk, das aber die Schwanktradition volkstümlich und ungeschwächt hochhält. Im „L. L. Löffelstil“ ist die Anzahl der Apophthegmata noch kleiner, das Gelehrte und die ausländischen Motive und Sphären sind z. T. bewußt gestrichen, und besonders der Bauernschwank (der typische nach dem Verschwinden des Mönchsschwanks) ist ungeschmälert. In einem Werke wie in Ruckard's „Die Lachende Schule . . . das ist außerlesene . . . noch nie im Druck bekandt gemachte Historien / Deren in großer Anzahl auf einer zweyjährigen Reyse / bey verschiedenen honneten Gesellschaften . . . gesammelt“ . . . Hall 1725[12] ist diese archaische Haltung besonders erstaunlich. Er bringt ganz alte Stücke, die meist im XVII. Jahrhundert nicht aufgegriffen waren. Es fehlt bei ihm die ganze Entwicklungstendenz des vergangenen Jahrhunderts. Man lebt und webt im alten treuherzigen Ton der Bauernkomik. Es wird auch gegen die Fürsten polemisiert. Aber dabei geht es gemütlich, glimpflich, ja fast zutraulich her. Der Kaiser erscheint wieder als letzte Hoffnung des Landmannes gegen

11) beide auf der Staatsbibl. Berlin.
12) Pr. Staatsbibl. Berlin.

Digitized by Google

den Strauchritter und rohen Landadel; das ist eine rekonstruierte Situation, und hinter der Frisierung nach solch bewußt antiquarischer Perücke treten die neuen Formen oder die von gestern zurück. Anders und recht bissig geartet, aber schließlich doch in der gleichen Linie liegend, ist ein spätes Stück: der „Historische Bienenstock voller schalkhaften und muthwilligen Erzählungen" von 1759[13]. Man befindet sich unter galanten Leutchen mit Degen und Perücke, aber was da von Herrn von Wackersdorf, Magister Scheinfromm, Frau Frechinne, Frau Lustine ... erzählt wird, das sind Stückchen in der Art der „buhlerischen" Bauernweiber im XVI. Jahrhundert, und es finden sich verschiedene der (durchweg obszönen) Motive. Der Ton ist frivol und lächelnd spitz, nicht plump, naiv, aber die ganze Haltung und innere Form dieser Sammlung, in der die Schwänke, in einem Strom noch oben stoßend, in die galante Novelle auslaufen, das Stoffgebiet von der sittenlosen Frau, ja sogar manche Phrasierung und einzelne Ausdrücke sind doch beiden Enden der Entwicklung gemeinsam.

Von der hiermit in ihren reinsten Stücken — von den mannigfaltigen Beispielen der Übergänge in andere Reihen und Formen soll noch gehandelt werden — gezeichneten Linie ist eine andere Art von Unterhaltungsliteratur durchaus zu trennen. Diese andere Gruppe möchte ich vorläufig einmal die gelehrte Unterhaltungslinie nennen. Hier finden sich auch Schwänke, aber erstens sind sie ein Element neben den andern der Anekdote, des Apophthegmas, des Witzworts, des Sinnspruchs, des Rätsels und der Lyrik, — und zweitens ändert sich ihre Art und Auffassung (nach der Anekdote hin) wie die Sphäre, gegen die sie sich richten, oder die Ausdrucksart ihrer Tendenz. Von vornherein ist klar, daß die beiden Gruppen textlich-stofflich oft aufs engste zusammenhängen können. Hat doch der Verfasser solcher Unterhaltungsliteratur, je gebildeter er war, desto mehr und skrupelloser ab- und ausgeschrieben. Dennoch aber sind die reinen Schwankbücher einfacher Ausdruck einer andern Sphäre und einer anderen Nachfrage, als die gelehrten Wälzer es sind. Diese andere Sphäre gibt Gerhard für die von ihm speziell behandelte „Lustige Gesellschaft ... comes facundus in via provehiculo: Allen Reisenden ... von Johanne Petro de Memel. Zippelzerbst im Drömbling", zuerst 1656[14], auch verschiedentlich selbst zu. (So. u. a. S. 110: „die Verfasserfrage . . . der Autor muß wissenschaftlich gebildet gewesen sein ...") Es scheint mir außer Zweifel, daß die „Lustige Gesellschaft" kein Schwankbuch im oben gemeinten und im Sinne des XVI. Jahrhunderts ist, so sehr sich auch Gerhard bemüht, die Volkstümlichkeit und Vorbildlichkeit dieses Stückes als echten alten Schwankbuches herauszustreichen. Das nur kann man sagen, daß es zwischen den beiden gezeichneten Typen etwa eine Mittelstellung einnimmt. Der Verfasser — Gerhard

13) Bibl. Göttingen.
14) Stadtbibl. Frankfurt a. M. (H. cult. hum.)

Digitized by Google

lehnt den sonst angenommenen Simon Dach entschieden ab und hält die Autorschaft eines Johannes Praetorius für wahrscheinlich — benutzte natürlich auch vor ihm erschienene Werkchen anderer Art wie Talitz' „Reyßgespahn", Cocay's „Teutschen Labyrinth" u.a.m., und spätere haben ihn als Mittelsmann und Weiterträger wiederum benutzt. Der Gesamteindruck des Buches wird von der Häufung und Buntscheckigkeit aller anderen Elemente bestimmt. Da hat das meiste das Ansehen von Witzworten, Anekdoten u. ä. (Quellen bei Gerhard S. 55), da hat er aus den „Ungae Venales" geschöpft und den Studenten pikante Leckerbissen gesichert. Da stehen Epigramme neben Hochzeitsgedichten, ein Friedenspoem Greflingers neben Phyllisgedichten zum Preise des Landlebens, die Fleming'sche Ode: „Wie man eine küssen soll" neben dem (Dialekt-)Lied, der „Ballade vom Störtzebecher". An gleicher Stelle finden sich noch mehrere Volkslieder, darunter ein historisches, und Volksliederrudimente. Es muß ferner betont werden, daß im Gesamtcharakter die Tendenz auf sittliche und gesellschaftliche Erneuerung vorhanden ist (darüber siehe weiter unten) und das Volksmäßige, Ländliche verschiedentlich schon etwas als Muster hingestellt wird. Aber der Wust von gelehrtem Zeug, lateinischen Anekdoten, lateinischen Sprachscherzen und studentischen Witzworten, reiches Erbe der humanistischen Witzliteratur und des facetum dicte, kann nicht übersehen oder unterschätzt werden. Interessant sind manche Bemerkungen, die Gerhard beim Vergleichen und der Charakteristik späterer (oder gleichzeitiger) Ausgaben und Ausgabengruppen macht: S. 106 ff. zu der Gruppe der Bilderausgabe (1657, 1666, Frankenau o. J.): „Die Erzählung ist meist knapp und nicht dialogisch. Echte Schwänke (!), wie wir oben einige (!) charakterisiert haben, sind gar nicht hinzugekommen, sondern meist kurze Anekdoten, Apophthegmata und Epigramme. Einige Nummern wie ... beide mit Quellenangaben und Aehnliches (!) beweisen, daß das Element der Historienbücher einzudringen beginnt (schon 1657!) und den ursprünglichen Charakter des Werkes nicht unwesentlich verändert." Zu Ausgaben von 1657, 1659, 1660: „Die neu hinzugefügten Elemente der Ausgabe 1659 widersprechen dem ursprünglichen Charakter des Schwankbuches vollständig. Es sind fast nur Entlehnungen der Historien- und Apophthegmenbücher, die Aufnahme gefunden haben" (s. ferner Gerhard S. 108). Die Hinzufügungen veränderten m. E. den Charakter der „L. G." nicht so entscheidend, sie fanden einen entsprechenden Boden schon vor. Auf jeden Fall aber glitt das Werk sofort nach seinem Erscheinen in die Bahn der gelehrten enzyklopädischen Unterhaltungsliteratur ab. Am deutlichsten bezeichnet diese Bahn der „Kurtzweilige Zeitvertreiber"[15]

15) **Stadtbibl. Frankfurt a. M.** (Geschenk von Clemens v. Brentano) „Neuaussgebutzter / Kurtzweiliger Zeitvertreiber / welcher ausgeziert mit allerhand lustigen Hof-reden / lächerlichen Schwänken / artige Schnacken / nachdenklichen wolgerissenen Possen / kurtzweiligen Begebenheiten / merkwürdigen Geschichten / nützlichen Erzählungen / klugen Sprüchen / und wohlge-

Digitized by Google

. . . durch C. A. M. v. W. zuerst 1660 (von Gervinus u. a: dem Simon Dach zugeschrieben). Der „K. Z." hatte die „Lustige Gesellschaft" benutzt, deren Ausgaben von 1695 und 1701 wiederum den „K. Z." ausschrieben. „Die Verquickung der schon entstellten Ausgabe von 1660 mit den neuen Erwerbungen aus dem ‚Kurtzweiligen Zeitvertreiber' hat den Charakter unseres Werkes bedeutend verändert," sagt Gerhard von den späteren Ausgaben der „Lustigen Gesellschaft". „Zahlreiche Nummern sind eingefügt, die den unangenehmen Beigeschmack der Historienbücher haben; andere wieder erinnern an die Noveletten-Sammlungen . . .". Die Worte Gerhardts auf Seite 120—121 geben einen guten Eindruck vom Aussehen des „Kurtzw. Zeitvertr.", weswegen hier auf sie verwiesen sei. Ebenfalls mit seiner Schilderung des „Exilium Melancholicae, das jst Unlust-Vertreiber" . . . Straßburg 1643 hat er durchaus das Richtige gesagt. Nur darf man das dann nicht Schwankbuch nennen. Es kommen hier in der Tat manche alte Motive und alte Stoffgebiete vor, aber die Tonart und die Aufmachung entscheiden. Schließlich könnte man dann ja auch ein Werk wie Harsdörffers „Ars Apophthegmatica / das ist Kunstquellen denkwürdiger Lehrsprüche und Ergötzlicher Hofreden . . . durch Quirinum Pegeum . . ." Nürnberg 1655[16] als volkstümlich bezeichnen, deshalb, weil Sprüche, Apophthegmata über Gastwirte, Bauern, Landsknechte dort vorkommen. Und dennoch ist der enzyklopädistisch-lehrhafte Charakter hier das Wesentliche und durch erstrebte Vollständigkeit mehr als durch Lebendigkeit bezeichnet. Diese Stoffkreise waren ja durch Zinkgrefs „Apophthegmata", der freilich weit bewußter volkstümlich war, die vornehme Tradition, die von Erasmus ausging, durchbrach und daher durchaus in die erste Gruppe zu rechnen wäre, in die gelehrte Gesellschaft emporgedrungen und wurden neben den gelehrten und vollgepackten Apophthegmenwerken späterer Kompilatoren dankbar mit präsentiert. Auch die „Eutrapeliae philologico-historico-ethico, oder . . . Naachdenckliche vernünfftige / Sinn / Lehr / Geistreiche und ahnmuthige auch teils lustige — Männiglichen . . . auch der lernenden Jugend zu nützlicher Übung / so wohl in der reinen Deutschen / als auch mit Übersetzen in der Lateinischen / Spraachen / aus unterschiedenen Bücher mit Fleiß zusammen gelesen und herausgegeben durch M. S. G." Lübeck 1647[17] bringen Stücke von Klaus Narren und geben in vielem Aufschluß über die Art, wie man zur Unterschicht und zu den Prügelknaben des Witzes, Bauern, Adel und Hofleben stand. Das

gebenen Poetischen Ergötzlichkeiten / etc. Die bey kunstliebenden Gesellschaften / vertraulichen Collationen / auf Reisen / und in . . . . . können gelesen und fürgebracht werden. Aus unterschieden Schriften / Büchern / Mittheilungen / guter Freunde / täglichen Anmerckungen auf Reisen und in Gesellschaften. Zusammen getragen u. z. Fünfftenmal vermehrt / . . hrsg. durch C. A. M. von W. gedruckt im Jahre 1770." — Aus besagter Ausgabe findet sich ein „Anhang" handschriftlich angefügt an die Quirini Pegei „Kunst-Quellen" Bd. I (18).

16) Stadtbibliothek Frankfurt a. M.

17) Stadtbibl. Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Fehlen jeder Anzüglichkeit und Zurückdrängung des Sexuellen, zugleich mit der Verminderung der satyrischen Möglichkeiten, können an den entsprechend sauberen Ton von Talitz von L. „Reyßgespahn" erinnern. Aber schon der Titel zeigt ja die andere Zielsetzung, und vollends bewußt ein Überblick über den Aufbau das Kompendiöse und Enzyklopädistische, wo natürlich das Lateinische wieder eine große Rolle spielt. Zuerst bringt der Verfasser alle ihm vielleicht „unliterarisch" bekannten Stücke, viel Zeitgenössisches, Apophthegmata und Schwankartiges. Schon um Nr. 400 hat er konsequent nur erbauliche Geschichten von weisen und guten Fürsten, die er allerdings noch verschiedentlich auf die Bauern bezieht. Dann geht er entschlossen über zu stark satirischer Behandlung in Art kurzer Anekdoten und Apophthegmaten, in denen er wohl der Tradition und Richtung des XVI. Jahrhunderts folgt. Ab Nr. 800 ungefähr entlehnt er Sprüche und Weisheiten aus der gesamten Weltliteratur, beispielhafte Erzählungen aus der Bibel, dem Koran. Das zweite Tausend bringt überhaupt nur solche Sprüche, Weisheiten, Moralen in systematischer Anordnung, der Antike entlehnt, dem christlichen Zeitalter oder den Heiden. Dazwischen kommt dann mal wieder ein richtiger Schwank in Bürgersphäre (607) und steht neben Stücken aus des „Persischen Poeten Sadi verdeutschtem Gulistan oder Rosengarten". — Es ist unmöglich und unnötig, nun alle weiteren Werke dieser Art aufzuzählen. Wichtig ist bei jedem nur, immer zu sehen, welcher Charakter es erfüllt und welche Anforderungen diese Kompilationen an den Verbraucher stellten. Es gibt zwischen den zwei Hauptlinien natürlich eine Fülle von Mischerscheinungen in der Art wie die „Lust. Gesellsch." in der ersten Gestalt. Da ist Cocay's „Teutscher Labyrinth" zu nennen (1650)[18]. Da bringt im selben Jahr der „Lustige Demokritos, das ist auserlesene Fragen ..." Cölln (1650)[19] noch eine Masse von Schwankmotiven in seinem ersten Teil, der dann sowohl von der „Lust. Gesellsch." wie von den echten Schwankbüchern benutzt wurde. (In 63 Stücken 24 zeitgenössische Motive und nur 4 aus den Schwankbüchern des XVI. Jahrhunderts.) Der „Fasciculus Facetiarum" 1670, schon im Äußeren viel umfänglicher, was recht bezeichnend ist, gibt sich wieder gelehrter und ist für Akademiker berechnet. Und ganz spät beweist noch Mich. Freudenbergs „Etwas für Alle in einer eingemachten Allabattritta . . .", Halle 1732[20] Anlehnung an die „Lust. Gesellschaft" und zugleich Übernahme von einigen volkstümlichen Stücken, erneuert noch einmal die alte Vorliebe für das geistreiche kurze Witzwort und gelehrte Apophthegma und hat doch daneben schon Novellen stehen, Geschichtchen, die ganz auf die gesellschaftliche Sphäre und hohe Bildung

18) Bibl. Cassel.
19) Preuß. Staatsbibl., Berlin.
20) ebenda.

Digitized by Google

eingestellt sind. Es ist kein Schwankbuch. — Gerade gegen Ende des Jahrhunderts häufen sich auch die Beispiele für das Eindringen der Schwankmotive in die Historien- und Schauerbücher. Im „Mercurius Historicus ... das ist Hundert neue und denkwürdige Erzählungen ... durch Octavianum Chiliadum" Frankfurt 1665[21] (wahrscheinlich von Harsdörffer) finden sich mitten unter lauter blutigen und grausigen Historien plötzlich eins, zwei richtige Schwänke oder lustige Streiche. Erbauliche Schriften, wie der „Antimelancholicus" D. August Pfeiffers[22] und noch mehr Schiebel's „Neuerbauetes, erbauliches Historisches Lusthaus"[23], beide vom Jahre 1685, wandeln bekannte Situationen und Stoffkreise erbaulich oder scherzhaft (scherzhafte Grabschriften!) ab. Ja, sogar in Happel's: „Denkwürdigkeiten der Welt ...", Hamburg 1689[24], stehen neben vielen soziologisch interessanten Bemerkungen auch einige echte Schwänke, die hier wie anderwärts unter französischem Einfluß eine Neigung zu breiterem, pikanterem, ausmalenderem Erzählen zeigen. So lassen sich — der Beispiele gibt es noch viel mehr — überall die kleinen Rinnsale bemerken, die den großen Strömen zueilen und bald auf jener, bald auf dieser Seite einer Wasserscheide auftauchen. Das muß der Vollständigkeit halber — und zur Abgrenzung gegen Gerhards Auslegung des Tatbestandes — mindestens erwähnt werden.

Es geht aber nunmehr ganz nahe an diese Wasserscheide heran, wenn wir uns schließlich einer letzten Erscheinungsart von Unterhaltungsliteratur zuwenden, mit der der Befund erschöpft ist und der Kreis der Zusammenhänge sich zu seinem Anfang zurückwendet. Diese dritte Hauptgruppe, als Nebenstrom der ersten Reihe zu bezeichnen, doch aus einer anderen Richtung kommend, möchte ich die Gruppe des „Vagantenschwankbuches" nennen. Mit anderen Titeln wie die „studentische" oder die „niederländisch" beeinflußte Gruppe sind zugleich die Elemente bezeichnet.

Mich. Kasp. Lundorf war sich über den Charakter seines „Wißbadischen Wisenbrünnlein: Das ist Hundert schöne ... zum Theil new (zum Theil aber auß etlichen Latein. ... und ... Teutschen Scribenten zusammengelesene ...) Historien ... Allen / bevorab aber zum Wißbad reysenden / Mann und Weibspersonen / ohne Verruckung Zucht und Ehr ... zu lesen ... von Raphael Sulpicius à Munscrod Germanus ...", Franckfurt 1610, ganz im klaren, wenn er schrieb, „daß es nach gehaltenem Bad / beym Wisenbrünnlein" — er wollte den Kurgästen die Zeit verkürzen, besonders während der Ruhestunden nach dem Bad — „bey ehrlichen Gastereyen und nicht anderstwo / da sie nicht hingehören" gelesen und vorgelesen werden sollte. Er rühmt sein Buch zwar in derselben Vorrede und preist es an, „weil keine grobe ... Zoten / und solche unflätige Hi-

21) Stadtbibl. Frankfurt a. M.
22) ebenda.
23) ebenda.
24) Preuß. Staatsbibl. Berlin.

Digitized by Google

storien ... zu finden seien", aber das war ja die Formel, die jeder hersagte, um zu ködern. Er hat ein Werk geliefert, das im wesentlichen der gelehrt-enzyklopädistischen Gruppe zuzurechnen ist. Er gibt viel gelehrtes Gut und erfreut alle seine Quellen an; im Anfang besonders hat er noch eine ganze Reihe geläufiger Schwänke, doch gestaltet er bereits in charakteristischer Weise um und zwar nach zwei Extremen hin. Entweder er verkürzt stark, verliert alle Komik der Situation und mündet in trockenes Rede- und Antwortspiel; oder er baut stark aus und zimmert einen breitschildernden, lokalisierenden Rahmen. Auch mit der häufigen Verwendung von Antike, antiken Namen und Stoffen enthält er Momente, die später Entwicklungsträger wurden. Er schlachtet diese Momente aber alle in einer etwas klobigen Art aus, und wenngleich er es noch nicht bewußt tut, so ist von hier zu dem „Semper-Lustigen Fabel-Hanns ... oder Neu erdichter ... Poetisierender ... welcher ..."[25] von 1703 nur ein kleiner Schritt. Dort nämlich werden diese Motive, wird die Uebertünchung der bürgerlich-ländlichen Primitive mit antiker Mythologie und gelehrten Formeln aufs heftigste parodiert. Diese Tendenz aber, Parodie von Bildung und gelehrten Formeln, Selbstironisierung eines beißenden, klugen Kopfes und satirische Maskierung der dümmsten und klotzigsten Unanständigkeit mit akademischer Schminke, das ist der Grundton in jener anderen Reihe, die gelehrt und volkstümlich dem Dienst der Schlagkraft gleichermaßen unterwirft. Lundorfs „Wisenbrünnlein" enthält diesen Charakter schon im Keim, verschiedene aktive Studentenschwänke, das starke Vorgehen gegen Handwerker und die Betonung des obszönen Elementes bestätigen das, wenn auch das Buch im ganzen noch in die gebildete Linie (II) gehört. Vollends in die Sphäre, in der solch gesalzene und rohe Tonart zu Hause war, versetzt uns dann das „Gepflückte Fincken (oder Studenten-Confekt)"[26] von 1667, dessen Titel[27] schon die gewaltige Verschärfung der satirischen Tendenz anzeigt. Der Verfasser schildert, wie er, um die Welt zu sehen und etwas zu erleben, auf die Wanderschaft geht, er beschreibt nun seine Reise und seine Reisegenossen. Das sind vor allem Studenten und fahrende Schüler. Mit gegenseitiger Erzählung von Possen, Schwänken echtester Art und Abenteuern wird die Zeit vertrieben. Wir hören, wie diese Stücke auf dem „Mayntzer Marktschiff" von Mund zu Mund gehen. Diese ur-

25) Stadtbibliothek Frankfurt a. M.

26) Preuß. Staatsbibl. Berlin.

27) Gepflügte *Finken* / oder: *Studenten-Confekt* / auffgetragen in Vier Trachten, jede von 100 Gerichten Worinnen enthalten 400 auserlesene .... mehrenteils neugebackene, und noch nie im Druck ausgegangene Historien und Possen, welche auf seiner langwierigen anderthalbjährigen Reise, in unterschiedlichen Gesellschafft gesammelt, Und seinen Herrn Lands-Leuten und anderen Studenten, wie auch sonst allerhand reisenden und maulhenckolischen Personen, sie gehen, reisen oder fahren, zu Lande oder zu Wasser, oder sitzen hinter d. Ofen uud braten Aepffel, zur Recreation ... gedruckt zu Franckenau in diesem jetzigen Jahr. (1667.)

Digitized by Google

alte Situation wird uns sogar in M. Freudenbergs „Etwas für Alle" 1732 wieder geschildert: S. 275 ... „In der Treck-Schuite zwischen Harlem und Leyden (holländische Sphäre!!), wo der Leydische Thamm dazwischen kommt ...": auf dem Schiff wird eine Posse erzählt. Es braucht dieses Rahmens nicht, um uns die Sphäre anzuzeigen, denn einerseits ist breiter Raum des lateinischen Vers- und Wortspiels, der „Studenten- und Schulpossen", der „schimpfliche und spitzfindigen" Stachel-Reden (gegen das Ende starke Entlehnung aus Harsdörffers „Kunst-Quellen"), andererseits aber läßt die scharfe Spitze gegen die pedantischen, weltfernen oder kriecherischen Professoren schon allein sicher sein, daß die genialen Taugenichtse, in steter Zügellosigkeit schweifend und ihre Freiheit für kein Amt eintauschend, die wandernde studentische Jugend solcher lebendigste Satire trug (Vorrede). Der Verfasser selber, von seiner Mutter zur akademischen Laufbahn gezwungen, findet mehr Gefallen an diesem ungebundenen Leben als am Studieren. Und so schildert er es von den anderen[28]. Auf der volkstümlichen Literaturbewegung Moscheroschs, Chr. Reutters stehend (zweimal zitiert 156, 227 u. a.), beherrschten sie doch alle Quellen der humanistischen niederen Literatur wie die fremden Sprachen (um 92 lateinische Zoten auf den Papst) und zogen voll Verachtung gegen den „Herrn Magister Pastor zum Säustall", dessen Stilblüten sie verewigten, vom Leder. Dies z. B. auch im „Fasciculus Facetiarum . . .", 1670. I. Abtl., gegen den Hochmut der Akademiker, doch von den Studenten aktiv. Ein Streich wird dem Professor gespielt, „welches unseren Herren Stutzern / eine Zeitlang bey den Schmausen dienen mußte", oder sie erfahren (II) die Schwächen eines Professors: „das die Herren Studenten bald erschnappten . . .". Sie lösten sich von jeder Tradition und verspotteten jede. Auf den Bauern herumzutrampeln war ja von jeher Mode, aber auch der Bürger ist im Grund nicht besser, dumm, eng und geil. Heute verführten sie die Schustersfrau und hatten morgen eine Begegnung mit der Bauernmagd. Das führte dahin, daß diese Schicht allmählich die Unterschiede zwischen Bürger und Bauer einebnete, so wie die Schicht der Gelehrten die zwischen Adel und Bürgertum[29]. Was war diesen Vogelfreien lächerlicher als der eingebildete, gezierte Hofadel, und welche Rücksicht sollte sie hindern, in das alte Horn gegen Pfaffen, Mönche und Nonnen zu tuten? Solche Gesellen waren abgebrüht, hier ist deshalb starke und ge-

28) „Indem ich nun oft ausspazirete / ward ich bekannt mit etlichen *Studenten* / die mir auch ... unterschiedliche Stücklein erzählten / welche hernach folgen werden und glaube sicherlich, daß diese Pursch wenig im Corpus Juris oder in der Bibel gelesen hatten; doch hatte der eine die *Lustige Gesellschaft* / *Reise-Gespan* / *Armadis und Taubmann Epigrammata* im Sack / welche ihnen die lange Zeit kurzmachten / wenn kein Schlampamp vorhanden. Von dem Taubmann wußten sie viel zu sagen / wie daß er ein berühmter Professor zu Tübingen gewesen....."

29) Leyer-Matz Nr. 119: „Ein ungeschliffener grober Bauer wiewohl jüngst gebackener Edelmann gelangte ....."

Digitized by Google

würzte Ware nötig. In keiner Reihe sonst finden wir so viel Zoten, nirgends aber auch eine solche Steigerung und Ausnutzung der satirischen Möglichkeiten. Wir befinden uns hier auf der tiefsten Linie des Geschmackes. Und kein Wunder! Diese Jugend hatte sich ja in den Kriegsläuften und im Abenteuerdrang dem Mars verschrieben. Als Söldner kamen diese hemmungslosesten aller Existenzen mit allen Volksschichten in Berührung. Aus solcher Sphäre halbgelehrter Soldateska muß eins der bezeichnenden Stücke, „Des Uhralten jungen Leyer-Matz Lustiger Korrespondenzgeist" (von 1668)[30] hervorgegangen sein. Vielleicht schrieb ein abgedankter Soldat das Werk, um sich über Wasser zu halten. Die soldatische Sphäre herrscht vor, ein Kriegsteilnehmer erzählt. Da überträgt er alte Motive in die Sphäre fremder Höfe, erzählt von dänischen Grafen, schwedischen Bauern, livländischen Edeln, beschäftigt sich mit Christian dem II. und läßt vermuten, daß er einen polnischen Feldzug mitgemacht hat. „Er läßt häufig Dänen, Engländer, Holländer, Schwaben auftreten und sie alle in dem Idiom ihres Landes sprechen." Gerhard, der den „L-M" ausführlich bespricht und es ein „originelles Werkchen" nennt, „dem wir in der Schwankliteratur des XVII. Jahrhunderts eine hervorragende Stellung einräumen müssen", stellt einmal, ganz mit Unrecht übrigens, „das gänzliche Fehlen von gelehrten und moralischen Betrachtungen" fest und meint andererseits, daß die Lachmuskeln des Lesers „mit raffinierten Mittelchen" in Bewegung gesetzt werden. „Aber gerade dieses raubt dem Werke den Eindruck des Naiven, Volkstümlichen, der den Schwänken der „Lustigen Gesellschaft" ein so eigenartiges Gepräge verleiht." Er fährt fort: „Dann aber kann der ‚Leyermatz' auch keineswegs die Paradenummern der vortrefflichen Volkslieder und Hochzeitsgedichte aufweisen wie die ‚Lust. Gesellsch.'. Nur vereinzelte ganz nette Liedchen sind aufgenommen, Pennal- und Studentenlieder, wie Nr. 109... oder Nr. 241 'das Studenten Gelach', dann einige bessere Schäfergedichte, wie Nr. 176 und Nr. 206, ein Loblied auf den Krieg ...". Zieht man die voreingenommene Systematik bei G. in Betracht, so kann man im übrigen seine Feststellung und Kennzeichnung des Buches, auf die ich hier verweisen muß, ganz gut benutzen. (Verfasser, Heimatfrage, Inhalt usw.) In die moralisch klagende Wertung dieser Richtung als „Entartung" kann man zwar nicht einstimmen, denn hier ist eine originale Richtung, getragen von einer bestimmten Schicht, die allerdings im Kriege verroht und gesunken war. Diese Strömung macht ihren Einfluß andererseits geltend in den gelehrten Sammlungen höherer Sphäre, in denen man aus jenen schöpfte, um seinerseits die Studenten, Vaganten und Soldaten zu verspotten. Daß man dies in verschiedenen Stücken („Lieblicher Sommer-Klee und Winter Grün" 1670[31] [recht gemeiner Ton, niedriges Niveau], „Fasciculus Facetiarum"

30) Pr. Staatsbibl., Berlin.
31) Pr. Staatsbibl. Berlin,

Digitized by Google

[sehr viele aktive von Studenten]) feststellen könnte, sei hier nur gestreift.

Der „Leyer-Matz" gibt auf dem Titel neben all den anderen Quellen und Vorbildern (über deren Art und Sphäre noch zu handeln wäre) auch den „Lustigen Heerpaucker" und „Jan Tambour" an, und das paßt zu seiner Abstammung aus der niedersächsischen Sphäre (vgl. Gerhard). Aus der holländisch-niederdeutschen Sphäre stammen alle diese Bücher, die gegen Ende des Jahrhunderts die Schlagkraft und den saftigen Charakter der Schwankbücher aufs stärkste erneuern und somit, trotz gelehrter Einströme, ein wesentliches Moment im Wiederaufleben der alten Tradition des XVI. Jahrhunderts bedeuten. Wir sehen, wie erstens die fahrenden Studenten Träger dieser Literatur waren. Sie vor allem nahmen zweitens die Tradition mehr und mehr auf, die je und je die Hofnarren an den Höfen gehütet hatten. Bei den Studenten war natürlich eine so volkstümliche und witzstarke Persönlichkeit wie Dr. Taubmann besonders beliebt. Taubmann, Professor in Wittenberg, auf den in der Überlieferung bald eine Menge alter Schwankmotive übertragen worden waren[32] und der mit seinen Stücken auch besonders in die gelehrt-enzyklopädistische Linie aufgenommen wurde, stand ja nicht im Gegensatz des Professors zu den Studenten. Er war den Studenten an Schlagfertigkeit und Mutterwitz noch überlegen. Und wenn er auch kein eigentlicher Hofnarr gewesen ist, so hat er doch sicher die alte Volkstradition von Schwank und primitivem Stolz der Unterschicht in die Sphäre des Hof- und Universitätslebens hinaufgetragen. Deshalb war er besonders geeignet, Pfeile zu liefern gegen die Dummheit, Zerrüttung und Eingebildetheit der Oberschicht und der höchsten Sphären, über die der Student und zügellose Scholar noch beißender herzog als über den gemeinen Mann. Ebenso war es mit dem Hofpoeten und Kammerdiener Franz' I., Clement Marot, gegangen. Seine Person, sein Schicksal, seine Herkunft reizten dazu, ihm die Rolle desjenigen zuzuweisen, der den gesunden Sinn der unverdorbenen Unterschicht aggressiv gegen oben auszuspielen hatte. Solchen Figuren, als angestaunten Wundern von Kühnheit und Unbekümmertheit, schrieb man eine Menge zu von dem satirischen Gut, das im Umlauf war und für das man nicht einstehen wollte. Zugleich wirkte hier die für das XVII. Jahrhundert typische Tendenz zur Anekdotisierung, zur genauen Anknüpfung an historische Personen, Zeit und Ort und historische Wahrheit! Das „Kurtzweilige Leben von Cl. Marot" (1663 zuerst, bis 1703) ist nach Gerhard über Holland zu uns gekommen, und auf diesem Wege ist mancherlei — nicht nur die Gedichteinlagen — dazugekommen. Erschienen nun diese beiden nach

32) hierzu vergl. Ebeling: Friedr. Taubmann .... Leipzig 1883 .... u. a. S. 170 „ .. daß die herrschende Meinung bereits vor jener Zeit unseren Wittenberger vornehmlich zum Possenreisser und Hofnarren stempelte und gewohnt war, ihm eine Unmasse guter und schlechter Witze anzuhängen....."

Digitized by Google

und nach in der Überlieferung als berufsmäßige Spaßmacher (ein Schwank in den „Taubmannia" spricht das schon aus), was sie ursprünglich kaum waren, so fußten auf ihnen hauptsächlich die Schwankbücher, die aus dem Holländischen übersetzt wurden, oder zum mindesten wurde diese obige Fiktion von jenen benutzt. Im Titel des einen: „Der lustige Heerpaucker / Spielet von schönen Lustigen Historien ... Potsdam in diesem Funckel-neuen Jahr" steht, was auf dem Titelbild des anderen abgebildet ist: ein Mann zieht mit einer Paucke auf einer Bühne umher. Und so namentlich dann dieses Buch auch: „Der Geist von Jan Tambour / ein sonderbahrer lustiger Kopff / welcher zu Amsterdam auffn Schauburg seine Person ... mit / Schwencken und ... vorzustellen gewußt. Aus d. Holl. ... in diesem itzigen Jahr"[33]. Hier ist von der Schauburg die Rede. Die Stücke im „Lustigen Heerpaucker" aber sind alle in der Fiktion aneinandergereiht, als sei der Verfasser mit seiner großen Pauke durchs Land gezogen (ebenso im Jan Tambour), habe durch das Pauken jeweils die Aufmerksamkeit der Leute auf sich gelenkt und dann ihnen Schnurren und Neuigkeiten erzählt. Er berichtet andererseits, was er von ihnen zurückerzählt bekommt. Das kann natürlich lediglich eine Fiktion sein, obwohl noch ein drittes Schwankbuch, das ebenfalls der volkstümlichen Linie, sogar in reiner und sauberer Form, angehört, denselben Rahmen aufweist: „Der überaus lustige und kurtzweilige Scheergeiger. Das ist: 500 ... Schertzreden / welche einem versuchten durch Teutschland ... eine lange Zeit herumbereisenden Scheergeiger ... 1670"[34]. Diese Schwankbücher sind nun von ähnlich niedrigem Niveau wie die für die Studenten. Das Gemeine und Obszöne nimmt einen breiten Raum ein. Im übrigen aber haben sie einen äußerst frischen, lebendigen, unmittelbaren Humor, der durch keinerlei gelehrte Elemente, durch nichts Lateinisches verdrängt wird. Im „Heerpaucker" entstammt ungefähr ein Drittel aller Motive dem XVI. Jahrhundert, und in beiden finden wir ganz alte Stücke von Pauli bis Kirchhoff, die bisher im XVII. Jahrhundert kaum auftraten (Einen toten oder einen lebendigen Herrgott — Von einem Mönch und eines alten Bauern jungem Weib u. a. m.). Der „Jan Tambour", der noch volkstümlicher wirkt als der „Heerpaucker", bringt sogar zwei Märchen. Hier ist wieder die allgemeine, anonyme Erzählung da, wenig Anekdotisches, die Apophthegmata sind verschwunden. Das Erstaunliche ist aber die Richtung der Tendenz: sie geht vorwiegend gegen unten, gegen Bauern und Mönche, im „Jan Tambour" allein scharf gegen Bürger und Handwerker, gegen Doktor und Apotheker. Das ist die Situation des XVI. Jahrhunderts. Auffallend ist schon das starke Hervortreten des Hofnarren oder des Narren im höheren Adel. Gegen die

33) Staatsbibl. Berlin.
34) Landesbibl. Dresden.

Digitized by Google

Juristen und Räte geht es im „Heerpaucker" nur einmal, gegen die Gelehrten und Studenten wird nicht vorgegangen, „Jan Tambour" bringt nur einen Schwank von Studenten und zwar einen aktiven. Auch die scharfe Spitze, die die gelehrte Gruppe gegen das Hofleben richtete, suchen wir vergebens. Mit den Fürsten steht man kollegial, so wie eben Taubmann und Marot mit ihnen stand, wie aber auch der Bauer im XVI. Jahrhundert schon auf Kaiser und Fürsten schaute.

*

Die Schwankbücher des XVI. Jahrhunderts geben ein einfaches Bild der sozialen Schichtung, auf der sie beruhen. Das Bürgertum protestantischer Städte ist als tragende Masse leicht zu erschließen aus der klaren und widerspruchslosen Tendenz. Für das XVII. Jahrhundert liegen die Dinge schwieriger. Die Schwankbücher haben sich zu einer Unterhaltungsliteratur ausgeweitet, in die Bildungsmomente ebenso hereinströmen, wie sich in ihr die schaurige Erregtheit und Aufgewühltheit der Zeit niederschlägt. Rechnet man die Sucht der Zeit nach endloser Vollständigkeit hinzu und das Prinzip einer bloßen Unterhaltungsliteratur, durch Überbieten der Konkurrenz durchzuschlagen, so darf der Eindruck, den man beim ersten Blick hat, nicht verwundern: daß nämlich alle alles bringen, daß alle Tendenzrichtungen gleichzeitig, ja gegeneinander da sind. Es ergibt sich, daß für die Beurteilung einer Gruppe einmal nicht das Vorhandensein, sondern das (relative) Fehlen eines bestimmten satirischen Komplexes, dann aber auch die bestimmte Formung und überhaupt der allgemeine Charakter und die Haltung, Sauberkeit und Konsequenz der Aufmachung maßgebend ist. Indem verschiedene Schwank- und Apophthegma-Motive formelhaft werden, bekommt die Abwandlung, die leise unterbewußte Wertung der Motive und die Beweglichkeit ihrer Formung eine besondere Wichtigkeit. Gerade darum ist es aber hier nötig, über die eigentlichen Schwankbücher hinaus auch die periphere Unterhaltungsliteratur in Betracht zu ziehen.

Schon bei dem Bild der niederen katholischen Geistlichkeit ist zu konstatieren, daß negative Züge erhalten bleiben, trotz einer grundsätzlichen Umwertung. Der Mönch trat vor den innerkonfessionellen Streitigkeiten unter den Protestanten zurück, und andererseits hob die Erneuerung des Katholizismus in der Gegenreformation sein Ansehen wieder. In den protestantischen Gegenden, wo man bald nichts mehr von katholischen Priestern, Mönchen und Nonnen wußte, übertrugen sich die Motive des dummen, ungebildeten, völlerischen, sittlich verdorbenen und lasziven Pfaffen bald auf die eigenen Seelsorger. In der Vorrede der „Lustigen Gesellschaft" heißt es: „was hierinn von Geistlichen Sachen tractiret wird / ist alles im Papstthum geschehen". Da ist es nun köstlich, daß ausgerechnet das erste Stück im Buch ein Schwank von einem protestantischen Pfarrer und seinem dummen Küster ist. Talitz sagt auf Seite 210 seines „Reyss gespahns": „Dieweil vorher

Digitized by Google

etliche . . . von Pfaffen / müssen wir auch etwas von Predikanten erzehlen / dörfften sonsten meinen / sie wären nicht redlich . . .", ein schönes Beispiel für die gerechte, unvoreingenommene Art des Talitz. In den Büchern der niederdeutsch-niedersächsischen Sphäre blieb die antikatholische Tendenz am meisten erhalten. Auch in der „Lustigen Gesellschaft", in den „Eutrapeliae" und im „Kurtzw. Zeitvertreiber" stehen scharfe Ausfälle gegen die Jesuiten (Eutrapeliae Nr. 337 — ferner um Nr. 760—800) und die Päpstlichen, neben anderen Stücken, in denen der niederen Geistlichkeit die Verantwortung abgenommen und sie gegen die höhere ausgespielt wird (Eutrapeliae 353, 908/9). Ab Nr. 108 im „Kurtzw. Zeitvertreiber" folgen nicht weniger denn 21 Stücke gegen die katholischen Pfaffen, manchmal freilich gegen Pfaffen schlechthin, auf einmal. Hier und da taucht aber in der scharfen Satire milderndes Moment auf: der Pfaffe wird verarmt und dumm, nicht mehr gemein dargestellt. Nimmt man auf S. 23—25 die Stücke gegen die Nonnen und die Klöster hinzu, so fallen demgegenüber einzelne Motive der Bestechlichkeit der Bischöfe (19) nicht so sehr ins Gewicht. Die „Eutrapeliae" lavieren mehr und stellen günstige Zeichnung geschickt neben ungünstige. Außerdem überwiegen die Schwänke gegen die hohe Geistlichkeit hier (S. 135, 167, 353, 452, 504, 505, 324 (2mal), 512 (2mal), gegen S. 14, 17, 58, 744). — Daß die Werke aus studentischer Sphäre schonungslos die alte Lauge auch über Mönch und Nonne ausgießen, wurde schon betont (vgl. „Gepflügte Finken" S. 121 ff. — „Wißbad. Wisenbrünnlein" z. B. S. 30, 74, 81, 94). Im „Fasciculus Facetiarum" verschmilzt aber bereits (1670) katholische und protestantische Geistlichkeit, denn dem fahrenden Studenten war Pfaffe Pfaffe. Und die protestantischen waren ja mindestens ebenso schlimm wie die katholischen. Gegenüber diesem Bild fällt nun zweierlei auf: zunächst das wachsende Vorgehen gegen die hohe Geistlichkeit (gerade in der gelehrten Reihe nicht selten). So hatte sich der Kampf ja immer mehr zugespitzt, daß man gegen die Lehre selber anging und nicht mehr gegen die unteren Organe. So hatte schon 1556 Christ. Wirsing die Apologe des Bernhard Ochini von Siena übersetzt und sie, Stück um Stück abwechselnd mit Bebels Fazetien vermischt, zu einem Büchlein vereinigt, das sich stofflich nur mit dem Papsttum und der römischen Kirche beschäftigte und zwar aggressiv [35]. Andererseits aber bot den Gelehrten der kühne Spott ein Vorbild, mit dem Taubmann und Cl. Marot sich den hohen Kirchenfürsten gegenüber behauptet hatten. (Für Taubmann die Stücke gegen den Kardinal Klesel u. a. Prälaten.) Cl. Marot, darüber belehrt uns die Geschichte, hatte ja unter den Intrigen der hohen Geistlichkeit, die in ihm einen Protestanten witterten (und mit Recht), furchtbar zu leiden. In dem „Kurtzw. Leben von Cl. M." haben diese Kämpfe verschiedentlich ihren harmlosen Niederschlag gefunden. Das andere ist die katholische Reaktion auf diese scharfe Ironisierung, die vor allem in rein katholischen Gegenden, vielleicht

35) nach Gervinus.

Digitized by Google

besonders Oberdeutschlands, zu lokalisieren ist. Schon gegen die rohe Polemik eines Sandrub, der durchaus den Ton des XVI. Jahrhunderts vertritt, hatte sich 1602 Aegidius Albertinus, der bedeutendste Volksschriftsteller „der katholischen Restaurationszeit in Bayern"[36], in seiner „Hauspolizei" gewendet. Er nennt Sandrub eine „Fundgrube für solche Schandgeschichten aus dem geistlichen Stand". Weiterhin in der sauberen Linie, die auf Talitz „Reißgespahn" folgt, fehlt der verkommene, verspottete katholische Geistliche entweder (so im „Lustigen und possierlichen Historienschreiber", im „Lustigen und kurtzweiligen Scheergeiger" 1670, im „Reichen Vorrath Artlicher ... Ergötzlichkeiten" 1702 kommt kein passiver Mönchschwank vor), oder der Titel zeigt (wie vom „Ergötzlichen-Burger Lust ... durch einen gut catholischen Authorem colligieret 1663" — vgl. ferner Vorrede) schon die Sphäre der katholischen Gegenwehr an. Dieser Erneuerungswille schlägt auch in einer Anekdote im „Unlust-Vertreiber" durch —der immerhin eine Anzahl Mönchsschwänke vorher bringt —, wo es einmal heißt, an den Kaiser gerichtet: „Ew. Majestät gebe so viel den Gelehrten / damit sie zum Studieren Gelegenheit haben [des Pudels Kern!], hingegen lasse sie den Geistlichen nichts widerfahren, damit sie geistlich bleiben."

Wenden wir uns nun dem sozialen Typus des Bauern zu, wie er aus der Unterhaltungsliteratur ersteht, so ist damit zugleich das ganze Gewebe der ständischen Polemik angefaßt. Die Ansätze zu dem großen Wandel der Wertung liegen bereits darin, daß im XVI. Jahrhundert dem Bauer Pfiffigkeit, Mutterwitz und Schlagfertigkeit zugeschrieben wurden. Diese Züge hatte dann besonders Zinkgref in seinen „Apophthegmata" unterstrichen. Als einen Vertreter dagegen der groben Verspottung und Verknüppelung der Bauern im XVI. Jahrhundert müssen wir Sandrub (1618) ansehen (siehe seine Abschnittsbezeichnungen als Beweis). Nun setzt eine eigentümliche Entwicklung ein. In den Büchern der gelehrt-enzyklopädistischen Gruppe, die hier zeitlich zunächst in Frage kommt, finden sich zwar noch genug Stücke, in denen der Bauer die traditionelle Rolle des Dummen, Gemeinen und Groben spielt. So nimmt im „Kurtzweiligen Zeitvertreiber" zum mindesten der passive Bauernschwank[37] noch einen bestimmenden Platz ein. Aber schon im „Wißbadischen Wisenbrünnlein", das die katholische Geistlichkeit durchaus nicht schont, ist der Verspottung des Bauern kein solches Gewicht gegeben. Im „Unlust-Vertreiber" von 1643, dessen Verfasser ja die „Chasse Ennuy" des Louis Garon sehr frei bearbeitet, verändert und weitgehend ausgebaut hat, finden wir von der alten Rolle des Bauern als Prügelknaben des polemischen Be-

36) nach Janssen.

37) Seite 262–275, 89 Schwänke und 3 Sprüche, darunter welche nach Montanus; der Bauer dumm, ungebildet, dreist, grob. Freilich hatte ich hier die Originalausgabe von 1666 nicht, sondern eine von erst 1700, wobei es möglich bleibt, daß passive Stücke in der Erstausgabe fehlten.

Digitized by Google

dürfnisses sehr wenig erhalten[38]. („Ein frommer Doctor / aber in einem schlechten Dörfflein geboren / gerieth mit einem Ritter / so zwar von stattlichem Herkommen / aber böse und ... Ich hab nicht Ursach mich zu schämen / ein Dorf für mein Vaterland zu haben: Deine Stadt aber soll sich billich schämen / daß sie dich zu einem Bürger haben muß[39].") Wie andererseits die Landsphäre der Stadtsphäre entgegentritt, dafür zeugen zwei Stücke: „Unl.-Vertr." B. 19: „Bey diesem langwirigen Kriegswesen in Teutschland giengen zween gantz und in Grund verderbte Bauern in eine fürnehme Stadt / Hülff / ihr Haußwesen wider anzufangen ..." Der Bürger will sie zuerst nicht herein lassen und ihnen Platz geben, sie trumpfen auf, und der Bürger entschuldigt sich noch zuletzt. Ferner steht da: „Ein reicher Bürger zu Lyon hielt eines Mals mit einem Bauern ein Gespräch . . ." (Bauern-Lust) oder: „Ein Bauersmann, welcher einen Meyerhof zum halben Theil mit einem Bürger zu Lyon hatte ..." Hat es schon hier den Anschein einer viel engeren Verbindung von Bauer und Bürger[40], so wird die Erklärung für diese positive Wertung durch die Tendenz anderer Stellen klar. Unter dem Kapitel „Hof — Hofleben", das sehr breit behandelt ist, spricht in Nr. 53 ein „Courtisan" mit seinem Bruder, der „sich mit seiner Handarbeit ernehren mußte". Dieser macht ihm Vorwürfe, daß er am Hofe lebe, es sei besser „Gerstenbrod / in Ruhe zu essen / als einem Herrn aufzuwarten". Noch bezeichnender ist Nr. 56: „Churfürst Friedrich der Weise / zu Sachsen / sagte: Das Baurenleben sey das allerseligste Leben / denn es wachse ihnen alles / andere Stände müßten das ihre kauffen." (Beachte die Begründung!) „Vom Hofleben" sagte er: „Bey uns Herren kann man sich wohl wärmen / aber auch verbrennen ..." und Nr. 59: „Ein Teutscher Fürst ward sehr deswegen gelobt, dieweilen er in unbekannter Kleidung sich offt unter Hirten / Schnittern / Tagwerckern / und anderen Bauersleuten / seiner Untertanen befande", fragt sie nach ihrer Zufriedenheit mit seinem Regiment; befragt, warum er, „eines so hohen Geschlechts und großer Fürst . . . sich als ein Bauer stellete: Ich muß / antwortete er / die Wahrheit von den armen Hirten und Bauersleuten erlernen / dann meine Hofleut sind nur Schmeichler und

38) Unter B — unter Bauer — stehen folgende Abschnitte:

1. Bauren
2. Bauren — Artzney
3. Bauren — Einfalt
4. Bauren — Gebet (für die Bauern, gegen Edelleute vgl. Zinkgr.)
5. Bauren — Geschicklichkeit
6. Bauren — List
7. Bauren — Lust
8. Bauren — Spitzfündigkeit
9. Bauren — Stolz
10. Bauren — Wehr
11. Bauren — Witz.

39) Unlust-Vertr. S. 183 Nr. 37; dass. in „Marots Kurtzw. Leben" Stück 156.

40) G. Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit (Ges. W. Hirzel, Lpzg.) III, 193: „In allen Städten aber, kaum die größten ausgenommen, hatte der Ackerbau mehr Wichtigkeit als jetzt. Nicht nur in den Vorstädten und Vorwerken des Stadtgrundes, auch in der Stadt leben viele Bürger von Ackernahrung. . . . ."

Digitized by Google

Ohrenbläser ..." (Ferner K. Nr. 18: Eine keusche Bauerntochter, die einen Grafen absausen läßt.) Die Erklärung und Einordnung solcher Stellen, die der Leser in Acht behalten möge, wird später folgen. Nur das zeigt sich schon: hier wird keine ehrlich gemeinte Umwertung deutlich, sondern etwas opportunistisch ausgedeutet. Samuel Gerlach tut dasselbe in seinen „Eutrapeliae" 1647. Nachdem er eben noch den Bauern als abschreckendes Beispiel schrecklicher Unmanierlichkeit hingestellt hat, berichtet er S. 62 von einem anderen Bauern, der in einer Kirche ein Bild des jüngsten Gerichts sieht und einem Adligen auf seine Frage, was ihm am besten gefalle, antwortet: „daß wenig Bauren und meinesgleichen schlechte Leute sündern ... Prelaten / große Herren / und andere hohe Personen yn der Hölle sitzen". Später bewundert sogar der Kaiser (Maximilian, der überhaupt als Bauernfreund im Gedächtnis gewesen sein muß) die Weisheit und Demut eines Bauern (507). Stücke, in denen die Schlagfertigkeit eines Landbewohners die Autorität des Edelmanns übertrumpft, treten hier wie in der Folge wieder auf (S. 726). Im andern Tausend erscheint dann Klaus Narr mit einem halben Dutzend Stücken. Wie aber ein erbitterter Kampf zwischen der Verbissenheit der Bauern und der Bedrückung durch den Adel tobte, davon läßt ein Schwank S. 515 den Ernst durchschimmern: Die Bauern spielen ihrem adligen Herrn einen Streich, sagen dann „so muß man den Junkern die Spooren angürten; hörnach als dehr Edelmann dahs Spihl wieder yn seine Hände bekommen ... So muß man den Bauern den Pflug keilen".

Dieser Machtkampf des Bauern wird von gewisser Seite, die deshalb ihren Spott über den Tölpel vom Land noch nicht vergaß oder unterließ, aufgebauscht und betont. So heißt es S. 872: „Vohn Geburt Edel ist nur ein blosser Titul / und hat mancher dehr / gleichen Edelleuten eine große Verwantschafft mit seinen Bauren / zu dem ehr auch ihr Tuhn verrichtet" (item S. 906: „Aller Adel hat einen Misthaufen zuhm Vater / und die Verfaulung zu einer Mutter") und gleich darauf geht es eben typisch weiter: „Bauersleute sind von Jugend auff zu aller Ohnlust erkoren / und gleichsam zu einem Marterholtz diser Welt erkiset."

Die Volkstümlichkeit der „Lustigen Gesellschaft" zu beweisen, hat sich ja, wie schon erwähnt, Ferdinand Gerhard aufs eifrigste bemüht. Er hat verdienstlich diese Elemente herausgehoben, ihnen aber eine zu romantische Deutung verliehen. Das gerade die positive Auslegung des Landlebens die gelehrte Schicht als Träger solcher lehrhaften Bücher wahrscheinlich macht, scheint mir aus den bereits gegebenen Belegen schon hervorzugehen. Die „Lust. Gesellschaft" hat freilich — ich sagte oben, daß sie eine Mittelstellung einnimmt — den positiven Bauernschwank recht betont (S. 56, 219, 262 u. a. m.). Und selbst wo die Bruchstücke eines alten Volkstanzes, eingekleidet in den Monolog Adams, aufgeführt werden: „Damals sungen wir, als wir lustig waren, jetzo ist die Welt so ruchlos" mit dem Kehrreim „Nun gehet der Tanz im Sprunge"

Digitized by Google

(S. 1026), weiß man nicht: wird hier ehrlich der Verfall der Gegenwart beklagt oder ist es eine souveräne Selbstironisierung und Verspottung der „guten, alten Zeit". Neben dem Störtebecker-Lied steht 501 ein anderes, das gereimte Verhaltungsmaßregeln für das Hofleben gibt; da erscheint dann die Landschwärmerei in vollendeter Form: Der Hofmann flieht aufs Land, wo ein Hirte für Phyllis pfeift: „Ich ging hin zu seiner Herde / sprach mein lieber Bauersmann (noch heißt er Bauer!) / deine fröhlichen Geberden / seh ich mit Verwundrung an / lebst im Dorf und auf dem Land / und bist auch nicht in dem Stand / derer die am Hofe leben / wie kannst du dir Freude geben ... Er sprach, Herr, ich muß bekennen / daß ich nur ein Dorfmann bin..." Es folgt Preis des Landlebens: „wir sind zwar nur Bauersleute (die allerdings, Str. 8, der Phoebus' weckt), doch so redlich alle Zeit ..." Bemerkenswert ist eben, daß jetzt das Landleben angepriesen wird, weil der Bauer frei vom steifen Zeremoniell am Hofe ist[41]. — Die Sphäre wird vollends klar bezeichnet, wenn sich in Harsdörffers „Kunstquellen" die gleiche Tendenz findet: in den Briefvorbildern der Zugabe zum 1. Bd. steht (Nr. 24) einer unter der Überschrift „Lob des Landlebens" (es folgt die Antwort „Verachtung des Landlebens"), und da ist eben die alte Polemik: Der Bauer wird wegen seiner Gottlosigkeit und Verruchtheit verspottet. — Wie aber damit die „Lust. Gesellschaft" bis in die höfische Sphäre hinweist, bestätigt sich durch einen Schwank S. 100, wo bereits der Bürger an die Stelle des Bauern gerückt wird: „Ein Bauer (Bürger wollt ich sagen) von Kemnitz kam . . ." (Davon unten mehr). Viel eher als die „Lust. Gesellsch." ist der „Kurtzweilige Zeitvertr." auf dem Niveau der passiven und scharfen Polemik, worauf ich schon oben hinwies. Wenn aber in ihm S. 160 folgender Vers kommt:

„Man singet insgemein: Der Bauer ist ein Lauer: Ein Lauer ist er zwar: Wäre aber nicht der Bauer / woher käm denn das Brod? Drumb wer ihn schinden wil / der halt im schinden Maß / und schind ihn nicht zu viel. Wird von den Ohren ihm die Haut einmal geschunden/ Sind Küchen / Keller / Tisch und Renten gantz verschwunden,"

so bezeichnet das prägnant den Umschwung der Wertung, und es ist nicht verwunderlich, wenn direkt danach einige Geschichten kommen, in der der tyrannische Beamte ermahnt wird („Vermahnung an die redliche Beamten!"). Gerade in den „Kunstquellen" wird verschiedentlich der Bauer mit vorbildlichen Zügen geschildert und gegen die Soldaten und den Adel in Schutz genommen (in Nachfolge Zinkgrefs). Im „Hilarius Salustius . . . wohlaufgeräumter Weeg-Gefärth" von 1717[42] ist er schon der Ausbund aller Tugenden. Ein Kapitel dieses Buches, das mehr ein Historienbuch ist, erzählt

41) Gerhard, der dieses Gedicht „ungeschickt und wertlos" nennt, hat die Quellen dafür leider nicht entdecken können. Er vermutet, wohl mit Recht, daß die ersten Hofregeln einem Komplimentierbüchlein entnommen sind.

42) Preuß. Staatsbibliothek, Berlin.

Digitized by Google

von der „Vollkommenheit eines Bauern" (S. 42).

Das Eintreten der Bildungsschicht für die Bauern ist ja kein neues Moment. Durch das ganze Jahrhundert gab es Männer, die dem Adel seine rohe Unterdrückung des Bauerntums vorhielten und das Elend des Nährstandes beklagten. So schon 1591 Spangenberg in seinem „Adelsspiegel"; 1579 Fischart in den „XV Büchern von dem Feldbau . . ." 1598, die Flugschrift „Bauernklage" 1578, Frischlin in seiner Antrittsrede in Tübingen, B. Ringwalt, Joh. Sommer (1613) u. a. (s. darüber Janssen, Bolte u. a.). Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts aber tauchen nun in größerer Menge in der lehrhafteren, Historien-, Wunder- und chronikalischen Unterhaltungsliteratur die Stellen auf, die von einem direkten Schwärmen der Oberschicht für das Landleben zeugen[43]. So findet sich im „Recueil von allerhand Collectaneis und Historien / auch Moral- Curieux- Critic- und lustigen Satyrischen Einfällen zur Entreternierung einer Galanten Conversation" von 1721[44] S. 107 ff. eine bewegliche Klage über die Schikanen und Reibereien im Berufsleben und sodann die Hervorhebung des Wertes einer Erholung, einer Sommerfrische in ländlicher Einsamkeit. Sehr interessant aber spricht sich E. G. Happel in seinen „Größesten Denkwürdigkeiten der Welt oder so genannte Relationes Curiosae . . .", Hamburg 1689 über die gleiche Entwicklungslinie aus. Daß auch ein Bauer sich zum Gelehrten hocharbeiten kann, berichtet er in einem Abschnitt „Der gelehrte Bauer". Ja, es gibt sogar den „Oratorischen Bauer", der an den römischen Kaiser und das römische Volk eine Rede hält, worin er den deutsch-patriotischen Standpunkt verteidigt[45]. Hier ist der Landmann bereits zur idealen Figur ausgestaltet. Und so entsteht der Gegensatz zwischen Stadt und Land auf einer ganz anderen Basis, als er im XVI. Jahrhundert die Schwankbücher hervorgerufen hatte. Unter der Überschrift „Die große Einfalt" heißt es S. 45 im fünften Teil: „ ... Jene Frau zu Franckf. am Mayn rühmete

43) Hat doch das gleiche schon G. Freytag III, 439 belegt: „Etwa seit 1700 zeigt sich in der kleinen Literatur wieder ein herzliches Interesse an dem Leben des Bauern, . . . Die Gesundheit seines Berufes, der Nutzen und Segen seiner Arbeit werden berühmt, seine guten Eigenschaften sorgfältig aufgesucht. . . u. s. w." Vgl. ferner noch für denselben Vorgang in seiner Wirkung bei Christian Weise F. J. Schneider: „Zwischen Barock und Klassizismus S. 18 — ferner Wiegand: Gesch. d. deutschen Dichtung S. 296.

44) Stadtbibl. Frankfurt a. M.

45) „Ein Bauer wird in der Zucht und Demuth erzogen und erhalten / daherr wird er sich nicht erkühnen / an einer ansehnliche Versamblung hoher Personen ohne Zittern eine Rede zu führen." .... (Der Bauer hält an die Römer eine Rede und wehrt sich gegen die Unterdrückung), folgen viele Stücke: Der Bauer wirfft den Römern ihre Ungerechtigkeit für: „An der groben Rede, die ich führe / und an den ungeheuren Kleidern die ich trage / habt ihr leichtlich abzunehmen / daß *ich ein grober Baur bin.* Aber wie dem allen / so unterlasse ich doch nicht / dasjenige zu erkennen / was hinter einem Gerechten und was hinter einem Tyrannen steckt. Denn ob wir Baursleute schon unsere Nothdurfft nicht wissen für zu bringen / mit einer zierlichen Weiss zu reden / so können wir doch leichtlich das Gute von dem Bösen unterscheiden."

Digitized by Google

sich ihrer Eingezogenheit damit / daß sie behauptete / sie wäre nimmer aus der Stadt kommen also / daß sie ihr Lebtage kein Getreide auf dem Felde gesehen hatte. Vorgemeldter Herr Ristius (von dem zwei Stücke vorher a. d. Hornungsgespräch) der bemühet ist / das Land-leben dem Stadt-Leben fürzuziehen / bedienet sich u. a. . . . eines . . . Beweises / daß die Land-Leuthe denen in den Städten an Vernunfft vorgiengen . . . hiervon ungefehr also . . ." (Nun kommen einige Beispiele von der gänzlichen Unwissenheit der Städter über das Landleben.) „Eine feine fürnehme und schon etwas betagte Frau unter der Gesellschaft ... / siehet den Dreschern zu . . .", weiß nicht, wozu das Getreide usw. „Ein fürnehmer Stadt-Junker fuhr mit einer guten Gesellschaft aus der Stadt . . ." u. s. f. Die gleiche Tendenz gegen die Stadt findet sich, ganz logisch, im „Leyer-Matz" S. 168. „Schäffer Wohlgemuth rühmet sein Schäffer-Leben . . ." Vers 11: „Drum Bürger bleibt nur in der Stadt / ein edler Bauer Freyheit hat / Ihr hocket hinter Mauern ..." In den „Denkwürdigkeiten" fällt der Name Rists, und sofort ist diese Bewegung anzuknüpfen. Wichtig aber ist, daß wieder Happel Belege für den Kult mit dem Landleben am Hofe bringt. Man nahm die Maske des ursprünglichen, grobianischen Bauers an, um sich mal gehen lassen zu können[46]. S. 611—13 (4. Teil) wird eine Geschichtenreihe mit der Ueberschrift: „Der Bauer" eröffnet: „In den adeliche Komoedien hält man es für die größte Kunst / einen Bauren und Narren vollkommlich fürzustellen / wenn man anders selber kein gebohrner von dergleichen Sorten ist. Warlich derjenige Pommerische Edelmann / so sich bey Kaiser Rudolph vor einen groben Bauren seines Landes ausgab / hat deßwegen nicht ein geringes Lob verdient." Nun wird in drei Abschnitten: 2) „Dieses Gesandten-Taffel-Zeremonie", 3) „Seine Sauff-Complimenten" und 4) „Seine Jachtgeschrey" sein grobianisches Benehmen mit aller Breite geschildert. Er sagt auch unter der Maske des einfachen Mannes dem Kaiser allerhand Wahrheiten — das war ja ein beliebtes Schwankmotiv. Im fünften Abschnitt, „Die abgelegte Larve", wirft er die niederen Kleider ab und beweist nun noch, daß er die höfische Form beherrscht. Im fünften Teil heißt es 521: „Vor Zeiten waren die Hirten und Schäfer sehr belobt und wegen ihrer Treu und Frömmigkeit hochgehaltene Leute / so gar / daß auch die größte Welt und andere vornehme Herren sich in dero Gestalt und Verkleidung abbilden zu lassen / Beliebung getragen. Dieser Zeit aber ist solcher Leute berühmte Auffrichtigkeit . . . in solche ... Boßheit verändert worden, daß sie anderen ehrlichen Leuten gar nicht gleich . . ." Hier wird die Situation ganz klar[47].

46) Scherer sagt (Lit. gesch. S. 308): „Der Realismus der bürgerlichen Kunst kann im Anschluß an den Naturalismus neu erstarken; der Geschmack an den eleganten Schäfern der höfischen Idylle schlägt naturalistisch in die Freude an Bauern und Bettlern um."

47) Steinhausen schildert sie in der „Geschichte d. deutschen Kultur" S. 631 ff.: Reaktion gegen das Hofleben: „ja es kam schon ein Zug zur Natür-

Digitized by Google

Das Ideal, das man angenommen hatte als gebildeten Ausdruck, wurde gestört durch die Wirklichkeit, an der sich nichts oder nicht dieses geändert hatte[48]. Wenn die Bauern etwa umgekehrt einen Versuch machten, in die hohe Sphäre faktisch einzudringen, so setzte der alte Spott ein: „Die lächerliche Komödie." „. . . ein Schuster soll nicht ausser seinen Leisten urtheilen / wann sich einer eines Dinges unterfänget / dabey er nimmer hergekommen ... wie solches zu ersehen an etlichen jungen Bauers-Knechten / welche ihren Acker-Collegen einsmahl eine Lust zu machen / eine Comödie agiren wollten ..." Dann kommt die Parodie auf 2 Komödien, vom armen Lazarus und von der Judith, die in ganz grober, aber offenbar bewußt grober und nicht einfältiger Weise parodiert sind.

Und gerade je mehr man diesen Widerspruch und das Mißverhältnis zwischen der gebildeten Mode und der Wirklichkeit empfand, desto schärfer mußte man geneigt sein, gegen letztere zu polemisieren. Ja, das wäre die Erklärung für besonders ausfallenden Angriff, bis man sich etwa auch bewußt dieses Widerspruchs bemächtigte, ihn witzig fand und ihn belachen konnte. Ein so skurriles Buch wie der „Semper Lustige Fabel Hanns" 1703 ist nur in dieser Weise zu erklären und erscheint dann als geniales Erzeugnis des Salonwitzes.

Hiermit ist die Grundlage gelegt zur Erklärung der merkwürdigen ersten Gruppe, die, man wird sich erinnern, ganz die alte Tradition des XVI. Jahrhunderts lebendig erhält und die nun gerade auch gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung erfährt[49]. Ohne obige Grundlage wäre es zum mindesten sonderbar, daß der Strang der Entwicklung, den die gebildete, gelehrte Schicht trug, die Tendenz gegen die Bauern weit mehr milderte und beseitigte als die Erben und Nachfahren der alten Schwankbücher im XVI. Jahrhundert. Ich habe diese Linie oben eingehend geschildert. Die Tendenz ist weitgehend die alte[50]. Daneben kommen Stücke der höheren Wertung schon vor. Meist wird der unbewußte Mutterwitz des Bauern gegen die Klugheit der

lichkeit hinein, zur Ursprünglichkeit, der sich in jenen Schäferspielen, wie in dem „Wirtschaften," den Bauernmaskeraden der feinen Welt, freilich höchst künstlich ausdrückte. Vornehmheit, Exklusivität blieben gleichwohl selbstverständlich."

48) Freytag sagt IV, 438 ff.: „Diese Art Spott und Klage (gegen den Bauern) ist in der kleinen Literatur jener Jahrzehnte häufig zu finden und ähnliches berichten Reisende über die Erfahrungen, die sie auf der Landstraße gemacht." — „Der glückselige und unglückselige Bauernstand" Ffm o. J. um 1700. — Wichtiges sagt *Bolte*: „Der Bauer im deutschen Lied" Berlin 1890, auf den hier überhaupt verwiesen sei: „Den meisten dünkt der Abstand zwischen dem vergilischen Ideal und der gemeinen Wirklichkeit zu groß, und sie verfallen auf den seltsamen Ausweg, die Landbevölkerung in zwei Gruppen, edle Schäfer und grobe Bauernrüpel, zu teilen."

49) Vergl. oben Anm. 43; ferner Freytag IV. 115: „auch für ihn (den Bauern) entsteht (um 1700) eine kleine menschenfreundliche Literatur..." vergl. Chr. Weise.

50) So im „Lustigen Historienschreiber," besonders im „Reichen Vorrath" 1702, in Ruckards „Lachender Schule" 1725 und der Haltung nach in fast allen.

Digitized by Google

Fürsten und des Hofadels gestellt. Im „Lyrum L. Lyrissimum" 1701 wird berichtet: „Zu Vigilien war ein spitzfünniger Bauer / so lesen und schreiben kunnte . . ." Er erweist sich dann klüger als sein Landesvater (S. 240). Dort kommt auch der Schwank vom einfachen Köhler vor, der bessere Wetterprognosen gibt als die Gelehrten am Hofe (S. 269), und ein anderer Seite 222: „Es kam ein Burgersmann in ein Dorf ... dieser Burger war ein ... großer Liebhaber von lächerlichen Geschichten und ein großer Spottvogel . . .", verspottet die Bauern, die ihm aber heimleuchten. Auch in Ruckards „Lachender Schule" wird der „hoffärtig-stoltze Edelmann" von dem einfachen Landbewohner an Schlagfertigkeit übertroffen. Diese Einzelmomente hindern aber nicht den Gesamtcharakter und die Umwandlung der Unterhaltungsliteratur zur reinen Schwankliteratur zurück. Die rohesten und den Büchern des XVI. Jahrhunderts ähnlichsten waren ja offenbar die für Studenten berechneten. Schon im „Wißbadischen-Wisenbrünnlein" jedoch, wo der Bauer sonst noch sehr heruntergemacht wird, kommt Parteiergreifung gegen den Edelmann vor. Die Studenten, das sahen wir ja, hatten keine Hemmung gegen alles vorzugeben, ja, ihre Polemik gegen den Bürger kam der gegen den Bauer gleich. Für die Epoche nach dem 30jährigen Kriege, in dem die Soldateska weitgehend mit den Bauern in Berührung gekommen war, schildert Gervinus die Situation. Er spricht (Bd. III) davon, daß die alte Volksdichtung in Stoff und Form sank . . .: „Eine adlige Kunst setzte sich dieser plebejischen jetzt noch einmal entgegen ... am Ende des 30jährigen Krieges schien noch einmal der derbe Volkston siegen zu wollen, gleich darauf verstieg man sich noch höher als zu Opitz Zeit." (Die gelehrte Welle unserer Gattung kommt hier in Frage.) Gervinus fährt fort: „Es dauerte lange, bis das Höfische und Bäurische, das Erhabene und Pöbelhafte sich ausglich ... Würde mit Natur, Adel mit Volkstümlichkeit paarte ... nicht mehr einseitig Adels- und Gelehrtenpoesie, ... sondern Volksdichtung." In dieser Darstellung Gervinus' liegt Verständnis für die Zusammenhänge. Die Kriegsverrohung ist ja z. B. am „Leyer-Matz" 1668 noch deutlich zu spüren. Aber auch hier wird gegen den Bürger gern die Partei des Bauern ergriffen. Doch haben sich die Schäfergedichte zum Preis des Landlebens noch erhalten. Diese Linie konnte die Ausbreitung und Betonung aller Züge des Bauern nur unterstreichen. Wenn nun Bücher der Unterhaltungs-Literatur aus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts anzeigen, daß der Charakter der Schwankbücher und der Ton darin sich durchsetzt und in der Verbindung mit 1.) der Ausweitung des Schwanks zur Novelle und 2.) einer harmloseren, allgemeineren und einfach humorvolleren Komik eine ganz neue Art „Schwänke", d. h. galanter Geschichten erzeugt — hierfür ist der „Bienenstock" von 1759 typisch, vor allem aber sind es die „Schwänke" Langbeins: Welt des Rokoko in neuer Einheit mit Polemik gegen allgemein menschliche Schwächen —, so bietet sich als Verbindungsglied nur die Gruppe der Bücher

Digitized by Google

an, die direkt oder indirekt aus dem Niederländischen gekommen sind. Doch ist immer noch der Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten im Auge zu behalten, den auch Gustav Freytag betont (IV, 128 und 129, bei der Kennzeichnung der Lektüre des Bürgers) — zwei Richtungen: entweder Abenteurerroman (oder auch gute Schwanktradition) oder „wieder mit ... derbem Realismus, ein rohes Abbild des wirklichen Lebens ... oft gemein und schmutzig ..." Ueber Holland ist — vgl. oben — „Cl. Marots kurtzweyliges Leben" gekommen. Es gehören ferner hierher „Der Geist von Jan Tambour ...", „Der lustige Heerpaucker", Cocays „Teutscher Labyrinth" (1650), noch — wie ich annehme — der „Überaus Lustige ... Scheer-Geiger" von 1670 und der „Kurtzweilige Arlequin".

Das diesen Werken Gemeinsame ist die Tendenz ausschließlich gegen die Bauern, Soldaten und — auch noch! — die Handwerker, das Fehlen der Spitze gegen die Gelehrten und das höhere Bürgertum und die Kollegialität, mit der die Bauern mit den Fürsten verkehren. Die Einteilung des „Lust. Scheergeigers" mit je 100 Nummern gegen:

1. die Sauffer,
2. die Soldaten (meist aktiv! oder erbaulich),
4. die Bauern,
5. die Diebe und
3. die Schulfüchse, wo aber nur 44 Nummern stehen,

zeigt schon, wie exklusiv gegen unten oder allgemein menschlich die Polemik gehandhabt wird. Hier muß eine satirische Literatur angenommen werden, die für die Oberschicht gemacht wurde, welche inzwischen einheitlich aus Gelehrten, Adel und Fürstentum zusammengewachsen war; die gemacht wurde von bestimmten, dazu beruflich beauftragten Personen. Für die erste Vermutung — denn eine Behauptung soll diese These nicht sein — spricht im „Kurtzweiligen Arlequin" von 1691 erstens, daß hier das Stück „Der adeliche Bauer" aus Happels Denkwürdigkeiten abgedruckt ist (s. o.); zweitens: daß diese Mode unter den hohen Ständen gebräuchlich war, schildert schön ein Abschnitt: „Der glückselige Schäfer": Eine Jungfrau soll sich verlieben, „darauff machen viel adeliche Manns-Personen eine Masquerade, theils sind Weber / theils sind Fischer / theils sind Schmied / theils sind Gärtner / theils sind Schäfer"; diese stellen sich ihr vor, und sie wählt dann. Daß aber von der Aufführung und schauspielerischen Darstellung solcher Schwänke ihr Eindringen in die Gesellschaft ausgegangen oder bestärkt worden ist, dafür gibt es mehrere Anhaltspunkte:

1. Obige Stelle aus den „Denkwürdigkeiten" und dem „Arlequin": „In den Komödien hält man es für die größte Kunst . . ."

2. Die Titel dieser Bücher, die wie „Der Kurtzweilige / und niemals auff der Schau-Bühne dieser Welt aufgetretene Arlequin praesentirend allerhand ... so sich wohl unter hohen / als auch niedrigen Standespersonen . . ." und der „Jan Tambour" (s.

Digitized by Google

diesen oben schon), von einer Bühne ausdrücklich sprechen und sie abbilden, oder die Fiktion gebrauchen, als handle es sich um einen fahrenden Jahrmarktsschreier („Der lustige Heerpaucker") oder einen fahrenden Musikanten: „Des uhralten jungen Leyer-Matz Lustiger Correspondenz-Geist, Mit Cl. Marot, Jan Trompter / dem lustigen Heerpaucker ... Pucinello, Quäker,Oxeman und Wenner / sampt" ... 1668, — „Der überaus lustige ... Scheer-Geiger / das ist: 500 ... Schertzreden / welche einem wolversuchten durch Teutschland / Frankreich ... etc. eine lange Zeit herumbreisenden Scheer-Geiger in unterschiedenen Gelachen und Zeichen bey seiner Auffiedelung zu Ohren gekommen ...!" 1670 — „Der lustige Heerpaucker spielet von schönen Lustigen Historien / ... Possen / ... Fragen ... / ... Antwort. Kurtzen ... Sprüchen ... In Holländ ... Sprache / mit hochteutscher Erklärung ...".

Als weitere Belege wären zu nennen:

3. Ein Schwank aus dem „Recueil von allerhand Collectaneïs ..." 1721 S. 69, der den „deutschen Arlequien" einführt, der „auf seinem Theater folgende harangue" macht.

4. Schon im „Gepflückten Fincken oder Studenten-Konfekt" erzählt ein „Höfling" ..., „was ich neulich auch bei Hof gehöret", eine Verspottung des Landlebens.

5. Creizenach sagt in der Geschichte des Dramas III, 483: „Außer den Possenspielen war auch die Sotie nach frz. Art in den Niederlanden sehr beliebt. Der Narr war in Rederijker-Gesellschaften eine wichtige Persönlichkeit ..."; S. 485: „Die niederländische Figur des Narren mit seiner Marotte ..." Aus dem XVI. Jahrhundert berichtet er II, 350 ff. vom Weiterleben der mittelalterlichen Farce ...: „in solchen Künsten taten sich natürlich vor allem die berufsmäßigen Farceurs hervor, die jetzt immer mehr aufkommen ..." Tendenz gegen die Bauern, Beamten, Steuereinnehmer, „andere Peiniger des armen Volks ...", die Geistlichkeit, — „außer den ... Beispielen sei hier nur noch ein Stück erwähnt, das wohl aus Schülerkreisen hervorging, die Farce de la Bouteille ..."

6. Vgl. die Figur des Hanswurst, a. u. Wiegand S. 278.

7. Vgl. G. Freytags Worte bei der Inhaltsangabe von Wincklers „Edelmann" III. S. 318: „Ein reicher Holländer. Die Holländer nahmen damals in der deutschen Gesellschaft ungefähr dieselbe Stellung ein, wie sie noch vor kurzem auch an deutschen Höfen den Engländern gegönnt war, die Bedeutung ihrer Nation galt fast soviel als ein Adelsbrief."

8. Vgl. unten S. 335: Vorrede: „An den Leser" der „Lust. Gesellschaft" mit Anweisungen für den freien Vortrag. Dazu würde ferner passen die Tatsache, daß in allen diesen die Stücke von Marot, Taubmann, Goulard und in vielen anderen die Hofnarren eine große und neu unterstrichene Rolle spielen. Schon die Titel führen das ja an. Es ist vielleicht auch kein Zufall, daß gerade die „Taubmannia" zum Beginn des neuen Jahrhunderts rasch und oft hinter-

Digitized by Google

einander aufgelegt wurden: 1702, 1710, 1712, 1713, 1718, 1737, 1748, 1797 noch. Schon vorher waren erschienen:
„Taubmannus redivivus et defensus" Helmstädt 1699.
„Glänzende Taubenflügel / das ist ausführl. Bericht von dem Leben und Tod Herrn Friedrich Taubmanns" v. Friedr. Brandt 1675.
Vielleicht hatte man gerade manche fahrenden Studenten neu angestellt als Erzähler und Unterhalter mit humoristischen und satirischen Erzählungen, die man nunmehr in alter Weise ohne neuen Anlaß und neues Erlebnis ausgrub und, zum guten Ton gehörig, als Mode annahm.

Die Betrachtung der übrigen Stände kann kürzer sein. Wie Bauer und Bürger allmählich identisch wurden, dafür waren oben schon Beispiele angeführt. Es ließen sich ferner eine ganze Reihe von Motiven nennen, die nicht mehr dem Bauern, sondern dem Bürger zugeschrieben werden. Die Schwankliteratur war, vermischt mit Bildungselementen und zur Bestreitung einer vornehmen Unterhaltung in Gesellschaft, in der Sphäre gestiegen. Bezeichnend sind hierfür die Widmungen mancher Bücher an das städtische Patriziat, Großkaufleute usw. Die „Eutrapeliae" 1647 ... Zuschreibung den Innhabern des Dantziger Herrenhauses Grebyn . . ., „Sohnen ... sowie ... beyde in dehr Königl. Stadt Dantzig berühmten Handelsleuten" sowie eines „gewesenen . . . Rahts-Kämmerer- und Verderischen Regierungsherrn Sohn ..." Aber schon Lundorfs „Wisenbrünnlein" war gewidmet an Achillus Flocken, Joh. Adam Heyden, Gerhard Vintzgen „Artis Pharmacopéae . . . studiosis ... seinen Herrn und guten Freunden ..." Pfeiffers „Antimelancholicus" von 1685 ist ebenfalls vornehmen Bürgern und Patriziern gewidmet, einem Kurfürstl. Accise-Rat und Oberpostmeister, Rat, Baumeister, Hauptmann und „berühmten Handelsherrn". Harsdörffers „Kunstquellen" sind dagegen einem schwedischen „Oberkammerherrn dem Grafen Christoph Karl von Schuppenbach" dediziert. Indem also das höhere Bürgertum Unterhaltungsliteratur pflegte, konnte es in seiner Polemik gegen unten die untere Bürgerschicht, Handwerker und namentlich die Bewohner kleiner Landstädte noch mittreffen. Hierfür spricht z. B. recht deutlich ein Schwank in dem „Kurtzw. Zeitvertreiber" (S. 147), der einen unflätigen Bauern schildert, ihn aber „Bürgersmann" nennt, der auf dem Felde pflügte.

Zu einer selbständigen Polemik des unteren Bürgertums kommt es in den Schwänken doch nicht allzu oft. Wieder im „Kurtzw. Zeitvertreiber" findet sich ein ausgeprägtes Stück, bezeichnenderweise anekdotisch geformt. Es wird S. 78 erzählt, wie die Bürger in „Oudenarde in Flandern" die pedantischen Vorschriften, den nächtlichen Straßenverkehr betreffend, umgehen oder verspotten[51]). Wohl wandte man sich gegen die hohe Gesellschaft und die ausführenden

51) Auch G. Freytag bestätigt III, 9, „wie die Reformation die Zungen gelöst" hatte und wie jetzt auch laut „der zünftige Bürger über die eigennützige Herrschaft der Stadtgemeinde" murrte.

Digitized by Google

Organe des Adels, doch im allgemeinen hieß es da vorsichtig sein, denn es war nicht mehr so wie im XVI. Jahrhundert, daß der Bürger wenig Interesse am Adel nahm, „ihn nicht brauchte und ihn nicht zu fürchten hatte", wie Herz sagt. — Daß die Studenten die Bürger ja besonders verulkten, liegt auf der Hand. In der „Lust. Gesellschaft" wird von einer Universität erzählt, „da man die Bürger Bärenstecher hieß . . ." und ihnen entsprechende Streiche spielt. — Gegen die Handwerker richten sich die Spitzen in allen Gruppen der Unterhaltungsliteratur. Den Müller als Dieb, den Schneider als Geizhals und Lüstling, den Wirt als prellenden oder geprellten Weinverwässerer hinzustellen, das war noch in höherem Grade formelhaft geblieben als die Charakteristik des Bauern, und wieder Zinkgref hatte da nachdrücklich geholfen. Immerhin kommt es gerade in der gelehrten Gruppe vor, daß man den Handwerker schont, was die studentische nicht tut. Von den Schustern wußte man so wie so nicht viel zu sagen, und von den Schneidern heißt es im „Kurtzweil. Zeitvertreiber", der sonst gerade vom studentischen Ton sehr beeinflußt ist, einmal unter dem Kapitel Handwerk: „hier werden nicht die frommen Schneyder gemeynet / sondern nur diejenigen / die zu weit umb sich greifen." Die Müller schonte man nicht, aber die gehörten ja fast zu den Bauern, wohnten ja nicht in der Stadt. Überhaupt muß man betonen, daß die Lebenseinheit zwischen unterem und oberem Bürgertum in der Praxis ja weit weniger zerrissen war, als es im literarischen Niederschlag den Anschein hat. Die Charakterlosigkeit, unter den Gelehrten wie unter den niederen Leuten, gegenüber denen, die die Macht hatten, den Höfen, ist im XVII. Jahrhundert sehr groß gewesen, und ihre Bekämpfung durch aufrechte Naturen hat auch in der Unterhaltungsliteratur besonders deutliche Spuren hinterlassen. Diese Lebenseinheit betont auch Steinhausen S. 535: „So aber bildete das niedere Volk, das um 1600 geistig viel tiefer stand als 100 Jahre früher . . , einen Gegensatz zu dem neuen „Gebildeten", dem lateinischen Menschen ... Über dieser geistigen Kluft darf man freilich nicht vergessen, daß sich sozial der Gelehrte keineswegs vom Volke, wenigstens nicht vom kleinen Bürger- und Bauernstande, geschieden hatte ... zunächst [entstammte] die Geistlichkeit vorwiegend diesen Schichten ... Ärzte entstammten immer dem Bürgertum, häufig dem niederen. Aus ihm kam die Masse der Lehrer (die in der Unterhaltungsliteratur überhaupt nicht auftritt), . . . die Professoren der philos. Fakultät (vgl. Taubmann). Zwischen Handwerk, Pfarramt, Lehramt bestanden innige Beziehungen ... Heiraten zwischen Gelehrten- und Handwerker-Familien waren häufig. Schüler und Studenten brachten ihr Leben oft genug in Verbindung mit dem niederen Volk zu ... mehr und mehr wurde der Gelehrtenstand derjenige, in dem das Bürgertum überhaupt noch eine Rolle spielte, er und der mit ihm zusammenhängende Beamtenstand." Weiter spricht Steinhausen davon, wie der bürgerliche Mittelstand zurückgeht und Adel und Fürsten triumphieren.

Digitized by Google

Bevor wir uns der Rolle des Gelehrtenstandes nunmehr zuwenden, ist noch ein Blick auf Juristen und Ärzte zu werfen. So wie sie in Schwänken und Scherzreden zusammen genannt werden, denn beide nehmen das Geld und kurieren zum Leben oder zu Tode, so ist ihre Stellung eine ähnliche vor den Augen der Satire. Auch hier liegt eine ausgeprägte Traditon der Verspottung vor aus dem XVI. Jahrhundert her, das eine scharfe Gegenbewegung gegen die Durchführung des römischen Rechtes erlebte. Doch sind diese Bahnen im XVII. Jahrhundert in dem Maße unbegangen geblieben, in dem auch jene Berufe von der Unterschicht ergriffen wurden. Natürlich finden sich sehr oft Apophthegmata mit scherzhafter Karrikierung jener Berufe, Scherzsprüche, die einer vom anderen abschrieb. Aber doch häufig enthalten diese Scherze einen sanfteren, harmloseren Charakter, und zuweilen mischt sich in die Ironie ein recht ernster Ton der Ermahnung und der Moralpredigt ein. Eine recht umfängliche Sammlung von Schwänken über Ärzte bringt der „Kurtzw. Zeitvertreiber" auf Seiten 135—142. Doch da ist der schlagfertige, weise, gütige Menschenfreund von dem elenden Kurpfuscher recht deutlich geschieden. Und sonderbar ist auch, daß die studentische Gruppe wohl gegen die Juristen, nicht aber gegen die Ärzte losschlägt. Daß in der volkstümlichen Schwankgruppe der Jahrhundertwende der Jurist in alter Weise bestechlich erscheint (z. B. „Lyrum L. Lyrissimum" 1701 Nr. 277 ff.), das gehört zu dieser Gruppe, obwohl schon Talitz (1645) ihn ziemlich herausstrich. Typisch aber ist es für die andere Linie, wenn im „Unlust-Vertreiber" (1643) unter dem Kennwort „Gericht" kein Schwank, sondern nur eine ernste Ermahnung kommt, „nicht nach eigenem Gutdünken zu urteilen" in einem Ton, wie man zu Kollegen spricht. Unter „Juristen" finden wir nur drei Schwänke: einer ist passiv, einer aktiv („Gott bedürfe auch Juristen in seiner Kirche"), einer schildernd-neutral. Auch die „Eutrapeliae" (1647) zeichnen einen unbestechlichen Richter in einem aktiven Anekdoten-Schwank mit moralischer Tendenz. Wo sie aber nun doch mit ungemilderter Schärfe angegriffen werden (z. B. noch „Kurtzweil. Zeitvertreiber" S. 105 — ferner „Lust. Gesellsch." S. 742 „An einen bösen Juristen" — und S. 369 „Kannst du nicht zurecht kommen, so kannst du ja ein Amtmann werden, so hast du keine Not ..."), da trifft man sie weniger um des Berufes an sich willen, als in ihrer Eigenschaft als ausführende Organe des absolutistischen Regimes und auch als rechtliche Unterbauer dieses Regimes. Daß Juristen wie Theologen diese Rolle spielten und dadurch an der Verschlechterung der Lage des Bauern mitschuldig waren, das hebt auch Janssen hervor und belegt es u. a. aus einer Flugschrift von 1598. Und so mündet hier die Satire gegen eine Mittelschicht in die Abwehr der Bedrückung der Oberschicht. Als naheliegende und oft empfindliche Instanz hatte man hier den Schreiber, zuerst den Stadtschreiber, später den fürstlichen Schreiber vor der Nase. Schon der wohlwollende Talitz verspottete (S. 58 „Von Schreibern") die Aufgeblasenheit der Stadt-

Digitized by Google

schreiber, die er zugleich mit den Dorfschulzen nennt (bezeichnend!). Und auch die Studenten konnten ja ihre helle Freude an „einem Schreiberschen" (Leyer-Matz 1668 S. 164) haben. Aber schließlich gehörte ja auch der Schreiber, der überdies „vor dem martialischen Krieger zurücktrat" (wie Steinhausen behauptet), auch der Mittelschicht an, und er verspottete sich deshalb nicht selbst, sondern auch er war abhängig von oben, und es war besser, seinen Spott gegen oben zu kehren.

Ist diese Mittelschicht aber überhaupt Träger der Unterhaltungsliteratur gewesen und zwar Träger der gelehrt-didaktischen Linie im besonderen, so kommt dafür vor allem der oben schon erwähnte Gelehrtenstand in Frage und sein Verhältnis zu den anderen Schichten. Ihn betrachten heißt aber, sich der zweiten Hauptgruppe, der gelehrt-enzyklopädistischen Gruppe, zuwenden. In der späteren, volkstümlichen Erneuerung der Schwankbücher kommt der Gelehrte überhaupt nicht vor. Allein von der studentischen Gruppe wird er bekämpft und da allerdings heftig. Die Stellen aus dem „Gepflückten Fincken . . ." 1667, dem „Leyer-Matz" 1668 und dem „Fasciculus Facetiarum" 1670 waren oben ja schon angeführt; interessant sind noch zwei Stellen aus dem „Leyer-Matz" 103: Holzhauer geraten in Streit und schimpfen einander; als der eine zuletzt sagt: „O du lausigter Pennal-Magister / nein sagte der erste ... ich will lieber ein Schabbehalß alß ein Magister seyn"; oder (102): eine Magd leert ein gewisses Gefäß durch's Fenster und zieht einen Doctor in Mitleidenschaft; zur Rede gestellt, sagt sie: „man trifft ja allewege leyder einen Licentiaten oder Doctor". Sonst aber, und besonders in der hier behandelten Gruppe hat der Gelehrte, wenn er vorkommt, durchweg sympathische Züge und tritt in allen Schwänken aktiv auf. In der „Lustigen Gesellschaft" lautet das Kardinalstück des neuen Selbstbewußtseins dieses Standes, das dann in allen anderen Büchern auch vorkommt: „Die Ritter und Hofleute, als sie sahen, daß ihr Kaiser die Doctores so lieb hatte, neideten sie sie. Der Kaiser, dieses merkend, sagte: Lasset sie passieren, in einer Stunde kann ich hundert Ritter, nicht aber in hundert Stunden einen Doctor machen" (Nr. 385). Ähnlich heißt es im „Unlust-Vertreiber" (1643) unter der Überschrift: „Gelehrte Leute" (Nr. 84): „Dem Churfürsten Johann zu Sachsen ward von seinen Räthen — (die nicht zu der gelehrten Schicht zu zählen sind) — gerathen / er sollte nicht Studenten und Schreiber auß seinen Söhnen ziehen / sondern sie zur Jagd / ... und Ritterlichen Übungen abrichten lassen. Der Churfürst sagte daraufhin: ... wie man gottselig leben / auf Christlich regieren / und Land und Leuten wohl fürstehen solle / dazu bedürffen wir gelehrter Leute / guter Bücher ... / ". In diesen Geschichten treffen zwei Jahrhunderte aufeinander. Ein Doctor vom Dorf ist besser als ein Ritter von der Stadt, das vernahmen wir schon oben, und hier begreift man noch einmal rückschauend, warum gerade die gelehrte Gruppe der Unterhaltungs-Literatur den Bauern und das Landleben in Schutz nahm. Daß die gelehrte Schicht aber überhaupt

Digitized by Google

die Leser, Verfertiger und Verbreiter der Unterhaltungsliteratur stellte, das machen noch andere Züge wahrscheinlich. Wo der „Kurtzweilige Zeitvertreiber" (Nr. 277 ff.) zur geschlossenen Behandlung der Gelehrten kommt, da bringt er 25 Sprüche oder Anekdoten und nur zwei Schwänke. Einer der ersteren trägt die Überschrift: „Freigebigkeit gegen die Gelehrten, so nicht bey allen gleichförmig ..." Da haben wir den Wink des mißhandelten Bildungsmenschen. Nr. 57 hängt der „Unlust-Vertreiber" an eine Geschichte, die er von Dante erzählt, die Anwendung: „woraus die Ursach erscheinet / warumb fromme und gelehrte Leut nicht zu Hof reich werden . . .". Späterhin faßt er dieses in eine andere, auch schon angeführte Moral: „Ew. Majestät geben soviel den Gelehrten / damit sie zum Studieren Gelegenheit haben: hingegen lasse sie den Geistlichen nichts widerfahren, damit sie geistlich bleiben." Eine Schicht, die den Grundsatz hatte (ibid. Scherz Nr. 3: „Schertze mit keinem / welcher höher ist denn du / damit er nicht über dich erzürne / ... noch auch mit keinem / so geringer ist denn du / auff daß er dir nicht zu gemein werde . . .") stand in der Mitte und vermittelte in weitgehendstem Sinn. Sie brachte die Tendenz der Schwärmerei für das Landleben wohl zuerst auf. Wir haben oben jenes Beispiel, auch aus dem „Unlust-Vertreiber", angeführt, wo ein Fürst gelobt wird, weil er verkleidet das Volk nach seiner Zufriedenheit fragt und auf Anfrage erklärt, er müsse so tun, weil seine Hofleute „alle Schmeichler und Ohrenbläser" seien. Es ist ein Prachtbeispiel, wie durch die Polemik der Mittelschicht oberste Spitze und untere Breite einander nahe gebracht werden. Für das Eintreten der Fürsten für die Bauern gibt es auch Beispiele[52]. Ein solches Beispiel hatte ja wiederum der beliebte Taubmann gegeben, und so sind auch in den „Kurtzweiligen Zeitvertreiber" geschlossene 16 Nummern von Taubmann übernommen worden. Es lag in der Natur der Sache, daß die Leute, die die Bildung inne hatten und deshalb immer unentbehrlicher wurden, zunächst ihre Mission in das Gewand des Scherzes kleideten, wie das ja eben von Taubmann und Marot überliefert war. In der „Lust. Gesellschaft" findet sich (67 ff.) ein Stück, in dem ein Gelehrter bewußt den Narren spielt wegen der Borniertheit seiner Umgebung am Hofe. Mit dem Freiherrn v. Gundling am preußischen Hof scheint es ebenso gewesen zu sein, nach dem was Flögel erzählt (siehe auch unten)[53]. Das gesellschaftliche Moment darf überhaupt bei Betrachtung dieser Unterhaltungsliteratur nicht unterschätzt werden. War sie durch „Luthers und Lassenii Tischreden" und Zinkgrefs Apophthegmata gesellschaftsfähig geworden[54], so

52) Steinhausen sagt S. 599: „Ebenso begann doch schon eine fürstl. Fürsorge, wie sie für Mitteldeutschland Herzog Ernst des Frommen „Bauernkatechismus" zeigt .... Landmann (war) Bewahrer ... alter Volkssitte."

53) Geschichte der Hofnarren 1789.

54) Hierfür zeugen noch die Jocoserii von Otto Melander 1604, 1605, wo sich „Schwänke und Witzreden von Landsknechten, Messpfaffen und Handwerkern neben die geistreichen Sprüche geschichtlich berühmter Männer und neben entlehnte lateinische Epigramme anreihen müssen." (Gervinus III).

Digitized by Google

zeigen die Bücher alle, daß man gerade die Bildung auf diesem gesellschaftlichen Wege eingeflößt haben wollte. Ein Gelehrter, der sich — im „Kurtzw. Zeitvertreiber" Nr. 66 — ungebildet benimmt, indem er sagt, er habe das „Jus civile, nicht Jus morum studiert", wird bereits tadelnd als Seltenheit erwähnt „als wänn ... Geschicklichkeit und Wolgezogenheit nicht in einem Stall stehen könten". Die „Lustige Gesellschaft" (und ebenfalls später im „Lieblichen Sommer-Klee und . . . Winter-Grün ..." 1670) schickt voraus eine Gebrauchsanweisung „An den Leser": „Willstu Historien erzählen", mache sie 1. nicht zu lang, andre wollen auch erzählen; 2. erzähle mit Geberden; 3. „Brauche die gebührende Sprach. Ist die Historie von Bauern / so rede dessen Sprach / ist sie aber von Fürsten / so rede gravitetisch ...". Nicht umsonst kehren die bezeichnenden Formeln: „Politische Discursen ... allen denjenigen so an H. H. und Fürstlichen Hoffhaltungen . . ." (Lust. Democritos 1650); „... allen : : : in Gesellschaft anwesenden Herren . . . zur . . . Lust . : :" (Lust: Gesellschaft 1660); „allerhand lustige Hofreden . . . die bei lustliebenden Gesellschaften / vertraulichen Collationen / auf Reisen . . ." (Kurtzw. Zeivertreiber 1700); „Ergötzliche Hofreden . . ." (Kunstquellen 1655); „Exempel und Thaten von hoch und nider / Geist und Weltlichen Standspersonen. Aus Ludovici Garon . . . Le Chasse Ennuy ou l'honneste Entretien des Bonnes Compagnies" (Unlust-Vertreiber 1643); „Eine heilsame Essenz für eine lustige Compagnie" (Lyrum L. Lyrissimum 1730) — auf allen Titeln der Gruppe wieder, während in den andern Titeln mehr die Reise, das Heilbad, die Zecherei, die Wanderschaft betont ist. Schon die Beimischung sprachreinigender Gedichte oder praktischer Konsequenz in der Schreibung (Eutrapeliae) deutet, wie im ;,Lustigen Demokritos", einem in vieler Hinsicht interessanten und epochal bedeutsamen Büchlein, auf die Kreise der Sprachgesellschaften als Verfasser. Solche Gelehrten fühlten sich bald als Praeceptoren der Fürsten, wie im ;,Democritos" (Nr. 68—96) einmal Nero zugerufen wird, hätte er doch seinem praeceptor besser gefolgt. Bezeichnend ist dort auch das erste allegorische Stück, eine längere Geschichte: Die Potentaten kommen selbst zu Apoll und beschweren sich, daß kein guter Adel mehr da sei, daß alle, die sich zu Hof drängen, minderwertig und aussaugerisch seien. Schuld sei daran die Verleumdung, die das Hofleben allenthalben draußen erfahre, wie es besonders Caesar Caporalis in seinem Buch verleumdet habe. Dies Buch wird verboten, „obzwar die vornembste Gelehrten sich ... widersetzen". Denn Apoll hält die Höfe für nötig, „darauf der Verstand der Menschen müßte geschliffen werden". Den Schluß bildet eine Belegstelle dafür aus Erasmus. Diese Geschichte zeigt klar, welche Tendenz die aktiven Gelehrtensatiren, ja überhaupt die gelehrte Gruppe hauptsächlich haben: gegen das Hofleben und gegen den Adel, den Hofadel im besonderen, wozu die ernsthafte, reformsehnsüchtige Satire gegen den Adel, wie sie Männer der Bildung trieben, Moscherosch, Paul Winkler, den Parallelvorgang aus der Sphäre der hohen Literatur abgibt.

Digitized by Google

Den Spott gegen den Adel haben alle Gruppen der Schwank- und Unterhaltungsliteratur gemeinsam. Der Landadel war verarmt und oft seinen Bauern nicht anders überlegen als durch den Namen. Gerade die Studentengruppe, die dem Bauer ja recht nah gekommen war, hob das hervor, was aber auch schon Harsdörffer in seinen „Kunstquellen" hervorhebt: 1992 „Ein Edelmann trug ein Stücklein von einem Mühlstein in seinem Ring und sagte, daß ihn seine Mühl bey ... Adel erhalte / sonsten müßte er zu einem Bettelmann werden". Danach ist begreiflich, wie der Edelmann mit seinen Hörigen zusammenfallen mußte[55]. So bringen die „Gepflückten Finken" die alte Situation, der Hans Sachs schon einmal Ausdruck verliehen hatte, wieder zurück[56]. Im ;„Lust. Demokritos" kommt S. 43 ein Lehrstück: „Keinem Herrn zu dienen, der mir über ein Handtvoll Bauern zu gebieten hab." So überträgt Talitz im „Reyßgespahn" das alte Motiv, daß ein Mönch Geld nicht tragen darf, weswegen er einen anderen, meist einen Bruder eines anderen Ordens, in der Mitte des Baches, durch den er ihn trägt, abwirft, auf einen Edelmann, der seine seidenen Strümpfe schonen will. Nach der heimtückischen Tat des Mönches steht der herzhafte Wunsch für den Edelmann: „Gott gesegne ihm das Bad!" (Nr. 56.) Überhaupt wendet sich der durchaus reformerisch eingestellte Talitz echt patriotisch gegen: „eine andere Manier ist's aber das jetzige Allamodische Edelmännische und Soldatische Stehlen . . ." (Nr. 148). In spätere Stücke derselben Linie ist dieselbe Tendenz unverändert mit eingegangen. Im „Reichen Vorrath" (1702) heißt es Nr. 15: „Ein Edelmann war ein schändlicher Lügner . . ."; ferner Nr. 27, 84 (Schwank mit dem Anstoßen „eines vornehmen Herren Sohn", Weichet!). — Ganz rigoros drückten die Unterhaltungsbücher für die studentischen Kreise aus, daß ihnen der Edelmann just nicht viel mehr galt wie der Bauer. Die Stelle aus den „Gepflückten Finken" war oben schon erwähnt, die folgende aus dem „Leyer-

55) Steinhausen spricht (S. 572 in der Geschichte der deutschen Kultur) von der Verarmung und Verschuldung: „Bauer und Edelmann, allerdings aus verschiedenen Ursachen, darin (in der Verschuldung) gleich. Der Städter der Gläubiger, klagte . ." G. Freytag sagt III. 347 ff.: „Ein großer Teil des Adels war in die Städte getrieben, der verarmte Gutsbesitzer suchte Unterkommen im Dienste des neuen Staates . . . ."

56) „Ein Edelmann hütet die Schweine . . ., daß einst eine Magd bey einer vom Adel einen Sack lehnen wollte . . . . die Adeliche Frau entschuldigte sich gar sehr . . . . ihr Herr, der veste Junker, habe ihn . . . . mitgenommen, er hüte der Schweine . . . . des Regens befürchtet . . . . das ist wohl ein Ralis gewesen / ob er schon ein Reichs Hoch Wohl-Edel gebohrner strenger Juncker gewesen, sagte der . . . . aber ich / sprach mein Landsmann, halte mehr von ihm, als sonst einen hochmüthigen Esel / der seinen Stand nach leben will und nicht ein eigen Schwein hat . . . . Dieser hat sich seines Herkommens wohl erinnert: denn der erste Edelmann ist Adam gewesen . . . . 'Da Adam hackt und Eva spann — Wo war ein besser Edlmann'. . . . der mehrere Teil von Adel / was seynd sie anders als Vollsäufer / Hurer / die ihren Untertanen das Blut aus den Nägeln saugen?"

Digitized by Google

Matz" (119): „Ein ungeschliffener grober Bauer / wiewohl jüngst gebackener Edelmann / gelangte bloß aus sonderbahrer Gunst und Geld zu der Burggrafen Würde . . ." zeigt eine Art Raffke-Situation. Interessante Formung eines ganz alten Motivs, das schon bei Schumann steht, zeigt sich im „Geist von Jan Tambour" S. 228, „Roseminde gibt Amyntas den Korb" — eine Satire gegen die Zeitmode des vornehmen Galan, der einer Jungfer ein schmachtendes Schäferlied singt. Er wird in den bewußten Korb gesperrt. Im „Leyer-Matz": „Schäffer Wolgemuth rühmet sein Schäffer-Leben / und spottet der Stadtpracherey und des Adelsstoltzes ... (Vers 11): Ein freyer Baur hats besser doch als armer Adel unterm Joch, die Bauren bleiben Bauren . . ." (vgl. oben S. 324). Denn das war ja nun auch das Prinzip der Gelehrten und des höheren Bürgertums, daß sie dem Adel die Einfachheit und größere Natürlichkeit des Landlebens vorhielten. Ließ man den tölpelhaften Bauern gern über den bornierten Landjunker triumphieren (z. B. „Kurtzw. Zeitvertreiber" S. 53: der „Landedelmann" wird offen als Narr bezeichnet; S. 166: „Ein Landjunker berühmte sich einstmals in einer Compagnie" ;,Kunst geht vor Adel" ib., ferner Ruckards ;,Lachende Schule" noch die gleiche Tendenz), so hob man gegen das verdorbene Hofleben die Unschuld des Landlebens hervor. Ich kann hier auf die Stellen verweisen, die ich oben bei der Wertung des Bauern anführte (vgl. noch „Lust. Gesellschaft" S. 495), wenn h i e r betont wird, daß die Spitze solcher Tendenz gegen den Hofadel geht. Der verarmte Adel war ja schon äußerlich gezwungen gewesen, sich an die Höfe zu begeben, und hier stieß er mit Trägern der Bildung zusammen, denen er den Einfluß auf den Fürsten immer mehr streitig macht[57]. Dieser scharfe Gegensatz zwischen Adel und gelehrter Bürgerschaft spiegelt sich in den Büchern der gelehrten Gruppe. Wir hörten oben, wie ein Doctor schwerer zu machen sei als hundert Ritter; und bei der Geschichte, da Churfürst „Johann zu Sachsen" seinen Söhnen gegen den Rat der Räte gelehrte Bildung anerziehen läßt, sieht man deutlich, daß Gelehrte und Hofräte nicht, oder selten identisch waren. Die gelehrte Schicht griff in ihrer Polemik gewaltig aus, und ihr bot sich ja auch eine ausgebreitete traditionelle Unterhaltungsliteratur dazu an[58]. Im „Kurtzw. Zeitvertr." ist der Ton wieder am gröbsten. In ganz wilder Satire wird (S. 42) die Edelfrau als geizig und buhlerisch hingestellt. S. 317 ff. kommen

57) Gervinus Bd. III S. 483 hat folgende Worte für die Lage: „Jetzt aber .... (im Gegensatz zum XVI. Jahrhundert) mischen sich .... die oberen Stände mit den niederen. Der Adel kommt in den Kriegszeiten wieder empor und tritt in den Vordergrund; die Männer des Volkes aber treten ihnen entgegen und wollen sich in dem Vordergrund behaupten, den sie bisher inne gehabt."

58) Eine Reihe von Abschnitten in Happels „Denkwürdigkeiten" zeigt dies Thema in Diskussion sogar des Historienbuches: „Der Vollkommene Hofmann — der unvollkommene Regenten Stand — die nichtige Welt-Lust — Der verkehrte Weltmann — Der verräterische Hofmann — Der verläumderische Hofmann — Der meineidige Hofmann — die unbeständige Hoff-Lust (S. 753 ff. Teil II).

Digitized by Google

eine Menge Ehebruchsgeschichten, die fast alle in die hohe gesellschaftliche Sphäre oder in die Hofsphäre verlegt sind, vor. S. 327 ff. des „Kurtzw. Zeitvertreibers" ist unter der Überschrift „Hahnrey" beachtlich, daß diese Ehebruchsgeschichten fast alle in höhere Stände verlegt werden, daß meist der Knecht, der Schreiber oder Schüler der Betrüger ist, der betrogene Ehemann ein unfähiger Edelmann. Item „Gepflückte Fincken" 220 . . .: „daß große Leute auch ofters große Hahnreyen wären . . ."; „Ein fürnehmer vom Adel hatte an seinem Hof ein schönes Kammer Mägden . . ."; 325 „. . : war zu London eine edele Frau / hat von 12 Kindern nur 1 ehelich /" . . .; „. . . Ein groß begüterter / aber zu der nächtlichen Arbeit ohnvermögender Edelmann . . ."; „. . . Ein alter betagter Hofrat hatte ein junges Weib . . ." (Motiv des 'Verschütt nit, sonst —' mit einem Schreiber als Held). Auch im „Unlust-Vertreiber" kommen die adeligen Damen unter dem Kennwort „Buhlen" nicht gerade glänzend weg. [Adliges Nonnenkloster usw.] Hierzu kommen ferner die Stellen aus den „Eutrapeliae": „Aller Adel hat einen Misthaufen zuhm Vater ..." und „Vohn Geburt Edel ist nur ein bloßer Titel ..." Ferner wird es einmal direkt ausgesprochen, daß Hofleben und Christenleben sich ausschließen. Wenn man bedenkt, daß doch gerade der Hofadel Einfluß hatte und sich sicher oft genug rächte, so begreift man, wie trotz dieser Hemmung der Klugheit der Hofadel der bestgehaßte Stand im XVII. Jahrhundert war. „Der große Herr" tritt fast an die Stelle des Mönches im XVI. Jahrhundert. Auf die Landesfürsten setzte man dabei immer noch seine Hoffnung, und wer nicht mit Spott gegen den sich dazwischen schiebenden Adel angehen konnte, der tat es mit ethischer, moralischer Ermahnung (Harsdörffer). Der Landadel war dem Landmann in der Vorstellung fast gleich geworden. So sieht man das überlieferte Gut der Motive zur Waffe des gebildeten Bürgertums und städtischen Patriziats werden, mehr und mehr gegen oben gerichtet und auf diesem Wege in der Sphäre ständig steigen[59]. So bereitet sich der dritte Stand langsam vor zu seiner zukünftigen Durchsetzung gegen Adel und hohe Geistlichkeit, aber immer noch im Bunde mit Fürst und Kaiser.

Es ist nicht verwunderlich, daß der Fürst im Schwankbuch und in der Unterhaltungsliteratur mit günstigen Zügen erscheint. Hier war höchste Vorsicht geboten (vgl. Stellen bei Creizenach II, 544 „Wenn jedoch die Posse [von den Sottien ist die Rede] ihre Spitze gegen den König kehrte, so verstand dieser keinen Spaß. Das mußte sogar ein Priester ... erfahren ..." unter Franz I. im

59) Gervinus Bd. III. beschreibt die Uebersetzung von L. Guicciardinis „hore die ricreatione" durch Daniel Federmann Basel 1574. F. war oberrhein. Humanist und Gelehrter, er hob Pauli'schen Scherz „in die höheren geistigen und politischen Stände empor .... Um dessen Zeit drängt alles in Deutschland in einer seltsamen Einmütigkeit auf ähnliche Sammlungen hin." (Beweis für die erste Linie).

Digitized by Google

Jahre 1515), und man hatte alles Interesse daran, den Adel und das Fürstentum nicht zur Einmütigkeit zu treiben. Schon im XV. Jahrhundert (Mansfeldische Chronik) gab es Gedichte, in denen die Obrigkeit und die Fürsten zu gerechtem Regiment vermahnt werden (nach Steinhausen). Vintlers „Buch der Tugend", Morsheims „Spiegel des Regiments in der Fürsten Höfe", Folz' „Historia vom röm. Reich" und vieles andere gehört hierher. Die gleiche Ermahnung brachte man in der Unterhaltungsliteratur gerne an. Man ließ einen Ton des Mitleids mitklingen, daß die Fürsten den Hofleuten und Schmeichlern ausgeliefert seien (z. B. „Eutrapeliae" 2. Teil Nr. 353). In dieselbe Richtung gehörten solche Geschichten wie die vom „Churfürst Friedrich dem Weisen" (aus dem „Unlust-Vertreiber" 1643) schon oben berichtete, der sich selber unter dem Neuen nicht mehr zurechtfindet („er kenne sich nicht mehr aus; die Leute würden so seltzam / daß er nicht wisse / wem er schier mehr trauen sollte") oder die von Kurfürst Johann von Sachsen u. a. Im XVII. Jahrhundert freilich war ja die Wirklichkeit schon erheblich verändert. Man bemühte sich in Geschichte und Anekdoten — dem Zeitgeschmack entsprechend — den Fürsten edle, weise Vorbilder vor die Seele zu stellen (so Eutrapeliae I. Teil Nr. 96, 245, 532, 516, 313 u. a.) und propagierte bewußt namentlich in der gelehrten Richtung eine hohe moralische Einstellung zum Fürstenberuf. Bei Harsdörffer in den „Kunstquellen" findet sich auch einmal die seltene Klage der Hofräte, daß sie von den Fürsten benutzt, und wenn sie alt werden, entlassen würden, oder über die Unbeständigkeit derer, denen sie raten müssen (Nr. 1490—91 ff.). Hier äußert sich ein Träger der Bildungsschicht, die an den Hof gezogen und dann bald wider ihren Willen in die Rolle des Höflings gedrängt wurde. Sonst aber ist der Fürst als Person meist geschont, und man schlägt auf seine Umgebung los. Sogar die redseligsten untersten Gruppen der Unterhaltungsliteratur bieten keine konsequent und ausdrücklich gegen die Fürsten gerichtete Polemik. Um die Wende des Jahrhunderts ändert sich die Situation freilich etwas. In dem „Etwas für Alle" 1732, das doch wesentlich noch in der Linie der gelehrt-gesellschaftlichen Gruppe steht, geht es sehr selten gegen Fürsten und — Höflinge vor. Diese letztere Spitze verschwindet auch. Und in den Schwankbüchern neu aufgefrischter Art zu dieser Zeit tritt sogar der Höfling und das Hofleben weit hinter dem Fürsten zurück. Im „Lyrum L. Lyrissimum" (1701) ist keine Polemik nach oben mehr, und wenn in Ruckards „Lachender Schule" 1725 verschiedentlich wieder Schwänke von Fürsten und dem Adel erscheinen, so geben sie sich in archaischer Gestaltung. Der Spott ist gutmütig, vertraulich, kollegial; und die hohen Herren sind ganz patriarchalisch aufgefaßt.

Auf die Seltsamkeit dieser Erscheinung war ja oben schon hingewiesen worden. Alles spricht dafür, daß man von oben selbst der Entwicklung entgegengekommen sein muß, die zu einer neuen — wenn auch modischen — Aufnahme der volkstümlichen Tra-

Digitized by Google

dition geführt hatte[60] und die ganze Ober- und Mittelschicht in neuer Einheit zu einer, nun freilich harmloseren, allgemeinen Ironie gegen unten zusammenbrachte. Nicht umsonst hatte ja die Schicht, die die Bildung und hohe Literatur trug, den Fürsten immer wieder den natürlichen Landmann als Vorbild und Gegensatz vor die Augen gerückt. Nicht umsonst hatten ihnen die gleichen Männer, mit denen sie sich in den Sprachgesellschaften verbunden hatten, nach und nach den Begriff von der hohen Verantwortung ihres Fürstenberufes gestärkt. Es ist auch schlecht anders denkbar, daß nicht der Fürst mit seinen Räten die Pfeile, die von unten heraufkamen, aufgehoben und zur Gegenwehr sollte benutzt haben. Das ist vom Hofadel und der hohen Beamtenschaft nicht fixiert worden, da es eine rein gesellschaftliche Angelegenheit blieb und jene nicht unter dem Zwang standen, Geld verdienen zu müssen, aber sicher so anzusetzen. Hierfür spricht deutlich ein Schwank aus dem „Lust. Demokritos" von 1650 S. 43: „Dreyerlei Bauern auf einem Mist", wobei der Kaiser (Max. I.) unter diesen dreierlei Bauern die drei Bürgerschichten: Patrizier, Kaufleute, Handwerker meint und die Moral anfügt: „Auf den alten Adel borgt jetzt niemand einen Taler / den neuen Adel kann man mit einem Judenspieß erobern / Geld macht edel . . ."[61]. Gerade indem aber die Fürsten in die Bestrebungen der Bildungsschicht und des hohen Bürgertums (Sprachgesellschaften u. a.) immer mehr hineingezogen wurden, milderten sich die heftigen Gegensätze auch zwischen oberster und mittlerer Schicht. Der Edelmann tat am Ende noch gut daran, in der Mode des natürlich-herzhaften Bauersmannes zu erscheinen. (Vgl. Happel und G. Freytag, der ja den Typ des Landedelmannes und wohlhabenden Grundbesitzers um 1700 trefflich geschildert hat)[62]. Und es war sein letzter Trumpf, gerade das Grobianische und Lächerliche an dieser Mode wieder herauszurücken. So nur oder auf ähnlichem Wege ist es vorstellbar, daß sich Bürgertum, Adel und Fürsten zu gemeinsamer Tendenz gegen unten wieder verbanden, wozu aber noch viele andere Faktoren (siehe unten) ver-

60) Scherer sagt Lit. gesch. S. 306: „. . . . diese letztere (die volkstüml. Richtung) tritt nicht erst mit König Friedr. Wilhelm I. zu tage. Sie war in Literatur und Leben längst vorhanden. Sie machte nur nicht den großen Lärm; sie drängte sich nicht auf den Markt; sie gewann nicht den Adel, nicht die Höfe, sie gewann sie nur vorübergehend und in beschränktem Kreise. Sie breitete sich aber stätig aus, und all die fremden Einflüsse . . . . all der Ungeschmack und die törichte Nachahmung . . . . haben schließlich nur zu ihrer Veredelung geführt."

61) Gervinus sagt Bd. 2 S. 545 ff. „Die Ungleichheit des Despotismus rief überall die Gegenseite hervor. Deshalb sind die Hofnarren und Volksnarren in ihrer Blüte in der Zeit des aufkommenden Absolutismus in Europa."

62) G. Freytag S. 331: „Aber wie bei dem Bauer, ist auch in dem Leben des deutschen Adels etwa seit 1700 deutlich das Einbrechen einer neuen Zeit zu erkennen. Es wird bei den Besseren guter Ton, sich als Hausvater und Gutsherr zu fühlen. Fast plötzlich beginnt eine neue Literatur, große Sammelwerke, in welchen Pflichten und Geheimnisse des Ackerbaues, der Wirtschaft . . . . dargestellt wurden . . . ." dabei führt er noch andere Schriften an.

Digitized by Google

halfen. Andererseits werden sicher ernste Männer und gelehrte Berater zuerst die Überspannung der neuen Mode, die sich das früher Fremde, auch aus einer Reaktion heraus, zu eigen machte, die Mode des Schäferwesens bald bekämpft haben, und dies war am besten zu machen, indem man den Bauern in alter Unerbittlichkeit zeigte. Daß im „Hilarius Salustius . . . Weeg-Gefärth" (1717), das mehr ein Historien- denn ein Schwankbuch ist, auf der ersten Seite eine in die Antike verlegte breite Geschichte einen Regenten schildern kann, der seinen in Feindeshand geratenen Sohn lieber sterben, als die belagerte Stadt übergeben läßt, mit dem Ausruf: „Es sterbe mein Sohn / die Bürger aber sollen leben", das zeigt, wie hier der Begriff des Bürgertums eine umfassendere und einheitlichere soziale Bedeutung erlangt hat als noch ein halbes Jahrhundert vorher (vgl. z. B. den „Lustigen Demokritos" 1650, der ganz auf Seiten des Fürsten und sicher auf fürstlichen Gebrauch überhaupt zugeschnitten und berechnet ist).

Mir scheint aber ferner, daß als ausführende Organe und Drehpunkte einer solchen Wandlung eine Art konstanter „Spaßmacher" und „Originale" nicht wegzudenken sind, die vielleicht als Nachfolger der alten Hofnarren anzusehen wären. Steinhausen bringt über den Hofnarren widersprechende Angaben. Im Anfang (ca. S. 400) meint er, sie seien an den Höfen mit dem Schwinden des volkstümlichen Geistes abgekommen, schon Moscherosch schreibt ja gegen sie. Nun, vielleicht kamen sie mit dem volkstümlichen Geist später wieder auf. So sagt Steinhausen denn auch ca. 250 Seiten später, nachdem er an die „Wirtschaften" erinnert hat, wo der Hof Bauer oder Handwerker spielte: „. . . daß solcher Geist noch allgemein auf Wirkung rechnen konnte, zeigt die Rolle Abraham a St. Claras ... Die Hofnarren verschwanden nur langsam ..." Der letzte starb 1763[63]. St. weist an der gleichen Stelle auf die volkstümlichere Einstellung[64] von Fürstlichkeiten, z. B. Friedrich Wilhelms I. und Liselottes von der Pfalz, hin und führt ferner die Heiraten hoher Fürsten mit Bürgerstöchtern an (Leopold von Dessau mit Anneliese, der Apothekerstochter). Flögel hat in seiner Geschichte der Hofnarren alle die Spaßmacher angeführt, die unter den deutschen Fürsten, weltlichen wie geistlichen, zur Mode gehörten[65].

63) Gottsched wetterte in Leipzig gegen den Hanswurst. Wiegand schreibt S. 286 „Volkstümliche Kunst sind auch die Haupt- und Staatsaktionen samt dem Hanswurst. Gottsched vertreibt ihn .... in Wien wird dem Hanswursten sogar 1712 eine stehende Bühne zuteil .... geleitet .... von Stranitzki und seinen Nachfolgern und hält sich bis über die Mitte des Jahrhunderts."

64) vgl. Scherer Lit. Gesch. S. 317: „Der volkstümliche Geschmack war nicht bloß dem deutschen Bürgertum gemäß, er fand auch in den Fürstenhäusern seine Vertretung ...." u. s. w.

65) Ich verweise überhaupt auf die Belegstellen, die ich oben anläßlich der niederländischen Gruppe brachte. Flögel hat nicht nur aus der 2. Hälfte des XVI. Jahrhunderts berichtet, daß damals „eine Menge von Hofnarren .... an den dortigen fürstlichen Höfen" lebten, sondern auch die Vorliebe der hohen geistlichen Herrn für Hofnarren erwähnt (S. 432) und geäußert (S. 458) „man

Digitized by Google

Für den preußischen Hof hebt er hervor, wie unter der bewußten Eigenart Friedrich Wilhelms I. der Sinn für das Derbe, Volkstümliche bedeutend zunahm, sodaß unter ihm nicht weniger als acht Namen von Personen in Frage kommen, die zeitweise als lustige Figuren auftraten. Der eine von ihnen, Faßmann, hat diese ganzen Zustände in seinen „Elisaeischen Feldern" beschrieben. Der anerkannteste „Narr" war ein Gelehrter — der offenbar bewußt die Rolle des Narren spielte —, Jak. Paul Freiherr von Gundling; er war, wie schon einmal erwähnt, der Typ des lächerlichen Gelehrten und hatte, wie Faßmann es schildert, anscheinend selten die Möglichkeit, aktiv aufzutreten. Hier findet sich der oben nicht gebrachte Beleg dafür, daß auch Hof und Adel gegen die Gelehrten zurückschlugen. Flögel sagt: „Vorzüglich schienen pedantische Gelehrte der rechte Wetzstein zu sein, an denen sich der Witz der Hofleute schleifen kann" und berichtet, „Karl Ludwig, Churfürst v. d. Pfalz ... als ihn einst jemand fragte, warum er keinen Hofnarren hielte, so gab er zur Antwort: wenn ich lachen will, so lasse ich ein paar Professoren auf's Schloß kommen und wacker miteinander disputieren." Flögel selbst aber gibt Anleitung zur richtigen Auffassung dieser Spaßmacher, wenn er sagt: „Wie in der Komödie ein sehr kluger Kopf und ein trefflicher Schauspieler erfordert wird, so gehört auch zu einem wahren und vollkommenen Hofnarren ein eigenes Genie, ein Mann, bei dem Witz und Scharfsinn zu Hause sind und der die Gegenwart des Geistes in einem hohen Grade besitzt[66]." — Die „Güldene Narrenkappe oder der berühmbten Narredey augenscheinlicher Vorzug . . . durch Vincentium Fabullum" Hanau 1664[67], ein Tractätchenbuch, das die Torheit der Welt beweist, spricht sich doch S. 31 dahin aus: „Den Narren bei Hofe bekommt überauß wohl seine bossirliche Narredey . . ." Es paßt hierzu die Tendenz gegen die Gelehrten, die Vielwisser und die hohen Beamten (einmal positiv für die Bauern). — Mit der Komödie, die Flögel anführte, mag aber das andere Moment für die Annahme dieses Geschmackswandels bezeichnet sein. Vom holländischen Einfluß ist oben schon gesprochen worden[68] und von den Belegen für die Berührung mit dem Bühnen- und Aufführungsmäßigen. Nachzutragen bliebe etwa noch: im „Lyrum Larum Lyrissimum" wird S. 292 berichtet: „Anno 1600 war zu Cassel in Nieder-Hessen ein Schott, so eines ... starken ... Leibes war ...", der macht Athletenkunststücke! Eine ähnliche Situation legt der Bericht G. Freytags dar über den Gaukler. Er bringt ein Stück von Merians Bearbeitung des Komödiantenbuches Garzonis (von 1641), wo es einmal heißt: „Da fängt er alsbald an auf gut Florentinisch einen lächerlichen Schwank oder Possen zu erzählen ..." Freytag sagt weiter, daß die ersten

wird nicht leicht eine Stadt, auch wohl kein Dorf finden, wo nicht irgend einmahl ein allgemeiner Lustigmacher oder Volksnarr hervorkeimte ...."

66) vergl. Flögel S. 290.

67) Pr. Staatsbibliothek, Berlin.

68) vgl. auch Nadler, Literaturgeschichte II, S. 345 ff..

Digitized by Google

Schauspieler, die am Ende des XVI. Jahrhunderts von England oder den Niederlanden kamen, zugleich Gaukler waren; „noch gaben sie Narren an Fürstenhöfen und auf den Märkten großer Städte ab, und die beliebte Figur des Pickelherings und bald darauf des französischen Jean Posset erregte ... das Gelächter der ... befriedigten Menge ...“

Fassen wir nunmehr die Einzelzüge zu einem Gesamtbild zusammen, so ist das Wesentliche der Entwicklung an richtige Bemerkungen von Gervinus am besten anzuknüpfen. Formuliert er für den Schritt vom XVI. ins XVII. Jahrhundert den Vorgang als einen Übergang vom fingierten Schwank zur Anekdote, vom Volkswitz zum Apopthegma, so ist als zweite Phase die umgekehrte Entwicklung anzusetzen, von der Anekdote und dem Apophthegma zum fingierten Schwank und zum Volkswitz, eingehender gesagt zur allgemein gefaßten Novellette und zum Volksschwank zurück[69]. Die Entwicklungstendenzen überschneiden sich natürlich, ja im Grunde ist der alte Strom wohl niemals unterbrochen worden. Schon in Zinkgref setzt im Inhaltlichen eine rückläufige Entwicklung ein und wird bald von Talitz von Liechtensee ganz ausgeprägt gefaßt. Etwa um 1670 könnte man den — fiktiven — prägnanten Punkt des Übergangs ansetzen. In diesen Jahrzehnten sind alle Gruppen häufig und dicht nebeneinander zu finden[70]. Jedoch erleben die Hauptwerke der enzyklopädisch-gelehrten Gruppe nur noch Neuauflagen, die zum Teil recht verändert werden. Die Durchsetzung der volkstümlicheren Haltung und ihr Eingespanntwerden in eine neu geeinte, kompakte Gesellschaftssphäre erstreckt sich bis über die Mitte des neuen Jahrhunderts hinaus.

Das Netz der satirischen Tendenzen weist ein weit dichteres Gefüge auf als im XVI. Jahrhundert. Im Zentrum dieser Unterhaltungsliteratur sehen wir zunächst immer noch das Bürgertum, das höhere, das mit der gelehrten Schicht stets sozial eins war und es am Ende

69) Vgl. hierzu die trefflichen Bemerkungen Scherers in der Lit. Geschichte S. 313.

70) Das bestätigt treffend ein Abschnitt in G. Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ III, 472, wo er freilich die Possenreißer im Auge hat: „Freudenleer war durch den Krieg die Existenz der regelmäßigen Leute geworden .... Und doch war das Bedürfnis nach Anregung allgemein. So lockte zur Darstellung zunächst, was dem unholden Leben der Schwachen fern lag. Sie suchten entweder mit vieler Weitschweifigkeit ein ideales Leben vornehmer.... Menschen in ganz fremdartiger Umgebung darzustellen .... das taten die Hochgebildeten; oder sie suchten die gemeine Wirklichkeit wenigstens dadurch zu adeln, daß sie nicht weniger unbehilflich seelenlose Abstraktionen, Tugenden und Laster ... allegorische Figuren .... in sie hineinstellten; oder sie ergriffen endlich Stoffe aus den niedrigen Kreisen des Lebens ... deren fremdartiges Wesen doch noch lockte; sie schilderten Strolche oder stellten Tölpel und Fratzen dar. Und diese letzte Kunsttätigkeit war noch die gesündeste. So wurde die unzarte Familie der Gaukler, Possenreißer und Schelme bedeutungsvoll für die Anfänge des Dramas ...“ — Ebenso für die hohe Lit. s. Scherer vgl. oben.

Digitized by Google

des Jahrhunderts neu wird. Es richtet seine Satire gegen unten und gegen oben und kommt im Lauf der Zeit dazu, das letztere immer nachdrücklicher zu unterstreichen. Es gibt sogar die Tendenz gegen unten weitgehend auf aus taktischen Gründen. So verschmolz es, von oben gesehen, mit dem von ihm noch verspotteten Bauern zu einer Einheit und wurde daher bereits mitgetroffen durch die Polemik der Oberschicht, Hof, Adel, Fürsten, nach unten. Die Gelehrten sind hierbei die Zwischenträger von oben herab wie nach oben hinauf. Aus dem unteren Bürgertum[71], das jedenfalls die alte Tradition lebendig erhielt, wurde andererseits die Bildungsschicht desto mehr angegriffen, je mehr sie in den Dienst der von ihr selbst bekämpften Höfe abglitt. Da wurde wie früher gegen die ausführenden Beamten des Absolutismus vorgegangen, gegen Juristen und Professoren und Soldaten. Die Studenten und fahrenden Vaganten, als Deserteure der Bildungsschicht, unterstützten diese Kampfrichtung auf das stärkste. Es ist ein Kampf aller gegen alle. Und doch steckt in dieser Lage die Möglichkeit zur Beruhigung und Verschmelzung dieser Tendenzen zu einer größeren Einheit und zwar auf der Mittelebene, wo die gegeneinander gerichteten Kräfte sich trafen, einander aufhoben oder bei Übergewicht einer Richtung umgebogen und zurückgeschickt wurden. Indem das Bürgertum sich so aktiv kämpfend, zuerst mit dem Bauern im Bunde, dann sich von ihm lösend, sich nach oben reckt und wehrt, dringen die Motive bis in die höchste Gesellschaft, werden dort beliebt und ihrem ursprünglichen Sinn, der Verspottung der primitiven Unterschicht, zurückgegeben, nach unten angewandt, aber unter Schonung der gelehrten Bildungsschicht, denen man diese Bereicherung verdankt[72]. Man kann auch sagen: indem sich die Fürsten nach unten äußern (Sprachgesellschaften) und die Gebildeten nach oben, kann im XVIII. Jahrhundert eine beruhigte Unterhaltungsliteratur entstehen, die ausgesöhnt wirkt, wo sich die Kampfrichtungen kompensiert haben und die daher die mildere Komik der Motive neu ausnützt. Auch das ist hinzuzunehmen, daß Hof und Hofadel sehr bald begriffen hatten, daß ihr eigentlicher Feind nicht in der Unterschicht zu suchen war, sondern eben im hochkommenden Bürger- und Gelehrtentum. Daher begannen sie bald Land gegen Stadt auszuspielen, worauf sie die Polemik der Gelehrten und der Mittelschicht selbst gebracht hatte. Sie benutzten die Waffe des Gegners und wendeten sie zurück. So

71) Städt. Proletariat, das Steinhausen u. Janssen (Bd. 8 S. 107) annehmen.

72) Wie die Situation Satire noch oben und unten notwendig erzeugte, belegt *Flögel* sehr gut mit einem Sinngedicht Logaus und mit den weiteren Worten: „Dieses Sinngedicht drückt etwa das aus, was lange vorher Dr. Gregorius Lamprechter, Wirtemberg. Kanzler ... zu sagen pflegte: „Ein jeder Fürst muß zween Narren haben, einen den er vexiert, einen anderen, der ihn vexiert"! Vgl. hierzu die Figur des Freiherrn von Gundling am preuß. Hofe siehe oben — Hierzu gibt G. Freytag III. 344 das andere Moment an: „Und wie in Deutschland die Poesie die wunderliche Wirkung hatte, den Adel in eine unerhörte Verbindung mit dem Bürgertum zu bringen, äußerte zu derselben Zeit in Oesterreich die Musik durch einige Jahrzehnte ähnliche Wirkung."

Digitized by Google

kam es in der Mode denn zu einer theroretischen Annäherung von Fundament und Spitze. Aber nun brauchten die gerechtfertigten Gebildeten nur gegen die Auswüchse dieser Mode anzugehen, jetzt lag es nahe, die alte Traditon der Schwankhaltung früherer Zeit wieder aufzugreifen, um sofort in einer Reihe und Front mit Adel, Fürsten und Hof zu stehen und selbst aus dem Brennpunkt des Kampfes herauszurücken. Die Betreiber dieses Spiels, dieser Kampfgruppierungen, waren wohl einzelne hohe Beamte, Juristen, Gelehrte, die am Hofe die Rolle des Spaßmachers und Narren spielten, im Grunde aber die fürstliche Tendenz mit der bürgerlichen unmerklich verschmolzen und den Adel wachsend ausschalteten. So wäre das Aufleben der alt-volkstümlichen Schwanktradition — in natürlich modifizierter Form — zu verstehen.

So kam es zu einer starken Mischung, Verschmelzung und Einebnung der ständischen Unterschiede. Wir sehen einen großen Differenzierungsprozeß, der mit dieser Einebnung endet. Darauf hat schon Gervinus (Bd. III, S. 484) hingewiesen: „Überall erkennen wir, daß sich die Stände frei mischten ..." Im Schelmenroman ist „das Auf- und Absteigen der Stände eigentlich die Seele und Idee . . ."[73]. Der Fürst gewährleistete jetzt (nach einem Satz Hettners) die Einheit des Staates. Durch und unter all diesen Tendenzen, Kämpfen und Entzweiungen bleibt der Strom der volkstümlichen Motive und der formreineren Art, wie sie das XVI. Jahrhundert typisch hervorgebracht hatte, erhalten, ja wird selbst von manchen Höfen nicht vertrieben und tritt wieder zu einer Zeit hervor, wo die Schicht, die sie trug, in einer ähnlichen Einebnung und frei von hochliterarischer Befehdung dalag wie im XVI. Jahrhundert[74]. Steinhausen faßt diese gleiche Ansicht in die folgenden Worte zusammen:

> „Ebenso hat sich im Bürgertum, besonders freilich bei den Frauen, recht viel von gesundem Wesen im stillen erhalten. Es ist der Fehler vieler allzusehr generalisierender Geschichtsschreiber, neben den hervortretenden Richtungen die Unterströmungen zu übersehen."

Ich erwähne noch einige Werke (die im Text nicht besonders erwähnt wurden, z. T. es auch nicht verdienen), um den Überblick über die Quellen zu vervollständigen. Sie gehören wohl meist der zweiten Gruppe an, falls sie nicht überhaupt die Grenzen des Schwankbuches verlassen:

a) „Hundstägige Erquickstunde . . ." Frankfurt 1650 (Stadtbibl. Frankfurt a. M.).

b) Florian von Stockhausen: „Stets wehrender Gesundheit-

73) Auch *Freytag* gebraucht die Worte (III, 347 ff.): „Jetzt waren im Kriege alle Stände durcheinandergerüttelt .... vorher suchte sich jeder Kreis ... gegen das Eindringen der unteren abzuschließen ...."

74) Dies bestätigt Nadler II, 344 für Hamburg und die niederdeutsche Sphäre.

Digitized by Google

Schertz- oder Fastnacht Kalender" Freudenberg 1667 (Bibl. Göttingen).

c) (Garon Louis) „Unlust-Vertreiber" . . . aus L. Garon Frantz. tractat ... und andern Authorn colligiert (von Chr. Lehmann), Straßburg 1643 u. ib. 1669 (Preuß. Staatsbibl. Berlin).

d) Zacharias Sexoviensis: „Der französische Gyges oder unsichtbare Charmion ... vormals in lateinischer Sprache ... von Terpo Mirifundo in das Hochteutsche übersetzt . . . Cosmopoli 1687 (Preuß. Staatsbibl. Berlin).

e) Taubmannia, oder des sinnreichen Poetens Fr. Taubmanns nachdenckliche Leben . . . Frankfurt und Leipzig 1737 (Stadtbibliothek Frankfurt a. M.).

f) „Nützliche Zeitverkürzung vor Reisende ..." Frankfurt 1669 (Preuß. Staatsbibl. Berlin).

g) Peter Lauremburg: „Neue acerra philologica . . ." Halle 1715—1733 (Stadtbibl. Frankfurt a. M.).

h) Winkler, Paul: „Der Edelmann . . ." Frankfurt 1696 (Stadtbibl. Frankfurt a. M.).

FRANKFURT A. M. HERMANN GUMBEL

DIE BAROCKPOETIK ALS DICHTKUNST, REIMKUNST, SPRACHKUNST

Die klassizistische Zeitstimmung des Barockjahrhunderts wird durch ihre chronographische Lage zu einem bedeutungsvollen Entwicklungskomponenten deutscher Geistesgeschichte. Jener eigenwillig lebendige Forminstinkt des ausgehenden Mittelalters, mit dessen türmender Architektur und Mysteriensymbolik die erdnahe Sinnlichkeit germanischen Volkstums sich unter kirchlichem Einfluß ins Metaphysische auflöste, jene Kunst der Transzendenz hatte ihre Kraftfülle an einem Vierteljahrtausend erschöpft und war in ihrer Spätepoche langsam erstarrt. Das Abebben der gotischen Stilwelle, die Ermüdung der seelischen Ausdrucksintensität gab einem neuen Kulturimpulse Raum: dem Wandel der Vergeistlichung zur Vergeistigung, schuf die Voraussetzungen für das überwältigend siegreiche Vordringen der Renaissanceidee. Im humanistischen Klassizismus wirkte sich die antikisierende Tendenz, der Gedanke einer Wiedererweckung der in Klostergräbern mumifizierten Tradition des klassischen Altertums, mit jugendlicher Frische aus. Die geschwächte Spontaneität des triebhaften Formwillens war der Aufnahme belebender, außerhalb ihrer selbst liegender Stärkungssubstanzen geneigt und bedürftig geworden. Diese innere Nötigung

Digitized by Google

zur Erneuerung des Expressionsprinzips bedingte zunächst eine eroberungslustige, kraftvolle Ursprünglichkeit der Stilreform. Weil aber das an ihrer Wertumwertung sich „bildende" Stilgefühl doch kein angeerbtes, im Blute liegendes, sondern bestenfalls ein anempfundenes, intellektualisiertes war, wie es bei der Nachahmung einer fremden, aus ganz anderer Zeit- und Kulturheimat erwachsenen Formgebung — eben der antiken — nicht anders sein konnte, so mußte das Kunstschaffen einen vornehmlich reflektierenden Charakter annehmen. Die praktische Kunstübung erforderte eingehendes theoretisches Studium des als maßgebend anerkannten Vorbildes. Die Reflexion verdichtete sich zu einem wesentlichen Moment des künstlerischen Schöpfungsaktes. Zu einem um so wesentlicheren, als mit dem Erstarken des Nationalbewußtseins die Führerschichten der einzelnen europäischen Völker das neulateinische Gewand der humanistischen Renaissancebestrebungen durch das „moderne" ihrer Landessprachen zu ersetzen versuchten. Den Vorteil aller anderen Künste, sich des nämlichen Materials wie die Antike bedienen zu können, mußte die klassizistische Wortkunst nach ihrer Abkehr von den besonderen klassischen Sprachmitteln durch eine strengere Bindung an die klassische Werkform ausgleichen. Je offizieller nun das neue Kunstideal wurde, je mehr es sich aus erstem, gebärfreudigem Schwung zur gelehrten Konvention ernüchterte, in desto größere Abhängigkeit geriet seine konkrete Durchführung von dem Reglement normengebender Abstraktion. Diese intellektualistische Orientierung, zumal der Dichtung, ermöglichte aber dem nicht gänzlich gebrochenen gotischen Stilinstinkt wieder einen gewissen Auftrieb, wodurch Theorie und Praxis allmählich zu unwillkürlichen Konzessionen, zu formensprengender Ausweitung des willkürlichen antiken Musters genötigt wurden. Verdrängte, unter der Schwelle des Zeitbewußtseins dämmernde Energien paraphrasierten das Motiv der Renaissancebewegung ins Ornamental-Pathetische; der humanistische Klassizismus entwickelte sich zum barockalen. Aber die gefühlsmäßige Wandlung klassischer Formstrenge zu gotisierender Formenüppigkeit löste in ihrem Verlauf eine Reaktion des Verstandes aus: die kritische Selbstbesinnung auf das eigentlich Gewollte, deren Transmission ins Künstlerisch-Literarische folgerecht zum konsequenten Klassizismus der Aufklärung führte. Erst dessen theoretische Arbeit bereitete die wechselseitige Durchdringung germanischer Wesenheit und antiken Gestaltungsgeistes vor, wie sie in der Klassik zu dichterischem Ausdruck gelangte.

Der Triumph der Geistigkeit über die Geistlichkeit hatte jedoch nur durch die Flucht aus dem Irrationalen ins Rationale, Vernunftgegebene behauptet werden können. Ein rationalistisches Grundelement eignet seither dem Klassizismus. Das an der Antike gereifte Streben nach Maß und Beschränkung vermochte die mittelalterliche Tradition, der Formkult die kultische Form allein mit Hilfe einer dauerhaften Stabilisierung des Formprinzips zu überwinden. Die logisch-gedankliche Erfassung und normative Ver-

Digitized by Google

árbeitung desselben in Gestalt einer richtungweisenden Theorie und Kritik mußte daher ein besonderes Wesensmerkmal der ästhetischen Reformation bilden. Seit ihrem Propheten Opitz und seinem Programm ist infolgedessen die Kunst des Barock weniger Ausdruck eines spontanen, schöpferischen Willens, als vielmehr eines zweckhaften, verstandesmäßigen Wollens. Das Interesse am Kunstschaffen trat gegenüber dem für Kunstdeutung in den Hintergrund [1], und — wenigstens quantitativ — war das 17. Jahrhundert kunsttheoretisch verhältnismäßig so fruchtbar wie kaum ein anderes. Die Theoretiker, die kritischen Gesetzgeber, standen in höherer Achtung als die Dichter selbst [2]. Die Bedeutsamkeit ihres Themas dokumentiert sich vor allem in dem nach Umfang und Inhalt kennzeichnendsten Produkt der Barockliteratur, der Poetik.

Die wissenschaftliche Forschung hat diese Zeiterscheinung, die Borinski ein bedeutendes, wenn nicht das bedeutendste Moment der gesamten Renaissancekultur nennt [3], ein wenig stiefmütterlich und „mehren theils" mit dem Unterton selbstbewußter Überlegenheit behandelt. Die „Grundrichtigkeit" der an eine ganz andersartige Geistesverfassung herangetragenen Wertmaßstäbe ihrer Gegenwart setzten die kritisierenden Autoren dabei freilich ebenso sehr als allgemeingültig voraus wie die kritisierten Verfasser jener „wohl-informirten", „vollständigen" und „gründlichen" Lehrbücher der „poetischen Wissenschaft". Vor allem fand die handwerksmäßige Auffassung von Kunst und Künstlertum, die subalterne Schulmeisterei der einander fleißig ausschreibenden Theoretiker fast durchgehends eine schnelle, mehr oder minder vielsagende Abfertigung [4]. Der kompilatorische Charakter der überaus zahlreichen Poetiken, mit deren „Tituln auch nur man einen ganzen Buchladen bekleiden möchte" [5], wurde betont, ihre Abhängigkeit von dem humanistischen, französischen und antiken nachgewiesen, rubriziert und beleuchtet.

Indessen — so fruchtbar die Auswirkung derartiger älterer Forschungsprinzipien für das Beziehungsmaterial der philologisch-kritischen Methode gewesen sein mag, so wenig entspricht ihren Erkenntnissen das aus dem Rahmen der Geistesgeschichte tretende Bild der theoretischen Bewußtwerdung jener Zeit. Ein dem Tatsachenverhalt genugtuendes Verständnis dieses Bildes wird sich nur mit Hilfe zusammengesetzter, über die Katalogisierung bloßer Wort-

1) Vgl. Borinski, Die Poetik der Renaissance, Berlin 1886; I, 15: „Das Interesse für Theorie u. Kritik überwiegt das an der Dichtung selber." Und: I, 55: „Die Pflege der Renaissancedichtung erscheint untrennbar von ihrer Poetik u. Kritik."

2) Bezeichnend dafür ist, das noch Statius (1716) Leute wie Fleming, Franck, Rist etc. in offenbar abschätziger Weise als solche charakterisiert, die „bloße Poemata geschrieben". („Wohlgebahnter Weg zu der Teutschen Poesie. . . . ." S. 8.)

3) a. a. O. Vorwort S. IX.

4) Vgl. z. B. Goedeke III² 20.

5) Nach dem Ausdruck eines zeitgenössischen Poetikers. Borinski, Vorwort S. X.

Digitized by Google

wörtlichkeit hinausgreifender, chronographischer Faktoren — in erster Linie jedoch an Hand eines aufmerksameren Quellenstudiums gewinnen lassen.

Der Vorwurf plagiatorischer Entlehnung — zunächst — entkräftigt sich, wenn man in Betracht zieht, daß bis ins 18. Jahrhundert hinein der Begriff eines literarischen Eigentums nicht existierte, daß die Aneignung und Ausbeutung fremden Geistesgutes nicht als unehrenhaft, sondern vielmehr als empfehlenswert, als „furtum honestum“ [6], als Bildungsausweis galt. Das Gleichnis von der honigsammelnden Biene gehört zum eisernen Bestand der Poetik! Auf Originalität machten die barockalen Theoretiker der Dichtkunst den geringsten Anspruch. Sie zitieren sogar in den meisten Fällen ihre Gewährsmänner namentlich [7]. Sie wollten keine ästhetischen Systeme konstruieren; ihre Absicht war die Verpflanzung der internationalen, klassizistischen Stilisierungsmaximen auf den heimischen Boden nationaler Kunstdichtung, die Auswertung der durch den Humanismus überkommenen kunsttheoretischen Erkenntnisse der Antike für das eigene Schaffen. Nicht das Das und Was kompilatorischer Auswahl ist als Kriterium des Ansatzstadiums der Theoriebildung im Opitzianischen Jahrhundert von wesentlicher Bedeutung, sondern die Tatsache, daß es in solchem Umfange zu einer prinzipiellen Erörterung der Fragen nach Form und Inhalt, Sinn und Zweck der Poesie, also daß es zu einer Problemstellung überhaupt kam und maßgebende Wertungsgesichtspunkte erstmalig fixiert und popularisiert wurden.

Die Vorherrschaft der rationalistischen Tendenz in der Poetik, der Charakter praktisch-technischer Anweisung, welcher ihr bis auf Gottsched eigentümlich war, ist durch verschiedene, geistesgeschichtlich gegebene Momente bedingt. Einmal entspricht die rein verstandesmäßige Erfassung ihres Objektes an und für sich dem Wesen der Theorie, als der logischen Verbegrifflichung und Deutung eines Erfahrungsinhaltes. Dann aber konnte im besonderen die Poetik des 17. Jahrhunderts, der Kristallisationsepoche des philosophischen Rationalismus, diejenigen produktiven Kräfte, aus denen der künstlerische Schöpfungsakt resultiert, nur als reflektierende, rein gedankliche auffassen, als Äußerung des Seelenvermögens der Vernunft, der Ratio, demgegenüber das einzige andere, dessen man sich bewußt war, das des Begehrens, des Willens, lediglich eine untergeordnete, bezügliche Rolle spielte. („L'ame raisonnable“!) Noch um 1750 gehörten Empfindungen als „verworrene Vorstellungen“ den Bereichen der „niederen Erkenntnis“ an (Baumgart!) [8].

6) Vgl. Stammler, Wolfgang: Von der Mystik zum Barock, Stuttgart 1927; S. 159.

7) Häufig findet sich auch noch ein beigegebenes Verzeichnis der angezogenen Quellen, ein „Index Authorum“!

8) Vgl. hierzu: Rob. Zimmermann, Gesch. d. Aesthetik als philosophischer Wissenschaft. Wien 1858. Bd. II, cp. 1. Herm. Lotze, Gesch. d. Aesth. in Dtschld. München 1868. Bd. I, cp. 1. Max Schasler, Kritische Gesch.

Digitized by Google

Einer dergestalt weltanschaulich gebundenen und zeitheimatlich verwurzelten Theorie mußte dichterisches Schaffen als Verstandestätigkeit gelten — und demnach Dichtung als eine Kunst, deren bessere oder schlechtere Ausübung von der größeren oder geringeren Kenntnis ihrer Gesetzmäßigkeiten abhängig sei. Umsomehr, da das klassizistische Stilwollen diese Gesetzmäßigkeiten aus der antiken Überlieferung ableitete und nicht ein irgendwie gerichteter Ausdruckswille triebhaft erlebt, sondern ein vorbildliches Formungsprinzip nachgeahmt werden sollte.

Theoretische Einsicht in die normierten Gesetzlichkeiten der Wortkunst und damit in die Handhabung ihrer Technik zu vermitteln, „einzugießen", beabsichtigten nun auf dem Wege des „grundrichtigen Berichtes" die einzelnen Poetiken — und insofern interpretierten sie „Poesie als Wissenschaft". Die „Poeterey", das war die „Kunst / welche lehret die Teutschen Reden auf mancherlei Arten zierlich und wohlklingend binden"[9]. Freilich — um diese „Rede-bind-kunst" erlernen zu können, dazu bedurfte es doch wohl mindestens einer gewissen Empfänglichkeit für ihre Lehren, einer natürlichen Neigung und Veranlagung; und wenn dieselbe auch als Vernunftvermögen, als Verstandesgabe galt, so mußte sie doch immerhin eine irgendwie auszeichnende Fähigkeit darstellen, eben eine Be-gabung, an welche erst die „kunstrichtige" Belehrung sich zu wenden vermochte. Oder war „die Dichterei" wirklich nur „eine vermögeschaft / dadurch die gebundenen reden an eine gewisse zahl der wortglieder und gleich-endungen der schlußglieder / mit beobachtung des zeit- und wort-maßes / gebunden werden"[10] — also eine Kunst, mit der jeder nach gehörigem Studium von Reimtafeln und „Redegebäud-Arten" als „Dichtmeister"[11] sein Kunstgewerbe treiben konnte?

Der berühmte „Trichter" antwortet: „Wie kein Acker so schlecht / und unartig zu finden / den man nicht durch Fleiß und beharrliche Pflegung / und Arbeit solte fruchtbar machen können: Also ist auch keiner so unreines Hirns / der nit durch Nachsinnen auf vorher erlangte Anweisung / (welche gleichsam der Wuchersame ist) eine gebundene Rede / oder ein Reimgedicht zusammenzubringen solte lernen können"[12].

Hier liegt der Stein des Anstoßes, das qua de causa des Anathemas von Bouterwek bis Borinski ff. Der Vergleich von „Dichter

d. Aesth. Berlin 1872 §§ 31—33. H. v. Stein, Entstehung d. neueren Aesth. Stuttgart 1886. 3. Abschnitt 3. cp. Ferner: W. Dilthey: Weltanschauung u. Analyse des Menschen seit Renaissance u. Reformation. Lpz. / Bln. 1914 (Ges. Schrft. II Bd.) S. 484ff..

9) Omeis, Gründliche Anleitung zur Teutschen accuraten Reim- und Dicht-Kunst..... S. 58.

10) Zesen, Helikonische Leiter, erste Abteilung, S. 6 u. Hoch-deutscher Helikon, unter-treppe, ehrste stuffe, S. 12. [Noch 1726 ähnlich Erdmann Uhse, Wohl-informirter Poet, Vorbereitung, § 1, S. 7.]

11) Zesen, vgl. Anm. 21.

12) Harsdörffer, Poetischer Trichter...., 1. Theil, Vorrede, § 7.

Digitized by Google

und Bauer", das durch „Nachsinnen" zusammenzubringende Reimgedicht scheinen bereits das immer wieder betonte impotente Banausentum der Barockpoetiker genügend zu illustrieren.

Demgegenüber ergibt sich die prinzipielle Frage, o b und gegebenenfalls w i e die „Gelehrtenpoesie" und ihre Theorie — ganz abgesehen von aller Zwecksetzung — das Problem des angeborenen Genies zu lösen versuchte. Glaubte man im 17. Jahrhundert, daß jemand ein Dichter von Natur s e i n müsse oder daß er dazu „g e m a c h t" werden könne?

Nach dem Trichterzitat scheint es wirklich so, als hätte man angenommen, durch die Kunstlehre sei auch die Kunst jedermann ausnahmslos „einzutrichtern" und eine diesbezügliche Begabung spiele nur die untergeordnete Rolle einer allenfalls günstigen Voraussetzung. Dann allerdings würden die in diesem Sinne gehaltenen Urteile der Literaturgeschichte zurecht bestehen. Nun aber sagt Harsdörffer, der Verfasser des Trichters, an anderer Stelle: „Die Kunst ist sonder Behuff der Natur ohnmächtig / und kan so wenig ausrichten / als ein Ackermann sonder Samen und Feld[13]." „Daß zu der Poeterey absonderliche seltene Gaben der Natur / und die Erkundigung fast aller Wissenschaften vonnöhten / kan aus allen wolverfasten und lesewürdigen Gedichten beglaubet werden[14]."

Hier ist offenbar ein Widerspruch vorhanden; zumal „die Erkundigung fast aller Wissenschaften" in der Tat ganz „absonderlich seltene Gaben der Natur", also eine hervorragende natürliche Begabung erfordern dürfte. Wenn es weiterhin in „Prob und Lob" heißt[15]: „Ein Gedicht das Feuer und Geist hat / zu Papier setzen / muß von höherer Eingebung herflüssen", so kann zwar ein geistreicher Einfall gemeint sein; das Definitivum „Eingebung" weist jedoch bereits auf einen höheren Begabungsgrad als den einer nur überdurchschnittlichen, reproduktiven Könnerschaft hin. Dasselbe gilt für Neumeister-Menantes' „Allerneueste Art . . ." „Die Poesie muß aus dem Geiste — und nicht aus andern Büchern kommen / sonst kan ein jeder / weil Reimen und Verse-machen zu lernen nicht gar so schwer / ein Poete werden; da doch diese Schwäne an gar wenigen Orten singen[16]." Dichtung wird damit etwa als kunstliterarische Äußerung einer besonderen geistigen Produktivität gewertet — im Gegensatz zum bloßen Versedrechseln nach Reimrezeptbüchern. Das ist beachtlich; doch erschien diese Poetik erst 1717, obwohl sie früher verfaßt wurde[17]. Indessen war schon Opitz „keineswegs solcher Gedanken", zu „vermeinen, man könne jejemanden durch gewisse regeln und gesetze zu einem Poeten

13) Prob und Lob (3. Teil des Trichters), Vorrede S. 1.
14) Trichter, 2. Theil, Vorrede § 1 S. 1.
15) Vorrede S. 4.
16) Vorrede S. 12.
17) 1695. Vgl. B o r i n s k i, S. 342 A.

Digitized by Google

machen"[18]. Nach Hadewig „gehöret warlich ein märes dazu"[19]. Dieses Mehrere erläutert das „Buch von der deutschen Poeterey" folgendermaßen: „Ein Poete kan nicht schreiben wenn er will, sondern wenn er kan, und ihn die Regung des Geistes treibet[20]." Das klingt immerhin nicht so ganz nach „gelehrter Kalmäuserei" (Borinski öfter)! Selbst der Poet als „Dichtmeister" rechtfertigt sich in der Auffassung des auch bei seinen Kollegen späterhin so übel beleumundeten Zesen: „Die angebohrenheit und natur machet den Dicht-meister / nicht die Kunst." „Jedoch / wan sie beide zusammen kommen / so stehen sie sehr wohl und zieren das Werk / so ferne nuhr einem jeden das seinige zugeeignet / und nicht genommen wird[21]." Das nicht sehr glücklich gewählte Wort „Dicht-meister" stellt sich hier als harmloser, allerdings ziemlich „außenseitiger" Terminus technicus zur Bezeichnung künstlerischer Meisterschaft vor (ungefähr im Sinne unseres „Verehrter Meister!"); hat also nicht nur nicht die Bedeutung: besserer Handwerker — sondern repräsentiert vielmehr einen Zesen'schen Idealbegriff. Die schlechterdings klassische Formulierung des barocken Glaubensbekenntnisses zum „Poetischen Ingenium"[22] aber gibt Opitz: „Wo diese natürliche regung ist, . . . dürffen weder erfindung noch worte gesucht werden; unnd wie alles mit lust und anmutigkeit geschrieben wird, so wird es auch nachmals von jederman mit der gleichen lust und anmutigkeit gelesen. An den andern wollen wir zwar den willen und die bemühung loben, der nachkommen gunst aber können wir ihnen nicht verheißen[23]." Eine klarere Stellungnahme zu dem Verhältnis von natürlicher Fähigkeit und angelernter Fertigkeit darf von der Nachahmungstheorie schwerlich erwartet werden! Dessen ungeachtet findet auch die Frage, ob der Dichter geboren oder „gemacht" wird, ihre ausdrückliche, unmißverständliche Beantwortung von seiten der Poetiker selbst: „Von dem Poetischen Naturell, welches in der Poesie den Anfang machet, hat es von undenklichen Jahren her geheißen: Poeta non fit, sed nascitur; wodurch angezeiget wurde, daß ein Poet nicht überall und zu allen Zeiten anzutreffen, sondern es sei rara avis in terris[24]."

Zu dem beigebrachten Quellenmaterial liefert jede andere Poetik weitere Entsprechungen. Aus diesem nicht wegzudisputierenden Tatsachenverhalt erhellt, daß in der barockalen Kunstlehre der Betonungsakzent konstant auf der natürlichen Begabung, der künst-

18) Buch von der deutschen Poeterey, cp. I, S. 8. (NDL Nr. 1.)
19) Wolgegründete teutsche Versekunst, cp. III S. 96/97
20) Opitz a. a. O. cp. III, S. 13.
21) Zesen, Helikonische Leiter, erste abteilung S. 12.
22) Den Ausdruck „ingenium" gebraucht z. B. Opitz, a. a. O. cp. IV, S. 16. Selbst Weise kennt ihn, Curiöse Gedanken von deutschen Versen, II. Theil, cp. I, § 20, S. 19.
23) a. a. O. cp. VIII, S. 55.
24) Neukirch, Anfangsgründe zur Reinen Teutschen Poesie, Vorbericht, § 11, S. 10. Diese Poetik liegt zwar 1724, gehört aber, wie alle vorgottschedschen, dem barockalen Typus an.

Digitized by Google

lerischen Natur liegt — daß somit das 17. Jahrhundert, wie das 20., an den geborenen Dichter glaubte. Einzelne mehr kunstpädagogische als kunstwissenschaftliche Charakterschwächen der jungen Theorie, wie z. B. die naive Einteilung der Poesie in „Dinge und Worte" (wir, schon sentimentalischer, würden freilich „Inhalt und Form" sagen) und ähnliche Abwegigkeiten beeinträchtigen diese Feststellung nicht und können außerhalb des hier interessierenden Untersuchungskreises bleiben, der sich auf die Erfassung wertsetzender, wesenhafter Grundbegriffe beschränkt.

Hat es sich nun gezeigt, daß die Poetik die Bedeutung der angeborenen Begabung für den Dichter und die Dichtung keineswegs verkannte, so ist fernerhin zu prüfen, wie geeigenschaftet und wie gerichtet man sich diese Begabung dachte, was überhaupt darunter verstanden wurde.

In der ZfdPh. Bd. 51. H. 4. S. 460 sagt Rudolf Ibel: „Wenn Fleming reimt: ‚Der Fleiß kan nicht allein uns machen zu Poeten, hier muß das Beste tun die günstige Natur', so bedeutet hier Natur soviel wie Anlage, Talent; Natur wird nicht verstanden im Sinne einer schöpferischen Kraft."

Sollte dies für Fleming zutreffend sein, so offenbaren wenigstens die Theoretiker ein besseres Verständnis für das Dichterische:

„Was Menschlicher Wiz und Wissenschaft heißet / hat seine anfängliche bekantliche Uhrsache; aber diese Kraft der Poesis / woher die komme / weiß man nicht; diese verborgene übermenschliche Kunst wird nicht durch Fleiß und Arbeit / sondern aus einer Göttlichen Erleuchtung erlernet / darzu niemand gelangen kan / der nicht einer sonderbaren Himmelsgnade sich versichert weiß[25]." Die ausgesprochene Gegensätzlichkeit von „Menschlichem Wiz und Wissenschaft" und „Kraft der Poesis" aus „Göttlicher Erleuchtung" und „sonderbarer Himmelsgnade" geben einerseits dem Schulbeispiel der „Erlernung" eine Note, deren Klangfarbe sich nicht mit der Tonlage des Wortes „lernen" in unserem Sinne deckt — andererseits weist der Schwung des von seinem Gedanken offensichtlich ergriffenen Verfassers in eine jedweder „Anlage" inkommensurable Bedeutungssphäre. „Man siehet / daß mancher Gelehrter / der das ganze Buch der Weisheit hineingeschlucket / mit aller seiner Wissenschaft keinen guten Vers zu wege bringen kan[26]." Diese Stellungnahme von seiten der Nürnberger Schule ist bemerkenswert. Sie weist das gelehrte Wissen einer andern Kategorie zu als das dichterische Können. Rezeptives und reproduktives Vermögen grenzen sich gegen das produktive ab; letzteres erscheint unabhängig von ersterem. „Niemand ist jemahls unter den gründlich-gelährten Männern gefunden worden / der da nicht habe gestehen müssen / daß

25) Justi-Georgii Schottelii Teutsche Sprach-Kunst, Siebende Lobrede, S. 219.

26) Birken, Teutsche Rede- bind- und Dichtkunst, 2, cp. X, § 128, S. 168/69.

Digitized by Google

es unmöglich sey / ob schon jemand alle Schrifften der gantzen Welt gelesen / und zum fleißigsten erwogen / daß derselbe gleichwohl den Namen eines rechtschaffenen Poeten erlangen und führen könne / da fern er nicht zugleich / von einer himmlischen Krafft und Einfließung beschencket were[27]." Es wird mithin nachdrücklich behauptet, durch wissenschaftliche Belehrung einen Dichter zu „machen", sei „unmöglich". Die Kennzeichnung der dichterischen Begabung als „himmlische Krafft und Einfließung" greift zugleich über die Funktionen des bloßen Talents hinaus. In der Ablehnung des selbsttätig Bewußten, der eigenen Willensinitiative, in der Forderung des einfachen „Beschenktseins" — und zwar eines Beschenktseins irrationaler, dynamischer Art (Einfließung! Kraft!) — verdeutlicht sich eine Auffassung, die etwa unserem Geniebegriff entspricht, ihm mindestens nahekommt. „Wie dann allezeit dafür gehalten worden / daß der Poeten thun mehr von einem Göttlichen trieb / und Einfluß / als Kunst und Geschicklichkeit der Menschen herrührete[28]," ... „daß die Poeten nicht aus eigener bewegung / sondern durch antrieb und anblasung eines Himmlischen Geistes / ihre Sachen fürbringen / und / wenn sie etwas gutes machen wollen / gleichsam in einem göttlichen furor / ohn welchen / wie Plato schreibet / niemand an die Poetische Thür der Musen anklopfen darff / entzucket sein müssen[29]." Nicht also „aus eigener Bewegung" schafft der Dichter — er dichtet nicht, es dichtet in ihm ein „Göttlicher trieb"; entzückt muß er sein von einem „furor", dem furor poeticus, wenn anders er ein Dichter ist!

Dieser furor aber, dieser Gottesrausch des Gestalters eignet nicht dem Talent, ist Wesensmerkmal des Genies. Mag die Vokabel selbst dem Sprachschatz der Barockpoetiker noch fehlen[30], das Ringen um eine brauchbare Terminologie den Sinn ihrer Worte oft verdunkeln: Die Bedeutung jener ursprünglich-lebendigen und „übermenschlichen" Kraft, die den „geborenen" Dichter „macht", blieb ihnen nicht verborgen. Sie nannten sie „göttlich" — und den Dichter einen „ Ποιητής ", einen „Schöpfer". Wenn es nicht einer eigenen Empfindung Ausdruck gegeben hätte, warum übernahm man dann das Ovidzitat:

„Est deus in nobis, agitante calescimus illo"? „ . . . Inhalt zu gestalten ... ist das / was ich Dichten und Dichtkunst nenne", so schrieb Harsdörffer, der Verfasser des Trichters, um 1645[31]!

Ob der rationalistischen Befangenheit des Zeitgeistes dieses „Gestalten" eines „Beschenkten" aus „Göttlicher Erleuchtung" und „sonderbarer Himmelsgnade" als Verstandes- oder Gefühlsvermögen, als rationale oder irrationale Funktion erschien, ist letzten Endes

27) Kindermann, Der Deutsche Poet, lb. I, cp. I, S. 1/2.
28) Buchner, Kurzer Wegweiser, cp. I, S. 12.
29) Titz, Zwey Bücher von der Kunst Hochdeutsche Verse und Lieder zu machen, lb. II, cp IV, § 1.
30) Vgl. jedoch Anm. 22.
31) Gesprechspiele, V. Theil. CC IV, S. 20.

Digitized by Google

nicht so wichtig. War man sich doch noch gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts nicht ganz darüber einig (Bölsche)! Aufschlußgebend für die kunsttheoretische Einstellung des 17. Jahrhunderts kann weniger die gattungsbegriffliche Zuordnung der Dichtung zu irgend einem „Vermögen" sein, als vielmehr die art-kennzeichnende Deutung ihrer Wesenseigenheit. Diese Wesenseigenheit aber findet zwar eine von Wortschatz und Sprachgebrauch eingeengte, ihrem Gedankengang nach jedoch vorwiegend metarational gerichtete und oft überraschend modern anmutende Ableitung und Erklärung. Die aufgeführten Beispiele, die sich aus jeder beliebigen Poetik ergänzen lassen, zeigen eine durchgängige Betonung der „natürlichen" [32] — also angeborenen — und nicht „durch Fleiß und Arbeit" [33] zu erwerbenden, sondern aus „höherer Eingebung herflüßenden" [34], „gestaltenden" [35] — also schöpferischen Veranlagung als conditio sine qua non wahrhaft künstlerischer Betätigung. Das ist ein bisher gänzlich ignoriertes, ja in Abrede gestelltes Moment barockaler Kunsttheorie. Es geht nicht an, dieses durch seine augenfällige und übereinstimmende Hervorhebung bedeutsame Merkmal einer für die kulturelle Struktur jener Zeit imponierenden Geisteshaltung als konventionelle Phraseologie, beeinflußt von antiken Schriftstellen, abzutun. Im Gegenteil! Vorurteilslose Forschung, die ihrem Objekt gerecht werden will, wird nicht umhin können, einem so beachtlichen Zeugnis keimender, wenn auch eben darum noch unklarer, ästhetischer Bewußtwerdung nachdrückliche Aufmerksamkeit zu widmen.

Aber! — wenn Dichtung nicht als lehr- und lernbare Kunst galt, was wollte dann die Dicht-Kunst-Lehre? Wenn der Dichter geboren, nicht gemacht wurde, wie erklärt sich die widersprechende Behauptung, daß „keiner so unreines Hirns ist / der nit durch Nachsinnen / auf vorher erlangte Anweisung / eine gebundene Rede / oder ein Reimgedicht zusammenzubringen solte lernen können" [36]? Bei näherer Überlegung ergibt sich die Lösung dieses scheinbaren Widerspruches von selbst. Einmal dürfte tatsächlich kaum jemand so schwerfällig sein, daß er sich nicht auf irgendeine Art und Weise zum Reimen sollte anlernen lassen — ohne deswegen freilich zum Dichter zu werden. Dann ist in Betracht zu ziehen — und hier entdeckt sich der Kernpunkt der Problematik — daß die Poetiken, viele schon im Titel [37], konsequent zwischen

32) Vgl. die in Anm. 13, 14, 21, 23 angezogenen Stellen!
33) Vgl. Anm. 25.
34) Vgl. Anm. 15, 20. (Harsdörffer)
35) Vgl. Anm. 31. (Harsdörffer)
36) Vgl. Anm. 12.
37) Wie etwa: Harsdörffer, Poetischer Trichter / die Teutsche Dicht- und Reimkunst .... Zesen, Hoch-deutscher Helikon / oder Grund-richtige Anleitung zur Hoch-deutschen Dicht- und Reim-kunst. Birken, Teutsche Redebind- und Dicht-Kunst .... Omeis, Gründliche Anleitung zur Teutschen accuraten Reim- und Dicht-Kunst .... Grüwel, Hochteutsche Kurze / deutliche und gründliche Vers- Reim- und Dicht Kunst.

Digitized by Google

Dicht- und Reimkunst unterscheiden[38]. Der Dichter zeichnete sich durch die Gabe der „poetischen Erfindung" vor dem „Versifikator"[39] aus, also durch die Fähigkeit, einen Stoff zum Gehalt zu formen, welche dem bloßen Reimer abging. „Darum kan einer wohl manchmahl Verse machen / er ist aber deßwegen nicht ein Poet oder Dichter[40]." Harsdörffer hat recht; mit einiger Anstrengung vermag jeder „ein Reimgedicht zusammenzubringen". Aber: „Wer nichts mehr tuht / als wörter in reimzeilen zusammenzwinget und dringet / der ist durchaus kein Dichtmeister / auch nicht einmahl / welches doch wenig genug / ein rechter Reimer / oder Reimenmacher / sondern nur ein Pritschmeister und Reimenschmid[41]." „Dann gleichwie nicht ein jeder / der redet und gehet / singen und springen kan / weil seine Stimme / und seine Füße darzu nicht schicklich / also kan auch nicht ein jeder ein Trauer- oder Freudenlied zu Papier setzen / daraus Feuer und Geist erhelle / dadurch er den Namen eines Poeten verdienen möchte[42]." Vereinzelt erhebt man sich sogar über das Charakteristikum rein metrischer Bindung und will den Dichter nicht mehr an dem herkömmlichen Attribut verskünstlerischer Ausdrucksform erkennen, sondern an dem poetischen Gehalt seiner Schöpfung; gleichgültig ob in rhythmischer Komposition oder Prosagestaltung: „Die bloß im Verßmachen sich geübet haben ... werden zwar auch / aber nur von dem gemeinen Pöbel / Poeten genennet /da ihnen doch der Titel in weit geringern gradu, als den sinnreichen Köpfen / zukommen kan. Vielmehr könten diejenigen Poeten genennet werden / welche zwar keine Verse machen / dennoch aber nicht ungeschickt sind in ungebundenen Reden solche Poetischen Erfindungen vorzustellen[43]." Aus dem zeitgegebenen Formalismus löst sich ein Streben nach Vertiefung und Verinnerlichung des Wertprinzips. „So folget dann hieraus / daß ein Sylben-Klecker und Reimträumer kein Poet sei / und daß dieser Name viel ein mehres hinter sich habe / als die Unwissenden ihnen traumen lassen[44]." Solche Temperamentsentladungen sprengen die Linienführung theoretischer Besinnung; ein Drang zum Wesenhaften durchbricht die Chrie der Formelsystematik.

Freilich — zur Überwindung meistersingerischer Gedicht-„knittelung" und „-klitterung" bedurfte es zuvörderst einer strengen

38) Vgl. Harsdörffer, Gesprechspiele, CC IV, S. 20 (V. Theil): „Dichten und Dichtkunst" ..... „ist aber von der Reim- und Verskunst gantz unterschieden".

39) Vgl. Titz, a. a. O. lb. II, cp. VIII, § 3; ferner hierzu: Karl Leo Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Leipzig, 1854. I. Theil, cp. 18, S. 323.

40) Rotth, Vollständige Deutsche Poesie ...., III. Theil, 2, cp. I, § 1, S. 41.

41) Zesen, Helikonische Hechel, erster Tag, S. 8/9.

42) Harsdörffer, Trichter, 2. Theil, Vorrede S. 1. Vgl. auch Opitz, a. a. O. cp. III, S. 12.

43) Rotth, a. a. O. III. Theil, 1, cp. 1, § 5/6, S. 7/8.

44) Birken, a. a. O., 2, cp. X, § 127, S. 167/68.

Digitized by Google

formalen Zucht, einer Überbetonung des konstruktiv Stilisierenden, bedurfte es der Erziehung zur Form[45]. Diese Aufgabe war es, welche die Poetik, die „Kunst-Lehre", sich stellte. Es klingt wahrlich so „ungereimt" nicht, wenn „zu einem Poeten zweierley erfordert wird / die Natur / ohn welche aller fleiß und alle bemühung nur vergeblich und umbsonst angewendet wird / und die Kunst / dadurch die Natur erwecket und geführet werden muß"[46]. Hier ist der Begriff „Kunst" — im Sinne von Kunstlehre, Kunsttheorie gebraucht — eindeutig definiert. Man verstand darunter keine ästhetische Spekulation, keine de- oder induktive Literaturphilosophie irgendwelcher Art; sondern eine ausschließlich für die Praxis gedachte und auf die Erzielung eines künstlerischen Ausdrucks optimismus, wie es dem Zeitempfinden entsprach, gerichtete Wegweiserin des natürlichen Ausdrucks willens, also etwa eine Formenlehre der Kunst: eine Kunstpädagogik. Der erzieherische und normengebende Charakter derselben resultierte einerseits aus dem Bestreben, das Formgefühl zu kultivieren, das im Lutherdeutschland fast ein Jahrhundert brachgelegen hatte und dessen Renaissance der des übrigen Europa um denselben Zeitraum nachhinkte; andererseits aus der Notwendigkeit, zwecks formaler Schulung dem zeitgenössischen Schaffen die Kenntnis der antiken Kompositionstechnik zu vermitteln und einzuprägen. Die vorbildlichen Gestaltungsmittel kamen niemandem angeflogen; die Nachahmung mußte sie theoretisch erfassen, studieren, kennen-„lernen". Insofern blieb auch für den geborenen Dichter Belehrung, Anleitung unerläßlich. Denn „ob nun wol etliche zu wolermeldter Kunst geboren / so ist doch die Kunst nicht mit ihnen geboren; sondern muß erlernet werden"[47]. Die Kunst, d. h. die kunstgemäße Ausbildung der natürlichen Veranlagung im Sinne des Klassizismus:

„Wer . . . nicht auff die Alten zielt /
Nicht ihre Schrifften kennt / der Griechen und Lateiner /
Als seine Finger selbst / und schaut / daß ihm kaum einer
Von ihnen außen bleibt / wer die gemeine Bahn
Nicht zuverlassen weiß / ist zwar ein guter Mann;
Doch nicht auch ein Poet[48]".

Angeborene Begabung war die erste Voraussetzung des Dichtertums, „maßen das Naturell mehr als alle Kunst ausrichten muß[49]"; Beherrschung der durch die Tradition sanktionierten und inventari-

45) „Es ist nicht zu leugnen, daß eine Zeitlang die Unterordnung unter feste Regeln und Gesetze für die deutsche Ungebundenheit gesund war; sie stärkte das künstlerische Gewissen" (Albert Köster: Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit. Heidelberg 1925. cp. I, S. 15.)

46) Titz, a. a. O. lb. II, cp, VIII, S. 8.

47) Harsdörffer, Trichter, 2. Theil, 7. Stund, § 2, S. 2.

48) Opitz an Zinkgref. Vgl. auch Weise, a. a. O., 2. Theil, cp. I. § 11, S. 11/12. Ferner: Tscherning, Kurzer Entwurf oder Abrieß Einer Deutschen Schatzkammer, „An den Leser". Morhof, Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie, 3. Theil, cp. XIII, S. 650f.

49) Breslauer Anleitung, cp. I, § 3, S. 2/3

Digitized by Google

sierten Kunstformen die zweite. Das eine mußte man besitzen, das andere konnte man sich aneignen, „lernen". Hierzu Gelegenheit zu bieten, die Natur zu „wecken" und zu „führen", beabsichtigten einzig die Poetiken; denn: „ein Weg wird leichter erlernet vermittels eines Wegweisers / als wann man ihn selber suchen muß" [50].

Als „drittes Stuck", „das zur ergreiffung der Dichtkunst / nächst der Natur-Fähigkeit und Kunst-Lehre nötig sey", empfehlen sie „die Übung" [51]; nämlich fleißige Lektüre bekannter Autoren, Übersetzungen und eigene poetische Versuche [52]. „Ohne solches Hülffmittel (gleich Übung) wird einer selten fortkommen / es sey denn / daß die Natur diesen mangel durch einen stadtlichen Kopf und wolzutreffendes urtheil des Verstandes ersetze [53]." Man forderte also von dem „vollkommenen Poeten" Begabung, Bildung, Schulung — nichts gar so Ungeheuerliches am Ende! „Dann ja wahrlich eine gute Natur / muntere Phantasie und ein feuriger enthusiasmus thuns nicht allein" [54] — auch wir haben schließlich Kunstakademien. Und manchem modernen „Dichter" wäre anzuraten, sich aus der „Kunstlehre" ein wenig mehr Rats zu holen, als es heute gemeinhin üblich zu sein scheint. Die „natürliche und Sinnreiche Fähigkeit" in Ehren; aber „die Kunst: die muß das Naturell erst recht poliren" [55]!

Freilich ist gar nicht genug zu betonen, daß die Forderung theoretischer Durchbildung stets und ständig erst an zweiter Stelle erhoben wird. Primäre Voraussetzung bleibt überall die Begabung: „Von sich selber muß man eine glückseelige Geburt / oder eine hierdurch eingepflanzte glückselige Natur haben / die uns durch einen muntern / feurigen und scharffsinnigen Geist zur Poesie treibe. Ohne solche wird man so schwerlich ein Poete werden / als ein Baumeister ohne Grund in / freye Lufft bauen kan [56]."

Nicht also Begabung „einzutröpfeln", nicht die lebendige Kraft der Natur durch totes Regelschema zu ersetzen, vermaßen sich die Poetiken; nicht das Dichten, die Dichter wollten sie lehren, sie führen aus der „gemeinen Bahn" der Unform zur Form. Eine Würdigung solchen Wollens aber hat nicht vom Wie, sondern vom Was desselben auszugehen; und das Ziel dieser Willensrichtung ist jedenfalls als ein löbliches anzuerkennen! Ausbildung und Anleitung der Künstlernatur durch die Kunstlehre hielt man für nötig — doch in dem klaren Bewußtsein, daß auch grundrichtigste Belehrung

50) Birken, a. a. O, 2, cp. X, § 130, S. 171.
51) Birken, a. a. O., 2, cp. X, § 132, S. 174; vgl. noch: Neumark, Poetische Tafeln; Eintritt zur Poeterey, cp. I, § 4, S. 4.
52) Vgl. u. a. Birken, a. a. O., 2, cp. X, § 131, S. 172/73 u. 2, cp. X, § 136, S.178. Omeis, a. a. O., 2, cp. I, S. 130. Männling, Europaeischer Helikon, 1, cp. IV. § 1—3, S. 27f. Neukirch, a. a. O., Vorbericht, § 20, S. 18.
53) Titz, a. a. O., lb. II, cp. VIII, § 2.
54) Omeis, a. a. O., 2, cp. I, S. 131/32.
55) Breslauer Anleitung, cp. I, § 3, S, 2/3.
56) Neumeister-Menantes, a. a. O. Vorrede, S. 41.

Digitized by Google

ohne die „gebuhrtsahrt“ [57] „umbsonst“ sei [58], „daß die Kunst nur einen gemeinen Reimer oder Reimdichter / die Natur aber / mit der Kunst zusammen / erst einen Dichtmeister mache. Wann aber dergleichen überträfliche Natur einem Menschen nicht eingepflanzet / und er sich gleichwohl mit aller macht bemühete / durch Kunst / das ist / durch vieles Lesen / und stähtige Übung / solchen nahmen zu erlangen / würde er es dan endlich nicht dahin bringen können? — — Ach! nein [59].“ „Wer keine Inclination bey sich spüret / der mag sich mit den Regeln biß auf den Tod martern lassen / er wird sich doch zu keinem Verse beqvemen [60].“ Der „sprichwörtlich berühmt gewordene“ [61] Trichter, der sich anheischig macht, „Die Teutsche Dicht- und Reimkunst / ohne Behuf der lateinischen Sprache / in 6 Stunden einzugießen“, bekennt: „Etlichen ermangelt es an natürlicher Fähigkeit zu der Poeterey / daß sie zwar die Wort kunstrichtig zu binden wissen / aber gezwungen / hart und mißlautend; ohne poetische Gedancken und sinnreiche Einfälle: daß man leichtlich sehen kan / es sey kein poetischer Geist in ihnen / und ihre Gedichte mit langer zeit zusammen-genöthiget [62].“ „Poetische Gedancken“ und „sinnreiche Einfälle“ als gestalterische Inspirationen „poetischen Geistes“: das Kriterium des Dichtertums. Kein mühsames Zusammen-„nöthigen“ und -„zwingen“, kein „Arbeiten“ ist Dichten, sondern ein Schöpfen aus innerer Fülle, ein Schaffen. Diese Axiomatik bildet trotz aller Verschalung den Wesenskern der poetischen Theorie. „Giebt demnach die Verskunst richtige Anweisung und Unterricht / wie jedes Poetisches Gedicht recht und wol zu ordnen / machet aber an sich keinen Poeten / eben wie die Baukunst an sich keinen Werckmeister machet / sondern jedes Gebäw gleich-richtig / wolfügend und feststandig anzurichten / anweisung thut [63].“

Soviel mag zum Beweise dessen genügen, daß die Poetik die Grenzen ihrer Zuständigkeit wohl erkannte, daß die „Dicht-Kunst-Lehre“ Dichtung nur insofern für eine lehr- und lernbare Kunst hielt, als auch der geborene Dichter didaktischer Unterweisung bedurfte, um seine natürliche Fähigkeit an dem Formenreichtum einer mustergültigen Vergangenheit zu orientieren. Es „ist unser Naturel in vielen Stücken wie ein kostbarer Stein / der noch nicht geschnitten und poliret ist. Wenn er aber dermaßen ausgearbeitet wird / so spielet er desto schöner [64].“

Andererseits sind jene Bestrebungen der Poetik, die darauf hinausliefen, die „Redebind-Kunst“ zu einer „nützlichen Ab-

57) Zesen, Helikonische Hechel, erster tag, S. 10.
58) Vgl. Anm. 46.
59) Zesen, Helikonische Hechel, erster tag, S. 10.
60) Weise, a. a. O., 2, Theil, cp. 1, § 20, S 19.
61) Jul. Tittmann, Die Nürnberger Dichterschule, Göttingen 1847, cp. I, S. 32.
62) 1. Theil, Vorrede, § 5, S. 3.
63) Sohottel, Teutsche Vers- oder Reim Kunst, lb. I, cp. I, § 2, S. 3
64) Neumeister-Menantes, a. a. O., Vorbereitung, § 17, S. 5.

Digitized by Google

müßigung“ [65] für „Nebenstunden“ zu machen, von einer in diesem Zusammenhang ebenfalls noch nicht genügend gewürdigten Kulturstimmung des damaligen gelehrten Deutschlands abhängig der Rationalismus subsumierte alles Seelische, Geistige und Geisthafte dem Oberbegriff „denkende Substanz“ [66], für deren Ausstrahlung jede Bewußtseinsregung galt. Künstlerisches Schaffen war somit mehr ein besonders geartetes — eben produktives, schöpferisches — Denken-Können als ein spontanes Gestalten-Müssen. Diese Auffassung rechtfertigte das Versemachen als den Versuch der Nachahmung dichterischen Formens im Sinne einer Geistesgymnastik, einer pädagogischerseits empfohlenen „Verstandesübung“. „Man lernet dadurch zierlich reden / eine Sache mit vielen Worten nachdrücklich vorbringen / wolsetzen / jede Meinung richtig auf die andere binden / und durch solche Verstandesübung kan man sich allerorten ... angenem und beliebt machen [67].“ Die Kunst des Reimens, die zu lernen tatsächlich kaum jemand „unreines Hirns“ genug ist, gehörte schlechterdings zum Bildungsinventar der Zeit und wurde auf den Akademien so offiziell geübt, wie sie an unseren „Höheren Lehranstalten“ inoffiziell im Schwange ist. Harsdörffer berichtet, daß „solche Kunst heutzutag bey vielen Fürstenhöfen / und auf etlichen hohen Schulen rümlich getrieben wird“ [68]. Nicht ohne Grund rekrutierten sich die Verfasser der Poetiken vielfach aus Schulrektoren und Professoribus Poeseos, und ihre Schriften selbst waren oft ausdrücklich für die „Jugend und Jünglingschaft“ [69] oder die diesbezüglichen „auditoriis“ [70] bestimmt. „Wer einen öffentlichen Schulmann, oder Privat-Informator abgeben will, kan die Poesie unmöglich entbehren, weil er andere darinnen zu unterweisen schuldig [71].“ Den angehenden Cavalieren sollte das Versifizieren bis zu dem Grade beigebracht werden, daß sie sich gelegentlich durch ein „kunstzierliches“ Carmen als galante Leute von Politesse auszu„weisen“ [72] vermochten — der „Lehr-begierige“ „in so weit“ geführt werden, „daß er ein ins gemein übliches Gedichte auszuarbeiten sich nicht ungeschickt befinden kan“ [73]. Soviel von der Reimkunst konnte wirklich jeder, der nicht gerade auf den Kopf gefallen war, „wonicht vollkömmlich / jedoch zur Noth / fassen und verstehen“ [74]. „Wir wollen uns daran begnügen lassen / daß wir einen Vers schreiben lernen / dessen wir uns vor niemand schämen dürffen [75].“

65) Harsdörffer, Trichter, 1. Theil, Vorrede, § 9, S. 4.
66) Descartes!
67) Harsdörffer, Trichter, 1. Theil, Vorrede, § 9, S. 4/5.
68) Harsdörffer, ebenda, S. 5.
69) Harsdörffer, Trichter, 1. Theil, Vorrede, § 2, S. 2.
70) Vgl. z. B. Die Titel der Poetiken bei: Tscherning, Rotth, Rothmann, Weise. Ludwig, Statius, Neukirch!
71) Erdm. Uhse, Wohl-informirter Poet, Vorrede.
72) Vgl. Weise, a. a. O., II. Theil, cp. I, §§ 14, 15, 18.
73) Rotth, a. a. O., III. Theil, 2, Vorrede S. 1.
74) Harsdörffer, Trichter, 1. Theil, Zuschrift, S. 2.
75) Neumeister-Menantes, a. a. O., Vorbereitung, § 29, S. 7.

Digitized by Google

Dieser Mode „gebildeter" Versakrobatik trägt der praktisch-schematisierende Zuschnitt der Theorie in erheblichem Maße Rechnung, weshalb auch die Behandlung landesüblicher Gelegenheitsgedichte wie Hochzeits-, Begräbnis-, Trauer- und Freudenlieder zu allen möglichen Vorkommnissen nächst der Erörterung metrischer und reimtechnischer „Fragen" (Reimlexika!) den größten Raum einnimmt. Ein gesunder Gedanke lag dieser Amateurzüchtung insofern zugrunde, als durch dilettantische „Abmüßigung" ein Keim der Kennerschaft und kritischen Urteilsfähigkeit großgezogen werden sollte. „Lernen wir Hebreische / Griechische und Lateinische Verse machen / warum wollen wir es in dem Teutschen nit auch so weit bringen / daß wir zum wenigsten von einem Gedicht urteilen können [76]."

„In dem Teutschen" — hier gelangt zugleich eine Zwecksetzung barockaler Wortkunstlehre zum Ausdruck, die dieser neben ihren besonderen stilreformatorischen (Dichtkunst) und allgemeineren pädagogischen (Reimkunst) Prinzipien eine eigentümliche sprachbildnerische Tendenz zugrundelegt. Die Poetik als „Sprachkunst" ging von der Überzeugung aus, daß zum vollkommenen Verständnis einer Sprache die genauere Kenntnis aller ihrer Ausdrucksmöglichkeiten gehöre, also auch ihrer „Poeterey". Weil daher „keiner sich einer Sprache mit Fug rühmen kan / wann er nicht in derselbigen die Verskunst studiret" [77], so wurde „zu der Teutschen Sprache Zierlichkeit erfordert die Versmachung" [78]. Es gibt Poetiken, die es als ihr Absehen bezeichnen, für „Anfänger eine kurtze Anleitung zur deutschen Poesie / und also folglicher Weise zur Ausübung deutscher Sprache" zu „entwerffen" [79]. Denn obwohl das erwachende Bewußtsein — mindestens die Erahnung — ästhetischer Eigenwertigkeit im 17. Jahrhundert gedankliche Umrisse gewann, so behauptete sich doch das rationalistische Moment des Horazischen „prodesse" namentlich in den „Teutschliebenden" Bestrebungen der Poetik als Oberbegriff zu „delectare" [80]. Nach dieser Richtung hin konnte die Ausübung der Verskunst von doppeltem Nutzen sein. Einmal beförderte der Zwang metrischer Bindung die stilistische und rhetorische Sprachgewandtheit; dann aber sollte dichterischer Wetteifer die Sprache selbst befruchten, ihre künstlerischen Möglichkeiten ausschöpfen, zu Höchstleisungen steigern, ihre Vortrefflichkeit und Vollkommenheit an den Tag bringen. So hofft Opitz, seine „geringschätzige arbeit" möchte „bei statlichen auffgeweckten gemutern, wo nicht mehr, doch so viel verfangen, das sie gleichsam als durch einen sporen hiermit auffgemuntert, unserer Muttersprache die Hand

76) Harsdörffer, Trichter, 1. Theil, Vorrede, § 9, S. 4.
77) Harsdörffer, Trichter, 1. Theil, Vorrede, § 8, S. 4.
78) Pudor, Der Teutschen Sprache Grundrichtigkeit und Zierlichkeit, cp. VI, S. 107.
79) Rotth z. B. a. a. O., Theil I, Vorrede, § 4.
80) Vgl. Harsdörffer, Gesprechspiele, Theil V, Nohtwendige Vorrede, § 1.

Digitized by Google

bietten, und ihrer Poesie den glantz, welchen sie lengest hette kriegen sollen, geben werden“ [81].

In der poetischen Theorie nämlich systematisierte sich der von erstarkendem Nationalgefühl getragene Wille des deutschen Barockzeitalters, durch logische Beweisführung und anregendes Beispiel darzutun, daß die eigene, nationale Sprache keineswegs die Modulationsfähigkeit entbehre, die internationalen Formen und Formeln der klassizistischen Poesie aus sich heraus nachzuschaffen — daß „in keiner Sprache kein Art Verse zu finden / welche wir in dem Teutschen nicht sollten nachkünsteln können“ [82]. Um zu zeigen, „wie nun unsere Teutsche hochgeehrte Mutter-Sprache / an Menge der Wort / an klugen und verständigen Sprüchen / an nachdrücklichen Gleichnissen keineswegs ermangelt“ [83], verfaßte, nach französischem Muster, Harsdörffer das „Schau-Spiel Teutscher Sprich-Wörter“ [83].

Die besondere Betonung der Gleichwertigkeit deutscher Sprache und Kunst gegenüber der anderer Völker erklärt sich aus dem Ruf künstlerischen Unvermögens, in den die „Hochteutsche Haubt- und Helden-Sprache“ seit der „Lutherischen (Kunst-) Pause“ [84] geraten war [85]. Das vorwiegend außerästhetische Interesse des 16. Jahrhunderts hatte die deutsche humanistische Bewegung in ein mehr abseitiges Dasein gedrängt, so daß unsere Nachbarnationen, die inzwischen ihre Antike zu „französieren, zu anglisieren, zu italienisieren“ [86] verstanden, bereits eine aufblühende eigensprachige Literatur besaßen, als die deutschen Renaissancebestrebungen einsetzten. Es galt also, die Ebenbürtigkeit der deutschen Sprache und damit des deutschen Geistes vor der europäischen Vetternschaft und in erster Linie auch vor der eigenen Fremdsüchtigkeit [87] zu behaupten. Diesem Ziele zu dienen, machten sich die Poetiken nicht zur letzten Aufgabe. Indem nun die Schilderhebung des „Deutschtümlichen“ zur Veranschaulichung der eigenen großen Tradition die Aufmerksamkeit auf Melchior Goldasts Publikationen hochmittelalterlicher Dichtung lenkte [88], wurde eine Erweiterung des literarischen Gesichtskreises angebahnt und durch solche historische

81) a. a. O., cp. VIII, S. 54f. — Er fügt aber gleich hinzu: „Welches aber alsdann vollkömlich geschehen kan, wenn zue dem was hiebevor in diesem buche erzehlet ist worden, die vornemlich ihren fleiß werden anlegen, welche von natur selber hierzu geartet sein ....“

82) Harsdörffer, Prob u. Lob, cp. IX, § 87, S. 96. Vgl. auch Opitz, a. a. O., cp. III, S. 16.

83) Vorrede dazu, § 7.

84) Wolfg. Stammler, Von der Mystik zum Barock, Stuttgart 1927, cp. IV.

85) Über die Nichtachtung alles Deutschen im Auslande vgl. auch Köster, Albert: Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit, Heidelberg 1925. cp. I, S. 5f.

86) Karl Scheffler, Geist der Gotik, Leipzig 1925, I, S. 20.

87) Schottel gebraucht den Ausdruck „Frömdgierigkeit“ (Teutsche Sprach Kunst, Zuschrift S. 4.)

88) Vgl. Sigm. v. Lempicki, Gesch. d. dt. Literaturwissenschaft bis zum Ende des 18. Jhs. Göttingen 1920, S. 125ff.

Digitized by Google

Selbstbesinnung zugleich das Sprachgefühl gestärkt und befruchtet. Mit einer Kräftigung desselben aber suchte die Theorie das künstlerische Vermögen der Muttersprache zu heben, zu steigern — und da „sich die verborgene Krafft und Quintessenz einer Sprache in einem Verse oder Carmine konzentrieret“ [89], sollte zur Meisterung dieser Sprache und zum Erweise ihrer „verborgenen Krafft und Quintessenz“, ihres echt poetischen Edelgehaltes, „die Kunst der Natur die Hand bieten“ [90]. Die Kunst, d. h. die Kunstlehre, die Poetik, deren sprachbildnerische Möglichkeiten solchergestalt angedeutet und deren Kompetenzen zugleich abgegrenzt wurden mit der herzerfrischenden Umschreibung, daß ihre „Regeln ... sich selbst nach der Art und Beschaffenheit der Sprache und Poesie richten müssen. Denn sonst möchte ein jedweder Phantaste sich etwas aussinnen / und es andern als Poetische Gesetze vorlegen wollen / die doch wehrt wären / daß sie auff des Pontii Pilati geheimde Sekretariat-Stube ins Archiv getragen würden“ [91].

Wohl die beste, die selbst gestellte Aufgabe der Barockpoetik klar erfassende und in ihrer doch stolzen Bescheidenheit kennzeichnende Normierung der Absichten jener Reim- und Verskunst gibt Schottel: „Nicht daß diese angedeutete Wissenschaft oder Anleitung / an sich einen Poeten machen / und demselben die Kunst eintröpflen künne; denn ein poetischer Geist ist von sich selbst von Sinnreichen anmuthigen Einfällen / voll Fewers / Steiget unnachfölgig / flügelt sich mit Göttlicher Vernunfft / übertrifft die Altags-Erfindungen / und übersteiget das / was nur erlernet wird; Sondern dieses wird nur allhie durch die Wissenschaft verstanden / wie ein munters geistreiches gemüth / das seinen Gedancken die süßen Musen zu begleiterinnen beyfügen kan / jeden seinen Sinn begriff und jede erfindungen in teutsche Worte nach Poetischer Kunst / Zier und Art einkleiden / und also die Teutsche Hauptsprache Kunstgründig und grundrichtiglich / nach aller beliebenden Mannigfaltigkeit / auff Poetische weise / anwenden / aufsuchen und gebrauchen künne [92].“

Den Weg zu „Deutscher Art und Kunst“ also wollten diese Lehrbücher der „Poesie als Wissenschaft“ bereiten — mögen sie auch das Heil deutscher Sprache und Dichtung in der Nachahmung einer fremden Formwelt erblicken und daher umso lehrhafter sein, je mehr sie erstrebten. „Man wird Teutsches Gold nirgendes anders / als aus Teutschen Bergen graben können [93].“

Und wenn in keinem andern, so entbehrt in diesem Sinne die poetische Theorie des 17. Jahrhunderts eines großartigen Impulses nicht!

89) Neumeister-Menantes, a. a. O., Vorbereitung, § 2, S. 1.
90) Neumeister-Menantes, ebenda, § XVII, S. 5.
91) Neumeister-Menantes, a. a. O., §§ 18, 19; S. 5.
92) Teutsche Vers- oder Reim Kunst, lb. I, cp. I, § 2, S. 2/3.
93) Schottel, Teutsche Sprach Kunst, 7. Lobrede, S. 235.

GREIFSWALD GEORG BRATES

Digitized by Google

HÖLDERLIN UND DIE KLASSISCH-ROMANTISCHE ANTITHESE.

Julius Petersen, dem Führer zu fruchtbarer Wirkungsgemeinschaft der Methoden und Ziele, zum 50. Geburtstage.

„Wo Widerspruch auf Widerspruch trifft, muß schließlich das Rechte ermittelt werden."
Petersen, Wesensbestimmung der deutschen Romantik.

Ein Thema, das sich mit dem Problem der klassisch-romantischen Antithetik beschäftigt, hat heute Aussicht, offenen Ohren zu begegnen. Nicht nur wird hier eine im Brennpunkt der modernen Literaturforschung stehende Frage wiederum gestellt — jene Antithetik ist ja auch längst eingedrungen in Bestand und Deutung unseres heutigen geistigen Lebens.

So ist die Prüfung der Gültigkeit dieser beiden antinomischen Grundbegriffe, in erster Linie eine der notwendigsten Voraussetzungen für das unvoreingenommene Verständnis jener Periode deutscher literarischer Hochblüte, auch bedeutungsvoll für eine möglichst ungetrübte Einsicht in die literarische und weltanschauliche Bewegung unserer Zeit. Doch bleibt dies vom engeren Standpunkte des vorliegenden Themas aus nur lockende Fernsicht. Wir werfen zunächst, ehe die Frage der polaren Gültigkeit der beiden Kategorien klassisch und romantisch von einem ihrer gefährlichsten Beziehungspunkte, von Hölderlin aus, aufgerollt wird, einen kurzen Blick auf die Geschichte dieses heute unzertrennlichen Paares.

Als der Begriff der Klassik in dem Schrifttum der Weimarer seine historische deutsche Verwirklichung fand, hatte er bereits eine längst und universal gültige, scharf gemeißelte Prägung. Die Übertragung auf die Weimarer kam der Verleihung eines ehrwürdigen Adelstitels gleich. Romantik und romantisch dagegen, nur sporadisch auftauchend, waren bis zum Augenblick ihrer Ausmünzung so verschwommen und vieldeutig, wie noch heute mancher einschlägige Begriff. Friedrich Schlegel ergriff sie und schuf ihnen ihre Gestalt; erschuf sie mit seiner berühmten Athenäumsproklamation für die Geistesgeschichte. Er faßt darunter ganz allgemein die moderne Dichtung im Gegensatz zur antiken; so trat der Begriff der Romantik zunächst mit keinem weiteren Rechte neben den andern als mit dem Ausweis, im Rahmen der Generation, die der Klassik folgte, entstanden und werthaltig geworden zu sein. Von einem Gegensatze oder auch nur einem Vergleich mit der Klassik ist so wenig die Rede, daß Goethe als der romantische Quellpunkt wie selbstverständlich in den neuen Begriffskreis aufgenommen wird. Das ändert sich aber mit zunehmendem Selbstbewußtsein der jungen

Digitized by Google

Generation, die nun das nur ihr Eigentümliche in den Vordergrund drängt: Herrschaft der Phantasie und Sehnsucht, Neigung zu Mittelalter und Christentum, all dies mindestens zunächst verbunden mit einer scharf zugespitzten, eben hierauf gerichteten intellektuellen Tätigkeit. An diesem Punkte wird aus dem „Ofterdingen" der Anti-Meister, aus dem „Statthalter der Poesie auf Erden" der Verfasser eines Candide gegen die Poesie. Das Gegnerschaftsverhältnis zwischen Klassik und Romantik ist erwacht; aber noch als rein persönliche, als Frage des eigensten Kämpfens und Erlebens. Goethes bekannte Antithese zwischen Krank und Gesund, der er später wieder ihren Stachel nimmt, ist zum größten Teil ebenfalls aus dieser subjektiven Stimmung zu verstehen; hiermit Grundbegriffe zu schaffen, lag ihm fern. Das war dem konstruktiven Intellekt Heines vorbehalten, der sich unter diesen Formen einen überzeitlichen Kampf zwischen Hellenen- und Nazarenertum abspielen sah. Damit waren die Begriffe Klassik und Romantik auf annähernd die gleiche Basis gehoben; es war Sache der nun folgenden antiromantischen Zeit, den prinzipiellen Gegensatz zwischen den beiden Erscheinungen ständig zu vergrößern. Bei diesem Laufe schien es, nachdem erst die beispiellos negative Wertung der Romantik als etwas Konjunkturbedingtes überwunden worden war, notwendig zu sein, daß eines Tages der vor kurzem noch zeitgebundene Begriff der Romantik die gleiche Würde erhielt wie der klassische; daß andererseits die Entfernung der beiden sich so vergrößerte, daß sie bei der Polarität, bei der kontradiktorischen Antithese, endigte. So ist es in der Tat geschehen; wir stehen heute vor der Behauptung, Romantik und Klassik seien die beiden ausschließlich möglichen Formen der Dichtung wie überhaupt der Weltanschauung, und haben dazu Stellung zu nehmen. Ist hier — auf dem Wege über die Kunstgeschichte — ein langverborgenes literarwissenschaftliches Gesetz gefunden, oder finden wir uns einer unbegründeten Einzwängung blutwarmen, vielverzweigten Lebensflusses gegenüber? Geht jeder Dichter durch eines dieser Tore ein?

Wenn wir diese Frage an dem seiner Zugehörigkeit nach umstrittensten Zeitgenossen der Weimarer und Jenaer, an Hölderlin prüfen, der über alle Stationen von der verworrensten Romantik bis zur extremsten Klassik geschleppt worden ist, so wollen wir uns über die Schwierigkeiten des Unternehmens nicht täuschen. Bezeichnet doch einer, der es wie wenige wissen muß, der Verfasser des Werkes „Geist der Goethezeit", als „die schwierigste Aufgabe jeder Kunstwissenschaft", eine vorliegende künstlerische Form auf ihre Intention und Problematik zurückzuführen. Wir haben es nun hier mit einer der kompliziertesten Naturen der deutschen Dichtungsgeschichte zu tun, deren dichterisches Werk, und erst recht deren theoretische Äußerungen, die wir vielfach heranziehen müssen, durch ihre Dunkelheit und Vielsagenheit berühmt sind. Aber eben darum ist hier ein entbrannter Streit zu schlichten, eben wegen dieser Besonderheit der Natur müssen wir — was in einer knappen Darstellung immer

Digitized by Google

nur in Abbreviaturen geschehen kann — gerade Hölderlin als geeignetsten Bewährungsfaktor für die Richtigkeit der klassisch-romantischen Antithese betrachten.

Zwei Ansichten über Hölderlins Zuordnung stehen sich heut als Ergebnis der früheren Anschauungen über ihn diametral gegenüber. Die Prager Schule wie der Hellingrath-Kreis erblicken in Hölderlin, aus verschiedenen Gründen heraus den „Feinsten und Zartsinnigsten unter den Klassikern". Neuerdings schließt sich diesen auch Pongs in seinem bedeutenden stilkritischen Buche „Das Bild in der Dichtung" an. Als Prototyp des Romantikers und Gegenspieler Goethes wiederum gilt er Strich, der in ihm jene angezeigte Bedeutungsentwicklung des Begriffes Romantik in die äußerste Konsequenz münden läßt. Welcher Weg führt aus diesem Zwiespalt? Es scheint, daß eine solche Gegensätzlichkeit der Meinungen nur darin begründet sein kann, daß — vorausgesetzt, man habe das Wesen von Klassik wie Romantik, jedes für sich, im Kern richtig erkannt — in Hölderlin eine Größe ersteht, die auffallende Merkmale mit beiden gemeinsam hat. Wie das zu denken ist, wie weit hier verwandtes Wesen spricht, wie weit eine neue äußere Erscheinungsform Trugschlüsse heraufführt, soll im Folgenden gezeigt werden.

Was das Wesentliche an der Haltung des Klassikers oder Romantikers sei, ist von diesen selbst oder ihnen Nahestehenden oft und vielseitig formuliert worden. Die knappste Kennzeichnung des ersten gibt Goethe, wenn er ihn immer wieder als einen Mikrokosmos, ein in tätiger Verbindung mit dem Makrokosmos stehendes Abbild desselben bezeichnet. In ein unübertrefflich klares, wenn auch drastisches Bild kleidet dieses Verhalten und Verhältnis Clemens Brentano in seiner launigen Philistersatire mit Bezug auf Goethe. Der nämlich stellt für ihn den klassischen Typus dar, der „auf allen Punkten seiner selbst gleich stark empfängt und gibt, und diesen denke ich mir als eine Kugel, nenne ihn den Gesunden, Natürlichen, den Gebildeten; will aber, um meine Meinung dem Bilde zu nähern, ihn jenen nennen, dessen Berührung mit der Außenwelt, dessen Haut ... in gleichem Maße einatmet und ausdünstet." Die in ihren Poren atmende, lebensvolle Kugel — es gibt keine bessere Umschreibung für den klassischen Künstler.

In etwas erweitertem Sinne fügt sich auch der sentimentalische Klassiker, fällt auch Schiller unter dieses Bild. Bewältigt er auch nicht mehr in unmittelbarem Austausch das Element der Welt um ihn, so nährt er sich von ihm doch und wirkt darauf, weil er, gleichsam als Hülle unter der Haut, ein Organ besitzt, das die ein- und ausatmenden Teile assimiliert; das eindringende Reale wird hier idealisiert, und die produzierte Idee wird dem Realen angepaßt. Ist der Weg zur Welt weiter, nicht mehr rein überführend-ästhetisch, sondern durch einen Transformator leitend unter Verwendung starker innerer Energien = ethisch, so ist er doch ungestört, und der Substanzenaustausch geht in organischem Rhythmus vor sich. So stellt sich nach den Anschauungen ihrer eigenen Vertreter wie eines

Digitized by Google

unbefangenen romantischen Zeitgenossen die Äußerung, die Verbindung des Menschen mit der Welt, in der deutschen Klassik dar.

Versucht man, von diesem Welterleben zu der seelischen Grundlage vorzudringen, so wird man — wieder von mannigfachen Selbstäußerungen unterstützt — sagen dürfen: Dieser Menschen- und Künstlertypus ist polar gebaut, d. h. die Spannungen der beiden Pole, gleichviel, ob größere oder geringere Widerstände überwindend, gleichen sich aus. Er ist organisiert, denn harmonische Polarität ist der Begriff der Organisation. Ich erinnere hier zur Erklärung und Veranschaulichung an die Mischung, die Goethes biologischen Aufbau bestimmt: Auf uraltem fränkischem Kulturboden erhöhen sich nord- und süddeutsches Wesen, aufstrebendes bäuerliches Handwerker- und sinkendes Hochbürgertum, eben Vater und Mutter, zu diesem Träger durchgebildetster und lebensglücklichster Organisation.

Und der Romantiker? Hier sind die eigenen und zeitgenössischen Erläuterungen überreich vorhanden. Nur sind sie so bunt und im einzelnen abweichend, daß man sich fragt, wessen Zeugnis als das gültige anzunehmen ist. Aus der geschichtlichen Umreißung des Begriffes Romantik ging schon hervor, daß die romantische Kritik sich allmählich eines Gegensatzes zu der in den Weimarern vertretenen Klassik bewußt wurde. Worauf beruht dieser Wandel? Änderte sich das Wesen der romantischen Bewegung und damit ihr Begriff von sich selbst, oder verkannte sie zunächst das Wesen der Klassik, wie es sie anfangs so unwiderstehlich in Goethe anzog? So gewiß man das erste nicht ganz leugnen kann, so sicher spielte jenes anfängliche Verkennen die Hauptrolle, sodaß man die Berufung der Romantiker auf den „Wilhelm Meister" gewiß nicht ohne weiteres — wie es doch geschehen ist — als Argument für die enge Verwandtschaft von Romantik und Klassik anführen darf. Man betrachte die in der Geburtsstunde der romantischen Bewegung entstandene Charakteristik des „Wilhelm Meister" von Friedrich Schlegel, und man hat einen genauen Einblick in die Täuschung, der sich die Vertreter des neuen Kultur- und Individualitätswillens hingaben. Man lese dazu noch des jungen Brentano „Fragment eines Briefs über Wilhelm Meisters Lehrjahre 1799", und man sieht von ahnungsloser Novizenhand die kunstvolle Drapierung des romantischen Hochmeisters weggerissen. Freilich ist die Romantik ohne die voraufgegangene Klassik undenkbar, aber die neue Blüte, die sich aus dieser erhebt, zeigt eine ganz andere Verteilung der Grundelemente. Finden in der Klassik die umgrenzende Verständigkeit der Aufklärung und der dumpfe Lebensdrang der Genieperiode ihre harmonische Einswerdung, am besten als Organisationsfähigkeit zu umschreiben, so tritt beides in den jugendlichen Geistern der Romantik wieder auseinander. Diese heben die seelische Domäne, als das eigentliche Gebiet der Individuation, die ihr jugendlicher Freiheitsdrang proklamiert, in den Mittelpunkt, aber sie sind insofern auch rechtmäßige Fortsetzer der Aufklärung und des entsprechenden Prinzips der Klassik, als sie den Boden jener Domäne — das gilt

Digitized by Google

besonders von der ersten romantischen Epoche — mit den scharfen Zähnen verständiger Durchdringung beackern. So können sie, wie ihr Prophet Hemsterhuis, als „Aufklärer der Seele" bezeichnet werden.

Wir sehen hier also eine andere Seelenlage vor uns als in der Klassik. Die harmonische Ineinsbildung ist auseinandergetreten, die seelischen Forderungen haben das Übergewicht. Das geistig-verständige Element wirkt nicht mehr immanent organisierend, sondern bohrt sich von außen in das chaotische Seelenmeer ein, nicht um es zu formen, sondern um es zu ergründen. In diesem unnaiven Gegeneinandertreiben der inneren Tätigkeiten, die Brüggemann in seiner Abhandlung über die „Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment" als „pathologische Phylogenese" bezeichnen kann, kündigt sich andererseits das Nahen eines wissenschaftlichen Zeitalters an, wie ja wiederum die romantische Theorie ihre schärfste Waffe der Fichteschen Philosophie entnommen hat. Indem nun von dem Romantiker die im Innern vorgefundenen Zustände des grenzenlosen Durcheinanderflutens in dem Glauben an ihre Totalität in die Außenwelt überspiegelt werden, ist letztens ihre universale Gültigkeit erreicht, und die romantische Anschauung von der Welt und ihr Programm fertig. Für den modernen, romantischen Poeten gipfeln diese in dem Postulat des 116. Athenäumsfragments, daß „die Willkühr des Dichters kein Gesetz über sich leide"[1]. Und man sehe, wie all das aus dem „Wilhelm Meister" abgeleitet wird, wie mit einem kühnen Saltomortale unter mancherlei Verkennungen subjektive Wahrheiten der Goethischen Organisation benutzt werden, um zur verallgemeinernden Proklamation des romantischen Lebensgefühls, des romantischen Individualitäts- und Freiheitsbegriffes — die bald darauf aufs schärfste den Organismus der Goethischen Form befehdeten — als der Grundlage moderner Poesie überhaupt zu gelangen. Die „typische Jugendgebärde" (wie Julius Petersen sie in seinem Buche „Zur Wesensbestimmung der Romantik" mit Recht bezeichnet) wird zur Menschheitshaltung überhaupt erhoben, und an diesen Zügen der Sehnsucht, des inneren Zwiespaltes, der Unbegrenztheit, des „ewigen Hungerleidens nach dem Unendlichen" trägt die Romantik bis zu ihrem Ende. Wie hebt sich Goethe, unübertrefflich charakterisierend, von ihnen ab: „Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sey, und in der Gestalt die Specification, damit jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sey und bleibe". (An Zelter; Ausg. Riemer, I, 340/41.)

Als das Wesentliche des Romantikers erscheint demnach sein unendlich sich Ausströmen, aber auch ins Unendliche sich Uebertragen wollen. Diese Vermischung der beiden Sphären Innen- und Außenwelt kommt besonders gut in einer lyrischen Betrachtung Brentanos aus dem „Godwi" zum Ausdruck: *„Die Liebe:*

1) Athenäum III, S. 180.

Digitized by Google

Reicht nach allen Seiten
Die ew'gen Arme hin,
Mein Dasein zu erweitern,
Bis ich unendlich bin.
So tausendfach gestaltet
Erblüh ich überall,
Und meine Tugend waltet
Auf Bergeshöh, im Tal" usw.

Der Gegensatz zur klassischen Haltung wird hier um so deutlicher, als Brentano offenbar ein Goethisches Thema in seiner Weise variiert, „Künstlers Abendlied", in dem aber nicht die Liebe als das bestimmende und zwar auflösende Element und die Natur als wieder aufnehmender Allschoß gepriesen wird, sondern eben diese als aktiver Lehrmeister einer saftvollen Formung im Mittelpunkt steht, die nicht das Dasein ins Unendliche erweiternd auflöst, sondern es in all seiner Enge mit Ewigkeitsgehalt erfüllt.

Um uns noch einmal dem eingangs erwähnten Brentanoschen Bilde zu nähern: Statt geregelter Ein- und Ausatmung bewährt der Romantiker ein dauerndes Potenzieren des eigenen Zustandes in die Außenwelt, verbunden vielfach mit überwältigter Hinnahme ihrer Eindrücke, so daß weder ein weise geregeltes Ausströmen noch eine eigentliche rationelle Einatmung des von der Umwelt Gebotenen stattfindet, ein periodischer Austausch, das Sinnbild organischer Konstellation und die Vorbedingung fruchtbarer Zeugung, also unterbunden wird.

Für die Anlage, aus der diese typische Haltung des Romantikers entspringt, ist wiederum Clemens Brentano das greifbarste Beispiel, er, der nicht nur stets bereit ist, sich an seine Umgebung zu verlieren, sondern auch immer wieder die besondere Eigenschaft seiner Phantasie versichert, alles, was ihr auffalle, sogleich der eigenen Natur einzugliedern. Das Wesen dieser Seele, deren polare Kräfte sich nicht ausgleichen können, sieht man in der gegensätzlichen Doppelheit seiner Abstammung gespiegelt; das Blut des italienischen Vaters und der deutschen Mutter, die Natur des robusten Kaufmanns und des zarten Künstlersprößlings gewinnen keine Beziehung, sondern lassen das Leben sich fortwährend unter Zerschlagung aller Form in den Extremen entäußern und erschöpfen.

Wenn man glauben darf, hiermit den Kern der beiden großen literarischen und weltanschaulichen Strömungen festgestellt zu haben, so erhebt sich nun die Frage: Läßt sich Hölderlin, der viel Umstrittene, nach Wesen und Äußerung einer von beiden einordnen? Gelänge dies, so wäre damit eine recht schwer wiegende Unterstützung der These gewonnen, die Klassik und Romantik als die beiden menschlich-poetischen Grundbegriffe, die einzigen, sich gegenseitig ausschließenden Möglichkeiten weltanschaulich-dichterischer Betätigung erfassen will. Einen nicht weniger folgenreichen Ertrag ergäbe offensichtliche Irrigkeit einer solchen Einfügung. Wiese uns

Digitized by Google

Hölderlin auf einen dritten Typus hin, so fiele jene Behauptung mitsamt ihren Folgerungen in sich zusammen.

Mannigfach ist schon von Zeitgenossen über das Wesen des interessanten, abgekehrten Jünglings geurteilt worden; oft genug hat er sich selber über seine Grundlage Rechenschaft gegeben; niemals aber so eindeutig wie im „Grund zum Empedokles". Hier hat ein aus Not feinfühlender und aus Adel wahrhaftiger Mensch ein Selbstporträt von seltener Richtigkeit der Züge geliefert. Freilich will es mit vorsichtigem Finger gelesen werden. Versuchen wir zu erkennen, wie hier unter dem Bilde des großen Weisen Hölderlins eigene Struktur umschrieben wird — ich werde dabei zur Erläuterung die Brentanoschen Termini mit einfließen lassen —: Das Schicksal, so sagt er, das Vollendung will, erstrebt innerhalb eines Kulturganzen die Vereinigung der beiden extremen Tendenzen Natur und Kunst, der passiven, einatmenden oder objektiven und der tätigen, ausatmenden oder subjektiven Funktion. Beides finden Empedokles alias Hölderlin in ihrer Zeit nur getrennt. Er selbst nun scheine beide Fähigkeiten in der Anlage so ausgeprägt zu enthalten, daß er auf den ersten Blick wie zum Dichter, zum harmonischen Künstler geboren erscheine. Aber in dieser unmittelbaren, gleichzeitigen Vereinigung der noch auseinanderstrebenden Tendenzen in einer Individualität liege gerade die Disharmonie mit dem Leben beschlossen.

Diese verhängnisvolle Anlage macht Hölderlin nun zu einem mythischen Erfordernis seiner Zeit. Sie nämlich brauche, um als solche zur Einheit zu kommen, eben jene individuelle Verschmelzung der Gegensätze als ihr Sühnopfer. Denn ein Opfer sei der, welcher, was nur eine ganze Periode gleichzeitig ausführen kann, nun als Individuum vollführt: gleichzeitig ein- und auszuatmen. Mit Hölderlinschen Worten: „Ein Mensch, in dem sich jene Gegensätze so innig vereinigen, daß sie zu Einem in ihm werden, daß sie ihre ursprüngliche, unterscheidende Form ablegen und umkehren", Empedokles also, „sollte ... ein Opfer seiner Zeit werden; die Probleme des Schicksals, in dem er erwuchs, sollten in ihm sich scheinbar lösen". Aber je mehr dies geschah, je mehr „sich seine Zeit ... in ihm individualisiert, je glänzender und wirksamer und sichtbarer in ihm das Rätsel aufgelöst erscheint, um so notwendiger wird sein Untergang".

Wir werden Hölderlins Meinung noch besser verstehen, wenn wir begreifen, inwiefern er sich ein Opfer seiner Zeit nennen kann. Hölderlin geht aus einer Umgebung hervor, die durchaus noch den Geist des rationalistischen Deismus zeigt. In dem Glauben an zweckmäßige Welteinrichtung zeigt der Deist als hervorstechendstes Merkmal eine in sich selbst ruhende gelassene Festigkeit, die der wohlgeordneten Welt gegenüber sich durchaus passiv verhält. Den Generationen seit dem Sturm und Drang aber zerfiel unter heftigerer Berührung mit der Welt der Glaube an deren präformierte Zweckmäßigkeit. Ihre Empfindung wurde geschmeidiger, sie begannen objektiv insbesondere die Erscheinungen der Natur aufzunehmen, sie entdeckten

Digitized by Google

den Gegensatz zwischen Ich und Umwelt und begehrten endlich, als Subjekte auf diese hin zu handeln. An welcher Stelle, in welcher Lage treffen wir Hölderlin? Er hat beide Tendenzen seiner Zeit, die alte und die neue, aufgenommen und hegt sie gleichzeitig in sich. Er hat, in die wundervollste und reinste deutsche Landschaft hineingeboren, deren Wesen in sich aufgesogen, das der Aufklärer mit beruhigter Gelassenheit außer sich ließ; aber er hat sie aufgenommen als ein Geist, der sich zur prästabilierten Harmonie bekannte, hat sie der in ihm wohnenden Gesetzlichkeit zutiefst eingeschmolzen und besitzt sie so in sich selbst — wodurch ihm der Zugang zu ihrem empirischen, anschauenden Verständnis, das der Stürmer und Dränger, Klassiker und Romantiker, jeder auf seine Weise suchte, verschlossen war. So war er die außerordentlichste Verkörperung seiner im Kampf der Gegensätze fiebernden Zeit, die Gestalt — wie er es selbst will — die die unverbrüchlich harmonische Auffassung des alten Deismus mit dem Gegenstand des Ringens der jungen Generationen, Welt und Natur, in sich winkelriedisch zusammenschloß und durch dieses das Individuum tötende Beispiel seiner Kulturepoche den Spiegel ihrer zu vollziehenden glücklichen Zukunft vorhielt. Mit der durch Hölderlins eigene Andeutung vermittelten Erkenntnis seiner Verwurzelung in dem friedfertigen Boden der schwäbischen Aufklärung sind wir der Beantwortung unserer Frage um ein bedeutendes Stück näher gerückt. Wir verstehen nicht nur den Sinn seiner Aussage, er ersticke an der gleichzeitigen Einschließung von Objekt und Subjekt, Ich und Welt in den Rahmen seiner Individualität, da der Gang seiner Atmung, seines Kräfteaustausches sich in seiner eigenen Persönlichkeit schließe und keine Brücke, sei sie organisch, sei sie die Aorgie der zerbrochenen Tore, in die Außenwelt führe; wir erkennen nicht nur, daß Hölderlins Grundbau danach weder mit dem klassischen des genau organisierten Verkehrs mit der Welt noch gar mit dem romantischen der unendlichen Oeffnung gegen diese übereinstimme, wir ahnen auch, an welche Stelle des Entwicklungsganges diese Gestalt von anscheinend idealer Rundung, diese Erscheinung höchster Kristallisation der ganzen Welt in ein Menscheninneres zu rücken sein wird.

Doch kontrollieren wir diese von Hölderlin so skizzierte Natur am zunächst Sichtbaren, an ihren Auswirkungen. Wie verhält sich Hölderlin praktisch zur Welt, zu Natur und Menschen, die für Goethe, für Schiller frohes und zur Unterwerfung lockendes Schaffensfeld waren, in deren Unendlichkeit die Romantiker eine Schale für ihren inneren Reichtum und gleichzeitig eine sprudelnde Quelle für ihren unersättlichen Durst fanden? Wir prüfen Goethes Urteil über den Verfasser des „Wanderer" und „An den Äther"[2]: „Der Dichter hat einen heiteren Blick über die Natur, mit der er doch nur durch Ueberlieferung bekannt zu sein scheint", und finden, daß es sich, richtig verstanden, in der Tat so verhält. Die Natur, die Welt

2) Briefw. zw. Schiller und Goethe, Inselausg. Bd. 1, S. 352 (Juni 1797)

Digitized by Google

ist im Innern Hölderlins bereits als Urbild oder als Urbilder gegeben, sein inneres Wissen überliefert sie ihm, wenn er spricht. So kann Fahrner[3] sagen: „Er konnte sie nicht auf solche Art" — nämlich wie Goethe durch sinnliches oder inneres Anschauen — „sehen, ergreifen und erklären — er konnte sie nur sagen. Das aber konnte er unmittelbar . . ." Dieses Verhältnis des von Anfang schon Besitzenden, dem die äußere Natur nur ein Abbild seines inneren Besitzes ist, kommt deutlich in der „Hymne an die Natur" zum Ausdruck:

„Da ich noch um deine Schleier spielte,
Noch an dir wie eine Blüte hing,
Noch dein Herz in jedem Laute fühlte"

und *„Reich, wie du, vor deinem Bilde stand"* —

in eben diesem Sinne sind Hölderlins Naturgottheiten und sein Verhältnis zu ihnen zu verstehen. Sie sind die Projektionen seiner Urbilder von der Welt in deren äußere Erfahrung. Nur durch diese Bezehung der Natur auf deren transzendente Idee in seinem Inneren ist ihm — weit entfernt von deren Beanspruchung für subjektive Bedürfnisse, wie wir es bei den Romantikern finden — das verstehende Erfassen der Natur überhaupt gegeben. Diese Gottheiten sind ihm notwendig ebenso wahr wie seine Erfahrung vom eigenen Innern. Denn daher stammen sie, diese eben sind sie mit dem Blick auf die Welt. Die äußere Welt und Natur, die ihn gebildet, die er so unbewußt ganz in sich aufgesogen hatte, sind dem seiner Ideenfülle nunmehr Bewußten in ihrer unmittelbaren Erscheinung unzugänglich geworden. Wir wissen, daß er, die kindliche Uebereinstimmung zwischen Ich und Welt meinend, sich mit Selbsttäuschung nach der Heimatnatur sehnte, ohne Erfüllung zu finden, ohne sie, mitten darin stehend, assimilieren zu können. Dagegen konnte er den Entwurf der innerlich gegebenen Natur, von der er höher zu streben hatte, die Ur- und Ideallandschaft, erstaunlich produzieren, ohne daß hier, etwa im „Archipelagus", wie Fahrner richtig anmerkt, sich ein mit leiblichem oder erinnerndem geistigen Auge zusammengebautes Bild fände, wie es Goethe und Schiller in ihrem Briefwechsel fordern. Ja, schließlich wird selbst in der Hymne „Germanien" die bekannte Landschaft diesseits der Alpen nicht in ihrer augenmäßigen Erscheinung gezeichnet, sondern wird vom geistigen Blick neu geformt. So hat der in und durch Natur Erwachsene tatsächlich, wie der Städter Goethe sagt, einen Blick über die Natur — eine Gesamtvision — ohne einen Blick in die Natur, nämlich die Möglichkeit ihrer Beobachtung, zu besitzen.

Nicht minder eindeutig steht es mit seiner „Menschenfrömmigkeit". Nach anfänglichem Sich-eins-Glauben mit allem, was lebt — geht es doch auch Empedokles so — erkennt er bald, wie sehr der Mensch aus dem Urbild des Lebendigen, wie er es hatte, heraus-

3) In der von sehr anregenden Bemerkungen durchzogenen Schrift „Hölderlins Begegnung mit Goethe und Schiller", 1925; S. 32.

Digitized by Google

fällt. Er zieht sich zurück und wird einsam. In ihm selbst ist ja das Verhältnis Mensch-Welt so eindeutig geschlossen, daß ihm jede Abweichung entweder als Willkür oder jedenfalls als ihm unerfaßbar erscheint. So ist dem Gemeinen, dem kehrseitigen Ergebnis der menschlichen Freiheit, seiner, der Hölderlinischen Natur nach, kein Platz im Weltbild offen, wie ihm andererseits das Prinzip der Entwicklung bei den Klassikern, das wahrhaft organische Prinzip, fremd bleiben muß. Er ist fertig und geschlossen. „Die Gottheiten Hölderlins . . wohnen im Sein", sagt Fahrner.

Fragen wir nun — da ein Streben in das Außersich jeder lebenden Natur notwendig ist — welche Form Hölderlins Abzielen auf die Außenwelt gewinnt. Das Ziel ist immer ein Deutbild, eine Gleichung der inneren Gestalt, aus der der Mensch sich nie befreit. Strebt der Klassiker aus dem Gefühl geprägter, doch lebendig sich entwickelnder Form einem ebensolchen, noch in strengster Umgrenzung das ewige Leben verratenden makrokosmischen Ideale zu, will der Romantiker das äußere Weben als Eigentum, Gleichnis, ja Erzeugnis der grenzenlos fließenden Innerlichkeit erwerben, so zielt Hölderlin, wie es seiner Wesensanlage entspricht, auf eine abgeschlossene, entwicklungslose, die Gegensätze in sich vereinigende strenge Form. Sein Ziel kann demnach nicht ins ungeformte Unendliche hinausgeschoben erscheinen, denn es erfordert im Gegenteil ein abgeschlossenes Gebilde; es kann sich auch nicht in der fließenden Realität finden, denn es entwickelt sich nicht. Es ist im grundsätzlichen, transzendentalen Sinne die Idee des All, das also. was dem Kosmos als Form und Inhalt zugrunde liegt (nicht der Kosmos, die sinnliche Welt, selbst). Diese Anschauung geht auf dasselbe, was die Emanationssysteme, vor allem Plotin und die Gnosis, an die Spitze ihrer kosmischen Pyramide gestellt haben, das Ureine der Gottheit[4]. Betrachten wir die diesseitige Gleichung dieser transzendentalen Schau, also das unmittelbare Ziel Hölderlins, so sehen wir es in seinem Leben eine doppelte Erscheinung gewinnen: Es ist, leidend erschaut, in der ersten Epoche des Dichters das ideal geschlossene, vollendete Griechenland der Vergangenheit — geschlossen und vollendet, da es für ihn die Gegensätze, Natur und Kunst, einschließt — handelnd erfaßt, in der zweiten Epoche das kommende Reich Germaniens. Strenge Formen also, die doch jenseits der umgebenden Wirklichkeit stehen sollen und müssen. Das Reich der idealen Wirklichkeit, das so gewiß besteht, als Hölderlins Wesen dieser Projektion entsprach und ihrer als Lebensstoff bedurfte. Ich muß mir hier weitere Ausführung dieser grundsätzlichen Fest-

4) Auch wenn er Grunderscheinungen der Natur und Menschheit — wie z. B. Dichter, Heroen, Halbgötter — als stufenweise Vermittelung zwischen den beiden extremen Ordnungen, der diesseitigsten, eigenen und der jenseitigsten, göttlichen mit natürlicher Gläubigkeit erfaßt, kommt er einem neuplatonischen Fundamentalsatz nahe; doch — anders als Goethe — vermag er dieses Stufenprinzip für das eigene Leben nicht fruchtbar zu machen; er verharrt fest an einer, seiner Stelle des so vorgestellten kosmischen Systems.

Digitized by Google

stellungen versagen. Wer diesen folgt, muß es als erwiesen annehmen, daß auch das Ziel Hölderlins — analog seiner Anlage — von klassischer Organik und romantischer Verinnerung alles Bestehenden buchstäblich gleich weit entfernt war.

Prüfen wir nun einige Einzelheiten, deren Beobachtung dazu geführt hat, den Dichter im Besonderen den Romantikern zuzuteilen. Warum leidet Hölderlin so übermenschlich? Warum muß er sich sehnen wie die Romantiker? Er hat im „Grund zum Empedokles" schon die Antwort gegeben: Es ist einem Individuum nicht gestattet, zu gleicher Zeit aus- und einzuatmen, Welt und Ich in sich zu bergen, weil auf diese Weise „das Allgemeine im Individuum sich verlöre und . . das Leben einer Welt in einer Einzelheit abstürbe". Die Einigung mit der Welt darf vielmehr nur in einer Weise vor sich gehen, die dieser ihre Realität, nämlich ihr Draußensein, sichert. Die dieser Forderung entsprechende Natur hat er in Empedokles' Gegenspieler, dem Priester, verkörpert, der, wiewohl überschärft, die vollendete Hölderlinsche Umschreibung des klassischen Charakters darstellt. Hölderlin sagt von diesem: „Zum Helden geboren, ist er nicht sowohl geneigt, die Extreme zu vereinigen als sie zu bändigen und ihre Wechselwirkung an ein Bleibendes und Festes zu knüpfen, das zwischen sie gestellt ist, und jedes in seiner Grenze hält, indem es jedes sich zu eigen macht." Diesem Festen, das zwischen sie gestellt ist, entspräche in unserem alten Gleichnisse aufs Haar genau die Haut, das Atmungsorgan mit seiner ausgleichenden Funktion. Die Einigung findet hier also dadurch statt, „daß ein Übermaß von Objektivität und Außersichsein und Realität ... die Stelle des Tätigen und Bildenden vertreten muß, da hingegen das Subjektive mehr die passive Gestalt des Duldens, des Ausdauerns, der Festigkeit, der Sicherheit gewinnt". Einfacher: Das Individuum muß sich mit objektiver Realität füllen, das Reale dagegen auf seine idealen Geheimnisse hin erfaßt werden; so werden beide verwandt, so entsteht — Goethe. Goethe, der an Schiller schrieb[5]: „Ich bin nämlich als ein beschauender Mensch ein Stockrealiste, sodaß ich von allen den Dingen, die sich mir darstellen, nichts davon und dazu zu wünschen imstande bin ... Dagegen bin ich bei jeder Art von Tätigkeit, ich darf beinah sagen, vollkommen idealistisch: ich frage nach den Gegenständen gar nicht, sondern fordere, daß sich alles nach meinen Vorstellungen bequemen soll." Es ist hiernach durchaus unrichtig gesehen, eine völlige Umkehrung der Hölderlinschen Meinung, wenn Strich[6] den Empedokles einen „klassischen Menschen im Sinne Goethes" nennt, der eben darum untergehen mußte. Diese zu selige Geschlossenheit der eigenen wie der empedokleischen Gestalt, die Hölderlin als Hybris der Anlage anerkennt, wird vielmehr klar in Gegensatz gestellt zu jenem organischen, in Wahrheit klassischen Menschen, der die Gegensätze

5) a. a. O. Bd. 2, S. 81; v. 27. April 1798 (Konzept).
6) Deutsche Klassik und Romantik, 2. A. S. 360.

Digitized by Google

nicht in sich umfaßt, sondern sie bändigt. Dieser dem Menschen zum Leben notwendige Weg in die Welt, auf die hin zu handeln ist, bleibt Hölderlin verschlossen; so, indem er immer in sich hinein handelt, und sich, da er die Gesetze des Individuums überschritten hat, nach Welt sehnend, geht er unter.

Aber es wird hier klar, daß die Sehnsucht Hölderlins anderer Herkunft, anderer Bedeutung und auch anderer Wertstärke ist als die der Romantik. Beim Romantiker ist sie unaufhebbar, weil das Ziel, an das sie anknüpft, in seinem Wesen ja gerade die Forderung der Unerreichbarkeit einschließt. Denn erreichen läßt sich nur ein Begrenztes, in dem die romantische Tendenz zur Progression sich aufhöbe. Bei Hölderlin liegt die Sehnsucht nur in der Schwierigkeit des Weges zum Ziel begründet, insofern der gewöhnliche, rationale, nicht gangbar ist, während das Ziel selbst, seiner ganz geschlossenen Form nach, Erfassung gestattet. Und diese These gewinnt sogleich Leben und Wirklichkeit: In dem Augenblicke, da Hölderlin seine im menschlichen Sinne unheilbare Anlage bejaht, da er, sich als „Opfer der Zeit" erkennend, auf Erlösung durch die Welt verzichtet, nur aus sich zehrend, seinen Seherberuf ganz ergreift und, Griechenland im Rücken, sein Inneres auf mystische Weise mit dem Ziel, dem kommenden Reich, vereinigt, in diesem Augenblicke fühlt er sich, prinzipiell gemeint, völlig von seiner Sehnsucht gelöst.

Wir erkennen hier auch, daß das Schwanken, von dem Hölderlin häufig spricht, „ewig Ebb' und Flut", einen ganz anderen Sinn hat als das Hin- und Hergeworfenwerden bei den Romantikern. Es ist nicht, wie bei diesen, die typische Bewegung ihrer Anlage, der Ausdruck ihrer überspannten Polarität, sondern, noch auf höchster Warte, das allgemein menschliche Schwanken zwischen tragischer Pflicht und untragischem Sich-erretten-Wollen, zwischen Innerlichkeit und Weltlichkeit. Als Hölderlin im Jahre 1801, drei Jahre vor dem endgültigen Ausbruch des Wahnsinns, aus Hauptwyl heimkehrt, hat er dieses im ganzen überwunden. Das volle Bekennen zu seiner tragischen Anlage, das Fruchtbarmachen und Überwinden durch Opfer, das ist eben das Heldische, das einige von seinen Darstellern veranlaßte, ihn neben die Klassiker zu ordnen. Aber es ist in Wahrheit noch etwas anderes, es ist heldischer als das Heldentum des Klassikers, von dem Hölderlin selbst — im Bezug auf den Priester Hermokrates — im „Grund zum Empedokles" spricht. Denn der Klassiker ist infolge seiner weltgünstigen Anlage eine im Ausgang untragische Gestalt. Durch Beschränkung durch das gewiß auch opfervolle Bekenntnis zu seiner Anlage kommt er zum Ziel, während keinerlei menschliches Einrichten Hölderlin, so sehr er sich selbst immer wieder darüber zu täuschen suchte, zur Erfüllung helfen kann; nur die Aufopferung als Mensch reißt ihn mit den dabei freiwerdenden Energien hinüber. So ist es zu verstehen, daß Hölderlin einem Teil unserer Jugend, der sich nach wahrhaft Heldischem sehnt, so überraschend und — aus dem Gefühl unserer

Digitized by Google

nationalen und kulturellen Krise — so richtig erahnt, zum Führer werden konnte.

Welche Kunstform wächst nun Hölderlin um solchen Leib? Wir werden hier noch des näheren auf den tragischen Ausweg, den er sich wählt, zu sprechen kommen. Verschiedentlich ist die Musikalität als auszeichnendes Merkmal der Sprache Hölderlins hervorgehoben worden, womit man auch von dieser Seite seine Einreihung unter die romantischen Dichter vollzogen glaubte. Der Begriff der Musikalität ist aber doppeldeutig. Er umschließt die Elemente Klang und Rhythmus, die, als Formen, in der Sprachkunst — und nicht nur hier — Gegensatzcharakter annehmen können. Klang in jeder Gestalt zeichnet den Romantiker aus, Rhythmus dagegen Hölderlin. Es muß nach meiner Ansicht der ferneren Behauptung Strichs, der freie Rhythmus sei der eigentliche Rhythmus der Romantik[7], deutlich widersprochen werden. Strich verschiebt den Begriff des freien Rhythmus zu dem des gesetzlosen, wobei er etwa auf die Streckverse Jean Pauls hinweist. Wir müssen verlangen, daß dieser Terminus seinen geprägten Wert behält, nämlich den einer Sprachbewegung nach typischer, also sich im Ausdruck wiederholender, innerer Gesetzlichkeit. Was sich bei Tieck freie Rhythmen nennen läßt, ist nicht ein Rhythmus der inneren — das heißt freien — Gesetzlichkeit, sondern teils auflösende Unform, teils verschieden gehäufte Aneinanderreihung gleicher Taktformen, beide aus der inneren „Unförmigkeit" geboren[8]. Mir scheint vielmehr — und seltsamerweise könnte ich mich hier fast auf Strich berufen — die kennzeichnend romantische Form, der seelischen Haltung ihres Nutzers ganz entsprechend, die erborgte, besonders romanische zu sein, in die das verschwimmende Gefühl sich stützt, und die der romantische Spieltrieb im übrigen, wenn er sie nicht verwickelt genug vorfindet, oft noch zu größerer Buntheit und Verwirrung in Klang und Architektur weitet. Brentano hat, zum Teil auf den Spuren der Minnesänger, hierin wohl das Erstaunlichste geleistet.

Hölderlins Musikalität besteht demgegenüber in erster Linie im wirklich frei aus sich selbst schwingenden Rhythmus der inneren Notwendigkeit. Man vergleiche in Bettine von Arnims „Günderode", was sie als Sinclairsche Aufzeichnungen Hölderlinscher Aussprüche notiert, und die Unmittelbarkeit des strengsten inneren Gesetzes, dem

7) a. a. O. S. 251.

8) Die Bewegung in den Hardenbergischen „Hymnen an die Nacht" dagegen ist im allgemeinen gar nicht bis zu einem sichtbaren Rhythmus — im Sinne der sich wiederholenden Geformtheit — durchgedrungen; hier mag man die musikalische Einheit in einer unterliegenden Melodie sehen und im übrigen die Form, will man ihr einen Namen geben, rhythmische Prosa nennen. Man vergleiche Hardenbergische mit Klopstocks oder mit Goethes freien Rhythmen, man vergleiche sie gar mit den Hölderlinschen, und man muß hören, daß sie mit diesen garnichts zu tun haben.

Digitized by Google

Hölderlins Sprache unterworfen war, wird deutlich[9]: „solange der Dichter noch den Versakzent suche und nicht vom Rhythmus fortgerissen werde", lesen wir dort, „so lange habe seine Poesie noch keine Wahrheit, denn Poesie sei nicht das alberne, sinnlose Reimen, an dem kein tiefer Geist Gefallen haben könne, sondern das sei Poesie: daß eben der Geist nur sich rhythmisch ausdrücken könne, daß nur im Rhythmus seine Sprache liege ..." Poetischer Geist, Sprache und Rhythmus fallen für Hölderlin zusammen; Sprache ist das Leben des Geistes, der Rhythmus aber die Seele dieses Lebens. Wie anders als bei der Romantik deutet sich in den folgenden Worten die anscheinende Proklamation der Gesetzlosigkeit[10]: „Wer erzogen werde zur Poesie im göttlichen Sinn, der müsse den Geist des Höchsten als gesetzlos anerkennen über sich und müsse das Gesetz ihm preisgeben." Denn „so müsse er sich kein Gesetz bauen, denn die Poesie werde sich nimmer einzwängen lassen ... Gesetz sei in der Poesie Ideengestalt, der Geist müsse sich in dieser bewegen und nicht ihr in den Weg treten ..." Ein solches Zusammenfallen von Idee und Rhythmus als deren unmittelbarer Gestalt kann aber, wie er weiter ausführt, nur Einem gegeben sein: dem sich zerbrechenden, dem Göttlichen als Opfer sich gänzlich überlassenden Seher. So „mordet" sich Hölderlin nach eigenen Worten vor unsern Augen, um die Ideengestalt, den Rhythmus, aus dem Opferfeuer hervorströmen zu lassen. Er faßt, wie es in der Hymne „Wie wenn am Feiertage ..." heißt, tatsächlich „Des Vaters Strahl ... mit eigner Hand", um „dem Volk ins Lied gehüllt die himmlische Gabe zu reichen". Das ist sein Begriff des Dionysischen, der, wie man nochmals an diesem Bilde sieht, ein höchstes Formprinzip einschließt.

Wie steht es denn überhaupt bei ihm mit dem Verhältnis des Junonisch-Apollinischen zum Dionysischen? Schließen sie einander aus? Gar nicht. Hölderlin enthält in sich diese beiden Lebensformen genau so gut, wie sie Goethe, wie sie jeder Mensch von einiger harmonischen Kultur enthält. Wenn wir sehen, daß sie im Grunde gleichbedeutend sind mit jenen anderen Gegensatzpaaren seiner Bildlichkeit, mit Jupiter-Saturn, mit Kunst-Natur, so wissen wir, daß ein gleichzeitiges Bekenntnis zu beiden — wir kennen es als Ziel von Hölderlins Kulturgemeinschaft — dem Individuum unmöglich ist. Der Genius ist hier — und nun wird die heroische Tragik der Hölderlinschen Alternative ganz faßbar — vor die Wahl ge-

9) W. Oehlke (Bettina von Arnims Briefromane, 1905. S. 225 ff.) verneint die Echtheit dieser Aufzeichnungen, indem er augenfällige Uebereinstimmungen mit H.s Sophoklesvorreden und deren Benutzung in der fraglichen Zeit durch Bettine nachweist. Diese Uebereinstimmungen gelten aber — mit einer unwesentlichen Ausnahme — nur für den 2. Teil dieser Aufzeichnungen, der offensichtlich anderen Charakter hat als unser erster. Für diesen (der im übrigen mit den Äußerungen H.s z. B. im „Grund zum Empedokles" und den späten Hymnen gut zusammenstimmt) ist verhältnismäßige Echtheit durchaus wahrscheinlich.

10) Vorausgesetzt, daß gerade dieser 1. Absatz authentisch ist.

Digitized by Google

stellt, die er nach der Form seiner Natur zu treffen hat. Bei Goethe ist das Apollinische lebendig, natürlich genug, um relative Ganzheit und Harmonie zu verbürgen; er darf im Entsagen glücklich sein. So läßt Goethe das Dionysische seiner Jugend zurücktreten. Hölderlins Apollinisches aber wirkte in seiner strengen Starrheit nicht mehr nach außen verbindend, sondern nach innen hinein, hermetisch seine Form abschließend. Ihm konnte tätige Befreiung, wenn auch tötliche Befreiung, nur unter Aufopferung des Apollinisch-Junonischen, der Grundform des Abendländers und also auch der eigenen, kommen: Durch Zerbrechung seiner Form, des gesetzten Maßes. So erkennt er im Laufe der Besinnung nicht jenes eigentlich Nationelle, wie er es nennt, das Apollinische, sondern die lockende, lösende, aber auch innersten Gesetzen gehorchende Gegenkraft als seine berufene Lebensfunktion. Diese entdeckt er nun, ganz natürlich, als das Apollinische ergänzend, neu in seinem Gegenbild, dem idealen Griechentum. Je mehr er jetzt in dionysischer Hingabe fortschreitet, je stärker er in dieser Haltung aus eigener Not das auch die andern erlösende, stellvertretende Opfer erfaßt, um so mehr nähert sich sein Dionysostum seiner letzten Vollendung, der Christusgleichung. Diese wird schon Erkenntnis in der Umarbeitung des „Empedokles"; ihre höchste Ausprägung erhält sie für uns im „Einzigen" und seinen Varianten: Christus ist das Ende, die Liebe, der Bettler. Dieser höchste eigne Entschluß zum opfernden Mittlertum ist die Bedeutung des Auftauchens Christi in Hölderlins Mythologie; jenes spätere Wort aus der Wahnsinnszeit „Ich bin nun auch orthodox geworden" bildet nicht etwa eine Fortsetzung, wie manche meinten, sondern eine völlige Umknickung dieser Linie. Es zeigt nichts als den Tod seiner eigentümlichen Entwicklung an. Überblickt man diesen Verlauf, überzeugt man sich von der innersten Gesetzlichkeit des Hölderlinschen Dionysostums, das nur unter ausdrücklicher Anerkennung seiner eigenen apollinischen Nationalität zum Durchbruch kommt, so wird man die gefährliche Vermischung von Grund aus verschiedener Haltungen, wie sie in dem Strichschen Terminus der „dionysischen Romantik" sich kundtut, ablehnen müssen. Eher noch könnte man sich mit kürzlich von Pongs gebrauchten Gegenbegriff der dionysischen Klassik abfinden. Mit der romantischen grundsätzlichen Vernichtung jeden Gesetzes hat Hölderlins dionysisches Bekenntnis nichts gemein. (Ganz davon zu schweigen, daß mit jenem Begriffe auch noch eine ganz andersartige Gestalt wie die Kleists eingefangen werden soll.)

Man hat in diesem Zusammenhang im Gegensatz zu dem geschlossenen Stile der Klassiker von dem offenen romantischen Hölderlins gesprochen. Auch dem ist nicht zuzustimmen. Man könnte sogar versucht sein, wenn man auf Ausgangs- und Endpunkt der Hölderlinschen Stilgebilde und ihre Deckung miteinander sieht, diesen Stil geschlossener noch als den klassischen zu nennen. Der Klassiker nämlich wirft, bildlich gesprochen, eine Linie, eine Schnur aus, die nach innewohnendem Gesetz entwicklungsmäßig ihren Be-

Digitized by Google

stimmungsort erreicht, während Hölderlin bereits den fertig geschlossenen Kreis, das Abbild seiner Gestalt, schleudert. Dieser bekommt zwar unter der gotthingegebenen Wucht des Wurfes in der Bewegung die Erscheinung einer gelösten Spirale, die aber, zur Ruhe gekommen, am Ziel wieder, zumeist auf höherer Stufe, den von der anfänglichen Gesetzmäßigkeit gebildeten Kreis darstellt. Ganz ähnlich faßt Pongs (a. a. O. S. 160) diese stilistische Bewegung Hölderlins, wenn er feststellt, daß dessen Gleichnisbilder sich zwar erst im Entfalten in ihren Sinn hinein befestigen, daß aber die Entfaltung unter apriorischer Gewißheit einer Offenbarung im Gleichnis vor sich gehe, sodaß, wie er sagt, „immer . . . im noch so seltsamen Überspringen der Sphären" erhalten bleibt „Gestalt als tiefe Einheit des Bildes" [11]. Ich bedaure, das hier nicht beispielhaft machen zu können. In jeder seiner späten Hymnen ist dieses Vorwärtseilen in statischen Gruppen zu finden. Freilich kann es den Menschen und auch den Künstler Hölderlin selbst inmitten dieser riesenhaften Bewegung schwindeln. Kommt seiner nur an Gott sich verlierenden Begeisterung im Wurf die Besinnung, so gleitet er aus wie ein gestörter Nachtwandler; auch er entdeckt da nur den einen Moment mitten in der Schleuderbewegung, sieht den unförmigen Spirallauf und zagt menschlich, klagt über das nicht gefundene Maß. Hier enthüllt sich eine ermattende Sehnsucht nach dem friedlichen klassischen Bewußtsein, das, in jedem Augenblicke wach, auch in jedem die ruhige Empfindung der harmonischen Schließungstendenz hat. So erleben wir denn, daß dieser leidenschaftliche Verehrer der schönen Form sich nach dem opfernden Bekenntnis zu seinem Dionysosteile als einem Letzten doch auch wieder der unmöglichen Gegenaufgabe zuneigt, seiner Sprache, seinen Ideen und seiner Haltung zu der rhythmischen Grundform noch die klassische Weltform, die jeden Augenblick bezwänge, umzuprägen. So läßt er, der noch 1800 in der Ode „Der gefesselte Strom" den Gewaltigen anfeuerte, die Fesseln zu zerbrechen, in der Hymne „Der Rhein" einen Größeren ihn, den Zürnenden, zähmen.

In solcher Esse wird dann
Auch alles Lautre geschmiedet
Und schön ist's, wie er drauf,
Nachdem er die Berge verlassen,
Stillwandelnd sich im deutschen Lande
Begnüget und das Sehnen stillt
Im guten Geschäfte . . .

Auch Goethe kannte eine ähnliche Verwandlung von „Mahomets Gesang" bis zum Sonett „Ein Strom entrauscht umwölktem Felsentale". Der — hier erscheinenden — bedeutsamen Entwicklung Hölderlins, vor allem in dieser eigentlichen Reifeperiode, die ihn mit seinem Wunsche an den Rand der klassischen Erfüllung streifen läßt, wird von Strich zu wenig Beachtung geschenkt; er weiß nur, un-

11) Strich merkt (a. a. O. S. 61) diese Deckung der Geschlossenheit Hölderlinscher Dichtungsanfänge und -ausgänge selbst an.

Digitized by Google

vergleichbar und die Prognose unrettbar beirrend, jene frühere Ode statt der Rheinhymne dem späten Goethischen Sonett entgegenzusetzen.

Schon mit diesem vergeblichen, aber die inneren Verhältnisse deutlich verratenden Titanenstreben, unmittelbarer noch mit seinem tief gesetzmäßigen Rhythmus als wirkendem Stilprinzip rückt Hölderlin in weite Ferne von den Romantikern, deren Stil in jedem Augenblick das betonte Zeugnis der Ungestaltigkeit seines Ursprungs ablegt, der, sich immer ausdehnend, die Richtung ins Unendliche nimmt und nur irgendwo, mit sehnsüchtigem Laut, in der Wortwerdung abbricht, weil die Gestalt von der Schwerkraft bezwungen wird. Er, der Romantiker, hat kein Ziel, das als Ende gedacht werden könnte; Hölderlin hat es unverrückt, zwar nur in einer höheren Realität, die aber in der Verzückung und im Glauben erreicht wird.

Die Zusammenfassung hat noch einmal zu unterstreichen: Hölderlin besitzt eine andere Gestalt und eine andere Lebens- und Kunstäußerung als Klassik und Romantik. Gerade das Zurückgehen auf die innere Anlage, wie Hölderlin sie im „Grund zum Empedokles" selbst darstellt, war notwendig zum Verständnis der äußeren Dokumentierungen. Denn eben dadurch, daß man sich im ganzen an die äußeren Tendenzen und Symptome hielt wie Sehnsucht und Menschenscheu, Leiden, Schwanken und schließlichen Untergang, andererseits wieder an seine Neigung zum Griechentum und dessen Formen, sein enges Verhältnis zu Schiller und seine nicht zu übersehende heroische Haltung, war es möglich, ihn nach kaum gründlicher Abschätzung einer von diesen literarischen oder geistesgeschichtlichen Richtungen zuzuweisen und die These dann bis zum Brechen des eigenen Gerüstes zu verfolgen. Jene Ähnlichkeit in gewissen Äußerungen mit denen der Romantiker kommt daher, daß Hölderlin, im ganz abgeschlossenen Grundbau das Gegenbild des Romantikers, die wenn auch andersseitige, so doch im Grade der Extremität ähnliche Entfernung vom harmonischen Punkte durch ähnlich übermäßige Spannungen zu büßen hatte. So zielen beide nach einem gemeinhin Unerreichbaren. Aber noch einmal: Die Unerreichbarkeit, die beim Romantiker absolut ist, ist bei Hölderlin nur bedingt. Er kann sein Ziel erreichen, wenn er sich opfert. Er kann seine Unharmonie sühnen. Daß er es kann und tut, ist Hölderlins auszeichnende Eigenart. Er ist der tragische Typus; die Romantik, da ihr kein Opfer ermöglicht ist, ist es im höchsten Sinne nicht, vermag sich vielmehr vorübergehend durch Ironie zu retten. Sie kann erliegen, aber nicht, wie Hölderlin es nach völliger Erfassung der Möglichkeit durch Opferung tut, sich erlösen und siegen. Auf der Minusseite, solange und sooft er tastet, kann er der Romantik im Einzelnen nahe kommen; auf der positiven und kernhaften bleibt er weltenfern. So ergibt sich jene in die Negation, ins Spiel, in die Nacht; Leben und Licht werden für Novalis eine „sich selbst auflösende Illusion". Hölderlin, umgeben von der tiefen Nacht der ihm organisch unzugänglichen Gegenwart, bejaht schließlich diese selbst

Digitized by Google

und den ihn zertrümmernden Zeitengott im Opferwillen, um ungehindert in den kommenden Tag blicken und ihn verkünden zu können. Ganz unvergleichbar sind die beiden großen historischen Symbole, denen hier Hölderlins, dort des Romantikers Liebe gilt, Griechentum und Mittelalter. Denn jenes zieht an als Verwirklichung endgültig vollendeten Tages, dieses als Verkörperung unendlich vertiefter Nacht. Zwischen diesen beiden extremen Erscheinungen von der Art Hölderlins und der Romantiker stehen die Dichter klassischer Haltung. Sie allein vollenden sich in der Welt, sind weltverwandt. So ergab sich zwischen Hölderlin und der Romantik eine Art Schicksalsgemeinschaft. Das zog zu tiefst die romantischen Dichter zu Hölderlin, daß er ein Leidensgenosse war, nur in viel höherem und darum glücklicherem Grade als sie. Das auch warf sich trennend zwischen Hölderlin und Schiller, ließ jenen vor der glücklichen Erscheinung erbeben, ließ diesen über den enthusiastisch Kranken triumphieren bei jener Vorlesung von Hölderlins Antigoneübersetzung.

Sind diese Feststellungen richtig, und wir glauben, es genügend erhärtet zu haben, so geben sie auf die Frage, in deren Dienst sie sich gestellt haben, eine Antwort, an der sich nicht drehen und deuteln läßt: An Hölderlin scheitert die antinomische Einteilung der möglichen dichterischen und lebensanschaulichen Haltungen in Klassik und Romantik. Wollen wir die Lage, wie sie sich aus unserer Untersuchung ergeben hat, in einem Gruppierungsbilde festhalten, so hätten wir wenigstens drei wesentliche Möglichkeiten des Verhaltens zur Welt, zum Außen festzustellen: Die interesselose Abgeschlossenheit des Aufklärers, die restlose Geöffnetheit des Romantikers und, in der Mitte, der beide Verhältnisse in organischem tätigen Wechsel verbindende Klassiker. Hölderlin nun setzt sich von dem ersten Grenzverhältnis aus auf das andere in Bewegung; aber, indem er an beiden teilnimmt, kann er sich doch nicht genügend von dem individualistisch-deistischen Ausgangspunkt lösen, um den glücklichen Brennpunkt der Klassik zu erreichen. Er erlöst sich durch tötliche Sprengung der eigenen Individualität aus der Starre seiner extremen Grundlage. Mit dieser Aufstellung muß auch das Strichsche Zielpaar, Vollendung und Unendlichkeit, die sich beide im Ewigkeitsverlangen träfen, fallen. Was allem Streben zugrunde liegt, scheint mir primär nicht Ewigkeitserlangung, sondern Erfüllung und Vollendung des eigenen Wesens genannt werden zu sollen. Denn auch das Unendlichkeitsstreben bedeutet für den Romantiker Erfüllung, wenn auch eine formlos und grenzenlos fortzusetzende. Will man hier die Verhältnisse konstruktiv im Wirken eines Gegensatzpaares anschauen, so begnüge man sich mit der Feststellung der schon von Newton als konstituierende Weltkräfte festgelegten und von Schelling auch auf geistige Erscheinungen übertragenen Elementarbewegungen der Zusammenziehung und Ausdehnung. Fände sich die erste in extremem Maße in Hölderlin wirksam, so die zweite beim romantischen Typus. Beide sind in der

Digitized by Google

Klassik zu der der natürlichen ganz analogen organischen Ausgleichung gekommen. Auf unser Gebiet angewandt, würden die drei hier festzustellenden Zielbegriffe etwa Individualität, Form und Unendlichkeit zu nennen sein.

Mit diesem Grundgedanken aber, das soll sogleich festgehalten werden, ist keine neue Einzwängung warmen individuellen Lebens in nur andersartige spanische Stiefel beabsichtigt. Die Erkenntnis dieser Dreitypigkeit — darauf kommt es allein an — soll vielmehr den Bann der Antithese, der unheilvoll die Absicht von der unvoreingenommenen Erkenntnis der Einzelpersönlichkeit auf die Anwendung einer der beiden Kategorien abgeleitet hatte, als endgültig gebrochen feststellen. Danach ist es klar, daß diesseits und jenseits der in ihrer Selbständigkeit wahrlich nicht zu bezweifelnden Mittelform des klassischen Goethe noch viele Abwandlungen mit selbständiger Geltung zu denken und zu finden sind. So auf der einen Seite der Realist, auf der andern der Idealist vom Schlage Schillers. Ja, man darf sich versprechen, daß durch diese These das Auge von neuem auf die Mannigfaltigkeit der dichterischen Charaktere hingelenkt wird, während die Frage „klassisch oder romantisch?" in eine bescheidene und berichtigte Dienststellung zurückzutreten hätte. Möge gerade das Gewicht des vorliegenden Beispiels der übertriebenen Systematisierung ihre Spitze abgebrochen haben. Welchen Schaden litte eine so eigenartige Gestalt wie die Hölderlins, oder vielmehr, welchen Schaden erlitten wir, wenn es nicht gelänge, sie im besonderen aus der romantischen Umschließung zu lösen? Welche Eigenprägung dieser Natur! Zwischen den Generationen stehend, schutzlos wie je einer aus alter Kultur, aus idyllischer, umgrenzter Landschaft, aus der Behütung zarter Frauenhände in die Gegensätze des Lebens geworfen — und doch unter immer stärkerer Anspannung der eigenen Kräfte zum heroischen Bekenntnis seiner Art schreitend, zum Opfer endlich an Stelle aller unglücklich Bedachten als vermittelnder Bahnbrecher zum höheren tragischen Glücke gelangend — wahrlich, dieser Dichter ruft dazu auf, daß man ihn wie jeden seiner Bildnergesellen zunächst einmal aus sich selbst voll verstehe!

BERLIN FELIX SCHOLZ

Digitized by Google

ANZEIGEN

Sigmund Feist, Germanen und Kelten in der antiken Überlieferung. Halle a. S. 1927, Max Niemeyer. IV + 75 S. 8°.

Nach der bis heute herrschenden Anschauung war zwar ganz Westdeutschland vom Rhein bis über die Weser hinaus ursprünglich keltisch gewesen; doch hatten sich in den letzten Jahrhunderten vor Chr. die Germanen immer weiter nach Westen vorgeschoben, so daß um Christi Geburt fast das ganze Gebiet zwischen Elbe und Rhein germanisch geworden war. Wenn griechische Schriftsteller, wie Diodor und Kassios Dion, die Bewohner Germaniens Galater oder Kelten nennen, so erklärt sich das aus ihren geringen Kenntnissen über Nordeuropa, da man erst seit Cäsar zwischen Kelten und Germanen streng zu scheiden gelernt hatte. Auch die Archäologie beweist die Richtigkeit der bisherigen communis opinio.

Einen ganz anderen Standpunkt nimmt jedoch die vorliegende Schrift ein. Der Verf. behauptet, daß für Caesar und Tacitus Germanien eine rein geographische Bezeichnung, und zu ihrer Zeit Westdeutschland zwischen Elbe und Rhein nicht germanisch, sondern keltisch gewesen sei. Daß die Sprache als Unterscheidungsmerkmal für diese römischen Schriftsteller keine Rolle gespielt habe, wird aber durch Caesar BG. I 47, Tacitus G. 43, 46 hinlänglich widerlegt; es bleiben also als einziges Beweismittel für jene ungeheuerliche Behauptung die sprachlichen Verhältnisse Westdeutschlands im 1. Jh. n. Chr. übrig. Von einem Gelehrten, der sich anheischig macht, den Beweis zu führen, daß eine große Anzahl von Eigennamen nicht germanisch, sondern keltisch gewesen sei, müßte man natürlich gewisse Kenntnisse im Keltischen voraussetzen. Nun setzt zwar eine detaillierte Kenntnis der keltischen Sprachen langwierige Spezialstudien voraus, aber eine Beherrschung der elementarsten Anfangsgründe, die für die Beurteilung der altkeltischen Sprachreste zur Not genügen könnte, ist mit den heutigen Hilfsmitteln jedermann leicht zugänglich, und man muß sich fragen, ob ein Forscher, der ohne solche Kenntnisse eine wissenschaftliche Arbeit auf keltischem Gebiete zu schreiben wagt, überhaupt noch ernst genommen werden darf.

In der Tat zeigt diese Schrift, daß der Vf. von keltischen Lautgesetzen keine Ahnung hat. Bekanntlich ist idg. *ē* urkeltisch zu *ī* geworden; wie können also die Namen *Ukro-mēros, Segi-mēros, Chario-mērus, Actu-mērus, Inguio-mērus* keltisch sein? Besonders, wo das Keltische nur die Ablautform *-māros* (idg. **mōros*) kennt? Das Keltische hat ferner idg. *r̥, l̥* vor Verschlußlauten zu *ri, li* verändert und kennt in alter Zeit keinerlei vokalische Sonanten. Nach Feist (S. 5 Anm.) entspräche aber die lat. Schreibung *Germanus* einem keltischen *Gr̥manos* (!), wie er aus den ganz bedeutungslosen Entstellungen gallischer Münzen (*carmanus, cirmanus)* folgert; ebenso setzt er für den Anlaut von *silva Hercynia* ein *r̥* an, wogegen goth. *fairguni,* lat. *quercus* usw. deutlich die Richtigkeit der lateinischen Schreibung gegenüber den griech. *Orkynios, Arkynia* erweisen. Auch *Asci-burgium* und *Teuto-burgium* sollen keltisch sein, mußten aber dann natürlich *-brigium* lauten. F. weiß auch nicht, daß idg. *n̥* vor Konsonanz keltisch nur *an* oder *en* ergeben

Digitized by Google

kann, da er *Segi-mundus* (idg. **mn̥t-)* für keltisch erklärt (S. 24, 63); ebenso nimmt er irrig keltischen Wandel von *t* zu *d* hinter *n, l* hier und in *Chariovalda* an, und weiß auch nicht, daß das Keltische nur eine Form *vlat-* (ir. *flaith*, akymr. *gulat*) kennt. Daß das Altkeltische kein *gu̯* hat, weil dies schon Urkeltisch zu *b* geworden war, scheint F. auch nicht zu wissen, sonst würde er nicht *Inguio-merus* für „offenbar keltisch" erklären (S. 25). Obwohl idg. *p* schon urkeltisch geschwunden ist, scheut sich F. nicht, Namen wie *Freiiatto* (S. 43), *Alaferhviae* (S. 65 Anm.) und sogar das lateinische *Rufiniana* (!! S. 20) als keltisch anzusprechen, indem er kühn behauptet, hier sei die Zwischenstufe zwischen *p* und dessen Schwund dialektisch noch erhalten! Daß aber in demselben angeblichen Dialektgebiet das *p* in *Λοκό-ριτον* (idg. **pṛt-*) oder *Hercynia* (schon bei Aristoteles: *Ἀρκύνια δρῦ* aus **perkunia*, idg. **perkuuniā)* spurlos geschwunden ist, stört ihn weiter nicht. Was soll man ferner dazu sagen, wenn F. für sein neu entdecktes „keltisch" auch noch die germanische Lautverschiebung postuliert! Denn etwas anderes ist es doch nicht, wenn er (S. 26) *silva Bacenis* (idg. **bhāg-* „Buche") und (S. 64) *Matres Alateiviae* (idg. **deiu̯o-)*, oder (S. 26) *Τευρω-χαῖμαι* (idg. **-k̂oimo-)*, *Chario-merus* (idg. **kor̥io-)* für keltisch anspricht! Daß das Altkeltische weder *ch-, th-*, noch *hr-* im Anlaut, noch *sn* oder *rs* im Inlaut kennt, hindert ihn ebenfalls nicht, Namen wie *Cherusci, Chatti, Thusnelda, Thumelicus, Hristo, Marsi* (S. 25, 36, 65 Anm.) als keltisch anzusehen.

Feists krasse Unkenntnis in rebus Celticis zeigt sich auch sonst auf Schritt und Tritt. So wenn er (S. 13) das lautgesetzlich aus *Teutones* entstandene *Toutones* als „Ablautform" bezeichnet und der verderbten Form *Tougeni* zu Liebe jenen Namen in *Teu-* + Suffix- *ton-* zerlegt, während der Stamm bekanntlich *teut-* lautet. Selbst ein Anfänger dürfte nicht sagen (S. 15 Anm.), daß „mit unseren jetzigen Hilfsmitteln nicht zu entscheiden sei; was *-boduus* im Namen *Teuto-boduus* für einen Sinn hatte." Hat denn F. nie von ags. *beaƺo* „Kampf" oder der irischen Schlachtengöttin *Bodb* (aus **bodu̯ā)* gehört? Wie soll ferner kelt. *dūnum* zu Taunus (S. 26) geworden sein? F. sieht allen Ernstes in *Hercynia* (S. 26 Anm.) und *Hunsrück* ein kelt. *kūn-* „schwarz", das „sicher in *Cuno-pennus* »Schwarzkopf«; *Cuno-morus* (wal. *Cynfor)*, wohl mit *mori* »Meer« verbunden" stecke. Dabei gibt es im Keltischen gar kein solches Wort!! Altes *kūn-* hätte walisisch nur **cīn-* ergeben, und wir wissen seit vielen Jahren, daß *Cuno-pennus* „Hundskopf" heißt und *Cynfor* auf **kuno-māros* „gewaltig wie ein Schlachthund" zurückgeht, mit *y* aus kurzem *u*. Auch heißt *Ambivariti* nicht „die am Fluß Wohnenden" (S. 49), da ein kelt. *var* „Fluß" nicht existiert; recte *Ambibariti* zu kymr. *bar* „Zorn"!

Obwohl das Altkeltische sprachlich von einer geradezu verblüffenden Einheitlichkeit auf unendlich weiten Gebieten ist, von Spanien bis nach Galatien hin, nimmt F. für Westdeutschland einen eigenen keltischen Dialekt an, den er „kelto-germanisch" nennt, der idg. *ei* bewahrt und idg. *o* zu *a* gewandelt hat, ja sogar die Dat. Pl. Endung *-mis* besitzt, usw. Daß alle alten keltischen Namen auf diesem Gebiete mit dem Keltischen im übrigen Europa übereinstimmen, stört ihn weiter nicht, ebensowenig die Tatsache, daß sämtliche seiner angeblich kelto-germanischen Eigentümlichkeiten rein germanisch sind und mit dem Keltischen gar nichts zu tun haben, und daß fast alle seiner

Digitized by Google

„kelto-germanischen" Namen nicht durch das Keltische, sondern nur durch das Germanische etymologisch erklärt werden können. Jeder Mensch mit gesunden Sinnen wird aus diesen Tatsachen den einzig möglichen Schluß ziehen, daß Westdeutschland um Christi Geburt rein germanisch war, mit vielfach keltischem Substrat, das sich in Ortsnamen und Eigennamen noch manchmal erhalten hat. Aber das wissen wir schon lange. Wenn wir das Germanische Westdeutschlands „kelto-germanisch" nennen, dann müßten wir mit gleichem Recht das Englische ebenso bezeichnen, usw. Was damit gewonnen ist, weiß kein Mensch. Jedenfalls ist die vorliegende Schrift ein Musterbeispiel von Flüchtigkeit und logischer Inkonsequenz, ein Zeugnis der Keltomanie, wie man sie im 20. Jahrhundert einem ernsten, bisher immerhin verdienstvollen Gelehrten, dem Verfasser eines gotischen etymologischen Wörterbuches, niemals zugetraut hätte.

BERLIN-HALENSEE JULIUS POKORNY

W. Boudriot, Die altgermanische Religion in der amtlichen kirchlichen Literatur des Abendlandes vom 5. bis 11. Jahrhundert (Untersuchungen zur allgemeinen Religionsgeschichte, herausgegeben von Carl Clemen, Heft 2). Bonn, C. Röhrscheid, 1928. VIII + 79 S. 8°.

B. meint, nachdem auf dem Gebiet altgermanischer Religionsgeschichte die Kinderkrankheit spekulativer Mythologie überwunden sei und die Erkenntnis Platz gegriffen habe, daß die primitive Religion der Völkerwanderungsstämme nicht ohne weiteres in eins gesetzt werden dürfe mit der späten Kulturreligion des Nordens — das ist nun wohl schon Menschenalter her —, habe das Bild so an Leben und Farbe verloren, daß die verbliebenen Quellen auf das genaueste zu durchforschen seien, in erster Linie die amtlichen Aeußerungen der Missionskirche. Der Satz ist richtig; die Begründung freilich unverständlich und wohl nur als Folie des hier zu bietenden Neuen zu bewerten: Boudriot befolgt ihn und verarmt uns noch mehr. Es ist ausgesprochenermaßen sein Ziel, zu erweisen, daß jene Zeugnisse über heidnischen Religionsbrauch sich zumeist nicht auf germanische, sondern auf südgallisch-römische, weiterhin auf sonstige westfränkische und spanische Verhältnisse beziehen und auf die gewaltige Predigtarbeit des Cäsarius von Arles zurückgehen, der die Ausrottung des spätantiken synkretistischen Aberglaubens zu seiner Lebensaufgabe gemacht habe. Eligius von Noyon, Martin von Bracara, der Scarapsus Pirmins, die Homilia de sacrilegiis sind mehr oder minder vollständig von ihm abhängig; gewisse Predigten Burchards v. Würzburg und Hrabans sind ganz oder z. T. entlehnt; bei Regino und Burchard v. Worms gilt das besonders von den Worten gegen Abgöttereien. Es bleiben nur die Überlieferungen, die auf germanischem Volksboden entstanden sind oder darauf Bezug haben (z. B. in der Mission und der Sachsengesetzgebung), in zweiter Linie die

Digitized by Google

mit der karolingischen Kirchenreform von 742/43 zusammenhängenden. In Summa aber heißt es rund und nett, „daß trotz aller Einschränkungen das Predigtwerk des Caesarius *die* Quelle der amtlichen kirchlichen Literatur des Abendlandes, wie wir sie hier bearbeiten wollen, ist."

Daß zwischen den „Zeugnissen", die dutzendweis als wahre Hausgreuel fortgeerbt werden und sich gelegentlich noch aus abseitiger Lektüre vermehren, Verwandtschaften und Abhängigkeiten obwalten müssen, zumal bei der Arbeitsweise frühmittelalterlicher Kirchenschriftsteller, das wird schon mancher sich gesagt haben; Helm hatte, S. 91 seiner Germ. Religionsgeschichte, zur Vorsicht gemahnt, auch einige psychologische Bemerkungen zum Verständnis dieser Vorschriften beigefügt, die von B. nicht benutzt sind; schon vor ihm war von R. Boese (Diss. Marburg 1909) auf Arles und Cäsarius hingewiesen. Boudriot geht diesen Pfad weiter, aber indem er ihn so ganz zu Ende geht, macht er sich nicht nur der Uebertreibung, sondern auch schwerer methodischer Verfehlung schuldig.

Wir haben unter dem Namen des Cäsarius 24 oder 25 Predigten. Unter den 317 pseudoaugustinischen im 39. Bande der Patrologie werden ihm von den Herausgebern weitere 67 zugeschrieben, B. möchte den größten Teil der übrigen, wo nicht alle, für ihn in Anspruch nehmen und obendrein viele anderweit unter falschem Namen, in Bruchstücken und Bearbeitungen erhalten, viele auch verloren glauben. Er hält es (in einer besonderen Anmerkung) für einen Vorteil, daß er vor Beginn seiner Arbeit Cäsarius nicht näher kannte, also auch keine vorgefaßte Theorie haben konnte. Nun, die durfte er auch im andern Falle nicht haben, und ich finde es im Gegenteil sehr schlimm, daß er sich nicht auf eine Untersuchung der Predigten und eine Begrenzung ihres Bestandes stützt: nun steht der Turm auf unsicherem Grunde und schwankt desto mehr, je höher er sich spitzt. Ich meine, wir wollen doch nun noch die seit Jahrzehnten vorbereitete kritische Ausgabe Morins abwarten.

Wenn aber, was ich glaube und was für uns wichtiger ist, B. wenigstens so weit recht hat, daß jene Zeugnisse großenteils aus der Fremde geerbt sind[1], dann fragt sich doch *erstens,* ob und wieweit man sie ausgewählt hat, weil sie Germanischem entsprechen, — solche Uebereinstimmungen gibt B. natürlich zu —, ob und wieweit man sie angepaßt hat.

Daß dgl. geschah, lehrt z. B. die Entwicklung der Vorschriften in den Kapitularien Karls: Karl, der doch die Sachsenmission trägt, und die Canones wie die Benediktinerregel, die beiden Grundlagen seiner kirchlichen Arbeit, in authentischen Exemplaren aus Italien geholt hat, machte die törichte Ab- und Weiterschreiberei des Klerus nicht mit. Das lehrt auch der Indiculus superstitionum, nicht nur durch seine Glossierung. Denn wenn es S. 17 von dem as. Taufgelöbnis heißt, es sei zwar handschriftlich mit dem Indiculus zusammen überliefert, doch dürfe man darum noch nicht eine engere Zusammengehörigkeit der beiden Stücke folgern, so ist das doch mißverständlich: Zusammengehörigkeit bliebe immer das Nächstliegende. Es kommt aber hinzu, daß aller Wahr-

1) Das bestätigt vielfach G. Jecker in seiner Schrift über: Die Heimat des H. Pirmin, Münster 1927, wo er im 4. und 5. Kapitel die Vorlagen des Scarapsus und der ihm verwandten Texte in sorgfältiger Kleinarbeit zu ermitteln sucht, und die Predigten des Cäsarius H a u p t quelle sein läßt.

Digitized by Google

scheinlichkeit nach (Steinmeyer, Denkm. S. 20 f.) beide schon in der Vorlage der alten Mainzer insulesken Handschrift vom Anfang des 9. Jahrhunderts vereinigt waren. Es ist auch nicht so, daß das Taufgelöbnis auf die Reformen von 742/43 zurückgeführt werden müßte, wenn es mit dem Indiculus zusammengehören soll, der eine Frucht jener Reformen und mit den Akten der Synode von Liptinae (743) überliefert ist (S. 7, 18 und 30). Umgekehrt. Das Taufgelöbnis gehört in die Sachsenmission Karls: der Zusatz zur dritten Abschwörungsfrage *Thunaer ende Uuoden ende Saxnote ende allum them unholdum, the hira genotas sind* bezieht sich auf die Taufagenda von 811 (Boretius, 72 c. 9), wo es heißt: *hic diligentissime considerandum est et acutissime distinguendum, . . . quis sit ille Satanas sive adversarius, cuius opera vel pompam*[2] *in baptismo renunciavimus* (Merker-Stammler, Reallex. I, 26 f.). Das Taufgelöbnis ist also bis 811, unsere Niederschrift seit 811 entstanden. Und Karl hat mit dem Indiculus auf die Reformen von 742/43 zurückgegriffen. Der hatte damals bereits deutsche Uebersetzungen (wenigstens eine, vgl. Wadstein, Kl. as. Denkm. S. 142 f.) und empfahl sich schon dadurch für die neue Verwendung in der Sachsenmission mit dem Taufgelöbnis zusammen. Er ist also nachträglich der Sachsenmission angepaßt, und man kann nicht ohne besondere Beweise behaupten, daß es sich dort, wo er keine deutschen Uebersetzungen bietet, nicht um germanischen Aberglauben handeln könne; die Verwandtschaft etwa mit der Homilia de sacrilegiis oder Abstammung von Cäsarius tut dem in Karls Bereiche keinen Eintrag. Das gilt auch für die spurcalia in Februario (vgl. S. 18 und 75).

Und so tut es z. B. auch nichts, wenn man fremde Herkunft für die Verdammung des Tanzens in der Kirche nachweist (S. 71), da doch dieser Canon unverändert in die Statuta Bonifatii von 803 aufgenommen wurde und noch in späten Jahrhunderten Tanz *vor* der Kirche für Deutschland bezeugt ist (vgl. Kögel Lit.-Gesch. I. 24 ff.).

Aber es fragt sich doch auch *zweitens,* ob unsere kirchlichen Zeugnisse nicht weit mehr, als B. glaubt, für das Deutschland der Missionszeit passen, das doch gewiß vom römischen Rheine her so gut wie auf dem jetzt so eifrig bewanderten Wege aus dem Südosten spätantiken und orientalischen Aberglauben beziehen konnte und bezogen hat, also dem Westen schon angeglichen war. Wenn *Tumbo saz in berke* (Steinmeyer S. 375) Übersetzung aus dem Lateinischen (Helm, Hessische Bl. f. Volkskunde 8, 131 ff.) und doch Bestandteil eines zusammengestoppelten deutschen Zauberspruchs ist, so ist das eine solche Angleichung von deutscher Seite her. Wie dann die Gattung Zauberspruch überhaupt großenteils als Beispiel der Entlehnung und ihrer Art gelten kann. Für die im 15. Kapitel der Homilia de sacrilegiis aufgezählten *Carmina vel incantationes* können wir großenteils deutsche Belege anführen: *ad apium, ad vermes, id est lumbricos, que in intrania hominis fiunt, ad febres, ad restringendas nares, qui sanguine fluunt.* Und die Wiener Hs. der Sprüche gegen Spurihalz und Würmer enthält auch die lateinischen *ad apes conformandos, ad pullos de nido, contra sagittam diaboli.*

2) Vgl. P. de Labriolle, Pompa diaboli, Arch. latinitatis med. aevi II. 170 ff.

Digitized by Google

Ich denke auch, daß das Rätsel der Merseburger Sprüche sich löst durch die Annahme einer Entlehnung in (für Deutschland) vorchristlicher Zeit, die noch völlig heidnisch-germanische Ausgestaltung gestattete. Wie die kirchlichen Vorschriften noch spät auf den Aberglauben wirkten, zeigt Corrector 65: *collegisti herbas medicinales cum pravis incantationibus nisi cum symbolo et dominica oratione, id est cum credo in Deum et pater noster cantando?* im Vergleich mit dem unseren Zaubersprüchen St. Nr. 63—67, 69, 70, 74 angehängtem *(Ter) Paternoster.*

Nach solchen Ueberlegungen möchte man fast glauben, daß sich aus der nordischen Ueberlieferung, auch aus der „späten Kulturreligion" der Edden bei rechter Interpretation mehr für das gemeinsam Germanische ergibt als aus der seit den Tagen der Matronae stark des Synkretismus verdächtigen ‚primitiven' deutschen, und die Einklammerung der Kirchenzeugnisse begrüßen, die nach B.'s Ergebnissen Zeugnisse nur noch sind, wenn sie anderweit, etwa durch Tacitus, Gregor, Bonifatius, die Sachsenkapitularien oder durch deutsche Ueberlieferung bezeugt werden; dies aber aus ganz anderem Gesichtspunkte als B.: diese Einklammerung verstärkt die Einheit zwischen Nord und Süd im Sinne Grimms und Uhlands, wenn wir auch nicht das System Snorris auf Deutschland übertragen, und belebt die Hoffnung, das eigentlich und eigentlichst Germanische noch herausgeschält zu sehen.

B.s Arbeit ist sehr praktisch und übersichtlich angeordnet. Die Aussagen der Zeugnisse sind nach sachlichen Gesichtspunkten in zwei Hauptfächer verteilt (A der religiöse Glaube, B das religiöse Verhalten) mit vielen Unterabteilungen (A Fetischismus, Elemente, Himmelskörper, Bäume und Pflanzen, Tiere, der Mensch, die Toten, Dämonen, Götter; B Erhaltung und Vernichtung höherer Mächte, die Befolgung des Willens der Gottheit), sodaß man jederzeit das Gewünschte leicht finden und nachprüfen kann: und in diesem Nachprüfenkönnen liegt nach dem Gesagten das Hauptverdienst der Arbeit. Dazu dient auch das praktische, gleichfalls sachlich geordnete, mit Anmerkungen versehene Quellenverzeichnis. (Daß aber das Poenitentiale Egberti erst im 9. Jahrhundert entstanden sei, glaube ich nicht, da die aus der Benediktinerregel interpolierten deutschen Beichten nicht lange nach 802, die nicht interpolierten noch früher als sie entstanden sein werden und beide auf das Poenitentiale zurückgehen. Beitr. 49. 346 ff.)

HALLE, 6. VII. 1928. GEORG BAESECKE.

Die Cambridger Lieder. Herausgegeben von Karl Strecker. (Monumenta Germaniae historica, Carmina Cantabrigiensia.) Berlin, Weidmann 1926. XXVI und 138 Seiten und 1 Tafel. 8°.

Die letzte Ausgabe der Cambridger Liedersammlung ist noch nicht sonderlich alt, es ist die von Breul, die 1915 in Cambridge erschienen ist.

Digitized by Google

Aber so wertvoll und unentbehrlich sie vor allem wegen der wundervollen Tafeln ist und bleiben wird, so leidet sie doch andererseits an schweren Gebrechen, und eine Neuausgabe war daher ein dringendes Bedürfnis, zumal seit Steinmeyer aus seinen 'Kleineren althochdeutschen Sprachdenkmälern' (1916) die Texte, die man ehedem in Müllenhoffs und Scherers 'Denkmälern' finden konnte, bis auf eins ('*De Heinrico*') verbannt hatte. Diesem Bedürfnis ist jetzt von Strecker in dankenswertester Weise abgeholfen worden.

Die neue Ausgabe ist nicht die erste, die in Deutschland erscheint. Str. gibt zu Beginn der Vorrede (S. V ff.) einen Bericht über die Vorläufer und legt dar, warum sie nicht genügten. Breul zollt er den wohlverdienten Dank, verschweigt aber nicht die Mängel seiner Ausgabe: das Fehlen jeglicher Mitteilungen über Rasuren, Korrekturen u. dergl., die willkürliche Anordnung und Numerierung der Gedichte in der eigentlichen Ausgabe und endlich den fast völligen Verzicht auf eigenes Urteil in der Gestaltung des Textes. Als seine Hauptaufgabe bezeichnet es Str., diese Fehler zu verbessern und obendrein möglichst sämtliche Hss. heranzuziehen.

Über die wichtigsten unter diesen erhalten wir sodann (S. VIII ff.) eine Übersicht. Am ausführlichsten geht der Herausgeber natürlich auf die Cambridger Hs. (C) selbst ein. Die Liedersammlung bildet einen Teil eines großen Codex, in dem sie die Blätter 432—441 einnimmt. Es wird die Frage erwogen, ob die Hs. vollständig ist. Vor Bl. 432 fehlt nichts; dies wird mit Recht aus der Tatsache geschlossen, daß die Initiale des ersten Stücks größer ist als die sonst üblichen; einen weiteren Beweis werde ich unten beibringen. Aber zwischen Bl. 440 und 441 scheint ein Blatt, möglicherweise sogar mehr, ausgefallen zu sein. Bl. 432—440 bilden nämlich eine Lage, die aus 4 Doppelblättern und einem Vorsatzblatt besteht: Bl. 432 ist mit Kleister an das folgende angeklebt. Da die Hs. sonst aus Quinternionen besteht, hat Priebsch vermutet, daß hinter Bl. 440 ein Blatt, das letzte der Lage, ausgerissen wurde, offenbar weil es Stücke erotischen Inhalts trug. Str. schließt sich Priebsch an. Ich möchte ein Bedenken nicht verschweigen.

Zunächst kann ich einer Voraussetzung, auf die sich Priebschs und Streckers Vermutung gründet, nicht zustimmen. Sie behaupten, daß das letzte, fast ganz ausradierte Gedicht auf S. 440v (Nr. 39) nicht vollständig sei; die ersten 5 Strophen hätten 3 (genauer rund 2½) Zeilen, die letzte, 6. Strophe nur 2, also müsse die dritte Zeile, vielleicht auch weitere Strophen auf dem fehlenden Blatte gestanden haben. Aber ich glaube auf der Breulschen Tafel unter der ersten Hälfte der 2. Zeile von Str. 6, der 40. der Spalte, noch Schriftreste zu erkennen, ein paar schwarze Punkte und ein hakenförmiges Zeichen, das etwa das obere Ende eines ſ oder f gebildet haben könnte. Unter der zweiten Hälfte von Z. 40 fehlen diese Schriftreste, dort ist auch nur z. T. radiert. Nun lassen sich diese Punkte usw. natürlich als zufällig deuten, dergleichen findet sich in der Hs. auch sonst; aber hier schließen sie sich, wie mir scheint, zu einer Zeile zusammen. Freilich ist auffällig, daß hier, wenn ich recht habe, unter die e r s t e Hälfte der Z. 40 noch Text geschrieben ist. Wo sonst in der Sammlung überschüssige Textworte in eine 41. Zeile geschrieben werden, stehen sie an deren Ende und sind überdies durch eine Einrahmung nach oben verwiesen. Daß man hier von dieser Übung abwich,

Digitized by Google

könnte darin seinen Grund haben, daß man Gleichförmigkeit mit den vorangehenden 5 Strophen herstellen wollte.

Eine zweite, allgemeinere Beobachtung kommt hinzu. Ich muß da weiter ausholen und hier wie auch weiterhin auf Dinge eingehen, die auf den ersten Blick ganz nebensächlich, deren Behandlung kleinlich und pedantisch erscheinen könnte, die auch meist kaum beachtet zu werden pflegen; allein mich hat eingehende Betrachtung von Hss., besonders des berühmten Codex Buranus, vielfältig gelehrt, wie reichen Gewinn es abwirft, wenn man auch auf diese scheinbaren Bagatellen sein Augenmerk richtet, und wie bitter es sich mitunter rächt, wenn man sie eben en bagatelle behandelt.

In der Cambridger Hs. fällt auf, daß die erste Zeile der Gedichte vielfach nicht ausgeschrieben ist. Auch Str. ist das, wie er mir brieflich mitteilte, keineswegs entgangen; er hat es zuerst dahin gedeutet, daß auf dem leergelassenen Raum eine Überschrift stehen sollte; weil es aber eben nur in einem Teil der Gedichte der Fall ist, hat er diesen Gedanken fallen lassen und in der Ausgabe überhaupt nichts darüber gesagt. Schade, denn er war durchaus auf dem rechten Wege. Sieht man nämlich genauer zu, so stellt sich heraus, daß für dieses Ausschreiben und Nichtausschreiben der ersten Zeile eine feste Regel besteht: die Lücke am Ende findet sich nur dort, wo der Text des vorhergehenden Gedichts die ganze letzte Zeile füllt. Es gibt in der Tat hierfür nur eine Erklärung: für jedes Stück war eine Überschrift vorgesehen; wo in der letzten Zeile des vorhergehenden Gedichts noch Platz war, sollte sie dorthin kommen, wo er dort aber fehlte, wurde er in der ersten Zeile der neuen Nummer ausgespart. Im Buranus herrscht dieselbe Übung, und sicher auch in vielen anderen Hss. Und wie in großen Teilen des Buranus, so sind hier in der ganzen Sammlung die vorgesehenen Überschriften nicht eingetragen; die Hs. ist also nicht völlig fertig geworden, was immerhin auch nicht unwesentlich ist.

Einige Ausnahmen von der aufgestellten Regel finden sich allerdings, aber sie sind unschwer zu erklären. Sp. 436va ist die erste Zeile des Gedichts *Lamentemur nostra* (Nr. 17) nicht ausgeschrieben, obwohl in der vorhergehenden Zeile noch Platz ist: hier sollte offenbar eine etwas längere Überschrift stehen. Umgekehrt ist Sp. 440rb die 1. Zeile von *Quibus ludus* (Nr. 35) so gut wie voll ausgeschrieben, obwohl die vorhergehende Zeile für eine Überschrift keinen Raum mehr bietet; das ist entweder ein Versehen, wie deren im Buranus ebenfalls vorkommen, oder es sollte dort nur eine ganz kurze Überschrift stehen, ein einfaches *li.* oder dergl., und dafür ist in der Anfangszeile noch Platz. Ebenso liegt die Sache zweimal in Sp. 440vb und endlich in Sp. 441va oben (s. unten). Diese Fälle beschränken sich also auf die beiden letzten Blätter; sollte das so zu erklären sein, daß man nicht erst, wie Str. (S. IX) beobachtet zu haben glaubt, von S. 441r, sondern bereits von S. 440r an mit dem Raum zu sparen anfing?

Man könnte einwenden, daß ein *Item* zwischen zwei inhaltlich wie formal so gänzlich verschiedenartigen Stücken wie dem Vergilexzerpt Nr. 34 und „*Sacerdos et lupus*" Nr. 35 unmöglich sei. Im Buranus folgt auf Nr. 84 (Schmeller) *Tange sodes citharam,* das ein Liebeslied und nicht einmal eine Liebesklage ist, der Planctus auf den Tod eines englischen Königs Nr. LXXXV *Expirante primitivo;* Überschrift: *Item.* An Nr. 92 *Olim lacus colueram,*

Digitized by Google

das Klagelied des gebratenen Schwans, schließt sich die Romsatire des Philippe de Grève Nr. XCIII/XCIV *Dic Christi veritas;* Überschrift: *Item.* Ich könnte noch andere Beispiele anführen, aber diese zeigen wohl zur Genüge, daß man im Buranus mit dem *Item* mehr als freigebig umgegangen ist. Es war eben offenbar ein Notbehelf, wenn man keine andere Überschrift in der Vorlage fand und sich nicht die Mühe machen wollte, über eine passende nachzudenken. Könnte das nicht in der Cambridger Hs. ebenso gewesen sein?

Wenn nun ein Gedicht unten auf einer Seite oder in einer Spalte endet, so schrieb man die Überschrift des folgenden Gedichts ruhig auf den noch etwa freibleibenden Raum; so im Buranus S. 19r. 92v; von unserer Vorstellung, daß eine Überschrift auch äußerlich ü b e r den zugehörigen Text gehöre, müssen wir uns also freimachen. War aber ein solcher Raum nicht mehr vorhanden, so wurde er am Ende der 1. Zeile der neuen Seite oder Spalte geschaffen; so im Buranus S. 36r. 49v und sonst.

In der Cambridger Hs. endet das Gedicht Nr. 9 in der ersten Hälfte der 40. Zeile von Sp. 434rb; die erste Zeile der nächsten Spalte ist voll ausgeschrieben. Der Text von Nr. 42 reicht genau bis ans Ende von Sp. 441rb Z. 40; die erste Zeile von Sp. 441va ist zwar ebenfalls nahezu gefüllt, aber für ein *Īt.* u. dergl. wäre immer noch Platz. Sp. 439rb beginnt der Text von Nr. 30 erst in der 2. Zeile; augenscheinlich sollte die ganze 1. Zeile die Überschrift tragen, genau wie im Buranus S. 44v. 47v. und sonst; auch in Sp. 439ra unten ist kein Platz mehr frei.

Sp. 441ra beginnt mit einem neuen Gedicht (Nr. 40). Die 1. Zeile ist voll ausgeschrieben, auch eine ganz kurze Überschrift wäre nur schwer noch unterzubringen. Wenn ich nun recht habe, daß in Sp. 440vb die 41. Zeile in ihrer ersten Hälfte einen Text trug, in der zweiten Hälfte also noch Raum für eine Überschrift blieb, dann schließen sich Bl. 440 und 441 vortrefflich aneinander an, und es ist insofern nicht nötig, hier den Ausfall auch nur eines Blattes anzunehmen oder das Fehlen weiterer Strophen von Nr. 39 zu mutmaßen.

Gleichwohl: der Umstand, daß das Einzelblatt 432 am A n f a n g der Lage angeklebt ist, macht es auch mir nach wie vor wahrscheinlich, daß man das Zwillingsblatt hinter Bl. 440 erst nachträglich entfernt hat; es müßte dann ebenfalls mit einem vollständigen Gedicht, und zwar vor dem Ende der letzten Zeile geendet haben, und es besteht ja kein Hindernis, das anzunehmen. Indes erscheint es mir auch keineswegs ausgeschlossen, daß das Ankleben von Bl. 432 eine andere Ursache hat. Wer weiß, ob nicht das Zwillingsblatt etwa beschädigt oder beschmutzt war und deshalb, e h e man es beschrieb, beseitigt wurde, wobei man sich aber hütete, die unbeschädigte Hälfte zugleich auszuscheiden; das Pergament war teuer!

S. IX f. legt Str. dar, daß die Hs. zwar, wie aus der Schrift hervorgeht, sicher von einem Engländer geschrieben ist, inhaltlich aber mit England nicht das mindeste zu tun hat. Also muß ein Engländer eine kontinentale Vorlage abgeschrieben haben; vermutlich geschah es in England selbst und zwar im St. Augustinskloster zu Canterbury, wo sich die Hs. vom 12.—16. Jhd. nachweisen läßt.

S. X f. wird über die Initialen, die Zeilenabteilung, Orthographie und Interpunktion das Wesentliche mitgeteilt. Breul hat (S. 25) aus der Ungleich-

Digitized by Google

mäßigkeit der Schriftzeichen, der Orthographie und dergl. geschlossen, daß mehrere Schreiber an der Sammlung beteiligt gewesen seien. Str. bestreitet das (S. XI), und ich kann ihm darin, wieder auf Grund meine Erfahrungen am Buranus und anderen Hss., nur vollkommen recht geben.

Zu S. XI ist eine Kleinigkeit zu berichtigen. Die Hs. bezeichnet Wortbrechung vielfach überhaupt nicht. Wo es geschieht, werden drei Zeichen verwandt: ein akzentförmiger Haken über dem letzten Buchstaben der ersten Zeile, ein wagerechter Strich hinter diesem und ein ebensolcher Strich vor dem ersten Buchstaben der zweiten Zeile. Str. bemerkt, daß die wagerechten Striche auch nebeneinander vorkommen; man kann aber allgemeiner sagen, daß alle drei Zeichen sich sowohl für sich allein wie in jeder beliebigen Kombination finden; ich gebe von den 8 möglichen Fällen je ein Beispiel: 1. (kein Zeichen) *sal* | *uaret* Sp. 432ra Z. 3; 2. (ein Zeichen) a) *tán* | *dem* 435va, 8; b) *sapien-* | *tia* 432ra, 4; c) *con* | *-stat* 433ra, 20; 3. (zwei Zeichen) a) *recé-* | *dit* 432rb, 25; b) *salú* | *-te* 432ra, 12; c) *sim* | *-plex* 432va, 13; 4) (drei Zeichen) *messié-* | *-que* 432ra, 28.

Dann geht Str. (S. XI ff.) zur Besprechung der wichtigsten sonst in Betracht kommenden Hs. über, Wolfenbüttel 3610 (W). Sie dient ihm vor allem dazu, das Problem der Entstehung und des Zweckes der Cambridger Sammlung der Lösung näher zu führen. Die 4 Stücke, aus denen die Sammlung in W besteht, finden sich ausnahmslos auch in C, und zwar in dem ersten, Nr. 2—15 umfassenden Teil, der mit einer Ausnahme Sequenzen enthält. Da W und C aber von einander abweichen, ist direkte Abhängigkeit der einen von der anderen nicht anzunehmen, vielmehr werden beide aus einer Ursequenzensammlung (U) geschöpft haben. Und diese war deutsch, wie sich aus dem Inhalt sämtlicher in W und eines großen Teiles der in C enthaltenen Sequenzen ergibt.

In C steht außerhalb dieses Abschnittes nur eine Sequenz, Nr. 30/30a. Str. sucht diese auffällige Erscheinung S. XIV zu erklären. Schon Jaffé sah, daß bereits unmittelbar hinter *sapientia,* dem letzten Wort des Rhythmus Nr. 1, die Anfangsworte jener Sequenz erscheinen. Er meint, der Schreiber habe hier bereits begonnen, Nr. 30/30a einzutragen, habe aber die Aufzeichnung aus einem nicht erkennbaren Grunde abgebrochen und erst später, weit hinter den übrigen Sequenzen, nachgeholt. Das leuchtet ein; gleichwohl möchte ich auch hier einen Einwurf nicht verhehlen. Es fällt doch auf, daß der Text auf S. 432r gründlich verderbt ist: *Caute cane. caute cane conspira karole*; in Nr. 30 heißt es richtig *Caute cane cantor care clare conspirent cannule.* Wie ist das zu erklären? Wenn der Schreiber schon das erste Mal die Vorlage U vor sich hatte, wie kam er dazu, sie derart zu entstellen? Hatte er doch vielleicht hier eine andere Hs. vor sich? Oder zitierte er aus dem Gedächtnis? Sehr merkwürdig ist auch, daß mit den Worten *Caute cane* usw. auf S. 432r nicht einmal eine neue Zeile angefangen wird. Ich bezweifle auch, daß man das *C* von *Caute* als Initiale bezeichnen darf; es ragt zwar deutlich über die Zeile hinaus, aber es ist wesentlich kleiner als die Initialen, durch die sonst Strophenanfänge u. dergl. bezeichnet werden, und kaum größer als das *c* des zweiten *caute.* Man muß hier wie im Buranus scheiden zwischen „großen Anfangsbuchstaben", durch die gelegentlich einzelne Wörter hervorgehoben sind, Anfangswörter von Sätzen, Eigennamen

Digitized by Google

usw., und die zugleich mit dem übrigen Text hingeschrieben werden, und Initialen, für die man Platz freiließ, um sie erst nachträglich, gewöhnlich farbig, einzusetzen, was dann oft unterblieben ist; auch in der Cambridger Sammlung kommt dergleichen vor. Rätselhaft bleibt also das Auftauchen des Verses an dieser Stelle immer noch.

Ebenso sonderbar wie die isolierte Stellung der Sequenz Nr. 30/30a erscheint das Auftreten des Liedes auf die Nachtigall, Nr. 10, das in rhythmischen Fünfzehnsilbern geschrieben ist und aus Frankreich stammt, mitten unter den deutschen Sequenzen des ersten Teils. Auch Str. weiß keine Erklärung dafür. Aber er schließt daraus, wohl mit Recht, daß an der bekannten Amarciusstelle, wo geschildert wird, wie der *iocator* oder *mimus* von Goliath, vom Suevulus, von Pythagoras und von der *philomela* singt, zwar nicht unsere Sammlung, wohl aber eine ihr verwandte dem Verfasser vorschwebt. Man kann Str. nur zustimmen, wenn er Brinkmanns Beweis, daß der Gönner des *iocator* ein Vornehmer geistlichen Standes gewesen sein müsse, für nicht stichhaltig erklärt, ebenso, wenn er gegenüber Winterfeld und Naumann betont, daß sich die Szene keineswegs in einem Dorfwirtshaus abspielt. Einig ist Str. dagegen mit Naumann darin, daß von „Mimusdichtung" in unserer Sequenzensammlung wie überhaupt in den CL nicht die Rede sein kann, daß diese Dichtungen vielmehr durchweg in einer „geistlichen, gelehrten und hochgebildeten Sphäre" erwachsen sind.

Der zweite Teil der Cambridger Sammlung (Nr. 16—49), von dem Str. alsdann handelt (S. XVI ff.), läßt ein gemeinsames Prinzip vermissen, wie es im ersten Teil — mit der erwähnten Ausnahme — durch die Sequenzenform gebildet wird. Str. betrachtet zunächst den letzten Abschnitt, Nr. 35—47, dessen Ursprung er, von einer Beobachtung Winterfelds ausgehend, nach Frankreich verlegt. Er weist das an dem größten Teil der Gedichte einwandfrei nach und schließt daraus, daß die anderen hier stehenden Texte, bei denen sich dieser Beweis nicht unmittelbar erbringen läßt, ebenfalls dorther stammen; darunter 40, das berühmte *Levis exsurgit zephyrus*, das demnach in Winterfelds 'Deutschen Dichtern des lateinischen Mittelalters' zu Unrecht steht. Str. vermutet, daß hier ebenso wie im ersten Teil eine bereits bestehende Sammlung en bloc übernommen wurde.

Als Entstehungsort der ganzen Sammlung wird für gewöhnlich das Rheinland angenommen. Str. äußert sich über diese Ansicht mit guten Gründen recht skeptisch (S. XVIII ff.), er billigt ihr allenfalls eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu. Und auch wenn wir feststellen könnten, daß der Sammler tatsächlich am Rhein gelebt hat, so ergibt sich daraus, wie Str. mit vollem Recht betont, nicht im geringsten, daß die einzelnen Gedichte auch dort entstanden sein müßten. Brinkmanns fast enthusiastisch vorgetragene Behauptung, dort am Rhein habe die mittelalterliche Liebesdichtung eine „erste, frühe Blüte" entfaltet, steht also auf sehr schwachen Füßen.

Ebenso wendet sich Str. (S. XX f.) gegen die von Traube, Breul und Brinkmann verfochtene Absicht, daß man „Vaganten" als Verfasser dieser Lieder und die Sammlung selbst oder ihre Vorlage als das Liederbuch, das Repertoire eines „Vaganten" anzusehen habe; ich kann ihm auch da nur vollauf beipflichten. Klar und nüchtern sieht er in den CL nichts weiter als

Digitized by Google

eine simple Anthologie (aus Versehen, wie er selbst mir mitteilte, hat er statt dessen den Ausdruck „Florilegium" gebraucht, ich darf das hier richtig stellen); und jedem, der unvoreingenommen die Dinge betrachtet, muß seine Beweisführung auch hier einleuchten. Der Brinkmannschen Theorie von der „Aufschwellung" vorhandener Texte durch „Vaganten" wird, soweit die Gedichte Nr. 10 und 37 in Frage kommen, in den Anmerkungen zu diesen der Todesstoß versetzt.

Nur in einem Punkt dieses Abschnitts bin ich mit Str. nicht ganz einverstanden. Er selbst betont wiederholt (S. XVII. XX und besonders S. XXII) das große Interesse des Sammlers für die Musik, und dennoch will er Kögels Meinung, daß die Gedichte „wohl durchweg für den Gesangsvortrag bestimmt" gewesen seien, in dieser Allgemeinheit nicht gelten lassen. Warum nicht? Ich wüßte keines unter den Gedichten zu nennen, das Kögels Ansicht widerspräche. Der musikalische Charakter wird ja auch im Wortlaut der Texte, besonders in den Eingängen, ausdrücklich betont; immer wieder kehren Ausdrücke wie *canere, cantio, cantilena, modus* usw. Nur einmal heißt es (Nr. 42, 1, 2): *quod vobis d i c o rithmice;* ein anderes Mal (Nr. 19, 1, 2): *thaz ig iz c o s a n muozi.* Rein von musikalischen Dingen handeln Nr. 21 und 45; in Nr. 12 wird Pythagoras besonders als der Schöpfer der Musik gepriesen, und auch den Eingang zu Nr. 6 bildet eine regelrechte musiktheoretische Abhandlung. Fast noch interessanter ist der Anfang von Nr. 43, wo ausdrücklich zwischen der Begleitung und dem Gesangsvortrag unterschieden und beides zwei Personen zugewiesen wird, die Begleitung auf der *lira*[1] dem *magister,* der Gesang dem *cantor.*

1) Nr. 45 beginnt mit den Worten *Rota modos arte personemus musica.* W. Meyer hat *Rota* = *Rotta* als Vokativ auffassen wollen; Str. scheint das nicht recht geheuer zu sein, und ich glaube, sein Gefühl leitet ihn da ganz richtig. Mir ist noch auffälliger als der Vokativ mit dem folgenden Adhortativus der 1. Pers. Plur. das Wort *Rota* selbst. Wenn sonst in diesen Gedichten von Saitenspiel die Rede ist, heißt es stets *cithara, lyra* oder *chorda* (s. das Wortregister); der Name des mittelalterlichen Saiteninstruments steht nur hier, und das ist um so auffälliger, als auch Nr. 45 durchaus die antike Musiktheorie wiedergibt; Pythagoras steht auch hier im Mittelpunkt, und Str. selbst verweist auf die wörtlichen Anklänge an Nr. 12. Sollte nicht das *R* von *Rota* einfach falsch sein? Es ist eine große Initiale; und man weiß doch, wie stumpfsinnig die Rubrikatoren manchmal zu Werke gegangen sind. ZfdA. 63, 92 f. habe ich ein besonders krasses Beispiel aus dem Codex Buranus angeführt; ich hätte noch mehrere andere aus derselben Hs. beibringen können. Freilich, was soll man für Rota einsetzen? *Tota* scheint mir den besten Sinn zu geben; allenfalls könnte man auch an *Lota, Mota, Nota* denken. Vielleicht wissen die Musikhistoriker Parallelen, aus denen sich ergibt, was das Richtige ist. Nun hat freilich in der Cambridger Hs. der Schreiber die einzutragenden großen Initialen, wie üblich, vielfach am Rande klein vorgezeichnet. Str. sagt zwar, es sei „gelegentlich" geschehen (S. X). Aber es scheint die Regel zu sein. Auf dem Innenrand der Seiten sind diese vorgeschriebenen Buchstaben meist, in 17 von 24 Fällen, vorhanden, möglich daß noch ein paar mehr in der Hs. stehen; ich weiß nicht, ob die Tafeln die Seiten alle bis ganz zum Innenrand wiedergeben. Auf dem Außenrande finden sie sich selten, z. B. neben Sp. 438rb. 439rb. 440rb. Überall stehen sie außerhalb der Reihe der Stichpunkte für die Liniierung, und sie sind dort, wo der Rand über diese Punktreihe hinausreicht, an allen in Frage kommenden Stellen ganz oder in Resten zu erkennen. Nun sind die Blätter ungleich beschnitten, manchmal geht der Schnitt durch die Stichpunktreihe hindurch (z. B.

Digitized by Google

Weil derartige Einleitungen sich mehrfach finden, deshalb halte ich es auch nicht für richtig, daß Str., hierin Winterfeld folgend, Nr. 30 von 30a getrennt hat. Ich kann den formalen Grund, der hierzu geführt hat, nicht als stichhaltig anerkennen: daß die erste Doppelstrophe von 30a, wenn man die Einzelstrophe 30 abtrenne, in ihrem Schema mit der Schlußstrophe übereinstimme, was für viele dieser Sequenzen charakteristisch sei. Gewiß, die meisten der Sequenzen haben diese Übereinstimmung, aber in Nr. 6 und 11 ist sie nicht vorhanden; strenge Regeln gab es dafür also offenbar nicht. Mit Einzelstrophen beginnen auch Nr. 3, 5, 15; und in Nr. 5 stimmt die Schlußstrophe wenigstens in der Silbenzahl genau mit der zweiten Strophe des ersten Strophenpaares überein; ich kann mir nicht denken, daß das ein Zufall ist, zumal auch das Schema ziemlich das gleiche wird, wofern man in Str. 11 *nobile* aus der 3. in die 4. Zeile herunterzieht, wogegen kaum Bedenken bestehen dürften. Freilich trägt Nr. 30 mit der folgerichtig durchgeführten Alliteration, dem deutlich hervortretenden Wechsel von Hebung und Senkung einen ganz anderen Charakter als die folgenden Strophen; allein auch in Nr. 6 hebt sich die Einleitung, schon durch ihre Doppelstrophen, scharf von dem Hauptteil ab, und dennoch ist hier an dem Zusammenhang gar nicht zu zweifeln.

Neben dem musikalischen ist der geistliche Charakter der ganzen Sammlung besonders ausgeprägt. Das ist auch von Str., in Übereinstimmung mit Naumann, hervorgehoben worden (S. XVI; s. oben); ich darf es wohl etwas weiter ausführen. Eine ganze Reihe von Gedichten, besonders im Anfang, ist rein geistlichen Inhalts, wir haben Preislieder auf die Trinität, auf Christus, auf Maria (Nr. 36), auf den heiligen Viktor (Nr. 8), weiter die Proteriuslegende (Nr. 30/30a) und anderes; dazu kommen dann die Lieder auf geistliche Fürsten (Nr. 7, 25, 38) und auf die Nonnen des Kölner Cäcilienklosters (Nr. 26). Aber auch in den Liedern, die dem Preis weltlicher Personen gewidmet sind, klingt fast überall die geistliche Note durch, nicht nur in den Totenklagen um Konrad II. (Nr. 33, hier nur im Refrain), um Heinrich II. (Nr. 9. 17), um Wilhelm von Aquitanien (Nr. 43), sondern ebenso in den Liedern auf die Kaiserkrönung Konrads II. (Nr. 3) und auf die Königskrönung Heinrichs III. (Nr. 16) sowie in dem Glückwunschgedicht auf die Genesung einer Königin (Nr. 41); auch der Bericht über die Begegnung Kaiser Ottos mit Herzog Heinrich von Bayern (Nr. 19) beginnt mit einer Anrufung des *almus thero ewigero thiernun filius*. Die einzige, um so bemerkenswertere Ausnahme bildet der *modus Ottinc* (Nr. 11), das Preislied auf die drei Ottonen. Geistlichen Enschlag zeigen ferner die Gedichte auf Pythagoras (Nr. 12,45), auf die Nachtigall (Nr. 10), das Vogelstimmengedicht Nr. 23 in der letzten Strophe (daß sie unecht ist, tut hier nichts zur Sache). Daß auch die *Invitatio amicae* (Nr. 27), die so starke Abhängigkeit vom Hohenlied zeigt, in geistlichem Sinne zu verstehen ist, scheint mir keineswegs ausgeschlossen, und ebensowenig, daß das Liebesgespräch Nr. 28 erbaulich endete. Ge-

Bl. 434), manchmal ist diese mit abgeschnitten (z. B. Bl. 441). Sicher sind dabei die meisten außen vorgeschriebenen Buchstaben mit verloren gegangen, so auch der neben *Rota* Sp. 441va. Aber selbst wenn dort ein r gestanden haben sollte, so würde nichts hindern anzunehmen, daß bereits die Vorlage die Verderbnis enthielt.

Digitized by Google

wiß erhebt sich dann die Frage, weshalb dann ein Späterer diese Texte tilgte (Str. S. 74, Z. 40 ff.); nun, vielleicht verstand er den rechten Sinn nicht, oder sein Eifer ging so weit, daß diese Verquickung von Erotischem und Geistlichem ihm an sich ein Greuel war. Über Nr. 39, das Brinkmann für eine Pastourelle erklären möchte, und über Nr. 49 enthalte ich mich des Urteils, weil zu wenig davon erhalten geblieben ist.

So sind denn sicher frei von geistlich-erbaulichem Einschlag außer Nr. 11 nur die Erzählungen und Schwänke von Lantfried und Cobbo, vom Schneekind, von Erzbischof Heriger und dem Aufschneider usw., das kurze musiktheoretische Stück Nr. 21, die Exzerpte aus klassischen Autoren (Nr. 29, 31 f. 34, 46), die Verse über die *mensa philosophiae* (Nr. 37), das παιζικόν Nr. 48 und die Frauenklage Nr. 40. Zusammen bilden sie ziemlich genau ein Drittel von den Gedichten, die übrig bleiben, wenn man diejenigen ausscheidet, bei denen die Auffassung zweifelhaft ist. Dieses Vorwiegen des geistlichen Charakters scheidet die CL scharf von den Carmina Burana, der Unterschied der Zeiten spiegelt sich darin.

Die beiden Grundzüge unserer Sammlung, der geistliche und der musikalische, prägen sich, wie mir scheint, gleich am Anfang deutlich aus. Str. erklärt es (S. XIV) für „wunderlich", daß der Sequenzensammlung, die den ersten Teil bildet, die erste Strophe eines alten Rhythmus vorangestellt ist. Sollte das nicht wohlüberlegt sein? In Nr. 1 heißt es: *Gratuletur omnis caro Christo nato Domino, qui . . . carnem nostram induit, ut salvaret, quod plasmavit Dei sapientia.* Nr. 2 beginnt: *Melos cuncti concinnantes gratiarum actiones solvimus . . .*; hier wird also die Aufgabe der *gratulatio,* von der in Nr. 1 allgemein die Rede war, der Musik übertragen. Es ist wohl auch nicht zufällig, daß in Nr. 1 der Konjunktiv steht: *Gratulemur,* in Nr. 2 der Indikativ: *solvimus*; dann wäre also Nr. 2 die Antwort auf die Aufforderung von Nr. 1. Ganz stimmt die Sache freilich nicht. In Nr. 1 ist vornehmlich von Christus die Rede, es ist eben die erste Strophe eines Weihnachtshymnus. Nr. 2 dagegen richtet sich an den Heiligen Geist; denn Str.s Ergänzung des nach dem Schema hinter *solvimus* fehlenden dreisilbigen Paroxytonons, *factori,* trifft schwerlich den rechten Sinn. Str. vermißt mit Recht das Beziehungswort zu dem folgenden Relativsatz *aciem qui nostre mentis roboravit ad cernendum summi patris coeternum verbum;* in diesem Satz haben wir den Vater und den Sohn, es fehlt also der Heilige Geist, und es wird wohl hinter *solvimus* der Dativ eines Wortes, das diesen bezeichnet, zu ergänzen sein, oder besser, da weder *spiritui* noch *paraclito* noch *pneumati* noch *flamini* recht in den Vers paßt, ein allgemeiner Ausdruck, an dem der Relativsatz einen Halt findet; man könnte etwa Fröhners *illi* beibehalten und *solvimus* zu *persolvimus* ergänzen. Indes auch das 2. Gedicht handelt hauptsächlich wieder von Christus, und ich bezweifle, daß sich der Sammler über die Diskrepanz, die natürlich bleibt, sonderliche Skrupel gemacht hat. Wie will man die Anfangsstellung besonders von Nr. 1 denn sonst deuten? An Zufall oder Schreiberlaune kann ich nicht recht glauben. Möglicherweise fällt von hier aus auch neues Licht auf das sonderbare *Caute cane* usw. hinter Nr. 1 (s. oben); sollte etwa statt Nr. 2 ursprünglich Nr. 30 (als Einzelstrophe) stehen, was dann aber schon nach den ersten Worten aufgegeben wurde? Der Grund dafür ist freilich nicht ersichtlich, ebenso wenig,

Digitized by Google

warum dann die Worte nicht getilgt wurden, und erst recht nicht, warum man mit *Caute* nicht einmal eine neue Zeile anfing, ja ihm sogar den Schmuck einer Initiale versagte.

Erst hinter Nr. 2, das ja auch nur ganz kurz ist, beginnt die eigentliche Reihe der großen Sequenzen. Habe ich recht mit meiner Auffassung, dann stimmt der Anfang der ganzen Sammlung, mag er nun mit der „Ursequenzensammlung" übernommen sein oder erst von dem Sammler von C herrühren, vortrefflich zu den bald geistlichen, bald musikalischen, bald beides in sich vereinigenden Eingängen einzelner Gedichte. Das Geistliche ist, wie es sich nach mittelalterlichem Fühlen geziemt, vorangestellt. Dann aber hat doch in dem Sammler, sei es in dem von U oder in dem von C, das musikalische Interesse überwogen und ihn veranlaßt, auch allerhand weltliche Stücke aus den Vorlagen mit zu übernehmen oder neu einzufügen.

Wenn Nr. 1 und Nr. 2 als Einleitung des Ganzen zu betrachten sind, dann haben wir damit zugleich einen neuen Beweis, daß die Sammlung wenigstens am Anfang unversehrt ist; den der Carmina Burana haben wir ja leider als unwiederbringlich verloren zu beklagen.

Auf diesem zugleich geistlichen und musikalischen Grundton beruht nun auch wohl im wesentlichen der einheitliche Eindruck, den die Sammlung trotz der Benutzung verschiedener zu erschließender Vorlagen und trotz der Buntscheckigkeit des Inhalts und der Formen macht. Str. hebt ihn (S. XXI) mit Recht hervor. Er sieht voraus, daß man deswegen Einwände gegen seine Annahme mehrerer Quellensammlungen erheben werde, und er sucht ihnen zu begegnen, indem er darlegt, daß offenbar die Sammler von U und von C sich durch gleiche Interessen leiten ließen. Das leuchtet durchaus ein. Daß z. B. die Planctus auf Heinrich II., Nr. 9 und Nr. 17, voneinander getrennt stehen, erklärt sich einfach aus der Form: der eine ist eine Sequenz, der andere ein Rhythmus. Mit einer Ausnahme (Nr. 10, s. oben), die wir allerdings so wenig jemals mit Sicherheit werden erklären können wie das Auftreten der Sequenz Nr. 30/30a unter den Rhythmi oder des gleichstrophigen Gedichts Carm. Bur. Nr. 34 mitten unter lauter „iubili", d. h. Leichen, bestand eben die Sammlung U durchweg aus Sequenzen; da hatte der Rhythmus nichts zu suchen[2]. Das formale, d. h. im wesentlichen musikalische Interesse des Sammlers überwog eben das stoffliche, und wenn wir so glücklich wären, sämtliche Melodien zu kennen, so würde vielleicht allgemein der Eindruck der Buntscheckigkeit stark eingeschränkt oder beseitigt werden, den wir gewinnen aus der bloßen Betrachtung des Inhalts der Texte und ihrer rein dichterischen Formen, über die Str. S. XXII einen Überblick gibt. S. 132 macht er darauf aufmerksam, daß die drei aufeinander folgenden Stücke Nr. 16—18 Refrain haben; er fragt, ob das Zufall sei. Nein, das ist es gewiß nicht. Ich verweise auch hier wieder auf die Carmina Burana. Diese sind, und auch das ist ein wesentlicher Unterschied von der Cambridger Sammlung, in der Hauptsache nach dem Inhalt angeordnet, und zwar viel planmäßiger, als selbst W. Meyer erkannt hat; einige Male ist aber auch, wenngleich erst in zweiter Linie, die Form für die Zusammenstellung maßgebend gewesen. So

2) Ist es übrigens wohl ein Zufall, daß sowohl Nr. 10 wie Nr. 30 oben in einer Spalte beginnen?

Digitized by Google

ist die erste Gruppe der Liebeslieder geradezu überschrieben: *Incipiunt jubili*; und zweimal sind Gedichte mit Refrain zusammengestellt: Nr. 53—59 und, worauf mich W. Meyer schon vor langen Jahren aufmerksam gemacht hat, Nr. 140—146 (auch in Nr. 144 bezeichnet die Hs. v. 3—6 als *Refl.*, was Schmeller, wie das seine Art war, stillschweigend unterdrückt hat).

S. XXIII f. gibt Str. einen genauen Überblick über die bisher erschienenen Ausgaben der ganzen Sammlung wie auch einzelner Stücke daraus; daran schließt sich (S. XXV) eine Übersichtstafel, die es leicht ermöglicht, die Nummern der Hs. (und der neuen Ausgabe) mit denen bei Jaffé, Breul und in MSD. zu vergleichen. Es folgen noch kurze Bemerkungen (S. XXV f.) über die beim Druck befolgten Grundsätze und der Dank an die Helfer. Str. hat, obwohl an sich ein Feind dieser Titel moderner Prägung, die üblich gewordenen, meist von Jaffé herrührenden Überschriften stehen lassen, wenn auch nur unter dem Text. Das ist ganz gut, weil man sich an sie gewöhnt hat, die meisten auch den Inhalt richtig angeben; aber es wäre Mißverständnissen vorgebeugt worden, wenn Str. hinzugefügt hätte, daß er sich keineswegs mit ihnen identifiziert. So ist Str. mit mir durchaus darin einig, daß die Überschrift von Nr. 4 *„Laudes Christo actae"* vollkommen falsch ist: die Sequenz preist die ganze Dreieinigkeit, nicht Christus allein. Auch die Überschriften einiger anderer Gedichte scheinen mir nicht recht zu stimmen: Nr. 23 müßte es etwa heißen *„De avium carminibus aestivis"* statt des gar zu allgemeinen *„Carmen aestivum"*; Nr. 26 ist überschrieben *„De S. Caecilia"*, aber das trifft nur die ersten vier Verse, die Hauptsache ist die dieser Einleitung folgende Huldigung an die vier Konventualinnen des Cäcilienstifts; Nr 30a soll handeln *„De Proterii filia"*; aber eigentlich steht deren Gatte im Mittelpunkt.

Für Rasuren gebraucht Str. das Zeichen ///, aber nur im Apparat. M. E. wäre es gut gewesen, wenn man dies oder ein andres unzweideutiges Zeichen auch im Text derjenigen Gedichte verwandt hätte, die ausradiert oder geschwärzt sind. So sind statt dessen Punkte eingesetzt, entsprechend der Zahl der sicher oder wahrscheinlich fehlenden Buchstaben, und das kann zu Mißverständnissen führen. Z. B. steht in Nr. 39,3 am Ende der 2. Zeile zwischen *b:* und *ut* ein Punkt: wer nicht die Breulsche Tafel (Sp. 440vb, Z. 31) neben Str.s Text liegen hat, nimmt natürlich an, daß da auch ein Buchstabe getilgt ist, und zerbricht sich womöglich den Kopf, was da gestanden haben könnte. Aber hier entspricht der Punkt bei Str. einem wirklichen Punkt in der Hs.; ebenso ist es mit dem Punkt zwischen *t* und *mihi* Str. 4, Z. 1 (Hs. Sp. 440vb, Z. 33). In Str. 5 hat Str. die Punkte der Hs. durch Semikola wiedergegeben, offenbar, weil auch ihn die Doppeldeutigkeit der Punkte störte; aber ein kurzer Hinweis im Apparat wäre doch willkommen gewesen, und warum ist jenes Auskunftsmittel nicht schon in den vorhergehenden Strophen angewandt worden?

Daß die radierten und geschwärzten Stücke auch in dieser Ausgabe nur in kümmerlichen Bruchstücken gedruckt werden konnten, wird man allgemein als eine schmerzliche Lücke empfinden. Str.s Schuld ist das nicht, auch nicht die der Cambridger Bibliothek, die auf des Herausgebers Bitte sich sofort bereit erklärte, mit Fluoreszenzphotographie an die unleserlichen Stücke heranzugehen. Leider haben äußerliche Hindernisse das vereitelt. Es

Digitized by Google

ist auf das dringendste zu wünschen, daß die Hindernisse sich recht bald beheben lassen; ich zweifle nicht, daß dann Cambridge diese Ehrenpflicht gegenüber der Wissenschaft alsbald erfüllen wird. Handelt es sich doch bei diesen Stücken durchweg um Erotica, die deshalb ganz besonders wichtig sind, weil wir sonst aus der älteren Zeit sehr wenig dergleichen haben; es ist ja deswegen an ihnen auch schon ausgiebig herumexperimentiert und herumgerätselt worden. Alles wird auch die Fluoreszenzphotographie schwerlich zu Tage fördern, aber soweit ich aus meinen Erfahrungen mit S. 49r des Codex Buranus urteilen kann, wird doch recht vieles wieder zum Vorschein kommen und uns dem vollen Verständnis dieser Stücke zum mindesten näher bringen. Dann wird sich vielleicht auch entscheiden lassen, ob ich recht habe mit einer Vermutung, daß in Sp. 440vb der Text noch in eine 41. Zeile hineinreichte, und vor allem werden wir hoffentlich erfahren, was in Nr. 19, 2, 3 (Hs. Sp. 437rb, Z. 36) hinter ***heinrich*** gestanden hat; ***bruother*** ist ja wohl endgültig abgetan, ich bekenne aber, daß ich an ***bringit*** oder gar ***bringt*** ebenfalls bis jetzt nicht glauben kann. Ein *g* scheint zwar dazustehen, aber sicher ist es mir ganz und gar nicht, und wenn es wirklich vorhanden ist, so ist doch, darin muß ich Breul (S. 107) vollkommen recht geben, der Raum zwischen *i* und *g* für ein *n* viel zu klein.

Die stattliche Reihe der Helfer, die Str. in dem letzten Abschnitt der Vorrede aufführt (S. XXVI), legt allein schon Zeugnis davon ab, wie sehr der Herausgeber bemüht gewesen ist, nach allen Seiten hin den Dingen auf den Grund zu gehen und vor allem die sonstigen in Frage kommenden Hss. vollständig und möglichst unmittelbar zu erfassen. Das ist der Textgestaltung in reichem Maße zu gute gekommen; es ist einer der Hauptvorzüge des Buches vor allen seinen Vorläufern.

Und so gibt uns denn die eigentliche Ausgabe zunächst einen bis in alle Einzelheiten wohlüberlegten, dazu mit peinlicher Sorgfalt und übersichtlich gedruckten kritischen Text; er ist im allgemeinen konservativ behandelt, doch ohne ängstliche Scheu auch vor stärkeren Eingriffen, wo sie nötig erschienen. Darunter steht bei jedem einzelnen Stück zunächst das Verzeichnis sämtlicher Hs., von denen der Herausgeber Kunde hatte oder erhielt, mit genauen Angaben über Herkunft, Literatur und Art der Benutzung; überall ist, so weit es irgend möglich war, auf die Überlieferung unmittelbar zurückgegangen. Welche Mühe sich Str. gegeben hat, auch ganz entlegene Hss. aufzustöbern, lehrt u. a. der Bericht (S. 100 f.) über die leider vergeblichen Versuche, die Hs. X von Nr. 42 festzustellen. Es versteht sich, daß die varia lectio die gleiche Gewissenhaftigkeit zeigt. Es folgt dann zu jedem Gedicht ein knapper, aber alles Wesentliche behandelnder Kommentar mit reichlichen Quellen- und Parallelenangaben; regelmäßig wird vor allem auch auf die oft sehr schwierige Form der Lieder eingegangen, von den meisten Sequenzen erhalten wir sogar ein ausführliches Schema, wofür man besonders dankbar sein wird. S. 7 Z. 39 muß die erste Zahl 42 heißen statt 43; das wenige, was mir sonst an Versehen und Druckfehlern bisher aufgestoßen ist, lohnt nicht die Mitteilung.

Der eigentlichen Ausgabe folgt ein Anhang; in Nr. 1 und 2 erhalten wir einen kritischen Abdruck eines anderen Nachtigallenliedes (zu Nr. 10) aus einer französischen Hs. und des Lehrgedichts ***Ad mensam philosophiae,*** von

Digitized by Google

dem die Cambridger Hs. nur die erste Strophe enthält (Nr. 37). Man wird für diese Beigaben ebenso dankbar sein wie für den Abdruck des rhythmischen Gedichts auf Lantfrid und Cobbo im Anhang zu Nr. 6 (S. 18 ff.). Das interessanteste und ergötzlichste unter diesen Stücken ist Nr. 1, das Str. schon ZfdA. 62, 214 ff. ausführlich besprochen und als Parodie von Nr. 10 erwiesen hat. Hier gibt er uns den Text selbst, mit wesentlichen Besserungen gegenüber dem bisher einzigen Abdruck in den Anal. hymn., ausführliche Lesarten mit vielen weiteren Konjekturen und vollständige Einzelnachweise der Anklänge an die Vorlage. So ist jetzt der Gesamtgedankengang durchaus verständlich, im einzelnen bleibt freilich, zumal wegen des wahrhaft schauerlichen Lateins, noch manches dunkel.

Nr. 3 des Anhanges gibt einen ausführlichen und höchst lehrreichen Überblick über die verschiedenen Auslegungen, die Nr. 19 *(„De Heinrico")* seit der ersten Veröffentlichung durch Eccard (1720) erfahren hat. Die besten Namen der germanistischen Wissenschaft ziehen da neben vielen kleineren an uns vorüber. Str. selbst hält (S. 60) für die annehmbarste Seemüllers Ansicht, wonach der dargestellte Vorgang die Versöhnung Ottos I. mit seinem Bruder Heinrich Weihnachten 941 ist, die späteren Geschlechtern in einem milderen Lichte erschienen sei, das Gedicht könne 984/85 verfaßt sein. Ich enthalte mich einer eigenen Stellungnahme, bis die Fluoreszenzphotographie (s. oben) ihr Werk getan hat; doch fürchte ich, daß der „Leidensweg" des Gedichtes noch keineswegs zu Ende ist.

Es folgen dann (S. 120 ff.) ein vollständiges Namenverzeichnis und ein Wortregister. In diesem vermisse ich dies und jenes; so wollte ich neulich wegen Nr. 2 (s. oben) dort nachsehen, welche Synonyma für „Heiliger Geist" in den CL vorkommen, wurde aber enttäuscht. Doch weiß ich, daß nicht Str. daran schuld ist, sondern der enge Rahmen, den ihm die Sparsamkeitsrücksichten gezogen haben, zu denen die Not der Zeit auch ein Unternehmen wie die Monumenta Germaniae zwingt.

Den Schluß (S. 136 ff.) bilden Nachträge und Berichtigungen; das S. 136 aus den Distinctiones monasticae angeführte Distichon *Mens mala* usw. findet sich unter Hildebert bei Migne 171, 1279 A § XXIII und C § XXV sowie bei Giraldus Cambrensis ed. Brewer 1, 373, Nr. XXXI. Die beigegebene Photographie von S. 437r der Hs. kann sich freilich, schon des kleineren Formats wegen, mit Breuls Tafeln nicht entfernt messen, ist auch leider, wie Str. selbst (S. 119) zugibt, an der wichtigsten Stelle ziemlich mißraten: von dem bösen Wort hinter *heinrich* (Sp. 2 Z. 36) ist außer *br.* so gut wie nichts zu lesen. Dennoch wird sie demjenigen, dem Breuls Ausgabe nicht zugänglich ist, eine ausreichende allgemeine Vorstellung von dem Aussehen der Hs. geben.

Zu der eigentlichen Ausgabe könnte ich noch außer dem, was ich bereits vorgebracht habe, im einzelnen allerhand bemerken und nachtragen; ich muß es auf eine andere Gelegenheit verschieben. Aber wenn ich auch in manchem anderer Meinung bin als Str. und hoffe, daß man in diesem und jenem Punkte noch über ihn hinaus kommen kann, so ist das eben nur deshalb möglich, weil mit dieser Ausgabe die feste und zuverlässige Grundlage für alle weiteren Studien über den Gegenstand geschaffen worden ist. Ich glaube, daß dies auch durchaus in Str.s Sinne gesagt ist, daß ihm selbst sein Werk ebensowohl einen Anfang wie einen Abschluß bedeutet.

Digitized by Google

Edward Schröder hat erst jüngst (AnzfdA. 45, 93) über den „Verfall der Editionskunst und die bewußte Vernachlässigung der Pflichten und Aufgaben des Herausgebers" bitter geklagt. Dieses Werk, das fast gleichzeitig an die Oeffentlichkeit trat, treffen solche Vorwürfe jedenfalls nicht. Wie schwierig die Aufgabe war, erhellt schon daraus, daß bis zu ihrer befriedigenden Lösung seit dem ersten Bekanntwerden der Hs. über 200 Jahre vergangen sind, und Str. selbst ist, wie er S. XXVI bekennt, nur widerstrebend an sie herangetreten. Sie verlangte nicht bloß Sorgfalt und Gründlichkeit, sodern vor allem völlige Beherrschung des weitschichtigen Stoffes und ferner Klarheit und Sicherheit des Urteils, ruhig-nüchterne Besonnenheit, die den Phantastereien nachzuhängen verschmäht, zu denen diese Hs. mit ihren mannigfachen Rätseln so leicht Anlaß geben kann und Anlaß gegeben hat. Diese Bedingungen waren hier in vollem Maße erfüllt; das konnte man im voraus wissen, und jede Seite der Vorrede, des Textes, der Anmerkungen und der Beigaben zeugt davon. So reihen sich denn die Cambridger Lieder den anderen Ausgaben, die wir Str. verdanken, aufs würdigste an, und wir dürfen uns freuen, daß der erste wirklich brauchbare und für immer grundlegende Druck dieses hochwichtigen Denkmals in Deutschland erschienen ist.

Dem Germanisten, dem Latinisten, dem Historiker und im besonderen dem Musikhistoriker wird die neue Ausgabe in gleicher Weise willkommen sein. Wenn wir von den Fachgelehrten absehen, sind die Cambridger Lieder, so sehr es manche von ihnen verdienen, bis jetzt kaum dem Namen nach bekannt, während von der jüngeren Schwestersammlung, den Carmina Burana, die meisten eine, wenn auch in der Regel sehr verschwommene oder gar falsche Vorstellung haben. Möge die Ausgabe Str.s auch über die Kreise der Forschung hinaus zahlreiche Leser finden; der geringe Umfang macht die Anschaffung auch dem einzelnen möglich.

FRANKFURT A|M., NOVEMBER 1926 OTTO SCHUMANN

Meister Eckeharts Rechtfertigungsschrift vom Jahre 1326. Einleitungen, Übersetzung und Anmerkungen von Dr. Otto Karrer und Dr. Herma Piesch (Deutscher Geist. Erschlossene Quellen seines Wesens. Herausgeber: Dr. Arthur Hoffmann-Erfurt. Erster Band). Erfurt, Stenger 1927. 171 S. 8^{8}.

Als im Jahe 1923 die lang ersehnte Rechtfertigungsschrift Meister Eckeharts durch Daniels und Baeumker der Forschung zugänglich gemacht wurde, ist es gewiß manchem ergangen wie dem Referenten: ein Gefühl der Enttäuschung blieb nach der Lektüre zurück, insofern man sich sagen mußte: wir gewinnen wohl einen tieferen Einblick in die Gedankenwelt Eckharts und in das prozessuale Verfahren gegen ihn, erhalten auch neue, unwiderlegbare Beweise dafür, wie stark gerade die deutschen Predigten und der 'Liber Benedictus' für die verurteilten Lehrsätze Material geliefert haben: allein eine überzeugende Klärung der strittigen Punkte in Eckharts Lehre und damit der Frage über die Berechtigung der Verurteilung bringt auch das 'Defensorium' nicht, kann es vielleicht auch nicht, da der konfessionelle Standpunkt bei der Beurteilung niemals auszuschalten sein wird. Es wird dem Nichtkatholiken schwer, in Sachen des Dogmas sich in den Gegensatz von *sensus per-*

Digitized by Google

sonalis und *sensus objectivus* einzufühlen, geschweige denn ihn anzuerkennen. Bemüht er sich auch geziemenderweise der katholischen Lehre Rechnung zu tragen, so hängt doch gerade hiervon die Beurteilung der päpstlichen Bulle ab. Ein Fortschritt in der Eckhartforschung ist dennoch trotz der angedeuteten Schranke erfreulicherweise durch die Veröffentlichung der Rechtfertigungsschrift zu verzeichnen. Denifle — seine Verdienste um Meister Eckhart, insbes. um dessen lateiniche Schriften werden dadurch nicht geschmälert — hatte Eckhart zu einseitig in das scholastische System eingeordnet, seine Einschätzung als gelehrten Theologen eher herabzudrücken gesucht, andererseits aber auch dem Mystiker Eckhart, vor allem seinen deutschen Sermonen nicht die Bedeutung zuerkannt, die sie uns heute, wo die Rechtfertigungsschrift vorliegt, zu verdienen scheinen. Muß es doch auffallen eine wie große Zahl der beanstandeten Lehrsätze sich gerade mit Stellen aus dem 'Trostbuch' und den deutschen Predigten (es kommen Pfeiffer Nr. 6. 8. 25. 40. 65. 72. 82. 83. 84. 90. 96 und Jundt, Pauthéisme populaire Nr. 11 S. 265 in Betracht) befassen, die von den Zensoren ins Lateinische übertragen werden mußten. Diese Erkenntnis ist nicht ohne Gewinn für die Textkritik der deutschen Sermone und läßt der deutschen Überlieferung gelegentlich mit größerem Vertrauen begegnen, als wir es gemeiniglich bisher getan.

Ich habe in dieser Zeitschrift 52, 175 den Fortschritt in der Eckhartforschung an der Hand von O. Karrers 'Meister Eckehart. Das System seiner religiösen Lehre und Lebensweisheit' zu würdigen versucht. Einen weiteren Dienst hat Karrer ihr jetzt, seine Studien fortsetzend und ergänzend, durch die hier zur Besprechung stehende deutsche Übersetzung der Rechtfertigungsschrift und deren eingehende Kommentierung geleistet, zu der Herma Piesch, der wir bereits eine gehaltvolle Abhandlung über Eckharts Lehre vom „Gerechten" in der Festschrift der Nationalbibliothek in Wien. 1926, S. 617—630 verdanken, eine religionspsychologische 'Einleitung zum inneren Charakter der Rechtfertigungsschrift' beigesteuert hat. Karrer hat durch eine andere Anordnung der neun Gruppen beanstandeter und verteidigter Stellen bei Daniels, die dieser in unberechtigter Abhängigkeit von der Soester Hs. eingehalten hatte, die Übersichtlichkeit und damit auch das Verständnis des Schriftstückes wesentlich erleichtert. Es handelt sich um drei verschiedene Gruppen von Dokumenten: 1. die Anklageschrift des ersten Zensors A 1—4 (bei Daniels V—VIII S. 21—34), betreffend Stellen des Trostbuches, einer Apologie desselben, aus dem Genesiskommentar, richtiger aus verschiedenen lat. Schriften, und aus einer größeren Reihe meist noch erhaltener deutscher Predigten. 2. Gegenüber dieser Anklageschrift rechtfertigte sich E. am 26. Sept. 1326 Punkt für Punkt: B I—IV (Daniels I—IV, S. 1—21); dazu gehört, was Daniels übersah, der Schluß S. 65^{20}—66^{27}. 3. Auf eine zweite Anklageschrift, für die vermutlich ein zweiter Zensor verantwortlich ist, erwiderte Eckhart nach Überreichung der ersten Rechtfertigung in direktem Anschluß an jeden einzelnen Satz: es sind 59 Predigtstellen, die wir in 37 Fällen aus dem deutschen Material belegen können; auf sie war auch schon z. T, im Abschnitt A IV, B IV (Daniels IV, VIII) Bezug genommen.

Karrer weist darauf hin, daß mit diesen drei Teilen das Material, wie es die Soester Handschrift bietet, noch nicht vollständig vorliegt. Es muß noch eine weitere Anklageschrift mit Eckharts Verteidigung gegeben haben. Dafür

Digitized by Google

spricht der öfter verschiedene Wortlaut in den Texten der beiden Zensoren und der päpstlichen Bulle. Zudem bietet die Rechtfertigungsschrift für mehrere Sätze der Bulle überhaupt keine Stütze. Sie sind mit einer Ausnahme dem wichtigen Johannes-Kommentar entnommen, der von den beiden Zensoren noch nicht herangezogen worden ist; dagegen scheint Nikolaus von Cusa von dieser dritten Anklageschrift gewußt zu haben (S. 12).

Im Einzelnen äußert sich Karrer scharfsinnig über die Arbeitsweise der beiden Zensoren A und C; sie haben wohl in einem gewissen Einverständnis, aber doch relativ selbständig gearbeitet: A exzerpierte aus den lateinischen und deutschen Stücken, C nur aus den Predigten; ihre Vorlagen boten naturgemäß mancherlei Varianten. A ist theologisch besser geschult, übersetzt aber flüchtiger; aus seiner sprachlichen Ungewandtheit bei Wiedergabe der deutschen Texte wollte Karrer auf einen Nichtdeutschen schließen, was sich inzwischen bestätigt hat (s. den Nachtrag S. 18 f.). Es war der erzbischöfliche Inquisitor im Eckhartprozeß Fr. Albertus von Mailand, Lektor der Minoriten, dem „unverschämtes" Benehmen gegen den päpstlichen Visitator und Generalvikar des Dominikanerordens in Deutschland Fr. Nikolaus (von Straßburg) urkundlich nachgesagt wird. Der zweite Zensor C, Magister Reiner, Dr. theol. und Domherr von Köln, steht philologisch höher, verrät dagegen philosophisch und theologisch nur mangelhafte Bildung.

Die Vorlagen der Zensoren weichen in Einzelheiten von den bei Pfeiffer und sonst gedruckten Predigttexten ab: die Entscheidung, welche Lesart die ursprüngliche, muß von Fall zu Fall erwogen werden, wobei zu berücksichtigen ist, daß die Nieder- und Nachschriften der Predigten nicht von Eckhart selbst herrühren. Auffallender ist, daß Unstimmigkeiten (s. z. B. A. I Satz 6. 12. 15) aber auch da sich zeigen, wo es sich wie beim Trostbuch um eine authentische Eckhartschrift handelt. Hinzu kommen Mißverständnisse der Zensoren, die zufällig sein können, es gewiß auch öfter sind und sich verschieden begründen lassen, aber es gibt doch auch Fälle, die schwerer ins Gewicht fallen und mindestens den Vorwurf der Leichtfertigkeit verdienen, um nicht Schlimmeres zu vermuten. Der Zensor A sowie sein Nachfolger als Kommissar im Eckhartprozeß waren Minoriten, und Karrer neigt der Ansicht zu, die Franziskaner (Skotisten) hätten wohl in Avignon „den Schlag gelenkt, der Eckhart traf — und den Thomismus meinte."

Karrer konnte bei Abfassung seiner Schrift bereits Kenntnis nehmen von den wichtigen Untersuchungen des P. Théry O. P. in der 'Vie spirituelle. Collection dominicaine'. Er verhält sich ablehnend gegen die dort vorgetragene Behauptung, Eckhart sei überhaupt nicht Mystiker gewesen, vielmehr nichts als Metaphysiker oder besser Dialektiker und Logiker in exzentrischem Ausmaß (S. 16). Damit wird man aber Eckhart nicht gerecht und die von Théry noch unberührt gebliebenen, psychologisch feinsinnigen Ausführungen von H. Piesch in dem schon oben genannten Beitrag (S. 20—51) sind deshalb besonders willkommen, weil sie einen Weg einschlagen, auf dem sich m. E. auch die bisher einander widerstreitenden Meinungen am ehesten zusammenfinden können. Ihr ist Eckhart vor allem der mystische Prediger, der Verkündiger des Evangeliums vom innern Gottesreich, und es kann nicht stark genug betont werden, daß, wenn es gilt die Bedeutung und das Wirken

Digitized by Google

Eckharts ins rechte Licht zu setzen, sein Predigerberuf und damit sein Predigtwerk ausschlaggebend sind. Sagt er doch selbst, daß gerade seine Predigten so oft falsch verstanden wären, wofür er nicht verantwortlich gemacht werden könne. Die Grundthemen seiner Predigt hat er einmal selbst kurz zusammengefaßt (Pf. 91, 24), und H. Piesch legt sie im einzelnen aus. "Wir sind bei Eckhart darauf angewiesen, seine Lehre vom 'verborgenen Leben eines Gotteskindes' mehr dem Prediger und Seelenführer bei seinen Ausführungen zwischendurch abzulauschen, als daß wir Gelegenheit hätten, ihn selbst eine zusammenhängende Theorie über den Gegenstand vortragen zu hören". Sein Lieblingsthema, auf das er immer wieder ‚mit grandioser Einseitigkeit' zurückkommt, ist und bleibt die Lehre von der Gottesgeburt in der Seele. Gott ist in der Seele, aber auch sie ist, übernatürlich durch die Gnade, in Gott. Das bloße Seelenleben soll zum Leben Gottes in uns und mit uns werden. Den Weg dahin führt uns Eckhart und er ist ihn selbst gewandelt. Es ist der „passive Weg" des Gott-Erleidens, der gänzlichen Hingabe an Gott: die lautere bloße Gott-Empfänglichkeit. Dieser „passive Weg" ist aber weit entfernt von quietistischer Untätigkeit, nur daß alle noch so gut gemeinte Selbstbetätigung des Menschen *(via activa,* vgl. hierzu S. Hampe. Der Begriff der Tat bei Meister Eckehart. Weimar 1926) nicht zum Ziele führen kann. „Psychologisch kann die Verschmelzung zwischen göttlichem und menschlichem Ich eine mehr oder minder vollständige werden, — nicht aber ontologisch. Wir sind zwar durch die Gnade eins mit Christus, sein Leben ist unser Leben, aber wir werden niemals selbst Christus." Es ist zwischen innerlichem Leben und übernatürlichem Leben zu scheiden: dann erklärt sich so manches Mißverständnis in Eckharts Lehre. Ich muß mich hier so kurz fassen. Die lichtvollen und mit innerer Anteilnahme vorgetragenen Begründungen der Verf. verdienen sorgfältige Beachtung und haben mich von der Bedeutung Eckharts als Prediger nur noch mehr zu überzeugen vermocht.

S. 61 ff. folgt Karrers Übersetzung der Dokumente in der oben näher bezeichneten Anordnung, mit reichen kritischen Anmerkungen. Abweichungen in dem lateinischen sowie in den verschiedenen deutschen Texten sind im Druck kenntlich gemacht, was besonders erwünscht sein mußte. Ich hatte bereits gleich nach Erscheinen der Daniels-Baeumkerschen Ausgabe die Fundstellen, so weit dies möglich ist, aus dem 'Trostbuch' und den deutschen Predigten zu ermitteln gesucht und stimme mit Karrers Ergebnissen in allem wesentlichen überein. In der 'Apologie' hat Eckhart auf beanstandete Sätze im 'Trostbuch' erwidert unter Zuhilfenahme seiner früheren lateinischen Ausführungen in den gelehrten Schriften. Gegen das 'Trostbuch' müssen also schon vor dem gerichtlichen Verfahren kritische Stimmen laut geworden sein, woraus sich dann die dramatische Steigerung folgendermaßen entwickelt haben wird: 'Trostbuch' — Angriffe — 'Apologie' — gerichtliche Zensur und Verteidigung gegen beide A. I. II. B. I. II. (S. 142).

Von den 59 Predigtstellen in C (Daniels IX, Karrer II) — für II 1 und 2 (S. 161) ist die Fundstelle die gleiche wie für II 3: Jundt Nr. 11 (267, 7. 22; 268, 5 f.); für II 15c (S. 163) Pfeiffer 310, 7; bei Karrer heißt es in diesen Fällen: „Fundstelle fehlt" — läßt sich für 6—8. 14. 21—34. 44—46. 53 die Vorlage nicht ausfindig machen. Da II 4. 5 sowie 9—11 Exzerpte aus Pfeif-

Digitized by Google

fers Predigt Nr. 90 sind, möchte man vermuten, daß auch 6—8 daraus entnommen sind; die Vorlage müßte aber anders beschaffen gewesen sein, als sie in Pfeiffers Abdruck vorliegt. — Auffallenderweise versagt für II 21—34 jeder Nachweisversuch, II 21. 22. 24 (auch 53) sind Auszüge aus hier namhaft gemachten Predigten, die wir sonst nicht kennen; für II 24 Sermo: *In hoc apparet caritas dei* steht, beiläufig bemerkt, Pfeiffer Nr. 13 abseits. Auch für II 44—46 steht die Quelle nicht zur Verfügung. Der zweite Zensor hat jedenfalls aus einem reicheren Predigtenmaterial in deutscher Sprache schöpfen können als A.

Im Kommentar zur Übersetzung sucht Karrer geschickt und maßvoll seinen in der ersten Schrift eingenommenen Standpunkt zu vertiefen, das Bild, das sich ihm von Eckharts Persönlichkeit gestaltet hat, noch schärfer zu beleuchten (s. z. B. S. 153), öfter im Gegensatz zu P. Théry. S. 149 f. nimmt er die verfängliche Frage *aliquid in anima*, über die er sich in seinem älteren Buch eingehend (S. 321 ff.) geäußert hatte (vgl. dazu meine Stellungnahme in dieser Zeitschrift 52, 179), wieder auf, um Thérys Versuch, den Widerspruch auf Kosten Eckharts und zur Entlastung von Köln und Avignon zu beschönigen, abzulehnen. Man kann Karrers Ausführungen Théry gegenüber für überzeugender halten, ohne deshalb die Annahme verderbter Überlieferung als ausreichende Begründung gelten zu lassen.

Daß der Zensor gelegentlich seine Vorlage flüchtig gelesen oder sie mißverstanden hat, wurde bereits hervorgehoben; da berührt es befremdend, wenn Eckhart in seiner Rechtfertigung den objektiv entstellten Text des Zensors verteidigt, anstatt einfach auf seine früheren richtigen, einwandfreien Ausführungen zu verweisen (S. 138 zu Nr. 6, S. 141 Nr. 15, S. 157 Anm. 18). Ich bekenne, für dieses eigentümliche Verfahren Eckharts keinen befriedigende Erklärung zu finden.

Die Forschung wird sich noch weiter mit Eckharts 'Defensorium' auseinanderzusetzen haben;[1] ich möchte auch hier hinweisen auf die gründliche Charakteristik der Lehre Eckharts von O. Dittrich, Geschichte der Ethik 3 (1926), S. 215ff.

Zu berichtigen wäre: S. 64: im dritten Absatz von Nr. 10 ist beim Übersetzen eine Zeile übersehen. — S. 64 Z. 1 v. u., vgl. S. 140, 6: auch die Handschrift hat e r (Trostbuch 23, 37) in Übereinstimmung mit dem Zensor A. — S. 141 Nr. 15 ist der 24. (nicht 23.) Satz der päpstlichen Bulle gemeint. — S. 142 zu Nr. 4: der Vergleich mit Jostes 12, 34 ff. = Pf. 122, 17 ff. = Paradisus 50, 6 ff. = Müchner Museum 1, 10, 7 ff. ist doch nur ein sehr loser. — S. 154ff. Z. 1 v. u. lies C 47. — S. 155 Nr. 15: die Fundstelle ist Pf. 126, 23 ff. — S. 156 Nr. 16: die Fundstelle ist Pf. 134, 12. — S. 162 Nr. 13: wegen der Umgebung kommt vielleicht eher Pf. 298, 4 (Nr. 90) in Betracht. — S. 163 Z. 1 v. u. lies 312, 12. — S. 167 Nr. 41 lies Pf. 134,8ff. — S. 168 Nr. 48a lies Pf. 262, 40. — Die S. 170 Nr. 55—59 dem Verf. durch Théry zugänglich gemachte Straßburger Handschrift hat schon Pahncke in seinen 'Eckehartstudien' 1913 S. 24 ff. herangezogen und verwertet.

1) Dies ist inzwischen mehrfach geschehen durch die Forschungen von Grabmann, Koch und Quint, auf die ich hier nachträglich verweisen möchte.

HALLE IM MÄRZ 1927 PHILIPP STRAUCH

Digitized by Google

Karl Plenzat: Die Theophiluslegende in den Dichtungen des Mittelalters (Germanische Studien herg. von Dr. E. Ebering, Heft 43). Berlin, Emil Ebering, 1926. 263 S.

Kaum eine Legende ist während des Mittelalters im Lateinischen und in den Volkssprachen, mündlich und schriftlich, in Traktat und Predigt, in Vers und Prosa, mehr erbaulich oder mehr unterhaltend, so oft und so mannigfaltig behandelt worden als diejenige von Theophilus, dem „gottgeliebten", nachmals abtrünnigen und endlich durch die h. Jungfrau geretteten Vicedominus des Bischofs von Adana in Cilicien. Keine eignete sich gleichermaßen zum Gefäß mittelalterlicher Frömmigkeit in allen ihren Schattierungen, von strengstem Cluniazensertum bis zu den Vorahnungen einer freieren Geisteshaltung und einer neuen Schätzung der Persönlichkeit im Sinne der Renaissance; keine ist aber auch im Mittelalter so stark ausgeschöpft worden und mit ihm versunken, um allenfalls in jesuitischen Schulübungen und neuestens in künstlichen Belebungsversuchen freier Spielgruppen eine Art Schattendasein anzutreten. Gerade wegen ihrer Vieldeutigkeit und Vielgestaltigkeit aber ist die Theophiluslegende mit den Geheimnissen ihres inneren Werdens und mit der Fülle ihrer äußeren Darstellungen sehr schwer zu fassen; bedeutende Ansätze sind seit der Veröffentlichung wichtiger Texte in den Acta Sanctorum (vom 4. Februar, im 1. Bande dieses Monats), also seit der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, immer wieder gemacht worden. Echte Wissenschaft, kühne Spekulation und Dilettantismus haben sich daran versucht. Das Wichtigste aus der Folgezeit war E. Sommers hallische Dissertation „De Theophili cum diabolo foedere" von 1844, die aber nur bis auf den ältesten lateinischen Text eines italienischen Diakons Namens Paulus zurückging, während Jubinal schon 1839 in seiner Ausgabe des Trouvères Rutebeuf zwei griechische Fassungen abgedruckt hatte. Zugleich hatte Jubinal die französische Dramatisierung des Stoffes (außer einer Verslegende von Gautier de Coincy) zugängig gemacht. Weitere wichtige Texte gab G. H. Dasent: „Th. in Icelandic, Low German and other tongues" 1845, worin schon die Stockholmer Fassung des mnd. Th. Dramas stand. (Die Helmstädter Fassung hatte schon P. F. Bruns 1798 sehr unvollkommen mitgeteilt). Den drei deutschen Dramentexten haben dann Mone, Ettmüller und vor allem Hoffmann von Fallersleben forschende und herausgeberische Arbeit gewidmet, bis ich selbst alle drei Fassungen (H = Helmstedt, S = Stockholm, T = Trier) auf Grund eigener gründlicher Einsichtnahme in die Hss. und mit möglichster Schonung der Überlieferung zum Abdruck brachte (Th., mnd. Drama in drei Fassungen hrsg. v. R. Petsch. Heidelberg 1908).

Inzwischen war nicht nur eine Fülle von Texten in andern Sprachen (besonders in der englischen) aufgetaucht, auch die Stoffgeschichte hatte Fortschritte gemacht, und vor allem waren Glaube und Schrifttum des Mittelalters immer besser bekannt geworden. Die bedeutsamste Förderung erfuhr die Forschung durch W. Meyers Aufsatz über Radewins Gedicht von Th. (in den Münchener Sitzungsberichten, Bd. 1, 1873, S. 49ff., neuerdings abgedruckt in Meyers „Gesammelten Abhandlungen zur ml. Rhythmik" Bd. 1, Berlin 1905, S. 59ff.) und durch Eugen Kölbing, „Über die englischen Fassungen der

Digitized by Google

Theophilussage", in seinen „Beiträgen zur vergleichenden Geschichte der Roman. Poesie und Prosa des Mittelalters", Breslau 1876, S. 1 ff.

Ich selbst habe mich jahrelang um eine Gesamtdarstellung des Gegenstandes bemüht, wurde aber durch meine Übersiedelung ins Ausland 1911 vor neue Aufgaben gestellt, schlug auch allmählich in der Forschung andere Bahnen ein und mußte mein weitschichtiges Material zurücklegen. So viel hatte ich längst eingesehen, daß ein wirklicher Überblick über die gesamte Überlieferung bei den heutigen Zuständen der Hss.-Katalogisierung und -Beschreibung niemals zu erreichen sein würde, so freundliches Entgegenkommen ich auch bei in- und ausländischen (besonders französischen) Bibliotheken stets gefunden hatte. Meine Aufgabe sah ich vor allem darin: Typen herauszuarbeiten und die innere Entwicklung der Legende in ihren beiden (nicht immer scharf zu scheidenden) Hauptsträngen, dem rein erbaulichen und dem frei-dichterischen, samt ihrer Vorgeschichte und ihren Nachwirkungen zu erfassen. Ich hatte das Gefühl, daß längeres Liegenlassen des Materials unter steter Weitung des Blickes und dauernder Vertiefung in die eigentliche Problematik des Gegenstandes der Sache nur förderlich sein konnte. Nun ist mir ein junger Forscher zuvorgekommen, ganz unerwartet, aber nicht unwillkommen. Ich sehe zu meiner freudigen Überraschung, daß auch seinem Spüreifer mancher Fund gelungen ist, der mir entgangen war.

K. Plenzat beschränkt sich auf die eigentliche Theophilusdichtung des Mittelalters, und ohne eine solche Beschränkung war vielleicht überhaupt an kein Fertigwerden zu denken. Er geht also in der Einleitung nur sehr kurz auf die Legende selbst nach ihrem Wesen, ihrer Entstehung und Überlieferung ein, bemüht sich eifrig um die eigentlich literaturgeschichtliche Betrachtung der lateinischen und volkssprachlichen Dichtungen, zu deren Erklärung er viel Neues beibringt und sucht endlich „das Theophilus-Problem nach seiner materialen und formalen" Seite zu fassen. Dieser Abschnitt gibt im Wesentlichen einen beschreibenden Durchblick durch die besprochenen Fassungen, etwa in der Art W. Heinzels, wobei nicht viel Wesentliches und Neues herauskommt, aber doch eine ganze Reihe von wichtigen Einzelzügen z. B. mnd. Dichtungen in den rechten Zusammenhang gerückt werden. Das Beste gibt Pl. in den philologischen und den eigentlich literarhistorischen Abschnitten. Bei den allgemeinen weltanschaulichen Erörterungen schöpft er, sehr begreiflich, mehr aus zweiter Hand, und rein literaturwissenschaftliche Fragen werden mehr gelegentlich berührt, als eigentlich in Angriff genommen. Im Ganzen merkt man dem Buche noch ein gewisses Tasten an, der Verfasser ist seines ungeheuren Stoffes noch nicht völlig Herr geworden und so wäre es wohl möglich, ja zu begrüßen, wenn später, nach Erschließung neuer Quellen (und vor allem nach Vollendung des Inventars der deutschen Handschriften) ein anderer Wanderer des gleichen Weges zöge, nicht ohne Berücksichtigung der gesamten Prosaüberlieferung und der bildlichen Darstellungen. Er wird aber auf Pl. Vorarbeit mit weit mehr Befriedigung zurückblicken und viel fester darauf fußen können, als es Pl. selbst seinen Vorgängern gegenüber vergönnt war. Schon Pl. freilich hätte außer der Vorgeschichte auch die Neben- und Nachwirkungen der Th.-Dichtung heranziehen sollen, vor allem die „Militarius"-Legende, deren lat. Fassung ich in den „Neuen Heidelberger Jahrbüchern" herausgab. (Verbesserter Abdruck in „Gehalt und Form", S. 260 ff. Wichtige

Digitized by Google

Textverbesserungen bei K. Strecker: „Kritisches zu mal. Texten", ZfdA. 63,103 ff.)

Für eine solche spätere Bearbeitung seien hier ein paar Gesichtspunkte und Einzelheiten gegeben, die sich zumeist an Pls. Darstellung kritisch anschließen.

Nur kurz befaßt sich Pl., wie gesagt, in seinem ersten Abschnitt mit der Vorgeschichte der Th.-Legende. Über ihre äußere Entstehung wird sich auch wenig Bestimmtes sagen lassen. Die älteste lateinische Fassung läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit in das 9. Jahrhundert versetzen (R. Köpke, Ottonische Studien, Bd. 2, S. 50); der griechische Text, der ihrem Verfasser, dem neapolitanischen Diakon Paulus vorlag, wird mindestens um ein Jahrhundert älter sein. L. Radermacher setzt sie neuerdings zwischen 650 und 850 („Griechische Quellen zur Faustsage", Wiener Sitzgsber., Bd. 206, MMM Abhandl. 4, Wien 1927). Rs. ausgezeichnete Forschungen über Entstehung und Form der älteren christlichen Magussagen (Simon, Cyprianus, Proterii servus, Anthemius) beruhen auf genauester Kenntnis des ganzen Sagenkomplexes und auf tiefster Einsicht in das Leben der Sage, wie der epischen Gestaltung. Wir müssen uns hier mit einem kurzen Hinweis begnügen, um dem Gegenstande und seiner neuesten Bearbeitung binnen kurzem die eingehende Sonderbehandlung zuteil werden zu lassen, die sie verdienen. Auch aus Rs. Darstellung geht hervor, daß der Verfasser der griechischen Erzählung wohl seinen Namen Entychianos und vor allem die Angabe fingiert hat, als sei er Diener und *οἰκογένης* des Th. gewesen und berichte sein Schicksal als Augen- und Ohrenzeuge. Wir dürfen wohl eher annehmen, daß Gestalt und Name Th. erfunden sind, wenn auch vielleicht irgend welche geschichtlichen Züge auf den „Gottesliebling" übertragen sein mögen. Was die innere Entstehung der Legende anlangt, so sei hier nur so viel gesagt, daß Teufelsglaube und Marienverehrung wohl ihre Organe, nicht aber, wie Pl. meint (S. 12), ihre Wurzeln sind. Die Legende wurzelt in älteren Beschwörer- und Teufelsbündnersagen, die weit über das Christentum zurückgehen, ja bei den primitiven Völkern ebenso gut zu treffen sind, wie Zauberwettkämpfe und Hexenprozesse. Über die ältesten Formen der tragischen Magussage, deren Held mit seiner Kunst am Ende zusammenbricht (sei es vor den Dämonen, sei es vor einem mächtigeren Zauberer), habe ich an anderen Stellen ausführlicher gehandelt (vgl. die Zusammenfassung in meinem Abhandlungsbande „Gehalt und Form", Dortmund 1925, S. 225 ff. „Magussage und Faustdichtung", auch die Einleitung zu meiner kommentierten Ausgabe von Goethes Faust, Bibl. Institut, 2. Aufl. 1925). Zur Entstehung und Phänomenologie der Magussage vgl. jetzt G. Gesemann, Soziologische und psychologische Zusammenhänge in der Sagenforschung, Ztschr. f. Völkerpsychol. und Soziologie I, bes. S. 37 ff. (Teufel und Teufelsbeschwörer). Neu ist an den jüngeren christlichen Legenden vor allem daß der Beschwörer zugleich ein Abschwörer ist; der Gottesliebling, der durch den Taufbund Erlöste, geht zum Bösen über, um endlich durch die überlegene Kraft eines oder einer Heiligen wieder gerettet zu werden. Dieser im Grunde genommen optimistische Dualismus hat natürlich wieder seine Vorstufe im Heidentum und in der älteren nachexilisch-jüdischen Legende. Im Hintergrunde steht der Kampf zwischen Gott und dem Teufel. Aber aus dem heilsgeschichtlichen Dogma heraus hätte sich niemals eine persönliche Legende entfaltet, wäre nicht die uralte tragische Formel der Beschwörersage vorhanden und, in mannigfachen Abhandlungen, tief in das Bewußtsein der Menschheit einge-

Digitized by Google

prägt gewesen. Sie ist die rechte Ausgeburt eines sehr ursprünglichen Wertkonfliktes in der Menschenseele: auf der einen Seite spricht sie von der Sehnsucht des Individuums, über alle Schranken, auch die des Menschen überhaupt, hinauszudringen und die Herrschaft des Geistes über die Geister zu bewähren; auf der andern Seite rebelliert das Hordenbewußtsein des primitiven Menschen gegen solche Kühnheit und wendet sich gegen die Ausgeburt eigenster, tief verborgener Wünsche. Eigenherrlichkeit und Gemeinschaftsgeist, weiterhin Willkür und Gesetz, Tatendrang und Grenzgefühl, alles lebt in diesen Sagen und Legenden mit, und darum hat die Magussage nicht bloß eine viel ältere Vorgeschichte als die Theophiluslegende, sondern hat sie auch bei weitem überlebt. Die Renaissance weiß nachher von den großen Teufelsbündnern, die nicht begnadet werden; mit der von Hause aus tragischen Faustsage rettet sich diese Formel in die neuere Zeit hinüber, unendliches Leben versprechend, eben weil sie von ewigen Sehnsüchten und Gegensätzlichkeiten im Menschen berichtet.

Schon die christliche Legende vom Abschwörer nahm in jeder Umgebung, in jeder Epoche andere Formen an. Dauernd bildete der immer gleich bleibende Sagenkern andere Organe aus, um jeweils seinen besonderen Sinn Menschen von einer neuen besonderen Art zu offenbaren. Diese wechselnden Abschattungen des geistigen Gehalts in der ur- und altchristlichen, in der mittelalterlichen und in der Magussage der Renaissance hat Kuno Fischer im ersten Bande seines Faustkommentars (Goethes Faust, 1. Band: Die Faustdichtung vor Goethe, 7. Aufl. her. v. V. Michels, Heidelberg 1907) ausgiebig und eindrucksvoll umschrieben, obwohl seine Deutung stellenweise von veralteten religions- und kirchengeschichtlichen Anschauungen ausgeht. Die Beziehungen zwischen Gehalt, motivischer Organisation und Ausdrucksform aber harren noch des Bearbeiters. Die Theophiluslegende gehört in eine größere Gruppe hinein, worin der abtrünnige Sünder durch die Macht der Fürbitte aus Heiligenmund errettet wird, um einen förmlichen und feierlichen (in späterer Sage mit Blut versiegelten) Pakt zunichte zu machen. Die frühere Legende vom Typus der „Cyprianussage" (vgl. jetzt R. Reitzenstein, Cyprian der Magier in den „Göttinger Nachrichten", 1917, S. 38ff. und Rademacher, a. a. O. S. 5ff.), die noch dem Ringen der Kirche um ihre Existenz entsprungen war, zielte noch auf die Überzeugung und Bekehrung des Magiers. Jetzt ist die Wahrheit der Religion eine Selbstverständlichkeit, aber Satanas sucht Gott die Seelen einzeln zu rauben, er verlockt sie, den Taufpakt durch eine dämonische Fratze zu widerrufen. Das Thema des Abfalls, in den Tagen der Verfolgung eine sehr aktuelle Angelegenheit, wird nun zum klassischen Beispiel des Sünders, an dem die Macht des Bösen und die Macht der Heiligen sich erproben können; der alte Zauberwettkampf, der noch in der urchristlichen Simon Magus-Legende ganz irdisch-greifbare, an seinen märchenhaften Ursprung erinnernde Formen bewahrt hatte, wird hier auf einen einzigen Kernfall innerhalb der übergreifenden Rahmenhandlung eingeschränkt. Die schwerste aller möglichen Sünden, die nicht durch Todesfurcht oder in der Folterkammer erzwungene, sondern mit klarem Bewußtsein aus irdischen Begierden (Rach- und Genußsucht, später auch aus Wißbegierde) sich losringende Absage an Gott erscheint in ihrer gräßlichsten Gestalt. Es ist auch nicht der Magier von Beruf, der Zauberer in eigener Sache, der die Sünde begeht. Cyprianus lieh seine Hilfe einem

Digitized by Google

jungen Freunde, der nachher in die Vergessenheit versank, während er selbst allmählich von der Macht der Wahrheit ergriffen wurde. In der neuen Legende treten die Magier, die Vermittler zwischen dem Sünder und dem Teufel, in den Hintergrund; es liegt eigentlich kein Grund mehr vor, das düstere Reich des Bösen in dämonischen Farben zu schildern, und schauerliche Szenen am Kreuzweg auszumalen: dergleichen wird aus der älteren Legendenliteratur (vgl. Rademacher a. a. O. S. 47) noch als rein stoffliches Reizmittel nebenher gebraucht und taucht noch spät (etwa im Faustbuch und Faustspiel) in irgend einer Form wieder auf, nur ganz romanhaft und nicht als wesentliches Glied behandelt. Ein Nekromant oder ein *Hebraeus nefandissimus* übernimmt die Verhandlungen, die nachher mit ziemlicher Sachlichkeit, immer den Blick auf das Hauptproblem gerichtet, dialogisch ausgeführt werden. Dem kann dann, wie in den späteren deutschen Spielen z. B., eine Szene zwischen der Retterin und den Dämonen entsprechen; so stehen diese Szenen zwischen den Rahmenszenen (Sündenfall und Beseligung) einerseits und dem Kern des Ganzen (Teufelsbund, Weltleben und Bekehrung) andrerseits. Tritt somit die Gestalt des verführten Sünders ganz in den Mittelpunkt, so wird die Legende dazu neigen, gewisse biographische Bestandteile näher auszuführen, je nach Zeitstimmung und Darstellungsform mit mehr oder weniger breitem Realismus, bald typisch, bald mehr individualisierend. An die Stelle der erotisch-novellistischen Einkleidung, welche sensationelle Schilderungen, wie es die ältere Sagenschicht zeigte, auch an die Stelle des ganzen Zauberapparates, setzt die spätere Dichtung die Erzählungen der Voraussetzungen des Abfalls, um dann genauer auf die Verzweiflung, die Verführung und den Fall des Gerechten einzugehen. Weiterhin lockt sein Pakt mit dem Bösen, der nun den Gottesabfall in fürchterlichster Form, womöglich (kraft innerer Steigerung des Hauptmotivs) unter Ablehnung jeder künftigen Errettung darstellen muß. Im allgemeinen neigt das Mittelalter noch weniger dazu, die durch den Pakt erlangten weltlichen Freuden des Näheren auszuführen (im Gegensatz etwa zu der späteren Faustsage!), dagegen ergibt sich als neues wichtiges Glied der Anlaß zur Bekehrung; am liebsten verweilen die geistlichen Erzähler natürlich bei der Wirkung der Predigt eines Mannes ihresgleichen. Es folgt dann noch eingehendere Schilderung der Beichte und des Bußverfahrens und vor allem des Eingreifens der heiligen Helfer. Nun steigt die Erzählung aus Dunkel zum Licht empor und endet, ihrem inneren Sinne gemäß und so lange sie im Kirchensinn rein erhalten wird, nicht bloß mit der Begnadigung des Sünders (wobei es ohne Gewalt oder List dem Erzfeind gegenüber nicht abgeht), sondern mit seinem seligen Ende, denn auf dieser Erde hat er eigentlich nichts mehr zu suchen. Es bedeutet schon eine Umbiegung im Sinne des „Gradualismus", wie er sich doch erst im späteren Mittelalter allgemeiner durchgesetzt hat, wenn der begnadigte Sünder in das Erdenleben zurückkehren darf, nun vor allen weiteren Anfechtungen geborgen. Das entsammt mehr weltlicher Art und Sehnsucht. Der Gnadentod des Beseligten entsprach in der neuen Schicht dem Märtyrertum der altkirchlichen Legende, wie ihn z. B. Cyprianus und Justina erlitten. Aus dieser älteren Form aber ragt in die neue Legende noch ein sehr wichtiges Glied herüber, nicht als übernommenes Schmuckmittel, sondern eher mit gesteigerter Wesenhaftigkeit: die große Klage des zur Erkenntnis seiner Schuld gelangten Sünders. Die Poenitentialdichtung ist ein

Digitized by Google

bedeutsamer, auch durch deutsche „Sündenklagen" vertretener Zweig der mittelalterlichen Literatur (vgl. jetzt G. Ehrismann, Gesch. der deutschen Literatur, 2. Teil, Bd. 1, S. 175 ff). Wie weit sie in die urchristliche Literatur zurückreichen, ob sie nicht anfangs mehr individuell gehalten waren, erst später einem durchgehenden Schematismus sich fügten und nun auch als Bauglieder in größere Dichtungen eingingen, kann hier nicht untersucht werden. Auch Radermacher (a. a. O., S. 5, Anm. 1) klagt darüber, daß „die Literatur der Konfessionen längst nicht genügend bekannt sei", und es gibt in unserm Zusammenhange denn doch wohl zu denken, daß das *Decretum Gelasianum* neben der *Poenitentia Cypriani*, die als *Μετάνοια* unter unsern Zeugnissen zur Cyprianssage wohl bekannt ist und neben einer *P. Origenis* (vermutlich identisch mit dem mehrfach hsl. überlieferten *Planctus O. is*) noch eine apokryphe *P. Jamme et Mambre* erwähnt, die also wiederum zwei Magiern (der Sage nach den Gegnern des Mose) in den Mund gelegt war. (Vgl. das Decr. Gel. her. v. Dobschütz, in Harnacks Texten und Untersuchungen, Bd. 38, H. 4, Leipzig 1912, S. 306). Und am Schlusse unseres Faustbuches steht wieder ein großer *Planctus!*

Wir haben den Inhalt des neuen Typus, der Sage vom geretten Bündner, ungefähr umschrieben. Was der Theophilussage und ihren Verwandten eignet, ist die feste Einstellung des Blickes auf die gnadenreiche Jungfrau. Sie rückt die alte Magussage in die unmittelbare Nähe der Marienlegenden, in deren Kranz sie ja denn auch bei dem Dichter des „Passionale" und anderswo eingeflochten erscheint. Damit werden alle Linien weicher; aber auch das Siegesbewußtsein ist von vornherein stärker und läßt eine größere zeitweilige Belastung des Sünders zu. Dafür ist nachher der Glanz am Schluß um so strahlender und reiner; da breitet sich die Jubelstimmung der Seele aus, die im Reiche der Gebenedeieten herrscht. Daß der innere Gehalt der Legende auch dazu drängt, der Marienbegeisterung noch irgendwie, etwa hymnisch, deutlichen Ausdruck zu geben, liegt auf der Hand. Damit ist die Stimmungs- und Motivwelt umschrieben, aus der heraus die mannigfachen Gebilde der Theophilusdichtung besonders des späteren Mittelalters zu verstehen sind. Bei ausführlicherer Behandlung, etwa in dramatischer Form, muß sich wohl auch ein gewisser Gegensatz in der Auffassung des Helden offenbaren, den nicht jeder Dichter auszugleichen oder in Entwicklung aufzulösen imstande ist. Von vornherein will sich ja, für unser Empfinden zum mindesten, der übermütige Sünder, dessen Verleugnung jetzt meist aus dem Hange nach Wohlleben, nach Macht und nach Rache abgeleitet wird (der auch zum Abfall späterhin keiner besonderen dämonischen Einwirkung mehr bedarf, sondern die Dämonen selber aufsucht), recht schwer zu dem hingebenden Verehrer der Jungfrau schicken, dessen Anruf uns selbst ans Herz greifen soll. Aber man weiß, wessen das Mittelalter in dieser Hinsicht fähig war; wir erinnern besonders an die französische Legende von dem marienverehrenden Straßenräuber usw. Die deutschen Dichter empfinden i. a. den Gegensatz schwerer und suchen ihn dadurch zu beheben, daß sie Theophilus bei seiner großen Absage die heilige Jungfrau mit mehr oder weniger Erfolg von der „Versagung" ausnehmen lassen. In diesen Rahmen wäre ungefähr das einzuspannen, was Pl. in seinem Schlußabschnitt mehr inhaltlich-schematisch ausführt, von hier aus wäre auch in der Interpretation der einzelnen Dichtungen manches zu beleuchten.

Digitized by Google

Unter diesen Dichtungen gehen uns diejenigen in deutscher Sprache nicht nur von Fachs wegen am nächsten an, sondern weil sie auch (das Mirakel des Rutebeuf und einiges Englische etwa ausgenommen) den Stoff am lebendigsten gestalten, ihm am meisten abzugewinnen wissen. Mit großer Treue hält sich freilich Hrotsvith in einer ihrer schönsten Dichtungen an die Legende, die sie nur im Sinne der eigenen Zeit weiter auswertet, indem sie z. B. dem Helden ausdrücklich zu seinen sonstigen Tugenden auch die gelehrte Bildung verleiht, die ihr selbst so viel bedeutete; im übrigen versteht sie sich auf Stil und weiß zwischen den Anforderungen des erbaulichen Prosatraktats und der Versdichtung zu scheiden: die unendliche Liste der begnadeten Büßer bei Paulus schränkt sie auf drei kennzeichnende Fälle ein und gewinnt der Darstellung des Petrus neue Gefühlsnoten ab. Vor allem zeigt sie Gefühl für die dem Stoff innewohnende Formtendenz: daher, nicht aus eigenem, „tektonischen Bedürfnis" (Pl. S. 29), erklärt sich jener wirklich überraschend durchsichtige und eindrucksvolle Bau ihrer Dichtung. Daneben wirkt freilich die Dichtung des Franzosen Marbod (um 1100) eher „malerisch". Im Übrigen scheint er viel weniger auf sinnliche Werte als auf stimmungsschwere Symbole auszugehen. Dahin gehört die in ihrer Art treffliche Färbung seines Teufelsbildes: *Ipse teter, furcus, baratri tamen igne coruscus.* Das hängt mit dem vorhergehenden *mortis imago* eng zusammen. Dagegen dürfen wir ihm die Einschränkung der Schilderung dämonischer Herrlichkeit nach dem vorangegangenen nicht zum Vorwurf machen. Der griechische Text, an den Pl. (S. 33) erinnert, steht eben doch noch stark unter dem Einfluß früherer Legendendichtungen, während der Th.-Stoff auf westlichem Boden allmählich das „Ungemäße" ausschied. Die Darstellung der Szene bei dem Bayern Radewin, die Pl. als „plastisch und greifbar" rühmt, ist wohl eher moralisierend und eifrig bestrebt, die ganze Herrlichkeit als faulen Zauber abzutun (*Omnia falsa tamen, herus utpote falsus eorum*).

Was die deutschen Fassungen angeht, so wäre es doch zu wünschen gewesen, daß Pl. den kürzeren lateinischen Prosafassungen und Bearbeitungen näher nachgegangen wäre und sich um die Quellenfrage bemüht hätte. Sehr viel Material scheint allerdings noch ungedruckt zu sein, doch läßt sich auch wohl mit dem Gedruckten manches erreichen bzw. erschließen. Es ist ja zu beachten, daß der arme Hartmann in seiner *Rede* den Th. einfach als *Herren* erwähnt, ohne seines Priesteramtes zu gedenken. Ähnlich beginnt J. Herolt in seinem *Promptuarium discipuli de miraculis gloriosae V. M.* Nr. 42 (die Stelle bei W. Meyer, Radewin S. 61): *Fuit quidam nobilis Theophilus nomine.* Aber die Erzählung Herolts weicht im folgenden doch an wichtigen Stellen von derjenigen Hartmanns ab: Hartmann weist (wie Paulus) auf die Gottesgnade hin, die Th. zur Reue führt, bei Herolt fehlt dieser Zug; dort spielt Maria eine Nebenrolle, hier wird die ganze Geschichte nur ihr zu Ehren vorgetragen. Das ist nun freilich in den meisten, wenn nicht in allen lateinischen Darstellungen der Fall. Unter ihnen aber erinnert an Hartmanns Erzählung eine Predigt des Wiener Gottfried, *In omni festivitate S. M. B. V.*, die in der Bibl. max. vet. patr. Bd. XXI, (S 81, Abschnitt C) abgedruckt ist. Hier heißt Th. einfach *Christianus quidam*, ebenfalls ohne Hinweis auf sein geistliches Amt. Bei Hartm. heißt es *die Rede sagit uns alsus*, bei Gottfried *ut veraciter legitur;* auch in der lateinischen Predigt wird eigens erwähnt: *Postea*

Digitized by Google

vero divinae pietatis miseratione compunctus (vgl. Hartm. V. 1950ff). Und hier wie dort erhört der Heiland die Fürbitte seiner Mutter ohne Weiteres, wie es ja auch in der Erzählung des Paulus geschah. Vielleicht gehen beide Darstellungen auf eine uns noch unbekannte Verkürzung der alten Legende zurück. Zwei Züge vor allem hat Hartmann zugefügt: er läßt die Himmelskönigin mit großem Gefolge vor ihren Sohn hintreten — ein Motiv, das vielleicht freischwebend in der Mariendichtung beliebig auftreten konnte und das z. B. auch in eine ndl. Prosaversion der Legende eingegangen ist (vgl. J. Verdam, Theophilus, Amsterdam 1882, S. 161); er macht ferner eine große Volksmenge zum Augenzeugen, wie der Teufel zuletzt den Vertrag aus der Luft fallen läßt: mit Recht erinnert Pl. S. 45 an die ältere Legende vom Diener des Proterius, einem Teufelsbündner, den der h. Basilius erlöste. Solche Motive mochten sich auf mündlichem Wege aus einer Legende in die andere hinüberschleichen.

In der kritisch schwer zu beurteilenden Dichtung des Brun von Schonebeck hat die Dichtung schon einige weitere bedeutsame Züge gewonnen: unmittelbar aus dem Geist der Marienlegenden heraus erwächst die Weigerung des Theophilus, der Maria abzusagen, ferner der Wortkampf Marias mit dem Teufel vor dem Richterstuhle ihres Sohnes, die anfängliche Weigerung Christi, ihn zu begnadigen, und der endliche Sieg der Mutter Gottes; der Blutpakt dagegen, den ja auch Rutebeuf hat, gehört wieder den Bündnersagen überhaupt an: ein Gegenstück zum Taufpakt. Eine gewisse allmähliche Verweltlichung der Legende zeigt sich z. B. darin, daß die Gottheit nicht unmittelbar in das Seelenleben des Th. eingreift, sondern er in seinem Alter, angesichts des nahenden Todes, von Reue erfaßt wird; ebenso am Schluß, der deutlich auf eine Begnadigung innerhalb des Erdenlebens hinweist. Sicherlich gehen auch jene neuen Züge der Mariendarstellung auf irgend welche lateinischen Quellen zurück, die ich aber z. Z. nicht sicher nachzuweisen vermag. Gewiß fußen Hartmann und Brun, mindestens teilweise, auf „mündlicher Tradition", wie Pl. 61 (vgl. auch 63) sagt, aber es sollte betont werden, daß an der mündlichen Tradition hauptsächlich die Kanzel beteiligt war.

Das Ringen der Jungfrau mit ihrem göttlichen Sohn um die Seele des Th. ist am wirksamsten in den drei mnd. Dramen ausgeführt. Die kürzeste und in mancher Hinsicht wohl auch altertümlichste Fassung ist die Helmstädter (H; die Hs. ist jetzt in Wolfenbüttel); keinesfalls ist das die Urfassung, wie eine Reihe grober Entstellungen beweisen; auch hat sie weder der ausführlicheren Fassung in der Stockholmer Hs. (S) noch der stark erweiterten Fassung in der Trierer Hs. (T) unmittelbar zugrunde gelegen. Die drei Fassungen weichen auch so stark voneinander ab, daß bei einer harmonisierenden Herstellung, wie sie Chr. Sarauw unter dem stolzen Titel „Kritische Ausgabe" hat drucken lassen (Kgl. Danske Vidensk. Selskab, hist.-filol. Meddel. VIII 3, Kopenhagen 1923) nicht mehr als ein geistreicher Versuch herauskommen kann. Immerhin ist S. dem Verhältnis der drei Fassungen gründlicher nachgegangen als Pl. Beide aber gehen zu wenig darauf ein, daß H augenscheinlich ganz andern Zwecken dienen will als S und wohl auch als die Urfassung des Werkes, die wir mit U bezeichnen. Nur T ist uns als (gründlich „zerlederte") Bühnenhandschrift erhalten. Der Verfasser erstreckte den Inhalt des Dramas augenscheinlich in drei Teile, es ist aber nur der erste und die Ankündigung des zweiten Teils (Kampf des Th. gegen den Bischof) erhal-

Digitized by Google

ten, worauf Sarauw Zweifel gegen die Ursprünglichkeit oder Vollständigkeit der bei H=S auf die Beschwörung folgenden Partie begründen will (S. 35). Zu unrecht! Der Dichter erlaubt sich eben große, bühnenwirksame Erweiterungen und hat an der Stelle, wo er abbricht, gar keinen Grund, schon auf weitere Fortsetzung hinzuweisen, deren Grundstock eben in H=S vor uns liegt. H und S sind beide nur in Lese-handschriften erhalten, aber nur in H ist die Darstellung wirklich durchgreifender episiert worden. Zwar führt auch S die Redner ein mit *„N. dicit"* oder *„respondit"* und gibt im Übrigen erzählende Bühnenweisungen, meist in lateinischer Sprache, aber nur H übersetzt diese Anweisungen ins Deutsche und zieht sie gern in den Fluß der Verse, ja in den der Reime mit herein (Vgl. 246f). Natürlich ist diese Bearbeitung oberflächlich genug und behilft sich mit wenigen Formeln, sodaß die Wiederholung von 264f. in 414f. kein kritisches Bedenken zu erregen braucht (Pl. S. 147), zumal die Formel mit geringer Abwandlung auch schon in 265f. auftauchte. Da aber der bühnenmäßige Stil in der Lesefassung S noch ganz deutlich durchschimmert und nicht anzunehmen ist, daß eine halbdramatisch-epische Urform gerade für Lesezwecke nachträglich stärker dramatisiert worden wäre, so müssen wir das Umgekehrte bejahen: Die Urfassung U war dramatisch gedacht. Die gemeinsame Vorlage X, die wir für H und S ansetzen müssen, um ihre gemeinsamen Verderbnisse zu erklären, mochte vielleicht schon eine leise Episierung versuchen, deren Ergebnis wohl in S vor uns liegt, H aber ging hier bedeutend gründlicher vor. So erkläre ich den Ausfall der Szenen, die S und T, wenn auch in sehr verschiedener Wortung, gemein haben: vor allem des Vorspiels (der Bischofswahl) und der Begegnung mit einem Zauberer, der Th. an den Teufel weist. Ebenso fehlt in H später die kurze Szene zwischen Satanas und Luzifer (Überantwortung der Seelenverschreibung, S. 440ff.) und das Auftreten zweier Diener des Th. kurz vor der Bußpredigt (S. 516ff.); endlich bringt zwar auch die Schlußszene von H eine Anrede des Satanas an Luzifer, aber nur S hat (937—42) dessen resignierte Antwort. Schon diese letzte Tatsache spricht dagegen, daß es sich bei den Plusszenen in S etwa um szenische Erweiterungen einer sparsamen Urfassung handelte. Augenscheinlich hat H eine vorhandene wirkliche Szene verkürzt, was man sich für das Vorlesen wohl gefallen läßt, was aber bei der Aufführung peinlich wirken mußte. Und so sind denn auch die andern Weglassungen aus einem Streben nach größerer Ruhe, eben nach epischer Haltung gut zu verstehen. Darum mußte die Bischofswahl fallen, die noch dazu einen gewissen Stimmwechsel oder häufiges Einflicken der Rednerbezeichnungen nötig gemacht haben würde. Und nun steht am Anfang die große Klage des Th., deren Hinweise auf Bischofswahl und Absetzung (Raub der *prouene*) jetzt ganz unverständlich sind und in der Luft hängen. Wie stark H auf die Zuhörer einging, beweist die Aufforderung 327: *eyn islik spreke ein „Aue Maria"*. Auch in V. 497 wird, durch den Druck und die lateinische Sprache hervorgehoben, der englische Gruß zitiert: *Aue gracia plena* mit dem Zusatz: *etc.* Hier wie in V. 521 (*Salue regina misericordie*) wird doch wohl angenommen, daß die Zuhörer andächtig in den Gesang einstimmen und ihn vervollständigen. So erklärt sich nun auch die von Pl. S. 155 bemängelte Notiz hinter V. 713[1]. *So singhet Th.: Alma mater*

1) Ich hätte diese Zeile in meiner Ausgabe wohl besser nicht als 714 mitgezählt. Immerhin läßt sich ein dramatischer Lesetext vielleicht besser nach Zeilen als nach Sprechversen beziffern.

Digitized by Google

deipara — sonderbar, nachdem soeben Maria ihn zum Schlafen aufgefordert hat. Aber wir können den Gesang wie ein Gebet vor dem Einschlafen werten. Nachher müssen wir sogar annehmen, daß die Jungfrau dem Schlafenden die Verschreibung auf die Brust legt und Th. dann *in korter vrist* (V. 724) erwacht und sich beseligt sieht. Der Gesang aber sollte sicherlich wieder von den Zuhörern aufgenommen werden: die Lesung wird zur gemeinschaftlichen gottesdienstlichen Handlung. Wir haben eine Art liturgischer Umstilisierung vor uns, der dramatische Werte geopfert wurden.

Wenn in der vollständigeren Fassung S auch nicht alles in Ordnung zu sein scheint, so muß man nicht bloß den fragwürdigen Stand der Überlieferung (S kommt in Pl.'s Urteil äußerst schlecht davon), sondern eher den geringen Grad dramatischer Kunst bedenken, den wir dem Verfasser der U zutrauen müssen. Vieles von dem, was Pl. der einzelnen Fassung vorwirft, mag auf die Urschrift zurückgehen. Die Anregungen zu seiner breiteren und dramatisch viel geschickteren Ausführung der Szene scheint T eben doch nicht aus S unmittelbar, sondern aus der ihr vorliegenden Fassung gewonnen zu haben. Ich kann also die „neuen Szenen" nicht als Erfindungen von S anerkennen. Wichtig ist es ja, daß zwar von der Bischofswahl, aber nicht mehr von der Demut des Th. die Rede ist, daß er vielmehr als *vorbolghen an synen synnen* geschildert wird, und daß er selbst später seinen Wutausbruch gegenüber dem kritischen Wahlkollegium und seine heftige Ablehnung der Wahl mit seiner Bequemlichkeit motiviert (was auch erst T genauer ausgeführt hat: *do vordrot my syngghen vnde lesen*, Vers 194. Auch dies Motiv stammt wohl aus der geistlichen Literatur. Wir haben kurze Fassungen der Legende, worin z. B. von der Bischofswahl gar nicht die Rede ist, sondern nur von einer Anschuldigung des Vicedominus bei seinem Bischof (vgl. etwa die Predigt des Anselmus von Canterbury im Anhang von Grässes Ausgabe der Legenda aurea, S. 869). Es war natürlich, daß man da nach Begründung der Anklage suchte. Andererseits haben wir Fassungen, die von der Ablehnung der Wahl berichten, aber dabei Motive angeben, die dann in der Richtung auf unsere tragische Fassung hin fortentwickelt werden konnten. In der kurzen (bruchstückweisen?) Th.-Legende des Msc. 1715 (fo. 149) der Bibliothèque Mazarine (deren Abschrift ich der Güte der Bibliotheksverwaltung verdanke) heißt es etwa: *Qui existimans propter grande honus et laborem continuum que predicto officio gerundo inerant, nil sibi diminui ab officii sui potestate, eorum precibus seu persuasionibus noluit consentire.* Mit solchen und ähnlichen Begründungen innerhalb der Predigtliteratur müssen wir allenthalben rechnen. Auf strenge psychologische Geschlossenheit kam es dabei weniger an.

Durchweg müssen wir annehmen, daß Personen, die ihren Spruch gesagt haben, ohne Weiteres wieder verschwinden. Wir erfahren also am Ende der Wahlszene in S nicht, daß nun wirklich ein neuer Bischof gewählt wird (was dann T ausgleicht, und ganz augenscheinlich rein aus seinen eigenen, beträchtlichen dichterischen Mitteln!). Nur eine Bemerkung des Helden (V. 195) berichtet nachher von dieser „verdeckten Handlung", wie man heut sagen würde. So ist es auch zu verstehen, daß der *magister yn nygromancia*, der sich unglücklichen Menschen als Helfer anbietet, freilich um den Preis ihres Seelenheils, nach seinem Hinweis auf den Teufel wieder verschwindet und Th. alles Weitere besorgt. Wir müssen annehmen, daß Th. sein Wort zuerst an ihn richtet,

Digitized by Google

dann aber sich wieder dem Publikum zuwendet, seinen eigentlichen Sprechplatz einnimmt und während dessen der „Meister" im Hintergrund verschwindet. Im Hintergrund oder doch auf einem andern Bühnenplatz spielt dann auch die Szene des Luzifer (s. o.). Daß diesem eine eigene „Mansion" (Pl. S. 170) neben andern angewiesen war, wage ich zu bezweifeln. Es genügt gleichsam eine Vorder- und eine Hinterbühne, auf welcher letzteren im gegebenen Augenblick der Zauberer, die beiden Diener, der Prediger und Luzifer erscheinen, während wir wohl annehmen müssen, daß Satanas wie Maria in den Vordergrund zu Th. hintreten. Doch würden die Bühnenverhältnisse der Fassungen S und T eine eingehendere Untersuchung im Zusammenhang mit der älteren legendarischen Dramatik überhaupt erfordern, als sie hier gegeben werden kann[2]. Jedenfalls verstehen wir so besser die Abwendung des Th. von dem Zauberer und seine Anrufung des Satanas (Pl. S. 165).

Es sei noch ein Wort über die textlich schwierigste Stelle der beiden Fassungen H und S gesagt, die ich anders auffasse als Pl. (S. 166). Am Schluß der Beschwörungsszene in H. begrüßt Th. seinen neuen Reichtum, doch schon mit dem starken Unterton aufquellender Seelenangst, die dann in der nächsten Szene (von V. 294 ab) die Oberhand gewinnt — eine gar nicht zu verachtende Art dramatischer Linienführung. Satanas hört aus seiner Rede nur das heraus, was ihm gefällt, und lobt ihn seiner mutigen Haltung wegen (V. 290 ff.): bleibe dabei, genieße deine Lust und du sollst lange in Freuden leben. Das sind Abschiedsworte des Teufels, der damit als verschwindend gedacht ist; so stand es sicherlich in U, wenn auch vielleicht nicht so, wie in einer der überlieferten Fassungen. In S steht am Anfang der entsprechenden Verse eine unbeantwortete Frage: *Bekennestu dat du myn byst? Dat sprek hyr an korter vrist.* Ohne eine Antwort und ein (ganz überflüssiges neues) Gelübde abzuwarten, verspricht ihm dann Satanas lebenslänglichen Reichtum. Merkwürdiger Weise aber wird der Inhalt in anderer, ausführlicherer Form noch einmal nach der nächsten Rede des Th. wiederholt, wo Satanas nichts mehr zu suchen hat, und wo gleich danach die beiden Diener auftreten. Ganz augenscheinlich hat der Verfasser von S nichts Rechtes damit anzufangen gewußt und hat die Aufforderung, ein neues Gelübde zu leisten, darum noch einmal wiederholen lassen (in gründlicher Verkennung der bühnischen Form von U!). Wir können die Verse S. 510–15 einfach streichen! Aber sie sagen uns in ihrer augenscheinlich verderbten Gestalt vielleicht etwas über den Text von U: danach muß es sich von Hause aus gar nicht um eine Frage handeln, sondern um einen Bedingungssatz: „Bekennst du denn, daß du mein sein willst mit Seele und Leib, dann sollst du immer deine Lust haben, Gut und Geld will ich dir genug geben". Der Verfasser von S (oder sein mittelbarer Gewährsmann?) hat den Sinn des Satzes nicht richtig verstanden, hat ihn zunächst in eine Frage umgewandelt und dann nochmals, aber an falscher Stelle, als Abschluß benutzt. Daß schon in der Vorlage zwischen U und S eine Unordnung vorgekommen war, darf man vielleicht auch daraus entnehmen, daß T unsere Verse ganz fallen läßt!

2) Dabei wäre dann auch zum Vergleich der sehr schauspielerische Stil im Passionsspiel des Mittelalters heranzuziehen, den Walter Müller in seiner anregenden und ergebnisreichen Studie (Form und Geist, her. v. L. Mackensen Bd. I. Leipzig 1927) dargestellt hat.

Digitized by Google

Pl. zeigt sich der Vorzüge des Verfassers von T gegenüber seinen Vorgängern, wie allen andern mal. Th.-Dichtern, wohl bewußt. Wir greifen nicht zu hoch mit der Behauptung, daß wir es mit dem stärksten und klarsten dramatischen Talent des deutschen Mittelalters — und vielleicht des Ma. überhaupt! — zu tun haben. Die sonst übliche grobe Mischung zwischen gesprochenem Buchdrama und mimischer Szene ist hier bis zu einem erstaunlichen Grade überwunden und eine künstlerische Einheit des Stils erreicht, die ganz und gar von dem Prinzip der dramatischen Bewegung beherrscht wird: jener Bewegung, die von innen nach außen dringt und unter tausend Gegensätzlichkeiten und „Umschläglichkeiten" einen Kosmos ganz eigener Art aufbaut. In diesem Sinne ist denn auch manches zu verstehen, was Pl. als fehlerhaft behandeln möchte und was eher ein noch nicht ganz ausgereiftes Verlangen nach eigentlich dramatischen Wirkungen verrät. Es ist aufs tiefste zu bedauern, daß uns nicht nur die Darstellung des Weltlebens, der Fehde des Th. mit dem Bischof verloren gegangen ist, sondern vor allem die Behandlung der schon von U dramatisch aufgefaßten Szenen Marias, vor allem ihres fürbittenden Ringens mit dem strengen Herrn der Welt. Was hier hervorgehoben werden soll, ist nicht nur die innere Bewegung der Auftritte, wozu Pl. (besonders über den trefflichen Aufbau der Wahlszene) recht gutes bringt; es ist bisher nicht genug darauf geachtet worden, wie die einzelnen Auftritte gegeneinander abgewogen sind. Am Anfang steht die sehr bewegte, vielfarbige und vieltönige, in Fr. Schlegels Sinn „drastische" Szene der Bischofswahl, die nun wirklich auch sachlich und mit neuen sicheren Bühnenwirkungen „zu Ende gedichtet" wird, sodaß nach dem eigentlichen Höhepunkt, der Absage des Th., noch eine weitere Aufgipfelung stattfindet, welche die Szene nach der stofflichen Seite hin abrundet. Auf diese Massenszene folgt zunächst ein Einzelgespräch des Th., der sich damit freilich an „Jung und Alt, Arm und Reich" wendet. Das Motiv ist dem alten Klagemonolog entlehnt, aber anders gewendet; Th. ist Gift und Galle. Er tritt bei seinem Gefühlsausbruch augenscheinlich in den Vordergrund, in die neutrale Mitte der Bühne, die nachher des Öfteren als „Kreis" bezeichnet wird und Ansprachen dient, welche gleichsam über die nächsten Zuhörer hinweg auch dem Publikum gelten sollen: denn die Zuschauer werden eben im mittelalterlichen Spiel immer irgendwie mit in das Spiel hereingezogen, auch sie sind gewissermaßen „auf der Szene", nur gehören sie einem weiteren Ringe an. Nach Beendigung der „Rede" kann die Handlung sich sofort wieder auf einen engeren Schauplatz zurückziehen; so geschieht es bei der Wanderschaft des Th. (*tut syn strate weder vort*). Nach der Einzelrede sind wir nun wieder willig, eine Massenszene auf anderer Ebene und mit anderer Technik entgegenzunehmen. Auf einer Nebenbühne (im Hintergrunde?) hat sich eine Rotte „nasser Knaben" beim Bier niedergelassen, als ihr einziger Sprecher (die andern sind reine Statisten) tritt der Gaukler auf, der sich nachher ausgiebiger vorstellt und zu diesem Zweck wieder in den „Kreis" tritt. Das Motiv wird also im realistisch-mimischen Sinne ausgewertet, dann aber einfach fallen gelassen. Andeutungen genügen, um den Zusammenhang mit der Handlung herzustellen. Wie der Gaukler auf den ganz allgemeinen Hilferuf des Th. antwortet, so läßt er nun den Hinweis auf den Teufel fallen und Th. greift ihn sofort auf — der Übergang vom Priestertum zur Teufelsbeschwörung ist nach allem, was dazwischenliegt, nicht mehr

Digitized by Google

so kraß wie in U. Auf der Vordergrundbühne spielt sich nunmehr eine wirklich dramatische Szene ab, die uns das Grausige des Vorgangs lebhaft mitempfinden läßt: der Gaukler ist es, der dem Pfaffen von seinen Verbrechen abraten muß und der ihn dann, mit wohlberechneter Verzögerung, auf die Juden weist: *latet v vil leyuer de ioden raden* (= helfen). Der Teufelspakt tritt zunächst wieder in den Hintergrund. Th. geht wieder aus dem Kreise heraus zu dem Spielort der Juden und es ergibt sich eine neue, auch innerlich bewegte, an komischen Lichtern nicht arme Szene mit deutlicher Scheidung der Spieler in mehrere Gruppen, worüber wieder Pl. das Richtige gesagt hat. Das pragmatische Ergebnis der ganzen Szene, die im wesentlichen der Stimmung dient, ist der Hinweis auf *Ouelen ghunne* als Sitz des Teufels. Angesichts dieses Ortes tritt Th. nun in den „Kreis", um die aus der alten Überlieferung stammende „Klage" anzustimmen. Die Überlieferung hat leider auch die Technik bestimmt: unser Dichter, der sehr gut einen Dialog zu zweien und auch zu dreien mit raschem Wechsel führen kann, hat die stark epische große Rede nicht aufgelöst. Aber die eigentliche Abschwörung wird durch wörtliche Wiederholung der vom Teufel vorgesagten Sätze durch Th. viel lebendiger gestaltet. Auf diese Aufgipfelung des Motivs läßt nun der Dichter nicht, wie seine Vorgänger, eine kurze Andeutung des Weltlebens und dann gleich die Sündenklage des Th. folgen, sondern gestaltet die höchstwahrscheinlich aus U stammende Szene mit den beiden Knechten im dramatischen Sinne zur letzten Warnung unmittelbar vor der eigentlichen Ausfertigung der Urkunde um. An die Stelle der beiden Diener tritt hier e i n Knecht, der augenscheinlich (was Pl. 186f. übersieht) bisher im Hintergrunde stand, alles mit ansah, aber jetzt erst reden darf, wo er gerufen wird. Realistische Bedenken gegen seine Zeugenschaft bei der Teufelsbeschwörung haben den mal. Dichter sicherlich nicht gedrückt: der Knecht spielt hier ungefähr die Rolle des antiken Chors, vor dem man sich auch nicht eben geniert, der sich auch eine Warnung erlauben darf, die aber i. a. nicht beachtet wird. Ganz geschickt zitiert der Dichter den Knecht hier in den „Kreis" mit Hilfe des „Tintenhorn-motivs", in der derben Abweisung seiner Mahnung krampft sich die Verzweiflung des Th. noch einmal zusammen, um dann sofort einer gewissen Lösung zu weichen. Das alles ist feiner beobachtet als die Vorgänge in U, wie sie sich in S widerspiegeln. Wieder bewegt sich die Handlung nach dem Hintergrunde (Luziferszene) und dann entführt Satanas sein Opfer aus dem Kreise zu der „Mansion" *Ouelgunne*, denn *„dusse borg"* sollte augenscheinlich im zweiten Akt des Dramas eine bedeutsame Rolle spielen.

Im zweiten Akt — wenn auch dieser Terminus noch fehlte! Denn wir haben es in dem Bisherigen nicht mehr bloß mit einer lockeren Szenengruppe zu tun, sondern mit einem gut berechneten An- und Abschwellen und mit einer ganz allmählichen Ausweitung des Kreises, in dem sich das Schicksal des Th. abspielt. Ein Ring gewissermaßen in seinem Dasein ist damit abgeschlossen, es bedarf nun eines neuen Anfangs und wird mindestens noch einmal eines solchen bedürfen (im Augenblick der Bekehrung). Wäre es uns vergönnt, irgendwo noch die Fortsetzung des Dramas oder zum Mindesten eine zeitgenössische Beschreibung seiner Aufführung aufzufinden, so würden wir mit einem gewissen Erstaunen wahrnehmen können, wessen ein mittelalterlicher Mensch von ursprünglich dramatischer Anlage,

Digitized by Google

von feinem Blick für das Menschliche und von gutem Geschmack für mimische Wirkungen, die den Kreis des Dramas nicht verlassen, in jener Zeit eigentlich fähig gewesen ist. Wir wollen dankbar anerkennen, daß Pl., ohne eigentlich dramaturgische Gesichtspunkte einzunehmen, auch hier mit seiner Interpretation vorgedrungen ist.

HAMBURG, OSTERN 1928 ROBERT PETSCH

Koberne, Julius, Die Familiennamen von Burkheim am Kaiserstuhl sprachgeschichtlich untersucht. Philos. Diss. Freiburg i. B. 1927. VIII, 98 S. 8°.

Aus den vielen namenkundlichen Doktorschriften der letzten Jahre sei K.s Arbeit über Burkheim herausgehoben, weil sie grundsätzlich neue Wege geht und in mehr als einem Sinn als Muster dienen kann. Vorbildlich ist schon die Wahl des Orts: ein uraltes Städtchen, schon 763 urkundlich erwähnt, das an begünstigter Stelle alle die bewegten Schicksale seiner Landschaft miterlebt hat, sich im Wechsel friedlicher Blüte mit kriegerischer Verwüstung durch Heiratsaustausch oder Neubesiedlung verjüngt, in der zweiten Hälfte des 16. Jh. unter seinem großen Pfandherrn Lazarus von Schwendi eine politische und wirtschaftliche Blütezeit durchlebt, um seither in das bescheidene Leben eines wohlhabenden Weinorts zurückzusinken, dörflich abgeschieden, von der großen Vergangenheit zehrend. Diese reiche Geschichte spiegelt sich in den Kirchenbüchern des Städtchens, die nur von 1633 bis 47 eine vielsagende Lücke zeigen und danach die für den Breisgau kennzeichnende Auffüllung mit schweizerischen Namen, wie sie heute noch bei einem Zehntel der Bevölkerung gelten. Alle diese Verhältnisse kennzeichnet K.s Einleitung, die mit keinem Satz das Ziel der Arbeit aus dem Auge läßt, während sein Quellenverzeichnis ein Muster scharfsinnigen und erfolgreichen Spürsinns darstellt, in dem auch sonst so wenig beachtete Namenquellen wie Wittenweilers 'Ring' und 'Von Metzen Hochzeit' nicht fehlen.

Die 829 Burkheimer Familiennamen, durch ein alphabetisches Verzeichnis erschlossen, werden in 9 zweckmäßig abgegrenzten Gruppen dargestellt. Dabei zeigt sich so klar, wie m. W. bisher niemals, daß die unter dem vorwaltenden Einfluß norddeutscher Forscher wie Förstemann, Andresen, Heintze und Cascorbi begünstigte Ansicht, unsere Fn. seien zumeist aus altdeutschen Männernamen hervorgegangen, und der Grundsatz, im Zweifelsfall habe man im Kern des Fn. einen solchen Männernamen zu suchen, für unsern Südwesten nicht gilt. Gewiß spielen die alten Männernamen auch hier ihre klar erkennbare Rolle, und niemand wird sie in ihrer Bedeutung drücken wollen. Aber die Gruppen von Fn. appellativischen Ursprungs sind in unserm Südwesten so stark, daß man jedem neu auftretenden Namen gegenüber unvoreingenommen und grundsätzlich alle Möglichkeiten der Deutung ins Auge fassen muß. Die Deutung wird, je mehr man in die Namenwelt und ihre Vor-

Digitized by Google

aussetzungen eindringt, um so mehr bedrängt durch die Fülle der Deutungsmöglichkeiten. Mit Bedacht läßt K. Andresens altes Schlagwort „Konkurrenzen" wieder aufleben. Oft bleibt die Wahl zwischen altem Männernamen, Berufsbezeichnung und Übernamen appellativischen Ursprungs. In glücklichen Fällen ist ein Entscheid möglich durch eindringende Kritik der alten Belege, dadurch, daß man einen Namenträger durch verschiedene Quellen verfolgen und Namensgleichungen aufstellen kann, vor allem aber durch die vollständige Übersicht über die Namenwelt eines begrenzten Gebiets, gestützt durch sichere Kenntnis der Mundart und vertiefte Einsicht in die geschichtlichen, wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Verhältnisse des Gebiets.

An den Namenforscher stellt das damit geforderte Verfahren erhöhte Ansprüche. Mit dem Nachschlagen bei Förstemann und Franz Stark ist es künftig in keinem Fall getan. Er muß beim Fn. Rausch an das schweiz. Adj. *rûsch* „aufgeregt" denken, bei Mesch an altschwäb. *mösch* „geringes Pelzwerk", bei Schiblin an mhd. *schübelinc* „Bratwurst" und bei Fetscher an alem. *tätsch* „Bergheu". Er muß aber auch störende Quergedanken fernzuhalten wissen, so beim Fn. Ganter den an den nachmals so häufigen „Auktionator", der nicht vor dem 15. Jh., also nach der namengebenden Zeit, zu dem erst damals entlehnten frz. *encant* (lat. *in quantum)* gebildet ist. Ganter als Fn. ist „Küfer" und gehört zum Masc. *ganter* „Faßlager", mlat. *canterius*. Die beste Tugend des Namenforschers aber muß seine Kombinationsgabe sein: wenn er ein und denselben Mann im Jahr 1647 Mesmer, 1649 Sigrist genannt findet, muß ihm im zweiten sofort lat. *sacrista* aufleuchten, damit der späte Beleg für die Unfestigkeit der Fn. nicht verloren gehe. Alle diese Tugenden hat K.s gut geschriebene Arbeit auf jeder Seite reichlich geübt. In jeder Hinsicht können wir alle von ihm lernen und bleiben ihm Dank schuldig.

Auch im einzelnen und auch da, wo man K. nicht folgen kann, geht eine anregende Kraft von seiner Arbeit aus, wie hier an einigen Beispielen gezeigt werden mag. Steiert kann ich nicht mit K. 15 für Entwicklung aus Steinhard halten, trotzdem er sich dafür auf Edmund Nieds ausgezeichnetes Familiennamenbuch für Freiburg (1924) 81 a berufen kann. In meinen ‚Alten Namen der Gemarkung Waldshut' (1923) 12 habe ich in dem Flurnamen *Ayen* und dem Dorfnamen *Ay* den Ausfall eines inneren g belegt, der in den Urkunden seit 1600 sichtbar wird. S. 13 habe ich gezeigt, wie die Häusergruppe *Steye* bei Kirchberg im Oberelsaß 1567 *vff der Steig* heißt. Einen *Brütschi ab der Steig* bringt Nied 81 a aus den Urkunden des Freiburger Heiliggeistspitals von 1456 bei, im alten Burkheim (K. 39) leben die Fn. *Staiger* und *Steiger:* zu ihnen stellen sich die *Steicrt* des 19. Jh. — Die Deutung von *Joner* als „Nachkomme eines John, Johannes" will ich nicht anfechten, obwohl auch mehrere Orte *Jo(h)nen* als Ausgangspunkt in Frage kommen. Aber der von K. 21 beigezogene oberelsässische Flurname *im John* (bei Weier im Tal) gehört zu mhd. *jân* m. „Reihe", Lexer I 1472, das in obd. Mundarten weithin lebendig geblieben ist, s. H. Fischer, Schwäb. Wb. 4, 73 f. und die dort angeführten Wörterbücher. — *Fries* S. 24 ist aus der Reihe der zu Stammesnamen gebildeten Fn. herauszunehmen. Der Friesenname war als „Damm-

Digitized by Google

arbeiter, Wasserbauverständiger" appellativisch geworden, auch *Frieser*, Fries(en)meister „Wasserbaumeister" belegt H. Fischer II 1773. Auf eine starke friesische Einwanderung darf man aus den vielen *Fries* am Oberrhein nicht schließen. — In lautliche Schwierigkeiten kommt K., wenn er S. 30 den seit 1756 bezeugten *Granacher* zum oberfränkischen Kronach (alt Cranach) stellt. Anderwärts heißt der Fn. *Greinacher:* das ist die ursprüngliche Form; sie erlaubt, den Namen von dem der beiden oberbairischen Greinach (Huhn II 698) abzuleiten. Das eine ist ein Weiler, das andere ein Einödhof: je ärmer ein Ort an Einwohnern, desto geeigneter ist er zur Kennzeichnung der Seinen in der Fremde. Das alem. Gebiet, in dem *ei* vor Nasal zu *a* geworden ist, grenzt H. Fischer, Atlas zur Geographie der schwäbischen Mundart (1895) Karte 15 ab. — Den in Burkheim seit 1602 auftretenden Fn. *Maurer* stellt K. 49 neben Ziegler, Maler und (Stuck-)Werker. Das ist vom alem. Standpunkt unbedenklich, die Familien heißen aber Maurer auch, wo die Mundart den Handwerker Meurer oder Meuer nennt. Anderseits wäre es seltsam, wenn Dörfer wie Mauer an der Elsenz oder Maur am Westufer des Greifensees keine Herkunftnamen geliefert hätten: diese Möglichkeit muß auch beim alem. Fn. mit bedacht werden. — Ob Zeltner S. 52 als „Zeltmacher" gefaßt werden darf, muß zweifelhaft bleiben, bis das Schweiz. Id. zum Z vorgerückt sein wird. Das innere *n* weist auf mhd. *zëlte* swm. „Kuchen', H. Fischer 4, 1080 belegt den Fn. *Lebzelter* „Lebkuchenbäcker", und ob sich Nied 95 b mit Recht auf Fischer 6, 1119 f. beruft, steht dahin. — K. 76 zweifelt mit Recht, ob der Fn. *Wimmer* zu dem altdeutschen Männernamen zu stellen sei, zu dem z. B. die Ortsnamen Wald- und Neckarwimmersbach gehören. Ein Beleg von 1224 H. der Wimmer weist auf appellativischen Ursprung, doch möchte ich diesen nicht mit K. 77 und Nied 92b in mhd. *widemer* „Bebauer des Kirchenguts" sehen — diese alten Pächter heißen bis heute Widmer, Wittmer u. ä. —, sondern in lat. *vindemiator*, mhd. *windemer*, Weinleser": Lexer III 900; Schmeller II 912.

GIESSEN ALFRED GÖTZE

Ernst Beutler, Forschungen und Texte zur frühhumanistischen Komödie. Hamburg: Selbstverlag der Staats- und Universitätsbibliothek 1927 (232 S., 2 Taf.) gr. 8°. = Mitteilungen aus der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek Bd. 2.

„Nicht genug, meine ich, kann man sich gegenwärtig halten, daß für die Geschichte der Literatur und des geistigen Lebens in einem Lande nicht bloß die intime Kenntnis der literarischen Schöpfungen wichtig ist, sondern ebenso eine deutliche Anschauung von den Stätten und den Bedingungen ihrer schriftlichen Fixierung und Anhäufung zu größeren Mengen."

Dieser Forderung, die Konrad Burdach schon vor vierzig Jahren im Centralblatt für Bibliothekswesen (V. Jg. 3. Heft S. 131) aufgestellt hat, sucht

Digitized by Google

Ernst Beutler in seiner Arbeit, die der Philosophischen Fakultät der Universität Hamburg als Habilitationsschrift vorgelegen hat, nachzukommen, wenn er sich als Ziel seiner Forschungen setzt: „ . . . auf die literaturgeschichtlich wie soziologisch bedeutungsvolle Frage nach dem deutschen literarischen Publikum der Frührenaissance aus der Analyse der Codices Antworten zu geben." Daß B. tatsächlich der „zugleich literarhistorisch und bibliothekarisch geschulte Gelehrte" ist, der allein nach Burdachs Meinung eine solche Aufgabe in Angriff nehmen kann, beweisen die überaus reichen und vielseitigen Einzel- wie Gesamtergebnisse, die uns sein auf erstaunlich tiefem und ebenso breitem Wissen aufgebautes Buch bietet.

In drei für sich abgeschlossenen Spezialuntersuchungen, von denen zwei bisher unbekannte Stücke behandeln, entwirft der Verfasser ein anschauliches Bild der ersten Entwicklung der frühhumanistischen Komödie in Italien sowie ihrer Einbürgerung und Fortbildung in Deutschland, ausgehend von der Cauteriaria des Antonio Barzizza, die — noch reines Buchdrama — vermutlich von Peter Luder in Deutschland propagiert wurde, daran anschließend eine Philonkomödie aus Forli, eine Zwischenform, in der gelehrte Komödie und volkstümlich-theatralische Elemente vermischt erscheinen, um endlich mit einer deutschen Bühnenbearbeitung derjenigen Humanistenkomödie, die — schon nach dem Urteil eines Celtis und Brant — eine neue Epoche des dramatischen Spieles in Deutschland einleitet, an die Schwelle des 16. Jahrhunderts zu führen, wo sich humanistisches Drama und volkstümliche Bühne zu vereinen suchen.

Die Ueberlieferung der frühhumanistischen Komödien ist so schlecht, daß man wohl annehmen muß, daß viele Stücke ganz verloren gegangen sind. Selbst von Petrarcas Komödien (Philostratus und Philologia) ist keine erhalten. So war auch die Komödie des Barzizza lange verschollen, bis sie Peiper 1874 in einem Wiener Codex fand. Zu den seither noch bekannt gewordenen drei Handschriften derselben Komödie (Maihingen, St. Gallen und München) gelang es B., weitere sieben aufzuspüren (Hamburg, 2 Wolfenbüttel, Stuttgart, Darmstadt, 2 Rom-Palatina), so daß von der Cauteriaria nun die stattliche Zahl von elf Handschriften vorliegt, gegen sieben von Albertis Philodoxeos (1426) und zehn von Ugolino de Pisanis Philogenia (ca. 1435). Die internationale Verbreitung von Brunis Poliscena hingegen, von der allein auf deutschem Boden zwanzig Hss. bekannt sind, führt B. darauf zurück, daß diese Komödie bereits zur Zeit des Konstanzer und Baseler Konzils vorlag und so auf diesen „großen Büchermessen des Humanismus" bei allen Nationen bekannt wurde.

Vom Verfasser der Cauteriaria, über den bisher nichts bekannt war, ja dessen Namensform nicht einmal feststand, konnte B. nachweisen, daß er identisch ist mit einem in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts urkundlich bezeugten Antonio Barzizza, einem Neffen und Schüler des bekannten Humanisten Gasparino da Barzizza, der u. a. das erste humanistische Lehrbuch über die Beredsamkeit verfaßt hat. Da dieser Antonio nach 1401 geboren wurde und da er die Komödie — nach einer Glosse im Wiener Codex — als junger Student in Bologna geschrieben hat, so kommen als Entstehungszeit der Cauteriaria die Jahre 1420 bis 1425 in Frage, so daß sie also nach Pier Paolo Vergerios Paulus und Leonardo Brunis Poliscena an dritter Stelle

Digitized by Google

rangiert. Es ist interessant, daß auch Leone Battista Alberti, der 1426 in Bologna die Komödie Philodoxeos schrieb, aus Gasparinos Schule hervorgegangen ist, daß ferner auch Brunis Poliscena Beziehungen zu Gasparino aufweist (weshalb B. ihre Entstehung eher ins erste Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts verlegen möchte, gegen Creizenach, der die Jahre 1391 bis 95 annimmt). So rückt also das Feld der ersten frühhumanistischen Komödien sowohl zeitlich als örtlich zusammen. Kann man schon daraus ersehen, wie stark zu jener Zeit literarische Strömungen durch einzelne Persönlichkeiten bestimmt wurden, so wird dies noch deutlicher, wenn wir B.'s Untersuchungen über das literarische Nachleben der Barzizzakomödie, ihr Publikum, folgen. B. will damit ein typisches Bild entwerfen, „wie ein italienischer Autor im Deutschland des 15. Jahrhunderts von Hand zu Hand gereicht wurde, unter besonderen Bedingungen an bestimmten Stätten Fuß gefaßt und so dem Humanismus Bahn gebrochen hat." Eine eingehende Untersuchung über die Entstehung der verschiedenen Cauteriahandschriften führt B. zu dem Ergebnis, daß fast alle unmittelbar auf Zentren der deutschen humanistischen Bewegung in den Jahren 1460 bis 1480 zurückgehen, wodurch, wie B. betont, das „Inselhafte in der Ausbreitung der neuen Richtung" schlagend hervortritt. Und indem der Verfasser den Kurven folgt, die sich aus den Entstehungsdaten der Hss. ergeben und die in den sechziger Jahren über Augsburg (Wolfenbütteler Hss.) und Ulm (Münchener und St. Gallener Hs.), um 1470 nach Basel (Maihinger Hs.) führen, während die Komödie in Heidelberg jahrzehntelang beliebt war (Palatinus 1583, Hamburger, Darmstädter und Wiener Hs.), kommt er zur Ueberzeugung, daß man darin nur die Nachwirkungen eines der frühhumanistischen Bahnbrecher erblicken könne, und als solcher nur Peter Luder aus Kislau in Betracht komme. Da dieser tatsächlich schon zu Beginn der dreißiger Jahre in Italien studiert hat, wobei er nicht nur durch seinen Lehrer Guarino, den Schwager des Gasparino da Barzizza, mit der Familie Barzizza in Verbindung gekommen ist, und da ferner die Entstehung der einzelnen Cauteriaria-Hss. sowohl örtlich als zeitlich auffallend mit den Wanderstationen Luders übereinstimmt, der bekanntlich 1456 bis 60 in Heidelberg lehrte, dann nach Ulm zog, wo ihn der Augsburger Bürgermeister Sigismund Gossembrot, wie B. nachgewiesen hat der Schreiber der Wolfenbütteler Cauteriaria-hs., besuchte, endlich nach einem Aufenthalt in Padua bis 1468 in Basel weilte, wo im folgenden Winter jener Alantsee, von dem die Maihinger Hs. stammt, immatrikuliert wurde, wird durch alle diese Uebereinstimmungen B.'s Annahme überzeugend, daß Peter Luder die Cauteriaria nach Deutschland gebracht hat, ja, daß sie geradezu an seine Persönlichkeit gebunden war: „nur in Deutschland, nur wo Luder wirkte, wurde sie gelesen, und als er verschollen war, geriet auch sie in Vergessenheit." (Es sei hier erwähnt, daß B. in seinem Aufsatz „Die Comedia Bile, ein antiker Mimus bei den Gauklern des 15. Jh.", Germanisch-Romanische Monatsschrift XIV. Jg., 1926, S. 81 ff., auch die Comedia Bile, eine humanistische Bearbeitung eines Histrionendialogs, zu den Stücken zählt, die Luder über die Alpen gebracht und in seinen Vorlesungen traktiert hat.)

Literarhistorisch würdigt B. die Cauteriaria als „die erste klar und systematisch durchgeführte Intriguenkomödie des modernen Lustspiels", deren Komposition zwar von Terenz und Plautus abhängig sei, deren Sprache aber

Digitized by Google

durchaus der täglichen Umgangssprache der humanistischen Kreise jener Zeit entspreche, während es erst im 16. Jh., als Latein bereits eine tote Sprache war, bloße Mode geworden sei, „Szenenfolgen aus Terenzcentonen zusammen zu setzen". Den Stoff hält B. für zeitgenössisch, es müsse sich um eine in Bologna stadtbekannte Affäre gehandelt haben. Daran knüpft B. die beachtenswerte Forderung, daß man auch bei Betrachtung anderer frühhumanistischer Komödien mehr auf das Zeitkolorit achten sollte. Die Vermutung, daß jene Figur des Stegreifspieles, der dottore Gratiano Bolardo der commedia dell'arte, dessen Heimat ja gleichfalls Bologna ist, auf unsere Bologneser Studentenkomödie zurückzuführen sei, hat viel für sich. —

Die zweite Spezialuntersuchung behandelt eine Phylonkomödie aus Forli (1473), die B. in einem Münchener Sammelbande (Clm 24 539) entdeckt hat und die vermutlich einen Geistlichen aus dem Hörerkreis des Antonio Urceo, der seit 1469 in Forli über antike Wissenschaften gelesen hat, zum Autor hat. Das Stück besteht aus zwei parallellaufenden Handlungen, einer Liebesgeschichte, die der achten Erzählung des 5. Tages bei Boccaccio entnommen ist, und einem Bedientenspiel, das einigen rein mimischen Elementen nach zu schließen, auf ein tatsächlich vorgeführtes Spiel zurückzugehen scheint, wie auch die beiden Typen der komischen Diener stark an die commedia dell'arte erinnern. —

Den Abschluß bildet eine Abhandlung über eine bisher unbekannte deutsche Bearbeitung von Reuchlins Henno, die B. im Hamburger Cod. hist. litt. 47, 4° gefunden hat. Dialekt sowie Anlehnungen an eine alte Mysterien- und Fastnachtsspieltradition legen es nahe, Frankfurt a. M. als Entstehungsort der Bearbeitung anzunehmen. Dazu paßt auch die Provenienz des Bandes, der die Hs. enthält. Da die lateinischen Spielanweisungen einerseits gegen ein Handwerkerspiel sprechen, andererseits das schlechte Latein für eine Schulkomödie undenkbar ist, so wird man mit B. an eine Aufführung von Patriziersöhnen denken müssen. Daß es sich um eine ausgesprochene B ü h n e n bearbeitung handelt, beweisen schon die hinzugefügten, im Original fehlenden Spielanweisungen, ferner die Durchsetzung mit Elementen des Mysteriums und der fastnachtsspielartige Schluß mit einem Brautlauf. Mit Recht nennt B. das Stück „triebstark und lebensfroh aus wirklichen schauspielerischen Bedürfnissen hervorgewachsen." So gewinnt das Spiel, dessen Entstehung und Aufführung nach 1502 anzusetzen ist, vor allem eine theatergeschichtliche Bedeutung[1]. Bezeichnenderweise paßt sich die Inszenierungsart nicht der Terenzbühne an, die doch gerade im Anschluß an Reuchlins Henno „vorbildlich für das gesamte lateinische und deutsche Schuldrama" geworden sein soll (vgl. K. Holl, Henno, lat. von J. Reuchlin, dt. von H. Sachs, Die gelbroten Bücher Bd. 11, Konstanz 1922), vielmehr ist die mittelalterliche Simultantechnik beibehalten. „In Anlehnung an die älteste Inszenierungsart der Tanz-, Reihen- und Fastnachtsspiele und in gewissem Sinne auch an die verwandte Inszenierungsweise der Mysterien befanden sich auch bei unserer Hennokomödie alle Personen vom Beginn bis zum Schluß auf dem Schauplatz" (p. 130). B. hätte hier nicht nur auf Scaligers bekannte Kritik verweisen

1) Ich bin darauf schon in meinem Aufsatz über Süddeutsche Bühnenformen zu sprechen gekommen, s. ZfdPh. 53. Bd. S. 56 Anm. 1.

Digitized by Google

können, die auf eine größere Verbreitung dieser Inszenierungstechnik auch in Frankreich schließen läßt, sondern auch auf die Inszenierungsvorschriften zur Bordesholmer Marienklage (Jb. d. Ver. f. nddt. Sprachforschung Bd. 24, Jg. 1898), wo den Schauspielern vorgeschrieben wird: „quum facit actum suum, vadit at medium . . .' und „Quandocunque fecit actum suum, vadit at locum suum." — Anderseits zeigt gerade das Beispiel der Marienklage von 1475, daß durchaus kein Grund vorhanden ist, in der Entwicklung zur konzentrierten Simultanbühne, wie sie u. a. Petersen auch für die Frankfurter Passion von 1492 nachgewiesen hat, ein „Kompromiß zwischen Humanisten- und Passionbühne" zu sehen.

Literarhistorisch stellt sich der Frankfurter Henno als erste deutsche Bearbeitung von Reuchlins Komödie dar; erst 1531 folgt H. Sachs, 1546 Johann Betz, beide in Nürnberg, 1547 Gregor Wagner und endlich eine Verdeutschung von Jacob Klyber, die jedoch verloren ist. In der alten Streitfrage über Datierung und Abhängigkeitsverhältnis des Luzerner Neujahrsspieles „Der kluge Knecht" vertritt B. gegen K. Holl (Henno a. a. O.), der Reuchlins Abhängigkeit von dem Schweizer Spiel behauptet, mit überzeugenden Argumenten die Ansicht, daß das Spiel vom klugen Knecht eine Uebertragung der Humanistenkomödie ins Bäuerliche darstelle, und unterstützt dies durch den Beweis, daß der Verfasser des Schweizer Spieles auch den Frankfurter Henno gekannt haben muß (die auffallende Einteilung in 7 Akte!), so daß also die Abfassung des „Klugen Knechts" um 1505 oder 1510 anzusetzen wäre. —

Dem an Forschungsergebnissen so reichen Buch verleiht noch ein Anhang mit einer Reihe von wertvollen Texten besonderen Wert. Neben einer vollständigen Ausgabe der (noch ungedruckten) Cauteriaria und der deutschen Henno-Bearbeitung, sowie Proben aus der Comedia Phylonis sind hier u. a. eine Anzahl von Briefen aus dem Franziskanerepistolar des Clm 24539 abgedruckt, die als Urkunden des persönlichen Lebens der deutschen Mönche im 15. Jh. schon durch ihre Singularität von größtem Interesse sind. —

Im ganzen: ein reiches Buch, dessen Fülle im Rahmen einer kurzen Besprechung nicht annähernd ausgeschöpft werden kann.

WIEN ROBERT STUMPFL

Drei Schauspiele vom sterbenden Menschen, hrsg. von Johannes Bolte, Leipzig: Hiersemann 1927. XXII, 319 S. mit Abb. gr. 8° = Bibliothek des lit. Vereins Stuttgart, Bd. 269/270. 1. Das Münchener Spiel von 1510; 2. Macropedius, Hecastus. 1539; 3. Naogeorgus, Mercator. 1540.

Nichts kann den Menschen die Vergänglichkeit alles Irdischen eindringlicher vor Augen führen als die Unerbittlichkeit des Todes, der keinen Unterschied kennt zwischen Arm und Reich. In diesem Sinne als Bekehrungsmittel angewandt finden wir den Stoff vom sterbenden Menschen schon in den frühesten Zeiten unserer Literatur. Das Thema war im 14. und 15. Jahrhundert in Predigt und Erbauungsliteratur verbreitet, es führte in Kunst und Dichtung u. a. zu den zahlreichen Totentanzdarstellungen. Auf Erbauungsschriften, wie die Ars moriendi, geht auch das Münchener Spiel 'Vom

Digitized by Google

aygen gericht vnd sterbenden Menschen' von 1510 zurück, das erste der drei Stücke, die Bolte als Jahresgabe des Stuttgarter lit. Vereins für 1924 und 1925 herausgegeben hat. Daß es die älteste erhaltene deutsche Moralität ist, soll die Neuausgabe rechtfertigen, nicht sein Wert als dramatisches Kunstwerk. In revueartig aneinandergereihten Szenen wird der Tod eines jungen Gesellen sowie drei weiterer „sterbender Menschen", deren Seelen abwechselnd von einem Engel oder vom Teufel vor Gott geführt werden, dargestellt. Zu einer Einheit werden die Szenen dadurch verbunden, daß ein *doctor theologie* einem Kaufmann diese „Bilder" vorführt und erklärt.

Ähnliche Moralitäten gab es in Frankreich schon im 15. Jahrhundert. In England wurde dann durch Verbindung des Stoffs mit einer alten buddhistischen Parabel das moral play *'Everyman'* geschaffen, in dem durch die Beschränkung auf das Schicksal eines einzelnen Helden der Stoff erst für eine dramatische Verwicklung geeignet wurde. Vielleicht schon im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts übersetzte Peter van Diest das englische Stück ins Niederländische unter dem Titel *'Spyeghel der Salicheyt van Elcherlijk'* (aufgeführt in Antwerpen bei einer Versammlung der Brabanter Rhetorikkammern). 1536 folgte der Mastrichter Priester Christian Ischyrius mit einer lateinischen Bearbeitung *'Homulus'*, und durch diese wurde Macropedius-Langveldt zu seinem 'Hecastus' angeregt, der 1539 in Druck erschien, nachdem er schon im Vorjahre in der Schule zu Utrecht, der Macropedius als Rektor vorstand, zur Aufführung gelangt war. Der Richtung seiner Zeit entsprechend hat Macropedius „die allgemein gehaltenen Typen einzelner Menschenklassen durch individuelle, runde Persönlichkeiten" ersetzt und so, wie Bolte treffend sagt, aus dem 'dramatischen Beispiele' ein bürgerliches Familienstück gemacht. Indem er die Anrufung der Maria fortließ und an Stelle der kanonischen Werke der Buße die Fides setzte, näherte er sich bereits — gegen seine Absicht — der protestantischen Rechtfertigungslehre, wie sie Luther wenige Jahre vorher im Kommentar zum Galaterbrief dargelegt hatte. Es ist daher nicht verwunderlich, daß schon im nächsten Jahre der „lutherische Aristophanes" Naogeorgus-Kirchmeyer, der gewaltigste Tendenzdramatiker des 16. Jahrhunderts, angeregt durch Ischyrius und Macropedius den Stoff aufgriff und in seinem 1540 erschienenen *'Mercator'* zu einer leidenschaftlichen Verteidigung der protestantischen Lehre gestaltete. —

In einem kurzen Vorwort faßt Bolte zusammen, was die Wissenschaft bisher über die drei Stücke erforscht hat, und gibt wertvolle Übersichten über sämtliche bekannte Ausgaben, Übersetzungen und Aufführungen derselben. Zu S. XX wäre zu ergänzen, daß von den deutschen Übersetzungen des 'Mercator' Nr. 2 (Ein schöne nutzliche Tragedie . . . o. O. und J.) und Nr. 3 (Übersetzung von J. Rulich 1595) auch die Wiener Nationalbibliothek je ein Exemplar besitzt. — Zur Mercator-Aufführung in Neuburg a. D. von 1591, bei der zwei Söhne des Pfalzgrafen Ludwig Wilhelm (Conscientia und Argumentator) samt ihrem Präzeptor (Lyochares) mitspielten, ist zu bemerken, daß damals offenbar das lat. Original (wohl in der gekürzten Form von 1590) zur Aufführung gelangt ist und nicht Rulichs Verdeutschung, wie Bolte (S. XIX) annimmt. Aus Rulichs Widmung (1595) geht nämlich hervor, daß *verschinen 1591. Jahrs | den 28. Aprilis ein Lateinische Tragoedien | dessen*

Digitized by Google

titul Mercator seu Judicium, von Weilund Thoma Naogeorgo von Straubingē | sonsten Kirchmayr genant | Lateinisch beschriben | auff dem Fürst: grossen hoff Saal zu Neuburg | inn beysein viler Fürstlicher Personen . . . sey agirt worden. Ob Ich nun, fährt Rulich fort, *wol zurselben zeit beneben dem Ehrwürdigen vnd Wolgelehrten Herren M. Johann Lauchen . . . damaln zu Sinningen | an jetzo aber zu Vellburg Pfarrern | im werck | solche auß dem Latein in die teutsche sprach zuuersetzen: hatt doch solches wegen kürtze der zeit von vns nicht vollendet werden mögen. Demnach ich aber seithero . . . gelegenheit bekommen | vorernannte schöne Tragoediam widerumb mit fleiß zu durchsehen . . ., Hab Ich bey mir gäntzlich darfür gehalten | das den jenigen so der Lateinischen sprach vnerfahren wol darmit solte gedient sein | wann solche Tragodia in die teutsche sprach vnnd reymen solte transferiert vnd gegeben werden . . .* Es ist anzunehmen, daß die zahlreichen, von Rulich ergänzten Bühnenanweisungen unter dem Eindruck dieser lateinischen Aufführung entstanden sind, wodurch ihre theatergeschichtliche Bedeutung in ein neues Licht rückt. Leider sieht Bolte von einer theatergeschichtlichen Würdigung der drei Spiele vollständig ab. Und doch wäre ein wenn auch kurzes Eingehen auf die bühnengeschichtlichen Grundlagen bei Besprechung von Dramen gerade des 16. Jahrhunderts, wo die Mannigfaltigkeit der Bühnenformen das notwendige Verständnis der dramatischen Technik im Einzelnen so erschwert, sehr wünschenswert. — Zur Bühnentechnik des Macropedius („Terenzbühne") sei auf Kösters Aufsatz 'Ziele der Theaterforschung', Euphorion 24 (1922), 489 ff. verwiesen, sowie auf F. R. Lachmanns Arbeit über die Bühne des Stymmelius, Litzmanns Theatergeschichtl. Forschungen 34 (1926), 16. — Das Münchener Spiel ist für eine mittelalterliche Simultaninszenierung eingerichtet, etwa ähnlich wie Krügers Spiel 'Von dem Anfang und Ende der Welt' (1580), wo auch Satan, wie in dem Spiel von 1510, mit einem Sündenregister auftritt. Interessant ist die Darstellung der Seelen, die eine Anmerkung (V. 766) beschreibt: *Jetz nympt ain engel die seel vom gestorben menschen, das ist ain klains knäblein, verporgen under der deck ligend, und fiert sy für got . . .* Freilich ist bei den Anweisungen dieses Spieles zu beachten, daß sie z. T. offenbar in Anlehnung an die aus Erbauungsbüchern genommenen Holzschnitte abgefaßt sind; vgl. Creizenach, Gesch. d. n. Dramas 3 (1903), 246 Anm. 1. — Eine ähnliche Darstellung der Seele ist u. a. im Luzerner Bühnenrodel von 1583 für den einen Schächer am Kreuz vorgeschrieben: „. . . *sol ouch ein suber wysz lumpin klein Kindlin jm Halsz oder Buszen haben als ob es die seel sye.* Handelt es sich hier um eine Puppe, so ist für das Münchener Spiel ein lebender Knabe anzunehmen, da es z. B. nach V. 1128 heißt: *So spricht des gestorben menschen sel mit grossem geschray den nachvolgenden reymen.* — Was endlich die Bühnentechnik Naogeorgs betrifft, so scheint sie zwar meist in der volkstümlichen (mittelalterlichen) Tradition verwurzelt, doch ist seine Bühnenvorstellung mehr dichterisch-phantastisch und kaum einer bestimmten realen Bühnenform angepaßt. Man muß annehmen, daß seine Dramen im Allgemeinen nur bearbeitet aufgeführt worden sind. So sah sich z. B. Paul Rebhuhn veranlaßt, die Tyrollfsche getreue Übersetzung des Naogeorgschen Pammachius für eine Aufführung eigens einzurichten (Zwickau-Meyerpeck o. J.).

Digitized by Google

Welche Bedeutung die verschiedene Bühnenvorstellung für die dramatische Technik der einzelnen Stücke hat, lehrt deutlich ein Vergleich der drei Spiele vom sterbenden Menschen.

WIEN ROBERT STUMPFL

Erich Krießbach, Die Trauerspiele in Gottscheds "Deutscher Schaubühne" und ihr Verhältnis zur Dramaturgie und zum Theater ihrer Zeit. (A. u. d. T. Hermaea Bd. 19) Halle a. d. S., Niemeyer 1928. (Vorher als Hallische Dissertation 1927).

Die ernsten Stücke der „Deutschen Schaubühne" und ihre unmittelbaren Nachbildungen haben, abgesehen von ihrer Behandlung in den allgemeineren Darstellungen der Zeit oder des deutschen Dramas (vor allem in G. Wanieks Gottschedbuch, Leipzig 1897) bereits im vorigen Jahrzehnt eine ergiebige Untersuchung erfahren. Alexander Schum hat in seiner Würzburger Dissertation: „Studien zur deutschen Alexandrinertragödie nach dem Muster Gottscheds bis zum Erscheinen von Lessings Miß Sara Sampson" (1919) das ganze Gebiet nach Seiten der Stoffe und der Charaktere, der tragischen Hauptmotive („Erkennungen und Glückswechsel"), des regelmäßigen Aufbaus (Einheit des Ortes und der Zeit) und der Versbehandlung kurz, knapp und aufschlußreich dargestellt. Wie es bei einer Arbeit aus der Schule Hubert Röttekens nahe liegt, sind vor allem die psychologischen Abschnitte gut gelungen, besonders nach der beschreibenden Seite hin; auch die Grenzen der Al.-Tr. treten dabei deutlich hervor.

Was wir an der Arbeit Schums vermissen, ist der durchgehende Nachweis der Zusammenhänge mit der klassischen Tragödie der Franzosen, besonders was die stofflichen Motive und Formeln, die Figuren und die Situation anlangt. Es wäre reizvoll zu sehen, wie und was etwa J. El. Schlegel im Gegensatz zu seinem Meister aus dem großen Reservoire geschöpft oder wie er das Wasser des fremden Stromes auf seine Mühle geleitet hat. Die neue Arbeit von Krießbach hat diese Seite der Aufgabe genauer berücksichtigt, wie sie andererseits die Beziehungen der Al.-Tr. zu derjenigen des deutschen Barocks sorgfältiger untersucht, als das bisher geschehen ist. Im übrigen hält sie sich vorzugsweise an die theoretische Dramaturgie der Zeit; sie untersucht die Leistung Gottscheds und seiner Schüler mit bewußter Einseitigkeit daraufhin, wie weit die Grundforderung der Wahrscheinlichkeit und ihre nächste Folgerung, die Lehre von den drei Einheiten, sich im Bau des Dramas und in der Rücksicht auf Bühne und Schauspieler widerspiegeln. Diese Beziehungen verfolgt der Verfasser mit Fleiß und Geschick, großenteils in schematisch-statistischer Weise, mit fortwährenden Ausblicken auf die erwähnten älteren Dramaformen und auf die noch nicht hinreichend geklärten zeitgenössischen Bühnenverhältnisse. Es ist lobend hervorzuheben, daß sich Kr. vorsichtiger als Schum von Verallgemeinerungen fernhält und immer wieder auf die Schwierigkeiten hinweist, in die Gottsched selbst gerät, wo er den Regeln folgen, die Wahrscheinlichkeit möglichst noch über das Maß der französischen Klassiker hinaustreiben und andererseits doch

Digitized by Google

wieder dem Theater geben will, was es gebieterisch verlangt. Gewiß ist sich Gottsched über die ewig unlösbaren Widersprüche zwischen den Regeln und dem lebendigen Bühnenwesen niemals klar geworden, weil sein Rationalismus solchen Bruch nicht litt; die Folge ist eine eigentümliche Unsicherheit, z. B. in Sachen des Monologs (s. 113 ff.), den er theoretisch verwirft, auch in seinem „Agis" und in der „Bluthochzeit" meidet, im „Cato" aber nicht entbehren kann. Das alles wird bei Kr. klar und einsichtig erörtert.

Weniger befriedigend sind die einleitenden Abschnitte allgemeinerer Art; hätte der Verfasser diese Dinge tiefer angefaßt und ausführlicher behandelt, so würde manche Einzelheit seiner Darstellung von hier aus neues Licht empfangen haben. Wir begrüßen zwar die einsichtige Würdigung der „Practique" des Hédélin d'Aubignac, der lange genug die Rolle eines Popanzes in der Geschichte der Dramaturgie gespielt hat und der doch einen recht offenen Bühnensinn vielfach erweist. Worin aber der positive Kern von J. E. Schlegels Lehre von der „Unähnlichkeit" bei der Nachahmung und worin deren Verhältnis zur Naturtreue besteht, mit anderen Worten, was denn nun das Wesen der künstlerischen Naturnachahmung nach Schlegel (und im Gegensatz zu Gottsched) ausmacht, wird weder klar entwickelt, noch mit dem eigentlichen Thema, der Erforschung der Al.-Tr., in ergiebige Verbindung gesetzt.

Vor allem aber fehlt eine dem heutigen Stande unserer Einsicht und unseren wissenschaftlichen Grundsätzen entsprechende Würdigung der Stellung Gottscheds selbst mit seinen Forderungen und mit seinen „Originaldramen" innerhalb der Geschichte der deutschen Dramadichtung, ferner der Ansätze zu neuen Wendungen bei seinen Schülern und vor allem bei J. E. Schlegel. Kr. beschränkt sich, wie im ganzen auch Schum, im wesentlichen doch auf die T e c h n i k der Al.-Tr., die uns freilich heute am stärksten ins Auge fällt, schon weil sie nicht nur von derjenigen der Klassiker mannigfach abweicht, sondern innerhalb der D. Schb. eine trotz aller Schwankungen geschlossene und eindrucksvolle Einheit darstellt. Von hier aus betrachtet, zeigen die Gottschedianer freilich wenig Fortschritte über das Werk des Meisters hinaus, und selbst J. E. Schlegel schneidet bei seinen beiden jüngsten Betrachtern i. a. wenig günstig ab. Aber auch über die i n n e r e n Beziehungen Gottscheds und der Seinen zur französischen Tragödie erfahren wir natürlich auf diese Weise nur wenig, und so wird die geschichtliche Stellung unserer klassizistischen Tragödie innerhalb der Geschichte der ganzen Gattung doch nicht genügend erhellt.

Hier können natürlich nur wenige Gesichtspunkte gegeben werden, um die noch unser wartenden Aufgaben rasch zu beleuchten. Gottsched nimmt sich rein technisch die französische Tragödie zum Muster, während er geistig eigentlich seinen Blick auf das antike Drama von Aischylos bis zu Seneca gerichtet hat, wohin ihn ja auch seine theoretischen Gewährsmänner aus dem Altertum und selbst aus der italienischen und französischen Renaissance andauernd verweisen. Es ist ganz klar, daß der große, heroische Zug fehlt, daß auch die mächtige Dynamik des Erlebens, wie sie die französischen Klassiker, bis in die ästhetische Sphäre ihres Seins und Wirkens hinein erfüllte und wie sie aus ihren Herzen in die Figuren ihrer Dramen hinüberströmte, in Gottsched nicht nachzitterte. Er war zu ehrlich, zu

Digitized by Google

stolz und zuletzt auch zu einsichtig, um dgl. zu „affektieren". Er war, auch wo er sich um die Bühne bemühte, im besten und zugleich im einengenden Sinne des Wortes „bürgerlich". Freilich lehnt er, gestützt auf die alte Theorie, aber von einem eigentümlichen Stilgefühl getragen, das „bürgerliche Trauerspiel" von vornherein ab; es hätte garnicht in sein Programm hineingepaßt und es wäre damit etwas verloren gegangen, was er seinem aufstrebenden Bürgertum, um das er sich bemühte, durchaus bieten wollte, nur eben auf seine Weise. In seinem „Sterbenden Cato" vor allem, so unselbständig dieses Machwerk sein mag, lebt (bis in die Sprache hinein und gerade in ihr vernehmbar) etwas von jenem hohen Bürgerstolze, dem alles zugänglich ist, soweit es sich mit der Vernunft und mit einer Wahrscheinlichkeit verträgt, die noch lange nicht an dem Alltäglichen gemessen werden muß. Das Wahrscheinliche im „gemeinen" Sinne kommt viel eher bei der Technik zu Worte, etwa in der Ablehnung des Ortswechsels durch den köstlichen Hinweis auf den Stuhl, auf dem der Zuschauer ja während der Vorstellung sitzen bleibe. (Und selbst hier können wir im Hinblick auf die von Kr. wieder wahrscheinlich gemachte Tatsache, daß in den Zwischenakten auf Gottscheds Bühne der Vorhang nicht fiel, seine Bedenken bis zu einem gewissen Grade verstehen.) Was aber die geistige Einstellung anlangt, so verwirft Gottsched wohl das „Wunderbare", was gegen die Naturgesetze verstößt, nicht aber die letzte Steigerung des Menschentums, welche das Maß des kleinbürgerlichen Durchschnitts bei weitem übersteigt. Gottsched kann natürlich von seinen Zeit- und Standesgenossen nicht erwarten, daß sie jemals Taten von der Art des Horace, des Cinna oder selbst des Cato vollbringen würden; bei dem bloßen Gedanken hätten sie sich bekreuzigt. Aber dafür sind wir eben auf dem Theater! Und doch gilt auch hier das T u a r e s a g i t u r, nur auf eine ganz besondere Weise. Eine Bestärkung und Erhöhung des reinen Willens innerhalb seiner eigenen Sphäre, ein Sichaufraffen zu Entschlüssen und Taten ungewöhnlicher, fast überspannter Art, ohne die nun einmal nichts Großes und Entscheidendes zustande kommt, verlangte der Leipziger Professor doch wenigstens in der Theorie von sich selbst und von den Seinen. Etwas lebensnäher berührt uns die rauhe Bürgertugend ja in G. Behrmanns „Timoleon", aber das ist eben Hamburger Arbeit, ist hansisches Gut trotz aller Zeitbedingtheit. Bei Gottsched spielen die tragischen Handlungen doch gewissermaßen in einem Wunschlande; und wie der gemeine Mann, der sich an seinen Märchen erfreut, gewiß nicht an die goldenen Schlösser und die Zaubergüter und die Glücksfälle der guten einfältigen Bauernknaben und dgl. r e a l i t e r „glaubt" und dennoch das Erzählte in einem höheren Sinne für „wahr" hält, weil hier jene tiefsten Sehnsüchte, in denen und aus denen er seelisch recht eigentlich „lebt", ihre reinste Erfüllung finden: so richtet Gottsched vor den Bürgern seiner Zeit und seiner Stadt eine Art goldene Überwelt auf, worin sie niemals im empirischen Sinne heimisch werden können, die aber das Sehnen und Hoffen, Leiden und Kämpfen ihres eigenen Lebensbereichs in unendlicher Klärung und Steigerung darstellt, immer mit der deutlichen Absicht, sie das Leben in diesem hohen S i n n e auffassen und womöglich führen zu lehren (nur nicht in diesen Formen und mit diesen besonderen Bestrebungen und Hoffnungen). Dieser paradigmatischen Auffassung der Vorgänge, dieser lehrhaften

Digitized by Google

Absicht entspricht die breite Gesprächigkeit der Figuren in Gottscheds Dramen: ihre Tränenseligkeit und ihre Tugendbewußtheit. „Du mußt es dreimal sagen" scheint hier das Motto zu sein, aber Gottsched rechnet dabei nicht auf die „Begriffsstützigkeit" seiner Zuschauer, wie man wohl geglaubt hat, sondern auf eine gewisse Dumpfheit ihrer Seele, eine Trägheit ihres Herzens, welche die Bühnenhandlungen etwa als ganz Fremdes, sie unmittelbar nicht Berührendes auffassen könnte: etwa mit jenem Kuriositätsinteresse, womit die Haupt- und Staatsaktionen der Wanderbühne angesehen wurden. Da galt es, die Sinnhaftigkeit der Vorgänge herauszuheben und durch Vordeutungen, Rückblicke und vor allem durch ausgiebigste Erörterungen die jeweiligen Situationen auf der Szene zu „interpretieren".[1] Daher die ungeheure Masse der „verdeckten Handlungen" (Kr. hat den neuen, freilich nicht übermäßig glücklichen Ausdruck noch nicht angewendet), das Überwiegen des Botenberichts z. B. in Gottscheds „Agis" (vgl. Kr. S. 132), auch in der „Bluthochzeit". Nicht nur die alte Theorie, das fremde Muster und die Rücksicht auf die Bühne sprechen hier mit. Selbst wenn die äußeren Mittel ausgereicht hätten, was wäre mit einer sinnfälligen Darstellung der heroischen Handlungen, was wäre selbst mit der Darstellung einer Ratsversammlung auf der Bühne in Gottscheds Sinne gewonnen worden? Nur ein gewisser äußerer Reiz für die Zuschauer, nur die Zufuhr einer Stoffmasse, die sie noch nicht hätten verarbeiten können. Der Zusammenhang zwischen dem Dargestellten und den Entschlüssen und Schicksale der Hauptfiguren wäre damit nur im äußerlich-pragmatischem Sinne, nicht als der von Gottsched angestrebte (wenn auch noch so bescheidene) „ideale Nexus" erkannt worden. Sobald aber die nächstbeteiligten Schritt vor Schritt das hinter der Bühne Erreichte (auch gesprächsweise, in Versammlungen und Verhandlungen Erreichte!) gründlich besprechen, wird nicht etwa nur die Sache und nicht nur die persönliche Stellung der Unterredenden klar, sondern der objektive Sinn des ganzen Vorgangs deutlich. Damit wird das Gefühls-, ja das ethische Leben der Zuschauer erweckt — freilich mit Mitteln, die ein heutiges Publikum einschläfern könnten. Aber man soll bei der Betrachtung dieser Leistungen wie auch z. B. der Anfänge der neuen Lyrik des Zeitalters[2] immer beachten, daß bei diesen von Grund auf und s c h e i n b a r durch und durch rational eingestellten Menschen der Weg zu jedem andern, tiefer greifenden Erlebnis durch das Denken hindurchführt. Wird doch noch bei Klopstock das Gefühl immer wieder durch den Gedanken erregt! So will Gottsched durch das Denken, durch die rationale Zergliederung hindurch (die ihm viel wichtiger ist als die psychologische!) die Herzen seiner Zuhörer erschüttern und der Tugend geneigt machen. Selbst J. E. S c h l e g e l scheint hiervon nicht ausgeschlossen zu sein. Aber gerade darin besteht nun das Neue, was er bringt. Schlegel

1) Vgl. meinen Aufsatz über „Ausdeutung, Vor- und Nachdeutung im Drama" in der „Literar. Rundschau" des „Hamburger Fremdenblattes" vom 30. Juni 1928.

2) Ich verweise auf die neueste, ganz selbständige und die wirklichen Probleme aufrollende Darstellung in Osker Walzels Buch „Deutsche Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart" (im Handbuch der Literaturwissenschaft)" S. 56 ff.

Digitized by Google

hat zum mindesten dichterische und selbst dramatische Augenblicke, weiß die seelischen Konflikte z. B. des jungen Siegmund einigermaßen auszuwerten, wo Gottsched nur Doppelpflichten feststellt und dann rasche, nicht „gefühlte", nicht „erlebte" Entscheidungen bringt; er weiß uns auch durch Andeutungen des Kommenden zu spannen und zeigt, daß er nicht ganz umsonst in die Schule Shakespeares gegangen ist.

Dennoch ist auch Schlegels Kunst kein eigentliches Drama gelungen. Die Welt der Alexandrinertragödie ist nicht bis ins Innerste aufgewühlt und so bleibt auch unsre Seele ihr gegenüber kalt, wir werden gleichsam nur peripherisch berührt. Im Grunde genommen haben wir es mit „mimischer" Darstellung, freilich von ernster und hochstrebender Art, nicht mit dramatischer Bewegung zu tun[3]. Da die Bezeichnung „mimisch" gelehrte Leser immer wieder an jenes spezifische Literaturgebilde erinnert, dem E. Reich seine Aufmerksamkeit geschenkt hat (während es sich für mich um eine durchgehende künstlerische Einstellungsmöglichkeit handelt, die heute z. B. im Filmstück eine gewisse Höhe erreicht hat) und da auch der naheliegende Ausdruck „Demonstration" zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte, „Schaustück" und „Theaterstück" längst allgemeinere Bedeutung erlangt haben, so möchte ich vorschlagen, für diese Art „dramatischer Darbietungen" i. w. S. den Ausdruck „Zeigespiel" anzuwenden. Er wird vor mancherlei Verwechselungen bewahren. Von einem solchen Stück kann man keine ausgeführtere Charakteristik, keine an sich bedeutsame Handlung verlangen. Es gehört zu seiner inneren Form, daß sie eindrucksvolle Situationen, die untereinander in einem gewissen Zusammenhang (Steigerung, Gegensatz usw.) stehen, an einem lockeren Faden aufreiht und daß sie den einzelnen Figuren umschichtig das Wort erteilt, damit sie sagen, was eigentlich „gemeint" sei („Redespiel"). So hat es Gottsched gewollt und in diesem Sinne hat er dem deutschen Bürgertum seiner Zeit gegeben, was ihm zukam, wessen es bedurfte und was es zunächst begierig aufnahm. Von hier aus verstehen wir jene Neigung zur Erörterung und zur gesprächsweisen Vertiefung der jeweils für die einzelne Szene maßgeblichen Gedanken, die noch für unser klassisches Drama charakteristisch ist und die von Shakespeares Technik weit abzuführen scheint. Die große rhetorische Note der Franzosen schlägt ja bei Schiller wieder durch, aber ganz augenscheinlich hat das Alexandrinerdrama den Übergang gebildet und der späteren Kunst den Boden bereitet.

Darüber wäre noch manches zu sagen, was in dem vorliegenden Buche von Krießbach nicht gesagt ist, z. B. über das Forterben gewisser dramatischer „Formeln", deren Begriff ich anderwärts zu entwickeln hoffe. Der gütig vertrauensvolle Held auf der einen, der ihm verschwägerte Verräter auf der andern Seite, dazwischen die Schwester des Helden, die Gattin des Bösewichts z. B., diese Grundformel des „Canut" kehrt ja wieder in Goethes „Götz von Berlichingen". Wir halten uns nicht immer genügend vor Augen, wie gut die Al.-Tr. unsern Klassikern oder doch ihrem Publikum

3) Vgl. meinen Aufsatz „Zwei Pole des Dramas" in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" Bd. 2, S. 193 ff., abgedruckt in meiner Sammlung „Gehalt und Form" Dortmund 1925, S. 23 ff.

Digitized by Google

zu anfang noch erinnerlich war, soweit sie die Bühnentradition und die gewöhnliche Produktion beherrschte. Auch was die Franzosen unsern klassischen Dramen geben konnten, ging vielfach erst durch dieses Medium hindurch oder wurde doch davon beeinflußt.

HAMBURG. ROBERT PETSCH.

Friedrich Noack, Das Deutschtum in Rom. I und II, 767 und 667 Seiten. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig, 1927.

In seiner deutschen Literaturgeschichte nach Landschaftsstämmen bemerkt Nadler einmal ganz vorzüglich, „daß man an der porta del popolo in Rom wie an einem Barometer den Stand des deutschen Geisteslebens ablesen könne". Das ist die Aufgabe, und trotz der schier unübersehbaren Literatur zum Problem des Deutschen im Süden und in Italien ist sie in ihrem Eigentlichsten noch nicht in Angriff genommen, ja kaum als solche genügend scharf erkannt worden. Natürlich ist man sich darüber klar, daß auch dabei die großen Kategorien, z. B. Barock, Aufklärung, Romantik u. a. m. im wesentlichsten nicht stark geändert oder beeinträchtigt werden. Aber die Aufgabe besteht in folgendem: wie reagieren die Deutschen und ihre geistige Elite auf das Phänomen Italien, wie erleben sie effectiv die endliche, tatsächliche Annäherung an ihr Südideal. Es ist dies eine Angelegenheit von äußerster Schwierigkeit, die sich nicht mit den herkömmlichen Methoden und Notizen erledigen läßt, sondern zu der es eines Mannes bedarf, der selbst genügend Künstler und Dichter ist, ohne der exakten Forschung fern zu stehen. Gregorovius war vielleicht der Einzige, der diese Voraussetzungen in sich vereinigte, aber er wandte seine Gaben an die Geschichte der Stadt Rom, nicht aber an den geistesgeschichtlichen Riesenkomplex: die Deutschen im Süden. Die Unterschiede und ihre Folgen liegen auf der Hand.

Das große Werk Noacks hat für diese Zwecke vorläufigen und verbindenden Charakter. Keineswegs ist es das Werk, das wir fordern, aber es ist ein Werk, das man brauchen wird. Es will auch nicht das Werk sein, das wir fordern, ganz und gar nicht: sein Ehrgeiz liegt auf anderem Gebiet, sein Wert aber berührt sich mit der skizzierten Forschungsebene und soviel ist sicher, daß keiner je an die genannte Aufgabe herantreten kann, ohne Noacks Arbeit fast ununterbrochen dabei dankbar zu benützen. Denn Noack beschränkt sich auf Rom, aber er widmet sich dem gesamten Deutschtum, wie es seit dem Ausgang des Mittelalters sich dort, einerlei wie, je und je gezeigt hat. „Wir haben es nur mit den Tatsachen des deutschen Lebens und Wirkens auf den sieben Hügeln zu tun" (S. 318). — Dies ist die großartige Selbstbegrenzung, die sich der Verfasser wohlweislich setzt, die er selten durchbricht, und der allein er es verdankt, daß er mit dem Riesenstoff zu Rande kam und dabei das technische Meisterwerk lieferte, klar und deutlich zu

Digitized by Google

bleiben. Die Vielseitigkeit des Lebens überhaupt, gezeigt am Leben und Treiben aller nur erdenklichen Deutschen in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters, das ist Noacks eigentliches Thema; das Werk gehört in erster Linie der Soziologie an, ohne die es nach Art, Fragestellung und Ausführung nie möglich gewesen wäre. Aber es ist das Sonderbare von Werken solcher Art, das sie etwas Allgemeinverbindendes haben können. Es ist Noacks großes Verdienst, hier eben nicht spröde gewesen zu sein. Die Literaturwissenschaft, besonders in ihrer geistesgeschichtlichen Provinz, ist dem Werk zu größtem Interesse verbunden, weil es das hat und bietet, was ihr und der Geisteswissenschaft zumeist neuerdings fehlt, nämlich exaktes Wissen, Tatsachen, Fehlen der Phrase, Klarheit, die aus dem Leben her gewonnen ist und nicht am Schreibtisch und Zettelkasten mühsam erdrechselt. Noack gibt in seinem großen Werk natürlich einen Abschiedsgruß an die Stadt, in der er gelebt und gewirkt hat, man spürt wohl das Heimweh und die Ergriffenheit, wenn er mit den Pfingsttagen 1915 abbricht. Aber diese persönlichen Dinge überwiegen nirgends. Sondern die Tatsachen überwiegen:

In 12 langen Kapiteln reiht der Verfasser Tatsache nach Tatsache aneinander an, und wenn man sein Werk auf eine Formel bringen will, so ist zu sagen, daß es ein riesenhafter Katalog ist, der alles enthält, also auch Zünfte, Fürstenbesucher, Musiker, Bankiers, Reisehandbücher, Künstlerfeste, Vereinsmeierei mit allen echt deutschen Untugenden, Intrigen, Wonnen und Heimfahrt. Es ist eine schier verwirrende Fülle von Tatsachen: aber einmal mußte dieser Riesenkatalog geschrieben werden. Denn aus ihm und nur aus ihm werden sich die Einzeldarstellungen erheben. Verfasser hat den zweiten Band rein lexikographisch gehalten, indem er ihn zugleich als Index für den Textband benützt. Leider hat er die reichlich verzeichnete Literatur mit Siglen versehen, die man sich jedesmal in 8 Abteilungen des Literaturverzeichnisses mühsam eruieren muß, das hätte praktischer sein können, wo es bei Namen und Titeln immer gleich in die Tausende geht.

Referent möchte nicht mißverstanden werden. Noacks Darstellung selbst ist nicht lexikographisch, der Textteil liest sich sogar angenehm, obwohl er aus lauter Einzeltatsachen geschichtet ist. Das kommt daher, daß Verfasser durch seinen Beruf ein äußerst gewandter Stilist ist, der Dutzende von Publikationen über römisch-deutsche Belange veröffentlicht hat, und der nun hier abschließend im wahren Sinn des Wortes zusammenfaßt. Dabei vermeidet er die moderne Problematik, vermeidet er Einseitigkeit, Bitternis, Nörgelei. An dieser Stelle interessiert die Welt der Literaturgeschichte. Referent hat sozusagen nichts vergeblich seit 1480 bis etwa 1830 in dem Werk gesucht, die Vollständigkeit ist geradezu rührend. Natürlich hört das nach 1800 auf, obwohl der Verfasser viel ungedrucktes Material verwenden konnte. Die früheren Zeiten anlangend, steht Verfasser wohl auf protestantisch-norddeutschem Boden, betätigt aber stets die schöne Kunst der Unparteilichkeit. Im einzelnen wird man rechten können, z. B. ist Raffael (S. 123, 141) ebenso überschätzt wie Max Klinger (S. 604) und Arnold Böcklin (S. 606), indessen Verfasser Hans v. Marées nicht versteht (S. 603). Dafür aber sind die besonderen Abschnitte über Mengs und über Winckelmann

Digitized by Google

vorzüglich, und dankenswert ist, daß Verfasser sich vom Goethekultus völlig frei hält. Luther ist fast zu knapp behandelt, wenngleich dem Verfasser zuzugeben ist, daß er bei seinem Willen zur reinen Tatsachensammlung wohl nicht gut dabei (es handelt sich immer nur um den Belang: der Deutsche in Rom) anders handeln konnte — so schreitet der Verfasser durch die Jahrhunderte mit der gleichen Genauigkeit, ob es sich um Reisehandbücher oder zum Teil äußerst blamable Fürsten- und Kaiserbesuche handelt. Mißliches wird nicht verschwiegen, die Geschichte der deutschen Kolonie in Rom gibt allen Anlaß. Vielleicht hätte Verfasser früher abbrechen sollen, er rückt bis 1915 vor und es ist natürlich: mit dem Augenblick, da die Romfahrer nicht mehr über ponte molle kamen, sondern mit der Eisenbahn an den Thermen, mit diesem Augenblick war „es" aus, jenes Idyll, jene ideale Herrschaft der Deutschen auf dem Kapitol, damals schon war es aus, indes heute Rom für die Meisten ja doch nichts anderes mehr sein kann als die schnell gefürchtete Jagd nach der historischen Ideenassoziation, vollbracht in der modernen, schablonisierten Großstadt. Verfasser ist bei diesem heiklen Punkt sehr gerecht und sehr unbestechlich geblieben.

Jede Arbeit, die sich mit dem Problem des deutsch-römischen Südtraumes beschäftigen wird, braucht den Noack, der in manchen Teilen geradezu die Wichtigkeit des Goedeke hat, mit allen seinen Verdiensten. Hier aber handelt es sich, anders als bei jenem, um das einzigartige, ehemalige Dreieck, gebildet von porto del popolo, dem campo santo bei St. Peter und dem Friedhof bei der Cestiuspyramide, wo sie schlafen, die Edelsten des Deutschtums in Rom, im unvergeßlichen, noch unberührten Hain, wie Platen es ihnen gewiesen hat. Auch hier ist Noack sozusagen vollständig, wenn man Kataloge und Register ebenso zu lesen versteht wie seinen Textband.

KARLSRUHE i. B. A. v. GROLMAN

Benno von Wiese, Friedrich Schlegel. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Konversionen. Philosophische Forschungen, herausgegeben von K. Jaspers, Heft 6. Berlin, Verlag von Julius Springer 1927. VI + 122 S.

Diese ganz ausgezeichnete kritische, besonnen und umsichtig vorgehende Arbeit darf man wohl neben den Forschungen Günther Müllers, die dem Verfasser noch kaum vorliegen konnten, mit denen er aber, um so wichtiger, sich in Problemstellung und Durchführung in einigen Punkten berührt, als den wertvollsten Beitrag des Jahres zur Schlegelforschung bezeichnen. Das Buch F. Imles leidet zu sehr an einer gewissen erbaulichen, mitunter geradezu trivialen Tendenz und kann auch sonst, ganz ungeachtet der anderen konfessionellen Einstellung oder Betonung, den Vergleich mit Wiese nicht aushalten. Dessen Arbeit gliedert sich in zwei große, annähernd gleiche Teile: Entwicklung des Lebenszusammen-

Digitized by Google

hangs und Entwicklung des Ideenzusammenhangs. Das „Mensch-Werk-problem" als das eigentlich romantische Problem steht also im Mittelpunkt, und das private persönliche Schicksal wird zugleich als Ausdruck der allgemeinen geistesgeschichtlichen Wandlung von der Romantik zur Restauration hin genommen, also zweidimensional aufgefaßt.

Zunächst wird die langsame Ausbildung der entscheidenden Grund- und Bildungsprobleme untersucht, immer schon mit dem Blickpunkt auf die Konversion hin: wieweit diese Konversion organisch eben schon im ganzen Lebenszusammenhang angelegt ist; weiterhin die immer stärker heraustretende Polarität dieser Grundbegriffe (Individualität, Universalität, exoterisch, esoterisch) und Grundprobleme, wobei die Polarität von Endlichem und Unendlichem an verschiedenen Gegensatzpaaren beleuchtet wird: Ironie, Witz, Enthusiasmus, Fragment und System; Popularität und Polemik; schließlich der Gegensatz, der sich in der Subjekt-Objekt-Beziehung von Mensch-Bildung und Werk darstellt (S. 29). In der Konversionszeit liegt dann die Krise dieser verschiedenen, von Goethe, Fichte, Schleiermacher beeinflußten und weitergewandelten Begriffe und Ideen (Bildungsidee, Liebesideologie und der Gedanke der Kunstreligion); die vollzogene Konversion aber bringt die Auflösung dieser Polarität. Hier sei vorläufig nur bemerkt, daß Wiese aus seiner ganzen Problemstellung heraus zu einer mindestens nicht positiven Bewertung der Konversion kommt, daß er sie als Ermüdung, als Erschlaffung der sich in Gegensätzen bewegenden Polarität zugunsten einer trägen Beruhigtheit und Einordnung nimmt. Mit neuen und vertieften Gründen wird die alte Ansicht vorgetragen.

Im zweiten Teil „Entwicklung des Ideenzusammenhangs" wird die geistesgeschichtliche Verhaftung von Schlegels Werk in der Wandlung von Romantik zu Restauration verfolgt, die unklassische Weiterbildung der romantischen Geisteswelt in einem politischen Katholizismus, wobei methodisch sorgsam besonders auf den Bedeutungswandel der verschiedenen Ideen und Kategorien zunächst von der Klassik zur Romantik hin und dann innerhalb der Romantik selbst geachtet wird. „Die Verwandlung der romantischen Ideen in Restaurationsphilosophie ist erst eine Folge einer Wandlung des Lebenszentrums und der Lebensform" (S. 65). An Schlegels frühromantischer Geschichtsphilosophie (hier hätte aber der wichtige, von Walzel seinerzeit in der Kürschnerausgabe veröffentlichte Aufsatz „Über den Wert des Studiums der Griechen und Römer" nicht übersehen werden dürfen) und an seiner frühromantischen Religions- und Kunstphilosophie wird die zunehmende Verschiebung vom klassischen, objektiv gegenständlichen Pol zum freischwebenden subjektiven entwickelt, und die Ansicht etwa Korffs und Petersens von der Romantik als einer Fortwälzung klassischer Vorstellungsinhalte und -formen, analog der zuerst von Wölfflin vertretenen Ansicht vom Barock als einer fortgewälzten Renaissance, erhält dadurch eine neue Stütze; hier berührt sich Wiese auch mit Anschauungen G. Müllers, nicht nur thematisch in der Hindurchverfolgung eines bestimmten Problems durch den ganzen Schlegel zum Beweis der nun von Wiese allerdings eigens betonten Kontinuität der Entwicklung, sondern auch grundsätzlich in der Sichtbarmachung der „katholischen Potenzen innerhalb des klassisch-romantischen Kulturkreises", des Hinüberdringens aus der humanen Hochkultur

Digitized by Google

in den Bereich der Kirche[1]. Wiese stellt S. 76 vier Stufen der Versubjektivierung, der Umschichtung vom Normativen zum Möglichen auf: erste Stufe: Objektivität der Antike; zweite Stufe: Verbindung mit dem Fichteschen Ethos; dritte Stufe: Umbildung nach Maßgabe einer ästhetischen Lebensform in den romantischen Universalgedanken, und schließlich die für diesen Zusammenhang wichtigste Stufe: Mystifizierung der romantischen Bildungslehre. — Und hier geht dann der Weg von der Lebensform des Möglichen wieder zum Normativen, zum konkreten Anschluß an bestimmte geschichtliche Mächte und Gebilde. Es ist der geistesgeschichtliche und zugleich soziologische Wandel von der Romantik zur Restauration, indem der isolierte, nicht der einsame Mensch, „die Totalität des freischwebenden Geistes als Fiktion" erkennt, die Erschütterung durch die Wirklichkeit der ästhetischen Illusion, und zwar Schlegel nicht allein, sondern die ganze Generation (die Romantik wird von Wiese durchaus als Generationsbewegung gefaßt). „Die neue damit geschaffene Lebenssituation äußert sich einmal in der mühsam festgehaltenen ästhetischen Sphäre als Verachtung der Zeit; andererseits aber in dem Bedürfnis, Anschluß an irgend eine der kollektiven Mächte der Zeit zu gewinnen." (S. 90.) Wiese betrachtet also auf weiterem Hintergrund die Konversion weniger als religiösen denn als soziologischen Vorgang (vgl. auch S. 101), als Ausdruck der allgemeinen Zeitwende, die im einzelnen an die Stelle des revolutionären Zukunftsideals die konservative Vergangenheitsbezogenheit setzt. Die vielumstrittene Frage, ob mit der Konversion das wesensmäßig Romantische aufhört, ob sich also Romantik und Katholizismus vertragen, wird vollkommen zutreffend dahin beantwortet, daß diese romantische Lebenseinstellung sich mit den schon vorhandenen geschichtlichen Mächten verbindet, sie teils verändert, teils selbst von ihnen umgebildet wird. Diese meist ganz organische Umbildung wird in zwei Abschnitten: „Wendung von der romantischen Kunstphilosophie zur katholischen Restauration" und „Einbauung der romantischen Ideologie in das katholische Glaubenssystem" eingehend betrachtet.

Das Wichtigste an dieser ganzen Darstellung ist die gewollte oder ungewollte Aufzeigung einer durchgehenden Linie, der Kontinuität der geistigen Entwicklung, zunächst einmal ungeachtet aller konfessioneller Gesichtspunkte. Damit ist schon sehr viel gewonnen; die Auffassung eines unorganischen Bruches kann ernstlich nicht mehr vertreten werden. Und in der Aufzeigung der inneren Kontinuität gehen Wiese und Günther Müller zusammen; nur in der verschiedenen Wertung der Epochen und Ergebnisse gehen sie auseinander, in der Einschätzung des Werdegangs zum katholischen Kulturforscher als einer zusammenhängenden Ausbildung von bereits in den Anfängen potentiell vorhandenen Formen, wie es Müller ausdrückt. Bei Wiese kommt die letzte Schaffenszeit Schlegels wie meist zu kurz, weil sie noch vom säkularen Strom aus gesehen und mit dessen Maßstäben gemessen wird; die großen und imponierenden Alterswerke, besonders die „Philosophie des Leben" und die der Geschichte aber gehören in einen

1) Vgl. Müllers Neuausgabe von Schlegels Aufsatz „Von der Seele" Augsburg 1927, S. XXXVIII.

Digitized by Google

ganz anderen Sinnzusammenhang, der dem Nichtkatholiken nicht unmittelbar zugänglich ist. Die eigenartige Bedeutung dieser Werke wurde nur deshalb nicht richtig gewertet, weil diese bisher noch nicht in den Zusammenhang der katholischen Geschichtsphilosophie eingeordnet wurden, ebensowenig wie die hierhergehörigen Bücher von Görres. Auch auf katholischer Seite ist erst seit kurzem über das Tendenzhafte hinaus die neue sachliche Wertung eingetreten, man hat sich erst seit kurzem von den säkularen Maßstäben losgelöst und den originalen Gehalt dieser Werke entdeckt. Der alte Schlegel wird so in gewisser Art der katholische Hegel.

Die Schrift Wieses ist neben allem anderen auch darum so fruchtbringend, weil sie einmal nachdrücklich die soziologische Seite der Angelegenheit in den Mittelpunkt stellt, Romantik wie Restauration als soziologische Gebilde nimmt und ihre inneren Beziehungen und Entsprechungen von diesem Gesichtspunkt her begreift.

MÜNCHEN W. REHM

David Ferdinand Koreff. Serapionsbruder, Magnetiseur, Geheimrat und Dichter. Der Lebensroman eines Vergessenen. Aus Urkunden zusammengestellt und eingeleitet von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Mit 16 Bildtafeln. Lexikon-Format. 785 Seiten. Gebrüder Paetel, Berlin-Leipzig. [1927] Geheftet 13.— Mk. In Ganzl. geb. 15.— Mk.

Der erste Anblick dieses mächtigen Wälzers könnte eine dreifache Freude auslösen: daß unsere Kenntnis der romantischen Generation und ihrer Umwelt durch ein so einläßliches Werk über den vielleicht versatilsten ihrer Genossen reiche Vermehrung erfährt; daß nach den Dutzenden von Deutungen und Wesensbestimmungen des letzten Jahrzehnts endlich mal wieder nüchterne Sachforschung in die Romantikliteratur einzieht; daß deutsche Verleger aufs neue den Mut gefunden haben und den Opferwillen aufbringen, solche Publikationen zu wagen. Aber kaum schlägst du das Buch auf, so löst sich die dreifache Vorfreude in Enttäuschung, Ärger und Gelächter auf.

„Wer ist Koreff? wird mancher fragen." (So setzt das Vorwort S. 1* ein.) „Kein Nachschlagewerk, keine Literaturgeschichte zeugt von ihm." Mit Verlaub. Ich habe mich vergebens bemüht, ein Nachschlagewerk zu finden, in dem er fehlt. Goedeke, Brümmer, H. A. Krüger, Kosch — sie alle führen ihn an. Was aber hätte in der Literaturgeschichte ein Mann zu suchen, über dessen literarisches Werk selbst der vorliegende Panegyrikus das Urteil der vollendeten Armseligkeit fällen muß, da es doch nichts mehr und nichts Besseres umfaßt als „ein paar gelehrte Einzelschriften, ein umfangreiches handschriftliches Protokoll über einen medizinischen Einzelfall, eine bestellte politische Tagesschrift, zwei vergessene Operntexte, eine Anzahl von Gedichten, die in Zeitschriften, Almanachen und Zeitungen verstreut sind, einen einzigen Gedichtband, der nicht in den Handel gekommen ist und der viel Mittelgut und manches Minderwertige enthält, ein paar ästhe-

Digitized by Google

tische Aufsätze, einige verschollene Zeitungsberichte" (S. 154*f.). Wo käme die Literaturgeschichte hin, wenn sie jedem dergleichen Dilettanten in ihrem Palast ein eignes Appartement einrichten müßte!

Aber zugestanden sei, daß der ungewöhnliche Lebenslauf des abenteuerlichen Mannes und seine Verflechtung in die literarische und politische Geschichte der Nation ihn zum würdigen Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und Darstellung macht. Solche ist denn auch erst kürzlich von einer französischen Dame, einer Schülerin Baldenspergers, mit Fleiß, tüchtiger Methode und schönen Ergebnissen unternommen worden: ***Marietta Martin, Un aventurier intellectuel sous la restauration et la monarchie de Juillet. Le Docteur Koreff (1783—1851). Paris 1925. Ed. Champion.*** Oppeln-Bronikowski erklärt ausdrücklich (S. 3*), daß dieses französische Buch dem seinen „anregend vorausgegangen ist." Wie das? Oppelns nahezu 800 Seiten umfassendes Druckwerk ist Ende 1927 erschienen. Satz, Korrektur und Druck müssen doch mindestens ein Vierteljahr in Anspruch genommen haben; dann bleiben für die Vorbereitung und Abfassung dieser 50 Druckbogen bestenfalls zwei knappe Jahre übrig. In so kurzer Zeit ein solches Riesenprodukt zu verfertigen, ist eine erstaunliche Leistung.

Eine erstaunlich schlechte und erstaunlich leichtfertige nämlich, wie sich bei näherem Zusehen ergibt. Besteht doch die „Anregung" durch Marietta Martin darin, daß unser Autor sie in wahrhaft schamloser Weise ausschreibt. Sein Buch besteht aus zwei — ungleichen— Teilen: einem, sozusagen, darstellenden und einem dokumentarischen, d. h. einem Sammelsurium von Exzerpten aus Memoiren, aus Originalarbeiten Koreffs, aus Korrespondenzen von, an und über ihn. Da werden Stellen (z. T. sehr umfangreiche) aus den bekanntesten Denkwürdigkeiten und Briefsammlungen noch einmal abgedruckt, freilich auch aus entlegenen und schwer zugänglichen Publikationen, und obendrein viel Ungedrucktes. Aber diese scheinbar so imponierende Sammlung ist bloß ein schlecht verhülltes Plagiat. Auf den Seiten 159—166 ihres Buches gibt Marietta Martin eine umfassende Bibliographie der ihr bekannt gewordenen Koreff-Literatur, die eine reiche Liste von „ouvrages faisant mention de Koreff" enthält und auch die in Frankreich und Deutschland noch vorhandenen ungedruckten Autographen Koreffs aufzählt. Oppeln-Bronikowski druckt dies alles in extenso ab und macht, welch ein Zauberkünstler! aus den paar Seiten des Martinschen Verzeichnisses ebensoviel hunderte. Nicht verschwiegen sei, daß er auch eine neue Quelle aufgegraben hat, die Akten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin, und noch das eine und andere kleine Fündlein hinzugetan hat — *rari nantes in gurgite vasto.* Eine wirkliche Bereicherung oder auch nur Berichtigung der Martinschen Forschungen enthält das dicke Buch kaum irgendwo.

Am wenigsten in dem darstellenden ersten Teil. Dieser erzählt die Lebensgeschichte Koreffs, des am 1. Febr. 1783[1] zu Breslau geborenen jüdischen Arztsohns, der selber in Halle und Berlin die Heilkunde studiert, an letzterem Orte in die literarische Vereinigung des Nordsternbundes eintritt, 1804 nach Paris geht und dort von dem reichen Erbe seines kürzlich

1) Das Geburtsdatum wird, bezeichnenderweise, nur an einer einzigen Stelle (S. 3) und dort fehlerhaft angegeben.

Digitized by Google

verstorbenen Vaters ein genußreiches Leben führt. Nachdem der Zusammenbruch Preußens auch seinen Wohlstand vernichtet hat, lebt er von der medizinischen Praxis, die ihn nicht schlecht stellte, da er in den höchsten und elegantesten Kreisen von Paris als Arzt wie als Gesellschafter sehr gesucht war. 1811 bis 1813 weilt er als Begleiter der verwitweten Marquise Delphine de Custine und ihres gemütskranken Sohns Adolphe in Italien, eilt im November 1813, die liebebedürftige Dame im Stiche lassend, nach Wien. wo ihn Wilhelm von Humboldt dem Staatskanzler Hardenberg zuführt und dieser ihn in den preußischen Staatsdienst einstellt. Er wird Hardenbergs Leibarzt, Gesellschafter und Vertrauter, er wird (nach vollzogener Taufe) Professor an der Berliner Universität (gegen welchen Oktroi die medizinische Fakultät sich mit z. T. sehr unedlen Mitteln wehrte), erhält 1818 den Vortrag für die wissenschaftlichen und künstlerischen Angelegenheiten beim Staatskanzer, ist nun zwei Jahre lang auf diesem Gebiete allmächtig. Aber als ein richtiger Parvenü vertrug er die Machtfülle schlecht. Eitelkeit und Wichtigtuerei umnebelten völlig seinen sonst so klaren Verstand, unbedacht stieß er überall an, machte sich allerorten Feinde, verlor bald auch die Gunst Hardenbergs, der den so lange Verwöhnten seit Ende 1820 ziemlich brüsk aus seiner Umgebung verstieß, aus der Staatskanzlei ins Kultusministerium abschob und schließlich, als unbequemen Mitwisser sehr lichtscheuer Privatverhältnisse (in die O.-B. S. 62 ff. unerquicklichen Einblick gewährt), ganz aus Deutschland entfernte. Mit — vorläufig — zweijährigem „Studienurlaub" und im voraus bezahlten vollen Gebühren wandert Koreff Ende 1822 nach Paris aus.

Volle Klarheit wird sich in die näheren Umstände dieser Exsulierung nicht mehr bringen lassen. O.-B. sieht nicht einmal das Wenige, was aus den von ihm vorgelegten Zeugnissen (S. 448, 452, 454 f., 458, 462) hervorgeht; nämlich, daß der Staatskanzler den einstigen Günstling um jeden Preis aus Berlin fortbringen wollte und daß Koreff, dem der Boden offenbar auch schon zu heiß geworden war, sich seinen Abgang so teuer als möglich bezahlen ließ. Die Pension von 4000 Fr. jährlich, die der preußische Staat bis 1848 dem ihm doch ganz unnützen Pariser Arzt bezahlte, war ein unverkennbares Schweigegeld.

In Paris nahm Koreff das Leben von anno 1805 wieder auf, feierte als Arzt und Gesellschafter neue Triumphe, war Hans Dampf in allen literarischen und diplomatischen Kreisen der Pariser Hauptstadt, bis er sich durch unverschämte Honorar-Forderungen und leichtfertige Prozesse gesellschaftlich wie beruflich so stark kompromittierte, daß er Ansehen, Geltung und Praxis verlor, in bedrängte Verhältnisse, ja, als seit 1848 auch die preußische Pension ausblieb, in wirkliche Not geriet, aus der ihn am 15. Mai 1851 ein plötzlicher Tod erlöste. In Paris hatte er übrigens auch noch geheiratet, i. J. 1836, eine dort lebende deutsche Jüdin, Therese Mathias, über deren Aussehen und Charakter ziemlich widersprechende Gerüchte überliefert sind. — Nach Deutschland ist Koreff seit seinem Abzug aus Berlin nur noch zweimal gekommen, in den Sommern 1840, 1845[2], anläßlich von Badereisen

2) bei Marietta Martin p. 133, Z. 9 v. o. ist der Druckfehler Hambourg natürlich in Hombourg zu verbessern.

Digitized by Google

nach Ems, die ihm mit den Jugendfreunden Varnhagen und Theremin, auch (wie ich noch zeigen werde) mit A. W. Schlegel letzte Begegnungen gewährten.

Wenn, nach des Novalis tiefsinnigem Wort, Schicksal und Gemüt Worte eines Begriffes sind[3], so verrät schon dieser ungewöhnliche Lebensgang einen ungewöhnlichen Menschen. In der Tat mutet seine ganze Erscheinung an wie eine der seltsamen Figuren aus E. Th. A. Hoffmanns Raritätenkabinett und man möchte zu seiner Kennzeichnung das Lieblingswort dieses Dichters gebrauchen: skurril. Anziehende und abstoßende Züge vermengen sich in ihm zu einem sonderbaren Bilde. Zweifellos verfügte er über bedeutende Talente, aber eben so gewiß fehlte es ihm völlig an eigentlichem Charakter. Er wurzelte nicht fest in sich, wurzelte überhaupt nirgends, Schein ging ihm über Sein, Wirkung über Wesen. So konnte er, besonders auf verliebte Damen, wahrhaft bezaubernd wirken (vgl. S. 103, 106 f., 109, 111), mit seiner unvergleichlichen Plauderkunst alle Welt entzücken, — anspruchsvolleren Menschen genügte er nicht. Marianne Saaling, die ihn genau kannte, hat ihn sehr richtig also beurteilt: „Sein Geist hat nur selten Momente von Lieblichkeit, er kann und wird nie ein Gemüt ansprechen, weil er an sich reissen, verwundern, in Erstaunen setzen will" (S. 117).

O.-B. will eine „Rettung" Koreffs schreiben und dadurch hat er es von vornherein verfehlt. Koreffs höchst bedenkliche Persönlichkeit ist nicht in allewege zu rechtfertigen, bestenfalls psychologisch begreiflich zu machen. Gewiß hat er sich, wie O.-B. betont, oft durch unbedachtes Auftreten mehr geschadet als durch schlimme Taten, aber diese Unbedachtheit gründete in moralischer Insuffizienz, die ihm richtige Einschätzung seines Handels und Wandels erschwerte oder gar unmöglich machte. Von der offenkundigen Skrupellosigkeit in allen Geldsachen (S. 481, 489) sei gar nicht geredet; nur des (vom Herausgeber, scheint es, nicht verstandenen) abstoßenden Plans Erwähnung getan, durch anonyme Zeitungsartikel der reichen eigenen Schwester Geldzuschüsse zu erpressen (S. 581 f.) — ein Verfahren, das bekanntlich auch dem Pariser Heine nicht ganz fremd war. Daß er es mit der Wahrheit sehr wenig genau genommen hat, darin stimmen alle Urteile über Koreff, auch das von O.-B. übersehene Zeugnis Börnes (Geigers Ausgabe VI, S. 349), überein. Wie köstlich, wenn der Gewohnheitslügner einmal an Graf Pückler schreibt: „Ich verdiene, daß man mir glaubt, denn ich habe nie gelogen" (S. 464). Über seine Eitelkeit und Ehrsucht in den Zeiten der Macht, über die Unverschämtheit, mit der er damals seinen Einfluß zur Schau trug, erzählen Arnim (Steig III, S. 354) und Steffens („Was ich erlebte" VIII, S. 331) eine höchst bezeichnende (bei O.-B. leider fehlende) Anekdote. Wichtigtuerei im Bunde mit Lügenhaftigkeit erzeugte dann leicht Unverschämtheiten wie die, daß er sich für einen „Freund" Balzacs auszugeben wagt, ob dieser schon seit Jahren nichts von ihm wissen will. Daß Koreff in Paris ein liederliches Leben führte, stets in Geldnöten und infolgedessen „zu allem, selbst zu Kindesabtreibungen bereit" war (S. 594), dürfte wohl kaum bloße Verleumdung sein.

3) Über die Behandlung dieses Problems im deutschen Schrifttum des 18. und 19. Jahrhts. bereite ich eine eigene Arbeit vor.

Digitized by Google

O.-B. berührt gelegentlich die Frage, ob und in welchem Maße die auffälligen Charakterzüge und -defekte Koreffs eine Funktion seiner jüdischen Abstammung waren (S. 8 f.). Rassenmäßig sind sie gewiß nicht; wohl aber soziologisch zu erklären aus der parvenuhaften Selbstbewunderung und Erfolgsfreude des so hoch über das gesellschaftliche Niveau seiner Glaubensgenossen aufgestiegenen Juden; mindestens die unangenehme Wichtigtuerei Koreffs wächst aus dieser Wurzel.

Wie den Charakter, so möchte O.-B. auch das „Werk" seines Helden retten. Als praktischer Arzt scheint Koreff in der Tat außerordentlich glücklich gewesen zu sein; er verstand es, auf das Gemüt seiner Kranken einzuwirken, und erzielte dergestalt besonders bei hysterischen Weibern die wunderbarsten Heilerfolge. Die Charlatanerie, die seinem ganzen Wesen anhaftete, betätigte er auf medizinischem Gebiet in sog. magnetischen Kuren, mit denen es sich genau so verhält wie mit der romantischen Naturphilosophie: ein dunkles Ahnen und Tasten größerer und sichrerer Erkenntnisse künftiger Wissenschaft. Als medizinischer Gelehrter hat Koreff sehr wenig geleistet und in dieser Hinsicht durfte sich die Berliner Fakultät mit voller Berechtigung gegen den Eindringling wehren.

Auch um die Verdienste Koreffs als Staatsbeamter, die O.-B. sehr hoch einschätzt, steht es in Wahrheit nicht gut. Zum Glück beschert uns der Autor nicht auch noch den Abdruck der sämtlichen Amtsschriften des Geheimrats (was er übrigens in köstlicher Naivität damit begründet, daß sie „ein langes Aktenstudium erfordern würden": S. 10*), aber schon die summarische Charakteristik, daß sie sich „durch ihre schwungvolle, eindringliche Sprache" auszeichnen, läßt Schlimmes ahnen. Und diese Ahnung bestätigt vollauf, was von Koreffs dienstlicher Korrespondenz dann doch noch mitgeteilt wird. Man sehe etwa den Brief an den Unterrichtsminister Altenstein vom 4. August 1818 (S. 258); wie zudringlich, anmaßend, prahlerisch und bei alledem wie höchst albern ist dieses Geschreibsel. Dabei fehlt dem klugen Juden keineswegs das Gefühl für die Ungehörigkeit seines Tones; an denselben Altenstein schreibt er in beifallswürdiger Selbsterkenntnis am 15. August 1818: „es überläuft mich manchmal die Furcht, daß ich durch mein vieles Schreiben Ihre Geduld ermüde und Ihnen lästig falle." Was soll man aber erst über die Unverfrorenheit sagen, mit der Koreff zur Sollizitierung seiner eigenen Gehaltsansprüche an Hardenberg ein Schreiben von 24 (!!) engbeschriebenen Seiten richtet; kein Wunder, wenn dem Staatskanzler schließlich die Geduld riß und er den Belästiger an das Subordinationsverhältnis erinnerte (S. 352 ff., 441). Darf man aus solchen Proben weitere Schlüsse ziehen, so werden Koreffs Amtsschriften blumige, jeder Sachlichkeit bare Feuilletons gewesen sein, die durch ihre unförmige Länge den Kanzleibetrieb nur unnütz aufhielten. In der Tat bezeugt Varnhagen, daß jener „für Geschäftsarbeiten ganz unbrauchbar" gewesen sei (S. 483).

Aber e i n Verdienst bleibt ihm doch? „Mit der Gründung der rheinischen Hochschule", urteilt der Geschichtschreiber der Universität Bonn[4], „ist der Name David Ferdinand Koreffs unlöslich verbunden." Und er be-

4) F. v. Bezold, Geschichte der Rheinischen Friedrich-Wilhelmsuniversität (Bonn 1920) S. 69.

Digitized by Google

zeichnet die vornehmste Errungenschaft für den Bonner Lehrkörper, die Berufung August Wilhelm Schlegels, als Koreffs Werk" (S. 70). Auf S. 90 von O.-B.s Buch steht dasselbe zu lesen, nur daß es als neue und originelle Erkenntnis unterstrichen wird. Es ist aber nur in sehr beschränktem Maße wahr. Nicht nur O.-B., auch Bezold und Lenz (in seiner „Geschichte der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin") haben sich durch Koreffs Lügen beirren lassen. Mindestens läßt sich erweisen, daß die Berufung A. W. Schlegels nicht sein Werk war.

Schon in der Einleitung zu Schlegels Bonner Vorlesungen über „Geschichte der deutschen Sprache und Poesie" (DLD 147, S. VI²) habe ich darauf hingewiesen, daß dessen Brief vom 28. Dezember 1817 — Hauptbeweisstück in der Berufungssache — nicht an Koreff, sondern an Alexander von Humboldt gerichtet sei. O.-B. ist, wie so vieles andere sehr Naheliegende, diese meine Publikation nicht bekannt geworden. Trotzdem durfte er den Fehler von Lenz (dem er diesen Brief nachdruckt) nicht wiederholen, weil seine eigene Originalveröffentlichung eines wirklichen Schreibens von Schlegel an Koreff (S. 230) damit auf keine Weise in Einklang zu bringen ist, vielmehr dem kritischen Leser sofort den Sachverhalt klar macht[5]. Koreffs Brief aus Karlsbad vom Anfang August 1817 ist — darin muß ich Lenz beistimmen und meinen früheren Einspruch (DLD 147, S. VI¹) widerrufen — nachträgliche Erfindung Koreffs, wie Schlegel selbst andeutet (O.-B. S. 230). Danach behält Stägemann durchaus Recht, der am 5. Oktober 1818 an Varnhagen schreibt: „Koreff tut sich auf Schlegels Berufung viel zu gute, aber sie ist ursprünglich gar nicht sein Werk" (O.-B. S. 273). Auch dies ein Beitrag zur Charakteristik des Mannes.

Und zugleich ein Beitrag zur Würdigung des Herausgebers O.-B. Denn wenn schon der kürzere darstellende Teil dessen kritische Schwächen, seine geringe Befähigung zu objektivem Geschichtsurteil erwies, so verrät die darauf folgende umfängliche Urkundensammlung im Einzelnen wie im Ganzen die vollendete Unfähigkeit zu solchen Arbeiten. Weiß doch der Autor gar nicht, was er will. „Keine gelehrte Veröffentlichung, sondern ein Lebensbild" kündigt — mit entwaffnender Logik — das Vorwort (S. 10*) an. Ja warum hat er es dann nicht bei der bloßen Geschichtserzählung bewenden lassen? Die Herausgabe ungedruckter Materialien ist nun einmal eine „gelehrte" Sache, zu der wohl niemand gezwungen wird, welche aber der sie Ausübende verstehen muß, will er nicht als elender Stümper gescholten werden. Mit der verlogenen Bevorwortung wissenschaftlicher Ehrgeizlosigkeit salviert man sich nicht.

Es würde viel zu weit führen, wollte ich den ganzen Wust der vorgelegten Urkunden nach editionstechnischen Grundsätzen prüfen. Genug sei es

5) Den letzten Zweifel behebt Schlegels Brief an Altenstein vom 7. Juni 1818 und noch unbedingter Altensteins Anwtort vom 20. Juli 1818, die ausdrücklich von „dem an den Herrn Kammerherrn A. v. Humboldt gerichteten Schreiben d. d. Paris den 28. Dezember v. J." redet; beide Stücke wird der im Satz befindliche II. Bd. meines Quellenwerks „Die Brüder Schlegel" bekanntgeben.

Digitized by Google

mit der Feststellung, daß dem Herausgeber oft das Wichtigste entgangen ist. daß er bisweilen das Nichtigste abdruckt, daß er Handschriftliches falsch liest und völlig sinnlos abdruckt, unrichtig datiert und mangelhaft oder gar unrichtig kommentiert. Das sei rasch an ein paar Beispielen nachgewiesen.

Eines der wertvollsten Zeugnisse über Koreff ist die schon oben herangezogene ausführliche Stelle in Henrich Steffens' Selbstbiographie (VIII. S. 329—33). Sie fehlt bei O.-B., und ich kann auch erklären, warum. Marietta Martin führt in ihrem Literaturverzeichnis Karl Linnebachs bibliographisches Repertorium der Memoirenliteratur über die Befreiungskriege (1912) an und unterläßt deshalb, die dort registrierten Denkwürdigkeiten noch einzeln aufzuzählen; so fehlt in ihrer Liste Steffens' Buch. Der von ihr „angeregte" O.-B. aber arbeitet mit solcher Leichtfertigkeit, daß er die Aufzeichnungen von Steffens gar nicht nachschlägt, obwohl er dessen Beziehungen zu Koreff wiederholt (S. 18, 5, 255, 268) erwähnen muß. Sich in der zeitgenössischen Memoiren- und Briefliteratur weiter umzusehen und den Umkreis des von Marietta Martin Erbrachten selbständig zu erweitern, ist ihm gar nicht beigefallen. Ich gebe eine kleine Nachlese von Notizen, die sich im Lauf der Jahre bei mir zusammengefunden haben: Ringseis, Erinnerungen II, S. 285; IV, S. 35. — J. K. Passavant, Ein christliches Lebensbild S. 115 f. — Urlichs, Charlotte v. Schiller I, S. 397; Deutsche Revue 1897, 8. H., S. 156; Westermanns Monatshefte H. 486, S. 796; Handschriftensammlung der Wiener Stadtbibliothek, Briefe I, S. 201 f. (Urteil von A. Grün); M. Hoffmann, August Böckh (1901) S. 417; Carl Bertuchs Tagebuch (1916) S. 26; Usteri-Ritter, Lettres inédites de Mme de Staël à Henri Meister (1903), p. 221; P. Kohler, Mme de Staël et la Suisse (1916) p. 384. — Auch an Ungedrucktem war mehr zu finden. Nicht einmal die Bestände der Staatsbibliothek zu Berlin (seinem Wohnort!) hat O.-B. wirklich ausgeschöpft: es fehlt der dort erhaltene wichtige Brief A. W. Schlegels an Koreff vom 7. August 1818[6]. Die Wiener Nationalbibliothek besitzt einen französischen Brief und zwei handschriftliche Gedichte Koreffs. Für seine Beziehungen zu A. W. Schlegel und die Badereise von 1840 aufschlußreich ist nachfolgendes, an der Universität Bonn verwahrtes Billet, dessen Adressaten ich nicht bestimmen kann:

Hochgeehrtester Herr Doctor!

Mein vieljähriger Freund, Dr. Koreff, der mir vor 34 Jahren[7] zum ersten Male ärztliche Hülfe geleistet, hat mich von Ems aus auf ein paar Tage besucht. Ich habe ihn auf seiner Rückreise nach Paris begleitet, und kam gestern Abend von Cöln zurück. Ich mußte ihm die lange Geschichte meiner Beschwerden und schwankenden Gesundheitszustände erzählen, und er hat seine Ansichten darüber niedergeschrieben, damit ich sie Ihnen vorlegen möge.

6) Er wird in meiner Briefsammlung abgedruckt.

7) Benjamin Constant schreibt am 25. Oktober 1806 in sein *„Journal intime": „Schlegel est très malade, sa peur est ridicule, il demande des médecins partout, il en arrive un, allemand, qui a de l'esprit et de l'instruction."* Vgl. Marietta Martin p. 13.

Digitized by Google

Sie werden mich demnach ungemein verbinden, wenn Sie mir einen Vormittagsbesuch schenken wollen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung
Ew. Wohlgeboren
ergebenster
A. W. v. Schlegel

Dienstag Nachmittag
d. 11ten Aug. [1840][8]

Den Raum, der durch Wegfall dieser wirklich wertvollen Urkunden gespart wird, füllt O.-B. mit dem wertlosesten Zeug. Er scheint zu glauben, daß alles Ungedruckte an sich von Wert sei, mag es auch völlig inhaltsleer und nichtig sein. So bekommen wir S. 568 eine Einladung zum Mittagessen vorgesetzt und ein zweites Billet von ähnlicher Bedeutung, bei dem nicht einmal Adressat und Datum feststehen.

Über die Authentizität der von O.-B. erstmals abgedruckten Texte hege ich die stärksten Zweifel. Ganz fehlerloser Abdruck ist gewiß schwer zu erzielen. Auf dem weiten Wege von der Kopie des Autographen bis zur imprimierten Buchseite nisten sich unweigerlich Schreib- und Druckfehler ein. Nur wer selbst niemals solche Arbeiten unternommen hat, wird das verkennen. Aber so krasse Textentstellungen, wie sie der einzige von mir nachgeprüfte Brief S. 423—26 aufweist, darf es einfach nicht geben. Da wird verlesen: Mittheilung zu *Entwicklung*, verbreitet zu *ausgebreitet*, sollte zu *dürfte*, halbjährig in *halbjährlich*, Bewegungen in *Berechnungen*, unächt in *unrichtig*, aus „Jene mühseligen . . . Arbeiten" wird „Um mühselige . . . Arbeiten". S. 425, Z. 4 v. o. ist ein ganzer Satz weggelassen, ohne daß dies durch ein diakritisches Zeichen verraten würde; im 4. Absatz derselben Seite sind die Worte „in Deutschland" aus dem ersten in den zweiten Satz gerückt und dieser dadurch sinnlos gemacht; usw.[9]). Die Mühe, den Zeitpunkt dieses undatierten Schreibens zu bestimmen, hat sich der Herausgeber gar nicht gegeben, obwohl dazu nicht viel gehörte; es ist ganz unverkennbar die Antwort auf Koreffs Brief vom 5. Februar 1820, wie der Bezug auf S. 345 deutlich macht; das Schreiben ist also ganz falsch eingereiht. Ebenso das unmittelbar voraufgehende (Koreff an Schlegel S. 422 f.), das ins Jahr

8) Zur Datierung vgl. O.-B. S. 551.

9) Dabei betont O.-B. noch ausdrücklich (S. 227[4]), daß er den (auszugsweise schon früher von ihm bekanntgegebenen) Briefwechsel Koreff-Schlegel für die Buchausgabe noch einmal mit den Urschriften verglichen habe. Schlegels Schreiben vom 19. Januar 1820, das nach dem Dresdner Konzept abgedruckt wird, ist übrigens auf der Berliner Staatsbibliothek im Original erhalten, was der Herausgeber übersehen hat. — Höchst komisch ist die wiederholte Bemerkung (S. 10*, 227[4]), daß die Briefe Koreffs an Schlegel „1906 [man beachte die genaue Datierung des epochalen Ereignisses!] von Herrn Dr. A. Schurig in Dresden entdeckt" worden sind. Entdeckt! Aus A. Klettes „Verzeichnis der von A. W. v. Schlegel nachgelassenen Briefsammlung" konnte seit 1868 jedermann die Existenz dieser Korrespondenz erfahren, und die Liberalität, mit der die Sächsische Landesbibliothek ihre Schlegel-Schätze den Forschern zur Verfügung stellt, ist seit Jahrzehnten weltbekannt.

Digitized by Google

1820 (nicht 1821) gehört, was O.-B. trotz der eigenen richtigen Rückverweisung auf S. 384 nicht begriffen hat.

Zum einfachen Abdruck alter Autographen bedarf es immerhin nur eines scharfen Auges und einer sorgfältigen Hand; zur Kommentierung freilich der genauesten Kenntnis der Zeitumstände, der persönlichen Verhältnisse. In dieser Hinsicht zeigt O.-B. eine geradezu groteske Unkenntnis. Ich jäte rasch einiges Unkraut aus; es wuchert üppig in den, übrigens an Zahl und Inhalt sehr armseligen, Fußnoten; wirkliche Erläuterung der Urkunden, vor allen der hier erstmals gebotenen, hätte allerdings mehr Fleiß und Geduld erfordert, als dem Herausgeber zur Verfügung stehen.

S. 4: eine Biographie Schlegels von Otto Brandt gibt es nicht, wohl aber eine Monographie über Schlegels politische Taten und Meinungen. — S. 18: über Inhalt und Chronologie von A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen hegt O.-B. die tollsten Vorstellungen; er hat das wichtige Werk wohl nie in der Hand gehabt. — S. 28: ebenso unwissend ist er betreffs der Lebensgeschichte Friedrich Schlegels; als Koreff Ende 1804 nach Paris kam, hatte jener die Stadt bereits verlassen und kam nur noch vorübergehend im Winter 1804/5 dahin zurück; zu einem Verkehr der beiden ist es damals nicht gekommen[10]. — S. 43 (und ebenso S. 106[3]) erscheint Gentz als Redakteur des „Oestreichischen Beobachters"; hier liegt Verwechslung mit J. A. von Pilat vor. — S. 52[3]: an Helmina von Chézys 1804 erschienener Übersetzung der Euryanthe soll sich im Jahre 1810 (!!) auch Chamisso beteiligt haben. Ein Musterbeispiel für O.-B.s Ignoranz und Leichtfertigkeit. Die Kompagnie-Arbeit, von der in dem zitierten Briefe die Rede geht, ist die Übersetzung von A. W. Schlegels dramatischen Vorlesungen[11]. — Die junge Dame, welche Koreff i. J. 1814 (nicht (1815) zu Wien behandelt hat (S. 511), mußte nicht anonym bleiben; es ist Nina Schiffenhuber-Hartl, die 1816 in Florenz beinahe A. W. Schlegels und 1818 in Rom wirklich des romantischen Malers Friedrich Overbeck Gattin wurde. (Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten ed. Blümml I, S. 640; F. Overbeck I, 426—42).

Einer besonderen Herausstellung wert ist das S. 290 mitgeteilte Zeugnis. Aus Karoline von Humboldts Brief an ihren Gatten wird eine epistolarische Äußerung Friedrich Schlegels über Koreff wiedergegeben. Daß Schlegels Originalschreiben an Dorothea seit mehreren Jahren gedruckt vorliegt und daß selbstredend danach (H. Finke, Der Briefwechsel F. und D. Schlegels 1818—1820, München 1923, S. 122) die Stelle abzudrucken war, weiß O.-B. nicht. —

Ein letztes Wort über den „Dichter" Koreff. Der Herausgeber überschätzt ihn genau so wie den Gelehrten und Beamten. Und wie die aufgehäuften Urteile der Zeitgenossen seiner Bewertung des Menschen widersprechen, so erbringen die mitgeteilten Proben von Koreffs Gedichten — sie sind (olla potrida!) durch die biographischen Urkunden verstreut — den unanfecht-

10) Aus derselben S. 28 gebe ich eine anmutige Stilprobe: „A. W. Schlegel, der schon in Berlin entscheidend auf Koreff eingewirkt hatte, trat ihm jetzt auch persönlich näher, zumal er ihn von einer gefährlichen Krankheit befreite." Wer wen?

11) Vgl. darüber meine demnächst bei B. Filser (Augsburg) erscheinende Schrift: „Die Botschaft der deutschen Romantik an Europa."

Digitized by Google

baren Beweis poetischer Impotenz. Es ist in der Dichtung wie sonst im Leben: wer wenig zu sagen hat, schwätzt umso mehr. Koreffs Gedichte sind in Wortwahl, Tonfall und Versmaß dilettantische Nachahmungen klassisch-romantischer Lyrik und — endlos wie seine amtlichen Eingaben. Der Herausgeber hat zwar ein bißchen nachgeholfen, und so gut wie alle abgedruckten Stücke tüchtig gekürzt (S. 62, 112, 129, 138, 373, 409); gar nicht bedacht hat er dabei, daß er durch solche Kürzungen seinem Abdruck jeden Wert und Sinn nimmt, weil man nun doch wieder auf die authentischen Texte zurückgreifen muß. Viel verdienstlicher als diese unnütze Papierverschwendung wäre eine genaue Bibliographie und Chronologie von Koreffs literarischen Arbeiten gewesen; aber zu solcher Arbeit war O.-B. wohl abermals nicht genügend vorbereitet; meine Mitteilungen über die Wiener „Friedensblätter" von 1814/5 (Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. XIV, S. 90—98) sind ihm ganz entgangen und damit eine wichtige Quelle Koreffscher Erstdrucke. Die S. 91, 124, 139 mitgeteilten Stücke stehen bereits in jener romantischen Zeitschrift; daneben noch eine ganze Reihe anderer (a. a. O. S. 98). —

Mancher Leser mag meinen, mit einer so ausführlichen Besprechung und so scharfen Rüge sei diesem in jeder Hinsicht verfehlten und verwerflichen Machwerk zu viel Ehre angetan. Aber es galt mir, einem in Literatenkreisen immerhin angesehenen Manne und seinen Berufs- und Gesinnungsgenossen zu zeigen, daß die Arbeit von uns Gelehrten doch nicht so einfach und leicht ist, daß sie jeder beliebige Skribler auch besorgen kann, und womöglich mit der linken Pfote. Herr O.-B., der sich rühmt, Stendhal „in Deutschland bekannt gemacht" (S. 3) zu haben (ich hatte das bisher für Nietzsches Verdienst gehalten), möge aus dieser Anzeige Bescheidenheit lernen; sein Verleger aber, und der deutsche Verlag überhaupt, der ganz anders wertvolle und gewichtige Werke bewährter Gelehrter heute nur unwillig betreut, mag aus dem Schaden die Klugheitslehre ziehen, daß es, wenn heute selbst gute Buchware wenig Absatz findet, mit der Pofelware erst recht nicht geht.

PRAG, 15. MÄRZ 1928 JOSEF KÖRNER

NEUERE HEBBEL-FORSCHUNGEN

Drei jüngere Arbeiten über den Dramatiker Hebbel liegen zur Würdigung vor, zwei Sonderuntersuchungen (Schultze-Jahde u. Michalitschke) und eine Sammeluntersuchung (Dosenheimer), oder dem erstrebten Typus nach: zwei Analysen und eine Synthese bzw. ein Versuch zur Synthese. Die eine ausdeutend-konstruktiv (D.), die andere solide beweisführend, z. T. kritisch-scharf (Sch.-J.), die dritte straff folgernd, z. T. allerdings mit überspitztem Spürsinn (M.).

Elise Dosenheimer, Das Zentrale Problem in der Tragödie Friedrich Hebbels (Buchreihe d. Dt. Vierteljahrsschrift f. Lit.-Wiss. und Geistesgeschichte. Bd. 4) Halle M. Niemeyer-Verlag 1925. 131 S.

Das Vorwort bekennt mit angenehmer Freimütigkeit, daß sich Verf. dem Hebbelproblem „ursprünglich von einer anderen Seite her genähert" habe (vgl.

Digitized by Google

Fr. Hebbels Auffassung vom Staat u. sein Trauerspiel ‚Agnes Bernauer', 1912). Die Maßlosigkeit des Individuums war gewiß eine recht handliche Formulierung, und der Konflikt mit einem überindividuellen Ganzen fügte sich recht gut in Hebbelsche Weltdeutungsversuche. Fraglich mußte bleiben, ob indessen noch spezifisch Hebbelsches mit diesem weitmaschigen Begriffsnetz eingefangen werden konnte, ob nicht etwa Kleists u. selbst des weicheren Grillparzers Dramen ähnliche Maßlosigkeit, ähnliche Konflikte aufwiesen. Der Zusammenprall des Individual-Rechts und seines überhöhten Strebens mit überlegenen Mächten gehört eben dem Wesen der Tragik an sich an, bildet einen weithin durchgreifenden Grundzug eines reich vertretenen dramatischen Typus' (vgl. Volkelt). Im Vordringen zum vermeintlich Besonderen hatte E. Dosenheimer schließlich ein Allgemeines, immanent Gesetzliches gefunden oder richtiger w i e d e r gefunden. Schon Görres sagt: „Der Tragödiendichter zeigt uns nun das Ringen der unendlichen (ins Unendliche sich ausweitenden) Menschenkraft mit der unendlichen Naturkraft" (als dem Übergeordneten). Es darf hierauf kritisch zurückgegriffen werden, weil auch die vorliegende Untersuchung jene ältere Position keineswegs einfach verlorengibt („unbeschadet des Bestehenbleibens dieser allgemeinsten Formulierung"), sondern mehr zur Peripherie macht, was damals Zentrum war, das zentrale Problem jetzt aber in der tragischen, metaphysisch und naturhaft gegebenen Auseinandersetzung der Geschlechter sieht.

Der Fortschritt in der Umgruppierung liegt darin, daß von jenem allzu „Allgemeinsten" zurückgestrebt wird zu einem wirklichen Erfassen Hebbelscher Eigenart. Nur fragt sich wieder: lag nicht Ähnliches bei Grillparzer und vor allem Kleist bereits vor? Verfasserin selbst muß im flüchtig hingeworfenen Schlußteil diese Frage halb bejahen, und wenn das nur halb geschieht, wenn Hebbel in dieser Problemstellung „trotz allem doch ein Erster und Einziger" (S. 120) sein soll, so ist das eben eine Folge einseitiger Hebbel-Wertung (einen leichten Ansatz gibt auch Büchners Woyzeck-Fragment). Weiter: der Weg dieses Fortschreitens war - wie Verfasserin selbst anerkennt - bereits in seiner entscheidenden Richtung vorgezeichnet in der älteren Hebbelliteratur, die immerhin etwas sichbarer hätte zur Geltung gebracht werden können. Bei der 'Genoveva' etwa wäre doch ein Hinweis auf Meszleny angebracht gewesen; denn einen der Haupttrümpfe, daß nämlich die tiefere Tragik nicht zwischen Genoveva und Golo, sondern zwischen Genoveva u. Siegfried zu suchen ist, hatte bereits M. aufgedeckt: „Nicht ihr unschuldiges Leiden (durch Golo): der Zusammenbruch jener Seelengemeinschaft (mit Siegfried) ist die Tragödie der Pfalzgräfin". Bei 'Maria Magdalene' erinnert manches an Scheunert u. s. w. Es ist dies — allgemein — die Kehrseite der anmerkungslosen Arbeiten. Damit ergibt sich, daß die Deutung E. Dosenheimers im Auffinden nicht original ist, was übrigens gleichfalls das Vorwort zugesteht. Sie kann aber noch wertvoll sein in der konsequenten Durchführung und Ausgestaltung der Auslegung; und das ist sie immerhin in einem erfreulichen Grade. Die Aufgabe, die sich Verfasserin stellt, jenes sonst zwar „stets berührte" Motiv „eigens" zu behandeln, und das „anderwärts Gesagte" nur beiläufig heranziehen, hat sie zum erstenmale resolut angegriffen und — etwas zu schnell zwar — gelöst. Sie hat gegenüber zersplitternder, wenn auch unentbehrlicher Sonderuntersuchung ein Zusammenfassendes gegeben, zum mindesten einen a u c h wesentlichen Zugang zum Hebbelproblem gangbar gemacht, wenn auch nicht aufgespürt. Zu bedauern ist nur, daß der

Digitized by Google

ganzen Arbeit — nicht nur dem Schluß — etwas Überhastet-Improvisiertes anhaftet. Die solide Fundierung wird vermißt, die allein ein ideelich-konstruktives Gebäude zu tragen und überzeugend zu stützen vermag. Es fehlt auch die geistesgeschichtliche oder problemgeschichtliche Einbettung des Mann-Weib-Problems, so daß es oft mehr als offenbar beabsichtigt zum bloßen „Motiv" herabgedrückt wird. Die paar „historischen Streiflichter" im Schluß reichen nicht aus, wie Verfasserin selbst fühlt; und daß „die Idee zu diesem Schlußkapitel erst nachträglich kam" ist doch bedenklich. Der Schluß hätte, ausgebaut und vertieft, an den Anfang gestellt werden müssen als ideengeschichtliche Grundlegung. Dann erst war das Spezifisch-Hebbelsche überzeugend als Besonderes hervor- und abzuheben von der vorhergehenden und gleichzeitigen Entfaltungsstufe des Mann-Weibproblems. — Man möchte diesen in zahlreichen guten Prägungen recht glücklichen und verheißungsvollen Versuch eine Vertiefung wünschen im wissenschaftlichen Sinne, eine spätere Ausweitung auch unter Einbeziehung der Epik und Lyrik. Dem jetzigen Thema nach darf Referent eine derartige Einbeziehung nicht fordern und muß schon anerkennen, daß auf die Lyrik — wenn auch nicht gerade hinsichtlich des zentralen Problems — wenigstens beiläufig ein Blick fällt (S. 13 f.). Die Epik halte ich für geeigneter zum Weiterverfolgen jenes Problems, z. B. wehrt sich Magdalena ('Mutter und Kind') gegen ihre Erniedrigung — als Mutter — zum bloßen Besitztum und „Sachwert"; Agathe, die ja nur an die Stelle ihrer Mutter tritt, wird vom Barbier Zitterlein als „Besitztum" betrachtet, ihr Persönlichkeitswert gebrochen; ähnlich steht es um Anna in der gleichnamigen Novelle u. s. w. Zum Thema selbst: 'Agnes Bernauer' hätte doch nicht einfach ausgeschaltet werden dürfen, vielleicht auch nicht brauchen; denn der überwiegende Schönheitswert nähert sich dem „Dingwert" (vgl. Rhodope): „Dem Realisten ist das Weib die Herrscherin; die Schönheit soll unbedingt regieren, sklavisch der Geist ihr huldigen" (Görres). Sicherlich ist hier die Einbeziehung in die Leitideen schwieriger; eben deshalb durfte eine konstruktive Arbeit nicht daran vorübergehen. Nicht so wesentlich ist das Fehlen des 'Trauerspiels in Sizilien'; es hätte sich aber recht gut einfügen lassen. Anselmo (Vater) sieht in Angiolina herrisch nur das Besitztum, mit dem er nach Willkür schaltet: das träfe erst mittelbar das Mann-Weibproblem; aber der begehrliche Gregorio, an den sie verschachert wird, vertritt die typische Mannes-Schuld: „Er schwärmt für das Gefühl, sie sein zu nennen / Er weiß, daß Viele ihn beneiden werden / Wenn sie mit Gold und Perlen überhäuft / An einem Fenster hinter Blumen sitzt". Da es letzten Endes doch darauf ankommt, wie das Weib gewertet, entwertet, behandelt oder mißhandelt wird, da 'Maria Magdalene' gewürdigt wird, hätte eine Berücksichtigung ihrer Weiterdichtung in der 'Julia' nahe gelegen. Es ist nicht die Aufgabe des Ref. nachzuweisen, ob und wie hier das Problem hineinspielt. Angedeutet sei nur, daß sowohl Antonio wie Graf Bertram anfangs in Julia ein bloßes Mittel für ihre Zwecke sehen: Antonio für seine Rache, Bertram für sein Recht zum Freitod. Es bricht aber diese Ansatzlinie dann um; und diese Wendung bringt eine neue Abstufung des Mann-Weib-Kampfes, die vielleicht die Auswertung gelohnt hätte. Solche Anregungen mögen zugleich andeuten, daß der positive Wert der vorliegenden Arbeit durchaus anerkannt wird. Für einen gewünschten weiteren problemgeschichtlichen Anlauf beim Mann-Weib-Komplex sei wenigstens ein Hinweis gegeben. Wenn des öfteren Görres zitiert wurde, so geschah es,

Digitized by Google

weil seine wenig beachteten „*Aphorismen über die Kunst. Als Einleitung zu Aphorismen über Organomie, Physik, Psychologie und Anthropologie*“ einige Prägungen bringen, die Hebbels Thesen der Form und dem Gehalt nach recht nahe stehen, z. B. (für Hebbels Theorie): „Die Frau (ist) daher der Mann mit umgekehrten Polen (S. 105); „im Handeln nur liegt seine Würde. Leidend ist seinem Wesen nach das Weib“ (S. 108). „Im Mann allein ist Tätigkeit, im Weibe bloßes Leiden“ (S. 185). Für Hebbels Ausdeutung in der dramatischen Kunstübung: „Wie jedes Ideal, so wird auch das der dramatischen Kunst in der Gegenwirkung der Geschlechter nur erreichbar sein“ (S. 178) und, Hebbels Kernposition berührend; „Dem Egoisten muß der Mann allein Person, das Weib nur Sache sein“ (S. 184/5). Auch Görres sieht „eine ewige, eine unwandelbare Entzweyung von der Natur durch die Zweyheit der Geschlechter in die Menschheit gerissen ....“ Zwar findet er in der Liebe den versöhnenden Ausgleich dieses Dualismus; aber hinter Hebbels tragischer Kritik steht ja auch eine entsprechende ideale Forderung. Selbstverständlich soll hier kein „Einfluß“ nachgewiesen, sondern nur am Einzelfall die Möglichkeit skizziert werden, weit über das Junge Deutschland in die romantische Lehre vom Gegensatz zurückzugreifen.

•

Karl Schulze-Jahde, Motivanalyse von Hebbels „Agnes Bernauer“, Palaestra 150, Mayer u. Müller, Leipzig 1925. 184 S.

Gleichzeitig mit der neuen Arbeit E. Dosenheimers brachte Schulze-Jahde seine Motivanalyse über jenes Drama Hebbels heraus, das dort keine Berücksichtigung mehr gefunden hat. Für ihn ist also das ältere Thema der 'Agnes Bernauer' noch nicht erschöpft. Und in der Tat zeigt sich im Verlaufe dieser eingehenden Untersuchungen, daß manches zu ergänzen, manches neu zu sehen und zu deuten ist. Allerdings wird auch Bekanntes am Wege mitgenommen, was Verf. mit dem Streben nach vollständiger und zusammmenhängender Darstellung begründet. Unverkennbar und erfreulich bemüht sich Schulze-Jahde um ein selbständiges Urteilen, das er auch gegenüber Autoritäten festhält. Ob dabei die Selbstsicherheit hier und da etwas zu weit geht, sei dahingestellt. Übergreifende konstruktive Gedanken werden nicht recht spürbar; auch fehlt die tiefere problemgeschichtliche Fundierung. Dagegen wird die Motiv-Zerfaserung selbst mit Gründlichkeit und Geschick vorgenommen, wobei auch das Verhalten gegenüber den Quellen hinreichend Berücksichtigung findet und etwaige Beziehungen zu den anderen Dramen kritisch überprüft werden. Vor allem verfolgt Verf. vier durchgehende Motive: das Schönheits-Motiv, das Reichs-Motiv, das Herzog Ernst-Motiv und das Motiv der Staatsidee. Es wäre erwünscht gewesen, wenn von vornherein eine klare Begriffs- und Wesenbestimmung der Bezeichnung „Motiv“ gegeben worden wäre, dessen Abgrenzung gegen „Fabel, Problem, Idee“ u. s. w. ja nicht so ohne weiteres klar feststeht. Handelt es sich z. B. im Kap. III wirklich um ein „Motiv“ und dessen Analyse? Ist das Verhältnis von „Individuum und Gemeinschaft“ (Kap. IV) nicht eigentlich mehr ein „Problem“ als ein „Motiv“ im literarischen Sinne? Die Bezeichnung „Staats-Idee“ deutet ja bereits in diese Richtung. Solche Fragen wollen nicht die fleißige Arbeit im Kern angreifen, wenden sich vielmehr gegen die Begriffserweichung u. -Vermischung, an der die Literaturwissenschaft vielfach krankt. „Problemanalyse“ wäre wahrscheinlich treffender im Titel gewesen. Schulze-

Digitized by Google

Jahde greift verschiedentlich tiefer, hinter die bloßen „Motive", so wenn er die Problemstellung des „durch sich" oder des „Schauderns vor sich selbst" herausarbeitet. Allerdings nur um Probleme, nicht um Ideen handelt es sich durchweg bei Hebbel, der eben keinen 'Nathan', keinen 'Faust' geschaffen hat; und in diesem Sinne sei die Wendung betont, die leider nur in eine Anmerkung gerückt ist: „Hebbel ist kein Ideendramatiker, er bleibt stark vom gegebenen Stoff abhängig, den er freilich mit seinen Ideen organisiert". Hinsichtlich des Verhältnisses der „Motive" untereinander und ihrer Bedeutung für das Gesamtwerk, lehnt Sch.-J. die vermeintliche Vormachtstellung der Staatsidee ab, die zudem nur fragmentarisch entwickelt und keineswegs voll ausgereift sei. Nicht sowohl und vor allem die Staatsidee als vielmehr der Persönlichkeitswert siege im Herzog Ernst. Jedenfalls verlegt Hebbel, für den das Individualitäts-Problem stets grundlegend bleibt, kennzeichnend genug jene Gemeinschaftsidee ganz in die große Individualität (Ernst).

Auch stände hinsichlich der Wertung dieser Gemeinschaftsidee die 'Agnes Bernauer', abgesehen von 'Michel Angelo', recht isoliert; denn der ‚Struensee'-Aufsatz zeige geradezu die Umkehrung der These oder doch eine gegensätzliche Bewertung, ähnlich wie in 'Maria Magdalene' bei rein stofflichen Ähnlichkeiten doch der Gegensatz in der wertenden Stellungnahme hervorsticht. Hebbel verhält sich recht labil. Das Absolutismus-Motiv ist wie das Fortschrittsmotiv nur in keimhaften Ansätzen gegeben. So bleiben die vier Hauptmotive bestehen, für die es nach des Verfassers Auffassung und Beweisführung gerade charakteristisch ist, daß sie ein reiches, buntes Geflecht bilden. Das Reichsmotiv erklärt sich in seiner Brüchigkeit dadurch, daß Hebbel selbst während seines Schaffens eine Schwenkung in der Auffassung vornahm. Wenn aber auch Sch.-J. manchmal etwas zu logisch-kritisch mit Hebbel umspringt, wenn er auch z. B. hinsichtlich der Rechtsfrage gelegentlich zu stark modernes Rechtsbewußtsein hineinträgt, so vermeidet er doch das übliche Vorurteil gegen die Motiv-Ablösung, weist es vielmehr — leider an wenig hervortretender Stelle — mit begrüßenswerter Klarheit zurück: „Die falsche Voraussetzung solcher Kritik ist die soll-ästhetische Forderung der Einheit des Motivs, scheinbar abgeleitet aus der Einheit der Handlung und vielleicht mit ihr verwechselt". In einem Anhang setzt sich Verf. mit Sonderliteratur auseinander. Die Arbeit hätte gewonnen, wenn die Resultate aber auch der Gang der Untersuchung straffer gefaßt worden wären. Die teilweisen Inhaltsangaben waren in einer wiss. Arbeit über ein so bekanntes Drama entbehrlich!

In der äußeren Form haben alle drei Hebbel-Arbeiten ihre Spezialitäten: E. Dosenheimer liebt den Sperrdruck, Michalitschke die Gedankenstriche und Schultze-Jahde die rhetorischen Fragen. Etwa „Die interessante (?) Frage ist nun: soll der Herzog als Scheusal erscheinen oder nicht?" Selbstverständlich soll er nicht!

*

Walther Michalitschke, Fr. Hebbels Tragödie „Gyges und sein Ring" (Prager Deutsche Studien, Heft 33), Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag F. Kraus, 1925.

Während die analysierende Logik bei Schulze-Jahde ein gewisses Gegengewicht findet in der ästhetischen Einfühlung, ist Michalitschkes knappe Unter-

Digitized by Google

suchung einseitig auf kritischen Scharfsinn eingestellt. Wenn Verf. bei Hebbel manches „erklügelt und spitzfindig" findet, so droht seiner Untersuchungsart dieselbe Gefahr. Vor allem widerspricht eigentlich dem Charakter der objektiv denkerischen Haltung die Neigung zu scharfen Werturteilen, die nicht selten eine forzierte Selbstsicherheit verraten. Begrüßenswert ist an sich die Absicht, die vielerörterten Widersprüche in Hebbels „Gyges" und die entsprechenden Widersprüche in der Gyges-Literatur zu klären durch ein kritisches Zurückgreifen auf die Ursachen in der Enstehungsgeschichte. M. kommt dabei zu folgendem Hauptergebnis: Es hat eine ursprüngliche Motiv-Konzeption bestanden, bei der Gyges Rhodope nicht nur sieht, sondern besitzt. Er bricht sein Versprechen, Rhodopes Schönheit nur im Schauen zu genießen, ergreift vielmehr von ihr Besitz. Mit mehreren Belegen sucht M. seine Hypothese zu stützen; der Halsschmuck etwa, den Gyges der Königin raubt, entspräche als Beweisstück des Liebesgenusses dem Gürtel in den Nibelungen u. s. w. Die Rhodope-Tragödie habe in dieser Form ursprünglich im Mittelpunkt gestanden, wie denn Hebbel das werdende Werk „Rhodope" nennt. Erst nach der Unterbrechung (Marienbader Aufenthalt) wird die Rhodope-Tragödie zur Kandaules-Tragödie. Demnach wären für die Entstehung die Gyges-Kandaules-Szene und die Gyges-Lesbia-Szene vorauszustellen; der jetzige Akt II enstand zuerst als Akt I der „Rhodope"-Tragödie, die ursprünglich nach dem Ödipus-Typus rückwärts aufrollend angelegt gewesen sei (Akt II, III und erster Teil von IV). Die letzte Entstehungs-Stufe vertreten Akt I, der 2. Teil von IV und Akt V. Aus der Umgruppierung und dem Stehenbleiben einiger Restbestände der Ur-Konzeption erklärt M. die zahlreichen Widersprüche in der Endform. Eine — wie Verfasser betont nachträgliche — Stütze für die kritisch erschlossene Abweichung der Entstehungsfolge von der Endform will M. in der Handschrift (Goethe-Schiller-Archiv) gefunden haben (S. 41). Es wird dann die Gelegenheit benutzt, gegenüber der R. M. Wernerschen Säkularausgabe einige Ergänzungen und Richtigstellungen vorzunehmen, die immerhin rein textlich Berücksichtigung verdienen.

Exakter Forscherwille und kritischer Scharfblick muß der Arbeit zugestanden werden; auch greifen die zahlreichen Anmerkungen über das magere Thema hinaus. Tatsächlich glückt es auch gelegentlich, Hebbel logische Unklarheiten nachzuweisen (z. B. S. 33 Anmkg. 1). M. will ja jene Widersprüche erklären, nicht rechtfertigen. So scheint ihm Rhodopes Empörung nicht überzeugend glaubhaft gemacht und überhaupt die Idee beim „Gyges" mehr gewaltsam hineingetragen, während sie etwa bei „Herodes und Mariamne" aus dem Motiv organisch erwachse. In der Antithese Herodes — Kandaules stehen einige brauchbare Formulierungen. Aber woher nimmt M. die stille Voraussetzung zum Wertmaßstab, daß nur e i n Problem geschlossen dargestellt werden darf vom Dramatiker? Wer die Geschichte der Theorie des Dramas verfolgt, erkennt bald, daß eherne Gesetze als reine Sollformen nicht ohne Willkür festzuhalten sind. Wenn „die Tragödie der Rhodope zur Tragödie des Kandaules umgestaltet" worden ist, so wäre fruchtbarer als eine daran geknüpfte Kritik der Hinweis, daß bei Hebbel vielfach Problemablösung vorliegt, wobei nicht nur die Problemträger, sondern auch die Probleme selbst einander ablösen. „Genoveva": anfangs stehen in der Zentralstellung Golo-Genoveva, dann Siegfried-Genoveva; bei „Agnes Bernauer" anfangs Agnes, dann Herzog Ernst u. s. w. Die Wertfrage müßte noch präziser eingegrenzt werden, wenn man einen fehlerhaften

Digitized by Google

Umbruch beweisen will, die Forderung logischer Folgerichtigkeit darf nicht zum Kriterium psychologischer Wahrscheinlichkeit gemacht werden. Sind denn lebendige Menschen frei von Widersprüchen? Eine Dichtung ist keine Mathematikaufgabe.

GREIFSWALD BRUNO MARKWARDT

Karl Emanuel Lusser, C. F. Meyer. Das Problem seiner Jugend. H. Haessel Verlag, Leipzig 1926. VII + 200 S.

Diese ausführliche Arbeit faßt die Jahre 1825—1857 zusammen als die vorbereitende Stufe im dichterischen, menschlichen und seelischen Entwicklungsgang Meyers, und bemüht sich mit Erfolg um eine vertiefte psychologische Durchleuchtung dieser an Krisen und Erschütterungen reichen Zeitspanne, in der die Voraussetzungen und Grundlagen des reifen und gefestigten Dichters zu sehen sind. Besondere Beachtung schenkt der Verfasser den romanischen und deutschen Bildungseinflüssen und zwar ebenso den literarischen und philosophischen wie den religiösen. Die Arbeit geht in genauester Analyse vor, bucht alles und sieht auch im scheinbar Belanglosen das für das Lebenszentrum Meyers Wichtige und Entscheidende. Dankenswert ist besonders die ausführliche Darstellung des „Vischer-Erlebnisses", von dem bislang zumeist nur in allgemeinen Redensarten gesprochen wurde. Lusser weist glücklich nach, wie die scharfe und kritische Haltung Vischers in den ersten Bänden der „Kritischen Gänge" mit ihrem Kampf gegen Romantik und Pietismus zugleich den ästhetischen und religiösen Subjektivismus des jungen Meyer stürzt und an dessen Stelle nun freilich vorerst religiösen Unglauben und ästhetisches Chaos setzen. In der Westschweiz kommt dann die andere entscheidende Krise, die tiefe Einwirkung Pascals, die den jungen Atheisten wieder zu einer religiösen und objektiven Lebensauffassung zurückführt. Auch dieses Erlebnis Pascals fügt sich wie das Vischers geradezu organisch Stufe für Stufe der augenblicklichen seelisch-kritischen Lage Meyers ein. Freilich hier dauernd von einem Übermenschentum Meyers zu reden, von dem er befreit wird, ist gerade bei einer so labilen und ungefestigten Natur wie der seinigen nicht eben einsichtsvoll, und seit wann ist ein typisch jugendlicher Atheist gleich ein Übermensch? — Lusser will uns noch eine größere Darstellung der Gesamtentwicklung Meyers unter der Problemstellung der Auseinandersetzung mit den für ihn entscheidenden Kulturen nun auch im dichterischen Werk schenken. Das wird dann eine weitere Biographie und das Dutzend ist bald voll — kein begrüßenswerter Zustand, um so weniger, als in den zusammenfassenden Darstellungen der letzten Jahre das mitunter herzlich wenig Neue an Erkenntnissen in keinem Verhältnis zum Umfang dieser Bücher steht.

MÜNCHEN WALTHER REHM

Digitized by Google

Harry Maync, Die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft. Rektoratsrede Bern, Paul Haupt, 1927.

Ein Unterschied besteht zwischen der heutigen Situation der Literaturwissenschaft und der um 1910: damals wurde die ältere Generation nervös, weil sich die jüngere gegen eine Methode wehrte, die allein selig machen sollte, aber ihre Apostel offenbar selbst nicht selig machte (denn die Leistungen, durch die sie allein hätte gerechtfertigt werden können, blieben aus). Heute hat die jüngere Generation kein Bedürfnis mehr nach theoretischer Auseinandersetzung (oder Selbstdarstellung), weil sich ihre Forderungen durchgesetzt haben, und die neueren methodischen Erörterungen der älteren Generation mit dem nicht selten etwas verschnupften Unterton sind das Siegel auf die Berechtigungen dieser Forderungen.

In der Tat: wer kann heute noch von „analytischer und synthetischer", „philosophischer" oder nicht- „philosophischer" Methode, von „Literaturwissenschaft oder Literaturgeschichte" weissagen hören, ohne das peinliche Gefühl zu haben, daß längst erledigte Angelegenheiten zu Zukunftsprogrammen aufgeschwellt werden sollen. Diese Dinge sind historische Dinge, aber als solche allerdings interessant genug. Nicht nur für die besondere wissenschaftliche Disziplin, mehr noch für den wissenschaftlichen Geist des letzten halben Jahrhunderts und die menschliche Atmosphäre, in der er sich auswirkte. Ich darf darauf hinweisen, daß mein Neapeler Vortrag zu einer Geschichte der Literaturwissenschaft in diesem größeren Rahmen angewachsen ist — die freilich erst erscheinen soll, wenn ein anderes dem Abschluß nahes Buch vollendet ist.

Inzwischen konnte ich Maynes Rektoratsrede, größtenteils mit Zustimmung, begrüßen. Wenn sie nichts Anderes enthielte als den Satz „Denn bloß die Philologen haben versagt, nicht die Philologie", sie wäre wichtig genug. Wieviel Mißverständnis, aber auch wieviel Gehässigkeit und wieviel Hintertreppenpolitik hätten vermieden werden können, wenn dieser Satz 10 Jahre früher ausgesprochen wäre. Dabei könnte Maync darauf hinweisen, daß er bereits 1914 betont hat, es sei immer ein gutes Zeichen für ein Fach, wenn in ihm ein Methodenstreit entbrennt. Das war und ist ausgezeichnet. Aber man kann durchaus nicht verhehlen, daß sich gerade einflußreiche Vertreter der Philologie oder was sie so nannten gegen diese Erkenntnis sperrten und jeden in Acht und Bann taten, der die Wissenschaft wollte und nicht das, was sie dafür ausgaben. In diesem Zusammenhang muß auch noch etwas anderes gesagt werden. Gewiß hat Maync recht, wenn er wieder einmal Jakob Grimms schönes Wort von der Andacht auch vor dem Kleinen und Kleinsten zitiert. Es ist auch gar keine Frage, daß sich heute an allen möglichen Stellen Leute für Literaturhistoriker halten, weil sie auf der Jagd nach dem „Geist" sind, aber, weil sie das sind, ihn nicht erreichen. Wenn sich diese Leute auf Nietzsche berufen, so ist dem gegenüber zu sagen, daß gerade Nietzsche diese Ungeisteshaltung als Rache des vom Leben verschüchterten Sklaven entlarvt hat. Doch andererseits: die Andacht vor dem Kleinen, die philologische Gewissenhaftigkeit, die „solide" Arbeitsweise sollte nur der als Mahnung verkünden, der auf wirkliche Leistungen hinweisen kann. Mir will es aber scheinen, als wenn die „Akribie" nur zu häufig herhalten muß, den Impotenten als Rache gegen den wirklich

Digitized by Google

produktiven Gelehrten zu dienen. Daß ich damit nicht in den Verdacht komme, den Verfasser der vorliegenden Abhandlung mit solcher Impotenz zu identifizieren, geht wohl daraus hervor, daß ich auf die Bedeutung seines Immermann-Werkes für eine kommende Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, wie ich glaube als erster, hingewiesen habe.

In manchen Punkten bin ich anderer Meinung als Maync. Gewiß hat die Literaturwissenschaft nicht die Aufgabe, „einen Rilke oder einen Unruh dem Publikum mundgerecht zu machen und ihnen Leser zuzuführen". Aber ich verstehe nicht, warum sie als historische Disziplin grundsätzlich überhaupt nichts mit lebenden Dichtern zu tun haben sollte. Gerade als historische Disziplin hat sie das. Wenn man in Mayncs „Forschungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft" Arbeiten über Hauptmann und Rilke findet, so liegt darin auch ein Widerspruch zu seinen programmatischen Ausführungen. Es wäre für die Dichter und für das Ansehen der Literaturwissenschaft durchaus nicht das Schlechteste, wenn sich wirkliche Literarhistoriker mit der Gegenwart „beschäftigten". Nicht aus Salonprofessorentum, nicht aus Koketterie, sondern aus einem inneren Muß, das man eigentlich von jedem erwarten sollte, der in der Vergangenheit die Gegenwart, in der Gegenwart die Vergangenheit erlebt. Im übrigen, ich habe darauf schon an anderer Stelle einmal hingewiesen, fehlt es durchaus nicht an Leuten, die sich in ihren spärlichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen als Philologen empfehlen, um aus dem Kolleg sehr viel weniger zu machen als einen Salon produktiven Literatentums.

Maync skizziert die Entwicklung von Lachmann bis zur Gegenwart sehr eindrucksvoll. Daß man auch da manches anders sieht, ist selbstverständlich. Ich glaube, man sollte nun endlich aufhören, Hettner, Haym und Dilthey in einem Atem als die Neubegründer einer „philosophischen" Literaturgeschichte zu nennen. Haym ist in seinen literar-historischen Werken Kommentator, aber nicht Philosoph, Hettner ein feinfühliger Historiker und Dilthey gerade da, wo er philosophisch ist, kein Literarhistoriker. Das hat mit dem unbestechlichen Instinkt, der ihm eigen war, schon Alfred Dove erkannt. Ueber diese Dinge werde ich ausführlich in der oben genannten Abhandlung sprechen. Da es sich bei Maync um einen in der Schweiz wirkenden Gelehrten handelt, so glaube ich noch auf das Wort Jakob Burckhardts von dem „leisen Aufhorchen bei gleichmäßigem Fleiß" hinweisen zu dürfen, welches das Geheimnis aller literarhistorischen Forschung ausspricht.

Ich stimme mit Maync vollkommen darin überein, wenn er einer bestimmten Richtung der Literaturwissenschaft vorwirft, daß sie die künstlerischen Werte der Dichtung über die gedanklichen vergißt. Der Hinweis auf die Hegelsche Schule ist hier durchaus berechtigt. Und nicht minder berechtigt die Aufforderung an diese Richtung, von methodologischen Auseinandersetzungen zu wissenschaftlichen Taten überzugehen. Manchmal sieht es wirklich so aus, als müßte ein Historiker künftiger Tage das vortreffliche Wort von den Philologen, die versagt haben, auch auf diese Richtung anwenden.

Zum Schluß noch den Hinweis auf ein Problem, das freilich ganz ausführlich behandelt werden müßte, wenn es wirklich geklärt

Digitized by Google

werden sollte. Maync meint, daß in manchen literarhistorischen Veröffentlichungen der Neuzeit der ästhetische Formwille den sachlichen Wert der Bücher beeinträchtige. Gewiß, das kann der Fall sein. Aus der Erkenntnis von der Verführung durch die Sprache ist z. B. ein ganz großer Schweizer Gelehrter, Franz Overbeck, zum vollkommenen Schweiger geworden. Ueberhaupt ließe sich das ganze Problem an der Antithese: Nietzsche-Overbeck am eingehendsten darstellen. Aber andererseits: ist das Fehlen des ästhetischen Formwillens immer ein Beweis für den sachlichen Wert? Das wird gewiß niemand behaupten wollen. Es gibt weiter eine Reihe sachlich bedeutender Arbeiten, die an Durchschlagskraft nur gewinnen würden, wenn ihre Verfasser diesen Formwillen in höherem Maße besessen hätten. Das Mißtrauen gegen ihn beruht ja noch immer auf dem Umstand, daß in Deutschland nicht die Renaissance, sondern der Humanismus siegreich war, daß man „Form" und „Dilettantismus" gleichsetzt. Man lese ein Werk, wie das des Franzosen Charles Andler über Nietzsche und man hat den Beweis, daß man sachlich, tief, gründlich und zugleich im allerhöchsten Maße lesbar sein kann. Es ist wahrhaftig nicht alles, was gut geschrieben ist, nur „literarische Behendigkeit". Man kann solche Dinge nun einmal am besten von sich aus beurteilen. Daher sei es mir gestattet, in diesem Zusammenhange auf eine Bemerkung in einer Rezension meines „Gerstenberg" zu entgegnen. In der „Deutschen Literaturzeitung" hat Christian Janentzky dem Ugolinokapitel „literarische Behendigkeit" vorgeworfen, weil es „zügig" geschrieben sei. Das hat natürlich damit nichts zu tun, daß ich früher eine Arbeit, übrigens eine sachliche gute Arbeit Janentzkys, unlesbar genannt habe. Aber eben dieses Ugolinokapitel ist stilistisch nicht weniger als viermal umgearbeitet worden. Ob es dadurch sachlich an Wert verloren hat, das zu beurteilen steht mir nicht zu. Aber ganz gewiß ist das kein Zeichen von „literarischer Behendigkeit".

Wir haben, wie Maync sagt, die Pflicht, an der Wiederbelebung des geschichtlichen Sinnes zu arbeiten. Aber das würde leichter sein, wenn damit eine Wiedererweckung des ästhetischen Sinnes bei denen Hand in Hand ginge, denen diese Aufgabe zufallen muß. Besonders und gerade bei den Germanisten. Man beklagt sich in wissenschaftlichen Kreisen, und sehr mit Recht darüber, daß die Sportorgien das geistige Leben immer mehr verflachen. Aber es will mir scheinen, daß es für manche Vertreter der Wissenschaft recht vorteilhaft ist, wenn ihr Publikum, die Studenten, an sie nicht die Anforderungen stellt, durch die ein ganz anderes Publikum Breitensträtter und Diener zu Höchstleistungen emporreißt.

BEHRINGERSDORF ALBERT MALTE WAGNER

Digitized by Google

AUSZÜGE AUS BRIEFEN DER BRÜDER GRIMM AN SALOMON HIRZEL[1].

Aus Hans Gürtlers Nachlaß herausgegeben von Albert Leitzmann

II. Von Wilhelm Grimm.

1. Cassel, 20. Dec. 1839.

Erlauben Sie mir, geehrter freund, daß ich Sie um Ihren rath ersuche. Von der großen ausgabe der märchen in 2 bänden war im herbst 1837 bei Dieterich eine neue verbeßerte auflage von 1000 exemplaren veranstaltet, und ganz hübsch und zierlich ausgestattet. ich hatte herrn Schlemmer damals zugesagt eine etwaige neue auflage wiederum in der Dieterichschen buchhandlung (mit der ich überhaupt ursache habe in unserm lange bestehenden verhältnis zufrieden zu sein) erscheinen zu laßen, behielt mir aber für diesen fall neue bedingungen vor. jene auflage von 1000 exemplaren ist jetzt, gerade nach zwei jahren, vergriffen. herr Schlemmer macht mir den antrag zu einer neuen von 2000 exemplaren und bittet mich das honorar selbst zu bestimmen.

Der ladenpreis des buchs ist 4 thaler, das würde dann 8000 thaler ausmachen. zu den productionskosten gehört ein feiner umschlag und ein goldgeziertes titelblatt in farbiger lithographie; ich denke mir daß das mit etwa 500 thalern könne bestritten werden. die beiden stahlstiche der vorigen auflage dagegen können beibehalten werden.

Sein Sie nun so gütig mir einen rath zu ertheilen. einen gerechten vortheil will ich benutzen, zumal in unserer lage; einen unbilligen verlange ich nicht. bei einem buche, das, wie es scheint, einen gesicherten und ziemlich raschen absatz hat, glaube ich, ist es nicht unbillich, wenn ich auf etwas mehr als auf die hälfte, etwa $^5/_8$ des reinen ertrags anspruch mache.

Es versteht sich von selbst daß ich an Ihre freundschaft diese bitte richte, und gegen niemand, am wenigsten gegen herrn Schlemmer, verlauten lasse woher der rath kommt. (am liebsten wäre es mir, wenn Sie mir in einer runden summe angeben könnten, was ich nehmen dürfte.)

Wäre es Ihnen möglich mir umgehend ein paar zeilen zu antworten, so würde mir das lieb sein.

Was die hanöversche angelegenheit betrifft, so ist, wie ich höre, der bundestag, ich meine die majorität, wieder etwas günstiger gestimmt, auch darf das hanöversche cabinet wol nicht mehr mit sicherheit auf die holsteinische stimme rechnen. der zweite band des portfolio ist sehr zu rechter Zeit gekommen[2]. Dr. Hellenberg in Frankfurt soll die gewißheit haben daß neue eingaben nicht zurückgewiesen werden. das urtheil des frankfurter appellationsgerichtes, welches ihn ehrenvoll frei spricht, verdient bekannt zu werden; hier hat die censur schwierigkeiten gemacht, wahrscheinlich wird es doch zu tage kommen. Hellenberg soll in der anklageschrift der hanöverschen

1) Vgl. Zeitschr. 50, S. 58 ff. 241 ff.

Digitized by Google

gesandtschaft wie ein gemeiner verbrecher behandelt worden sein. die opposition hat nun die absicht, wenn, wie man voraussetzt, auflösung nicht erfolgt, neue schritte beim bundestag zu thun.

Die meinigen, die Sie alle freundschaftlichst grüßen, befinden sich leidlich wol. ein fröhliches christfest und die herzlichsten wünsche zu dem neuen jahre.

der Ihrige

Wilh. Grimm.

Ich habe eben einen brief von Prof. Ratjen[3] aus Kiel erhalten, den ich persönlich kenne, worin er seine und einiger bekannten erbieten an dem wörterbuch zu arbeiten eröffnet. ich werde das dankbar annehmen. mein bruder will Ihnen noch vor schluß des jahrs über diese angelegenheit schreiben.

Einen gruß an professor Haupt und daß ich vorläufig für seinen brief und die beilage schönstens danke.

Albrecht denkt wol schon an die hochzeitsgedichte?

[Original im Besitz des Geschichtsvereins in Hanau.]

2. Berlin 21 Nov. 1841.

Ich 'danke Ihnen, liebster freund, für die nachrichten über das bild meines bruders[4]; empfehlen Sie mich herrn Härtel angelegentlichst, und entschuldigen Sie meinen bruder bei ihm, daß er ohne alle einleitung sein werk abgesandt hat. er hat wol (wie künstler sind) geglaubt es verstehe sich alles von selbst. wollen die directoren des vereins das bild ein paar wochen dort behalten und in den wöchentlichn ausstellungen dem publicum zugänglich machen, so wäre das erwünscht, nach verlauf dieser zeit will ich dann das nähere über die absendung hierher nach Berlin mittheilen, indes dankbar anerkennen wenn Sie sich der sache etwas annehmen wollen. das urtheil der dortigen kenner erfahre ich indessen von Ihnen.

Dorothee Dahlmann denkt freilich an ihre abreise, so gern wir sie noch länger hier behalten hätten, aber künftigen Freitag kommt ihre mutter sie abzuholen; so viel ich aus ihrem brief abnehme, kommt sie aber über Halle. Dahlmanns rechnen darauf Sie, liebster Hirzel, bald einmal in Jena zu sehen.

Hormayers buch über Münster[5] wird jetzt hier viel gelesen und macht eindruck, wenn sich auch die Berliner nur in einigen andeutungen aussprechen, wie es ihre art ist.

Ich verwundere mich über nichts was das hanöversche cabinet thut; es will mit gewalt das sittliche selbstgefühl der menschen zu grund richten.

Herr Fr. Fleischer hat mir doch noch selbst geschrieben, und gewünscht, daß ich ihm wegen einer neuen ausgabe der elfenmärchen[6] vorschläge mache, ich habe ihm geantwortet daß ich das nicht könne, und gerathen die sache ruhen zu laßen bis sich etwa die noch vorräthigen exemplare verhauft haben.

2) Hannoversches Portfolio, Sammlung von Aktenstücken zur Geschichte des Hannoverschen Verfassungskampfes, Stuttgart 1839—41.
3) Henning Ratjen (1793—1880), Professor und Bibliothekar in Kiel.
4) Ludwig Grimm, Erinnerungen S. 511.
5) Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg, Jena 1841.
6) Leipzig 1826.

Digitized by Google

Die einlage bitte ich mit gelegenheit nach Koburg abgehen zu laßen. Tausend herzliche grüße an Sie und Ihre liebe frau, und, wie sich von selbst versteht, an schwager und schwägerin. Gustchen dankt für das andenken, bei ihr wechseln fortwährend heiterer himmel mit sturm und regen.

ganz der Ihrige

Wilh. Grimm.

Professor Maßmann reist in diesen tagen nach München zurück. es sieht mir aber aus als ob er bald wieder kommen und ganz hier bleiben werde[7]; und das soll mich freuen.

3. Berlin 3ten Dec. 1841.

Sein Sie so gütig, liebster freund, das bild meines bruders, das die Leipziger nun werden betrachtet haben, hierher an die Besserschе buchhandlung abgehen zu laßen . . .

Frau Dahlmann will sich nicht länger halten laßen und wird in diesen tagen . . . zu Ihnen nach Leipzig abreisen und uns Dorothee wieder wegnehmen, ich hätte sie gerne den ganzen winter hier behalten . . .

Heute nur diese paar zeilen und die herzlichsten grüße an alles dort, was Hirzel heißt. Wilh. Grimm.

4. Hochgeschätzter freund,

das große paket mit excerpten, das Sie mir neulich zugeschickt haben, kam von einem pastor G. Schulze[8] zu Altenau im Harz (Fürstenthum Grubenhagen). ich kannte ihn von Göttingen her, wo er sich schon mit der mundart seiner heimat beschäftigte. bald hernach gab er eine sammlung von gedichten heraus, die er darin abgefaßt hatte, worin er die dortigen sitten schilderte; voriges jahr ist sie in verbesserter gestalt erschienen. ich hatte ihm gleich anfangs die werke des Schuppius, die für das wörterbuch von wichtigkeit sind, aufgetragen, und er erhielt noch von Benecke die bücher dazu. er schrieb mir einmal daß er daran arbeite: in den letzten zehn jahren erhielt ich auf meine erinnerung keine antwort; jetzt sendet er soviel er hat fertig bringen können. leider hat er nicht alle werke von Schuppius durcharbeiten können, aber einen bedeutenden theil hat er geschickt und mit sorgfalt ausgezogen und eher etwas zuviel als zu wenig gethan. der arme mann, der schon in Göttingen an den augen litt, hat an dem einen den grauen staar bekommen und deshalb die arbeit aufgeben müssen. ich lege meinen brief an ihn bei, weil ich Sie bitte ihm zugleich sechs Friedrichsd'or zu senden.

Seit einigen tagen bin ich hier im Thüringer wald. ich wollte mit meiner frau und tochter nach Bonn, aber der arzt verlangte daß ich mich in kein geselliges städteleben begeben sollte, wo ich einladungen annehmen müste, und die nöthige strenge diät nicht einhalten könnte. ich habe mich also gefügt. die gegend kommt der harzischen nicht gleich, aber sie hat ihr eigenthümliches und gefällt mir. die luft die aus den gegenüberliegenden tannenwäldern uns anweht ist frisch und erquickend.

7) Als Organisator des Turnunterrichts.
8) Georg Schulze (1807—66), Germanist und Pfarrer in Altenau.

Digitized by Google

Die besten grüße an Sie und die Ihrigen.

Ihr aufrichtiger freund

Wilhelm Grimm.

Friedrichsroda bei Reinhartsbrunn
am 24ten August 1852.

5. Hochgeehrter freund,

Waldmanns fabeln sind mir ein rätsel, ich glaubte allerdings die nachricht aus Gellert genommen zu haben, aber das war ein irrthum, und ich weiß nicht mehr woher sie stammt; erfunden wird doch niemand den titel haben, ich will mich noch in Frankfurt erkundigen, vielleicht sind sie dort noch vorhanden. für Ihre bemühung bin ich Ihnen sehr dankbar.

Mit vergnügen habe ich die fortsetzung von Beneckes wörterbuch empfangen und freue mich daß das werk wieder im gang ist.

Meine frau denkt in der nächsten woche mit meiner tochter abzureisen und ich werde in kurzer zeit folgen. Möge uns beiden dieser aufenthalt zuträglich sein! Seit ein paar tagen geht es mir besser d. h. der drückende kopfschmerz, der jeden nachmittag kommt, ist etwas gelinder geworden.

An Sie sämtlich die schönsten und freundschaftlichen grüße

der Ihrige

Berlin, 2ten Juli 1853.

Wilhelm Grimm.

6. Kösen 28ten Sept. 1854.

Hochgeehrter freund,

hierbei lasse ich alles, was Sie so gütig waren mir zuzusenden, mit dem besten dank zurückgehen. [Anzeiger 16, 230.]

Die nächte des Bonaventura[9] sind mit geist und verstand geschrieben. überrascht hat mich aber die verwandtschaft mit Jeanpaulischer manier und darstellung, wovon ich bei Schelling sonst keine spur gefunden habe.

Mit der gesundheit meiner frau geht es in den letzten tagen besser . . . da nun auch das wetter sich bessert, so will ich hier so lange aushalten als es ihr gefällt.

Es freut uns daß Sie Ihre fahrt hierher nicht bereut haben, auch uns bleibt Ihr besuch eine angenehme erinnerung. Gestern überraschte uns ein alter bekannter aus Cassel, ein ministerialrat a. d., den ich kaum noch erkannte. Koberstein[10], den ich endlich in Pforta besucht habe, wünscht Ihre bekanntschaft gemacht zu haben.

Die schönsten grüße von dem hiesigen kleeblatt an Sie und Ihre liebe frau.

Ganz der Ihrige

Wilhelm Grimm.

9) Nachtwachen, Penig 1805.
10) August Koberstein (1797—1870), Lehrer an der Landesschule in Pforta.

Digitized by Google

7. Hochgeehrter freund,

ich theile nicht Ihre ansicht über die wirkungen einer langsamen erscheinung des wörterbuchs. je sorgfältiger es ausgearbeitet wird, desto besser wird es werden: ihm selbst ist also die zögerung vorteilhaft, der äußere erfolg kann etwas darunter leiden, das wird sich wieder ausgleichen, wenn man sieht daß keine stockung die ursache davon ist. die welche das werk zu ihrer fabrikarbeit benutzen wollen, werden durch die schnellere erscheinung mehr gefördert, als durch die langsamere, weil sie dann ebenfalls nicht schneller gehen können. doch ich will mich darüber nicht weiter auslassen, da Sie mir mit recth sagen können daß Ihnen die äußern verhältnsse besser bekannt sind als mir.

Sie schlagen mir vor meine arbeit meinem bruder zur verfügung zu stellen, damit er durch seine redaction dem werk eine wünschenswerte gleichförmigkeit gebe. Das heißt mit andern worten, er solle daran ändern, bessern, streichen und zusätze machen, wie er es gut findet. es kann wol sein daß diese änderungen der sache vortheilhaft sind, auch würde dabei meine bemühung immer noch verdienstlich bleiben. aber ich habe keine lust in ein solches verhältnis einzutreten, es wäre doch immer möglich daß ich dann meine überzeugung manchmal aufgeben müste. bisher ist bei unsern gemeinschaftlichen büchern mein antheil so geblieben wie ich ihn geschrieben hatte. wäre es anders, so müste ich der theilnahme völlig entsagen, die lust an der arbeit würde verschwinden, und ohne lust arbeitet man schlecht. außerdem glaube ich daß mein bruder gar nicht geneigt ist eine solche überarbeitung zu übernehmen, die nicht nur an sich verdrießlich ist, sondern fast eben so viel mühe und zeit fordert als die eigene arbeit. hat er aber die absicht das wörterbuch allein fortzuführen, so ist es seine sache mir deshalb anträge zu machen.

Ich lasse Ihrer gesinnung gewis volle gerechtigkeit widerfahren und verbleibe mit den besten wünschen zu dem beginnenden jahr und mit der aufrichtigsten freundschaft

ganz der Ihrige

Berlin 5ten Januar 1855.

Wilhelm Grimm.

8. Hochgeehrtester freund,

[Anzeiger 16, 233.]

Die Göttinger briefe sende ich zurück . . .

Mit den freundschaftlichsten grüßen

ganz der Ihrige

Berlin 16ten März 1855.

Wilhelm Grimm.

9. Hierbei übersende ich Ihnen, hochgeehrtester herr und freund, das manuscript s. 14a—30d und denke daß es bei Ihnen zu rechter zeit eintrift, da ich es sogleich auf die post gebe.

Ich habe mit bedauern den unfall Ihres herrn schwagers gehört, doch heute kommt die nachricht daß es besser gehe und die hochzeit in diesen tagen solle gefeiert werden.

Digitized by Google

Mit den besten empfehlungen freundschaftlichst
der Ihrige

Berlin 10ten April 1855.

Wilhelm Grimm.

10. Ich überlasse es Ihnen, hochgeehrtester freund, wie Sie es in dieser sache halten wollen, und den beiden andern herrn die sich auf das äußere besser als ich verstehen; an sich, glaube ich, hatte ich recht, wenn ich bei diesen verweisungen capitälchen setzte. in Beneckes wörterbuch ist es, wie ich sehe, auch so gehalten.

Den umschlag des wetters habe ich auch empfunden, es hat mir am Donnerstag rheumatische schmerzen ins bein gebracht, die noch nicht ganz verschwunden sind. ich liebe die wärme und könnte in einem heißen clima ganz gut bestehen.

[Anzeiger 16, 234.]

Mit den besten grüßen

Wilhelm Grimm.

Berlin 23ten April 1855.

11. Hierbei manuscript p. 31—54b.
29ten April 1855.

W. Gr.

12. Hochgeehrtester freund,

ich habe Ihre erlaubnis benutzt und lasse durch die Dietrich Reimersche buchhandlung ein paket abgehen, worin Sie 36 exemplare von den thierfabeln[11] finden werden und drei exemplare von dem nachtrag zu Freidank[12], die ich Sie so zu versenden bitte, wie ich auf dem anliegenden zettel[13] bemerkt habe, mit der angabe daß sie von dem verfasser kommen. es liegt ferner bei ein paket

an Professor Zarnke.
Professor Ludwig Grimm in Cassel,
die Kurhessische Landesbibiliothek in Cassel,
herrn Karl Gödeke in Hanover,

die ich Sie ebenfalls bitte abgehen zu lassen, endlich sende ich Ihnen das gebrauchte manuscript vom wörterbuch zurück.

Der lang ersehnte sommer ist endlich eingetreten, ich hoffe daß er meiner frau förderlich ist, die 10 tage zu bett gelegen hat . . . es schien ein wechselfieber werden zu wollen, das jetzt hier herscht.

11) Tierfabeln bei den Meistersängern (Kleinere Schriften 4, 366).
12) Über Freidank, zweiter Nachtrag, Göttingen 1855 (ebenda 4, 98).
13) Die Exemplare der Tierfabeln gingen an Hirzel, Hildebrand und Uhland, die der Freidankabhandlung an Hirzel, Hildebrand, Karajan, F. Wolf, Diemer, Hahn, Zappert, Zingerle, Weinhold; Raumer; Rückert, Wattenbach, Keller, Holland, Uhland, Pfeiffer, Frommann; Hoffmann; Dietrich, Weigand, Lisch, Roth, Gervinus, Holtzmann, J. W. Wolf, Merkel, Zacher, Koberstein, Müllenhoff, Bethmann, Dahlmann, Blume, Simrock, Wackernagel, Liliencron; Colshorn.

Digitized by Google

Rudolf ist in Erfurt bei einem regiment und muß da vier wochen exercieren, und dann noch ebensolang in Naumburg.

Mit den schönsten grüßen an Sie und die Ihrigen

Ihr ergebenster

Berlin 26ten Mai 1855. Wilhelm Grimm.

13. Hierbei, hochgeehrtester freund, mit dem correcturbogen manuscript p. 70—84. ich habe diesen des feiertags wegen erst heute morgen erhalten und heut abend wird er wieder abgehen.

Mit der genesung meiner frau geht es langsam . . .

die freundschaftlichsten begrüßungen an Sie und die Ihrigen

Berlin 28ten Mai 1855. Wilhelm Grimm.

14. Hochgeehrtester freund,

hierbei übersende ich Ihnen mit der correctur manuscript p. 85—89.

[Anzeiger 16, 234.]

Mit freundschaftlicher begrüßung

ganz der Ihrige

Berlin 12ten Juni 1855. Wilhelm Grimm.

15. Hochgeehrter freund,

[Anzeiger 17, 246.]

Hierbei kommt manuscript p. 90—109 . . .

[Anzeiger ebenda.]

ganz der Ihrige

Berlin 16ten Octbr. 1855. Wilhelm Grimm.

16. Hierbei erhalten Sie, hochgeehrter freund, fortgesetztes manuscript p. 110—119, ich lege auch von dem bereits abgedruckten pag. 52—104 bei, das ich, nach Ihrem wunsch, für Sie aufbewahrt habe.

Von herrn Georg Reimer habe ich 615 thaler richtig empfangen und ihm dafür eine quittung zugestellt.

Es thut mir schon leid daß Sie nicht selbst hierhergekommen sind, noch mehr daß Sie durch Widerwärtigkeiten zurückgehalten wurden, die einem das schicksal zuweilen sendet. im ganzen geht es bei uns leidlich, nur Hermann hat ein paar tage zu bett liegen müssen.

Mit den freundschaftlichsten grüßen

ganz der Ihrige

Berlin 18ten Nov. 1855.

Wilhelm Grimm.

17. Hochgeschätzter freund,

ich gebe das paket noch heute auf die post . . . Sie erhalten mit der revision des druckbogens manuscript 171—184.

Digitized by Google

Daß man den betrüger Simonides entdeckt und dort festgehalten hat, werden Sie erfahren haben; es ist für die Academie eine widerwärtige geschichte, und doch ein glück daß sie noch zu rechter zeit an den tag gekommen ist.[14]

ganz der Ihrige

Berlin 3ten Febr. 1856. Wilhelm Grimm.

Ich danke für das gewünschte stück des Grenzboten.

18. Ich danke Ihnen, hochgeehrter freund, für den beitrag zu dauen. ich weiß nicht ob ich die uneigentliche bedeutung dort angemerkt habe, vermute es aber. sonst und in jedem fall wäre dort einzufügen

uneigentlich. man sagt in der Schweiz daran wird er noch lange zu däuen haben es wird lange dauern bis er die drückenden folgen eines ereignisses, einer handlung verwunden hat. [Folgt der im Wörterbuch 2, 839 angeführte Beleg aus Simpliciss. 1,347.]

Es ist kalt geworden, aber es ist mir lieb daß die kälte zu rechter zeit kommt, so darf man einen ungestörten frühling hoffen.

Mit den schönsten grüßen ganz der Ihrige

Berlin 5ten Febr. 1856. Wilhelm Grimm.

19. Hochgeehrtester freund,

Mit der correctur kommt hierbei manuscript p. 185—197, das wol für die nächste woche genügen wird, dann soll anderes folgen, auch sende ich mit dank die scherzhafte gratulation mit, sie muß sich wol auf ein besonderes ereignis beziehen.

Professor Reyscher wollte nach Leipzig kommen, ist aber eines wichtigen eine mission betreffenden processes wegen gestern abend nach Paris abgereist, wohin er durch eine telegraphische depesche ist gerufen worden, und wo die sache in diesen tagen verhandelt wird. er hat die frau Dahlmann an dem todestage verlassen und sie noch lebend gesehen. wiewol man darauf gefaßt sein muste, hat uns das traurige ereignis doch sehr betrübt. wie einsam wird sich Dahlmann fühlen, zumal Reyscher daran denkt sein kind, der schwierigen erziehung wegen, zu sich zu nehmen.

Von mir und den meinigen die freundschaftlichsten grüße.

Der Ihrige

Berlin 14ten Febr. 1856. Wilhelm Grimm.

Ich lege auch altes manuscript bei.

20. Hochgeehrter freund,

[Anzeiger 16, 237.]

Ich danke für das kleine büchlein, die erzählung ist gut . . .

Es ist kalt geworden, aber der tag ist schön, also einen schönen morgengruß.

ganz der Ihrige

Berlin 18ten Febr. 1856. Wilhelm Grimm.

14) Vgl. Harnack, Geschichte der Königlich preußischen Akademie der Wissenschaften 1, 958.

Digitized by Google

21. Hochgeehrtester freund,

ich übersende Ihnen hierbei mit der correctur manuscript p. 198—223, was ja wol drei bogen füllen wird; zu rechter zeit soll dann das noch nötige folgen. auch lege ich das abgedruckte manuscript bei.

Ich danke Ihnen für die guten wünsche zu meinem geburtstag, den wir diesmal bei leidlicher gesundheit gefeiert haben. Ihr sohn war so freundlich zu mir zu kommen und ich habe mich gefreut ihn wol zu sehen. mein Rudolf konnte diesmal nicht erscheinen, er hat sich zu einem andern regiment versetzen lassen und muß im April auf einige zeit nach Wesel, um die übungen mitzumachen. Hermann hat mich mit der zueignung seiner Novellen[15] beschenkt, die aber noch nicht fertig gedruckt sind.

Sein Sie schönstens gegrüßt

ganz der Ihrige

Berlin 27. Febr. 1856. Wilhelm Grimm.

22. Hochgeehrter freund,

ich habe bei dem letzten correcturbogen etwa 30 seiten manuscript mitgesendet, bis zu p. 223. diese werden nach dem bisherigen maßstab drei bogen im druck ausmachen, die doch wol nicht bis zum 10ten März können gesetzt sein. ich werde, wenn die nächste correctur kommt, genau berechnen können, wie viel manuscript noch dort ist, und dann zu rechter zeit die fortsetzung senden.

Es thut mir leid daß Sie die schöne Marburger gegend noch nicht in ihrem frühlingsschmuck sehen. heute ist es hier wieder kalt.

Die freundschaftlichsten grüße

ganz der Ihrige

Berlin 6ten März 1856. Wilhelm Grimm.

23. Hochgeehrtester freund,

hierbei neues manuscript p. 249—270, was acht bis zehn blätter füllen wird, auch das abgedruckte sende ich zurück. die auf einliegenden blättchen bemerkten nachzügler bitte ich Sie an ihren platz zu stellen.

Mein sohn Rudolf war Ostern in Bonn und Linz. er hat Dahlmann in guter gesundheit gefunden, er ist in dem verlassenen zimmer der frau gewesen und hat dann auch ihr grab aufgesucht. Dahlmann wollte mit der kleinen Louise auf acht tage nach Heidelberg reisen.

Die schönsten grüße an Sie und die Ihrigen

Berlin 28ten März 1856. Wilhelm Grimm.

24. Hierbei, hochgeehrter freund, kommen die sämtlichen correcturbogen zurück. [Anzeiger 17, 246.]

Hierbei folgt manuscript 271—300. was in jedem fall genug sein wird. [Anzeiger ebenda.]

Ich danke schönstens für die treffliche auskunft über dart und dorten. ich brauche mich nun weiter nicht zu quälen. den sinn hatte ich richtig errathen.

15) Berlin 1856.

Digitized by Google

Es war sehr freundlich von Ihnen daß Sie mich mit den Ottonen bekannt gemacht haben und will auf gute wirkung hoffen. es geht noch so fort ohne wesentliche besserung, doch wird es nicht schlimmer. ich muß salmiac und baldrian schlucken und letzterer ist mir immer zuwider gewesen. doch ist heute die luft warm und milde, ich will, da mein dienstbarer geist heute nachmittag nicht kommt, dies paket selbst auf die anhalter eisenbahn bringen.

Mit den freundschaftlichsten grüßen
der Ihrige

Berlin 13ten April 1856. Wilhelm Grimm.

25. Hierbei erhalten Sie, hochgeehrter freund, die correctur zurück, auch das blättchen für herrn Hildebrand. der letzte bogen wird also in der folgenden woche kommen.

In der Europa von Professor G. Kühne für 1856 werden, wie ich aus einer anzeige sehe, böhmische märchen von Wenzig mitgetheilt, wo ich nicht irre, in Nr. 13 und 14. könnten Sie mir diese und auch die folgenden, wenn etwas der art sich darin befindet, zusenden, so geschähe mir ein gefallen.

Mein husten mildert sich aber ich befürchte ich werde den kobold nicht ganz los werden.

Frau Gervinus schreibt daß Dahlmann eine woche bei ihnen gewesen sei in ruhiger und freundlicher stimmung. von Beseler hörte ich daß Gervinus und frau im herbst nach Greifswald zum besuch kommen wollen, daß er aber am kopfe leidend erst ein bad gebrauchen müsse.

Ganz der Ihrige

Berlin 19ten April 1856. Wilhelm Grimm.

26. Hierbei, hochgeehrter freund, übersende ich Ihnen

1. die letzte correctur, die viel mühe wird gemacht haben. Hildebrand danke ich für die beiträge.
2. das abgedruckte manuscript.
3. weiteres manuscript p. 300—310.

Gestern hat uns Momsen und Ihr schwager besucht. ich finde ihn wol aussehend und da er mitten in der arbeit steckt und des erfolgs gewis ist, so ist er auch heiter und vergnügt . . .

[Anzeiger 17, 247.]

Das frühjahr scheint endlich festen fuß gefaßt zu haben und ich freue mich daß man wieder frei aufathmen kann.

Mit den freundschaftlichsten grüßen
ganz der Ihrige

Berlin 11ten Mai 1856. Wilhelm Grimm.

27. Hochgeehrter Freund,

Meinen besten dank für die überschickten exemplare der 4ten lieferung des wörterbuchs sowie für die beigelegte, prächtig ausgestattete *memoria* von

Digitized by Google

Gauß[16]. auch für die mir so freundlich verschafften hefte der Europa habe ich Ihnen noch nicht gedankt.

[Anzeiger 17, 247.]

Mit den schönsten grüßen an Sie und Ihr haus

ganz der Ihrige

Berlin 20ten Mai 1856. Wilhelm Grimm.

28. Hierbei erhalten Sie, hochgeschätzter freund, außer dem correcturbogen auch manuscript p. 311—326 und das neue heft von dem grenzboten. [Anzeiger 17, 247.]

Heute stehe ich auch, doch abwesend, in Cassel zu gevatter, mein bruder dort läßt seinen ersten enkel taufen und die namen der drei brüder kommen wieder zusammen, dort geht der jüngste Ludwig voran.

Sein Sie schönstens gegrüßt,

ganz der Ihrige

Berlin 29ten Mai 1856. Wilhelm Grimm.

29. Hochgeehrter freund,

Mit der correctur kommt neues manuscript p. 327—363 und das bereits abgedruckte.

[Anzeiger 17, 247.]

Sein Sie freundlichst gegrüßt

der Ihrige

Berlin 11ten Juni 1856. Wilhelm Grimm.

30. Hochgeehrtester freund,

es war meine absicht im anfang des nächsten monats mit meiner frau nach Ilsenburg zu reisen. vier tage hatte ich in großer angst verlebt die pulsader möge sich entzünden, bis die wunde sich besserte und zu heilen anfing . . . die reise mußte also verschoben werden, indessen hoffen wir sie etwa den 10ten Juli antreten zu können. es könnte also noch ein halber bogen (die gestrige correctur wird angelangt sein) gedruckt werden, nur bitte ich Sie es so einrichten zu lassen daß die correctur nicht später als den 6ten bei mir eintrifft, weil in den letzten tagen vor einer abreise die zeit durch allerlei geschäfte in anspruch genommen wird. manuscript wird nach meiner berechnung hinlänglich vorhanden sein, wo nicht, so bitte ich Sie mich zu benachrichtigen, damit ich noch etwas nachsenden kann. [Anzeiger 17, 247.]

In Ilmenau bin ich einmal gewesen, die gegend ist schön und der aufenthalt wird den Ihrigen wolthätig sein, aber noch schlechter als die wohnung fand ich die bewirthung.

Sein Sie schönstens gegrüßt

ganz der Ihrige

Berlin 26ten Juni 1856. Wilhelm Grimm.

31. Hochgeehrtester freund,

von Ihrer krankheit hörte ich zuerst von Ihrer frau mutter, gewis mit der herzlichsten theilnahme . . . wir wollten den 10ten in Ilsenburg eintreffen und

16) Sartorius von Waltershausen, Gruß zum Gedächtnis, Leipzig 1856.

Digitized by Google

waren dort schon angemeldet, aber der arzt wollte bei dem kalten wetter die reise nicht gestatten und hat gewis recht . . . nun ist sie auf den 15ten bestimmt.

Eine correctur kann ich in Ilsenburg nicht vornehmen, ich habe immer noch etwas nachzusehen und nachzuschlagen, und dort fehlt mir das handwerksgerät. sobald ich auf etwas eingehe, frischt sich alles bei mir wieder im gedächtnis auf. ich sende Ihnen p. 364—379, wie Sie es wünschen, die handschrift von dem noch übrigen d e r, welches wahrscheinlich der größte artikel in dem ganzen wörterbuch sein wird. auch lege ich das abgedruckte bei.

[Anzeiger 16, 238.]

Horkel[17] ist gestern von Königsberg angelangt und hat sich noch mehr abgerundet.

Mit den besten wünschen für Ihre völlige genesung und mit den freundschaftlichsten grüßen

ganz der Ihrige

Berlin 11ten Juli 1856. Wilhelm Grimm.

32. Hochgeehrtester freund,

[Anzeiger 16, 239.]

Herr Ignaz von Zingerle[18] in Innsbruck, soviel ich weiß gymnasiallehrer, der Tiroler märchen[19] herausgegeben hat und dem ich für einige literarische gefälligkeiten dank schuldig bin, schreibt mir bei übersendung seiner Oswaldlegende[20], er wünsche unsere bildnisse vor dem wörterbuch separat zu erhalten und habe in drei kunsthandlungen und allen buchhandlungen vergebens darnach gefragt. Sie würden mir einen gefallen erzeigen, wenn Sie ihm das bild auf meine kosten wollten zukommen lassen.

Das manuscript zum wörterbuch das den artikel d e r bis zu ende enthält, habe ich vor meiner abreise abgesendet . . .

[Anzeiger 16, 240.]

ganz der Ihrige

Ilsenburg 10ten August 1856. Wilhelm Grimm.

. . . (Rudolf) befindet sich jetzt in Bonn bei der familie simrock. Herman wird eines angeschwollenen knies wegen plötzlich von den ärzten nach Helgoland geschickt. wir sind also zerstreut wie noch nie und Jacob allein ist in dem hauptquartier geblieben.

33. Hochgeehrter freund,

endlich habe ich wieder nach Berlin zurückkehren können. als ich Ihnen schrieb daß meine frau in Ilsenburg sich wohl fühle und ihre kräfte zunähmen, überfiel sie unmittelbar darauf eine schwere krankheit, von der sie sich nur langsam erholte und die mir eine reihe angstvoller tage brachte. Wir musten uns endlich zur abreise entschließen, da das wetter dort kalt und regnerisch

17) Johannes Horkel (1820—61), Gymnasialdirektor in Magdeburg.
18) Ignaz Vinzenz von Zingerle (1825—92), Gymnasiallehrer in Innsbruck.
19) Kinder- und Hausmärchen aus Tirol, Innsbruck 1852.
20) Die Oswaldlegende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie, Stuttgart 1856.

Digitized by Google

war . . . Hermann war schon längst von Helgoland zurückgekommen und rühmt die gute wirkung des seebades.

Ich bitte Sie nun den druck des wörterbuchs wieder beginnen zu lassen und hoffe daß er ohne störung fortgeht.

Ich hoffe daß Sie und die Ihrigen sich wol befinden und grüße Sie sämtlich auf das freundschaftlichste.

ganz der Ihrige

Berlin 1ten Octbr. 1856. Wilhelm Grimm.

34. Hochgeehrter freund,

hierbei erhalten Sie außer der correctur und dem abgedruckten manuscript auch weiteres für den setzer p. 390b—400, damit es nicht fehlt.

Die nachweisung über distelzwang war mir willkommen und ich kann nun damit abschließen.

[Anzeiger 17, 247.]

So schön das wetter ist, so kann ich es doch nicht genießen. ich befinde mich seit ein paar tagen unwol, doch stört es mich noch nicht an der arbeit. . .

der Ihrige

Mit unveränderlicher freundschaft und ergebenheit

Berlin 22. Octbr. 1856. Wilhelm Grimm.

35. Sie haben mir, hochgeehrter freund, das neue heft von Benecke zugesendet, mir auch mit dem einladenden büchlein von Springer[21] ein. angenehmes geschenk gemacht; ich habe gestern abend mit vergnügen darin gelesen. ich sage Ihnen meinen großen dank.

Ich sende heute eine correctur zurück, am 22ten ist eine abgegangen und am 17ten eine andere; das sind drei in 9 tagen. das ist mir zu viel und ich bitte Sie den druck auf das verabredete maß zurückgehen zu lassen.

Meine gesundheit hat sich wieder gebessert und ich bin sehr froh darüber, auch meiner frau geht es erträglich. ich hoffe auch daß bei Ihnen alles wohl ist. ‚und so fortan' schließt Göthe seine briefe.

Ganz der Ihrige

Berlin 26ten Octbr. 1856. Wilhelm Grimm.

36. Hochgeehrter freund,

mit dem correcturbogen sende ich weiteres manuscript 413—430, auch die neulich mir gütigst zugeschickten bücher lasse ich zurückgehen . . . [Anzeiger 16, 240.]

Ich bin vorgestern zuerst wieder ausgegangen, doch sind die schmerzen noch nicht ganz verschwunden. wäre nicht das naßkalte wetter, so könnte ich bäder nehmen.

Sein Sie und die Ihrigen schönstens gegrüßt.

der Ihrige

Berlin 21 Nov. 1856. Wilhelm Grimm.

21) Paris im 13. Jahrhundert, Leipzig 1856.

Digitized by Google

37. Hochgeehrtester freund,

hierbei übersende ich Ihnen manuscript p. 447—465; ich hatte selbst schon daran gedacht daß es nötig sein werde. [Anzeiger 17, 248.]

Ich sende auch mit dank Ulr. Hegners Jugendjahre[22] zurück, die ich mit theilnahme gelesen habe. Sie sind mit wahrheitsliebe einfach und natürlich geschrieben.

Ich freue mich daß die Neuenburger angelegenheit[23] auf eine angemessene weise beendigt wird. mein rudolf (er ist eben bei uns) hätte auch als offizier in einem landwehrregiment mitmarschieren müssen; es war schon bestimmt.

Ich danke Ihnen für die guten wünsche zum neuen jahr und erwidere sie von herzen und mit der versicherung unveränderter freundschaft.

ganz der Ihrige

Berlin 8ten Jan. 1857. Wilhelm Grimm.

38. Hierbei, hochgeehrter freund, mit der correctur altes und neues manuscript 485—499b. die vorige ist einen tag später gekommen, aber ich war durch äußere störungen die ganze woche hindurch, und zwar mitten in mühsamen untersuchungen über einige ausdrücke, abgehalten und mußte eines lästigen processes in Hessen wegen mit meiner frau zum notar fahren; jetzt hoffe ich werde ich ruhe haben.

Rudolf hat sich Ihres freundlichen andenkens erfreut; jetzt sitzt er wieder bei seinen acten in Düsseldorf, nachdem er meinen bruder in Kassel und seinen geburtsort, Göttingen, besucht hat. Von Hermann ist ein schauspiel, das verlorene spiel, zweimal aufgeführt worden und mit beifall, in den hiesigen zeitungen ward es gelobt und getadelt. jetzt ist der schauspieler erkrankt, sonst wäre es öfter gegeben. es ist aussicht zu einer neuen ausgabe seiner novellen.

[Anzeiger 16, 240.]

Haupts gesundheit bessert sich, ich habe ihn gestern in der academie gesprochen und mich davon überzeugt. für Momsen thut die academie was ihr möglich ist.

Ich hoffe Sie sind ganz hergestellt und werden freundschaftlichst gegrüßt.

ganz der Ihrige

Berlin 14ten Febr. 1857. Wilhelm Grimm.

Eben war Ihre frau mutter hier und ich höre mit bedauern daß Sie noch leidend sind. ich wünsche daß Sie mir bald gute nachrichten geben können.

39. Hochgeehrter freund,

[Anzeiger 16, 242.]

Der correcturbogen der wieder in Ihren händen sein wird, war gar nicht am 24ten, sondern den 25ten erst bei mir abgegeben worden, eine aufmerk-

22) Winterthur 1855.

23) Das Verlangen nach Freilassung der bei dem mißglückten Aufstandsversuch am 3. September 1856 gefangen genommenen Royalisten hätte Preußen fast in einen Krieg mit der Eidgenossenschaft gebracht, die ihr Heer zum Schutze Neuenburgs mobilisierte.

Digitized by Google

samkeit des zufalls, da ich an jenem tage doch nicht dazu gekommen wäre, ihn mit der nötigen sorgfalt zu behandeln. ich danke Ihnen herzlich für Ihre guten wünsche und bin von Ihrer theilnahme überzeugt. meine frau . . . war so weit wieder hergestellt, daß wir die guten freunde empfangen konnten; eine weitere festlichkeit konnte nicht statt finden. möchte doch auch bei Ihnen und den Ihrigen alles wieder in gutes gleis kommen.

Haupt war gestern nicht in der sitzung der academie und das war kein gutes zeichen, da er ohne grund nicht wegbleibt. ich höre er will bald eine reise antreten und ich glaube daß das wolthätig auf ihn wirken wird.

Von Dahlmann höre ich, daß er sich wol befinde, auch heiter sei . . .

Ich wiederhole die herzlichsten wünsche für Sie und Ihr ganzes haus,

der Ihrige

Berlin 27ten Febr. 1857. Wilhelm Grimm.

[Anzeiger ebenda.]

40. Hierbei, hochgeehrter Freund, weiteres manuscript p. 516—535 und das abgedruckte. wie viel halbe bogen sind noch nötig bis das heft fertig wird?

Sollten dort bei einem antiquar die vier bände von Schmellers bairischem wörterbuch[24] billig zu haben sein? hier habe ich sie vergeblich gesucht. ich möchte zu meiner bequemlichkeit noch ein exemplar haben, das andere steht bei Jacob.

[Anzeiger 17, 248.]

Möchten Ihre lieben kinder bald wieder herumspringen. meine frau hat in diesen tagen wieder mehr zu leiden und der gestrige abend[25] hat sie angegriffen.

Mit den besten grüßen

der Ihrige

Berlin 15ten März 1857. Wilhelm Grimm.

41. Hochgeehrtester freund,

nebst der correctur erhalten Sie weiteres manuscript 536—554; sollte das nicht genügen, so will ich noch einiges senden. bei diesem raschen druck wird das heft gegen die mitte des künftigen monats fertig werden. hernach aber muß eine pause im druck eintreten, weil ich eine abhandlung für die academie, deren ich in diesem sommer zwei zu liefern habe, ausarbeiten muß.

[Anzeiger 16, 242.]

Ich wünsche daß Haupt seine gesundheit vollständig herstellt; schade daß ihm die zeit so kurz zugemessen ist und er nicht den ganzen sommer darauf wenden kann.

Ich freue mich daß es besser bei Ihnen geht, auch bei uns steht es leidlich. die freundschaftlichsten grüße.

Ganz der Ihrige

Berlin 29ten März 1857. Wilhelm Grimm.

24) Stuttgart und Tübingen 1827—37.
25) Der Fackelzug zu Böckhs Doktorjubiläum.

Digitized by Google

42. Hochgeehrter freund,

erlauben Sie daß ich Sie mit einer bitte belästige. ich ersuche Sie beiliegende antikritik[26] im nächsten centralblatt abdrucken zu lassen, sechs bis acht exemplare davon zu fordern und die kosten für mich auszulegen, deren betrag Sie mir dann gefälligst bemerken.

Mit bedauern habe ich von Haupt gehört daß Ihre liebe tochter zu einer bade- oder trinkcur hat gehen müssen, ich bin in einem ähnlichen fall, da meiner tochter Carlsbad verordnet ist. da Hermann in Rom wird angelangt sein, so werden wir, was noch nie der fall war, eine zeitlang alle unsere kinder entbehren müssen.

Zu anfang des künftigen monats werde ich Ihnen wieder manuscript zum wörterbuch senden; meine academische abhandlung[27] wird indessen gedruckt sein.

Mit den freundschaftlichsten grüßen

ganz der Ihrige

Berlin 17ten Mai 1857. Wilhelm Grimm.

43. Hierbei erhalten Sie den correcturbogen zurück. ich hatte den vorigen am 19ten abgesendet und dieser erfolgte schon nach wenigen tagen. ich habe mit herrn Hirzel mehrmals festgestellt daß nur alle 14 tage ein bogen kann gedruckt werden, weil sonst eine stockung in zusendung des manuscripts entstehen würde. ich bitte Sie also diese zeit genau einzuhalten.

Ich danke für die gefällige besorgung des inserats in das centralblatt.

ergebenst

Berlin 25ten Juni 1857. Wilhelm Grimm.

44. Hochgeehrtester freund,

während Ihrer abwesenheit ist es mir nicht gut gegangen, die grippe kam zum zweitenmal mit größerer heftigkeit, und ich habe erst in der zweiten woche dieses monats wieder an die arbeit gehen können. eine solche niederdrückende unthätigkeit ist mir schwer zu ertragen.

Hermann ist gegenwärtig in Florenz, noch immer berauscht von Italien. er wünscht nun auch noch nach Neapel zu gehen.

Gustchen ist der aufenthalt in Carlsbad nicht ersprießlich gewesen, aber man erwartet auch die guten folgen erst späterhin . . .

Meiner frau geht es leidlich . . .

Haupt ist mit Ihrem schwager Carl nach Rügen gereist und ich hoffe daß ihm dieser ausflug wol thut. einen tag befindet er sich gut, dann kommt das übel mit doppelter stärke.

Ich danke für die mittheilung der beiden recensionen. der beitrag aus Valenciennes ist eine dummheit und der andere von der malabarischen küste hätte auch die weite reise nicht brauchen zu machen.

Hierbei kommt weiteres manuscript p. 590—623, das für einige zeit widerhalten wird. auch das abgedruckte lege ich bei.

26) Kleinere Schriften 2, 508.
27) Über die Sage von Polyphem (Kleinere Schriften 4. 428).

Digitized by Google

Ich bitte Sie die neue ausgabe der märchen freundlich anzunehmen und die beiden andern exemplare abgeben zu lassen.

Meine frau grüßt Sie beide schönsten und ich verbleibe mit aufrichtiger freundschaft

der Ihrige

Berlin 17ten Juli 1857. Wilhelm Grimm.

Wenn Sie die rechnung von dem centralblatt erhalten, so bitte ich Sie mir sie herzusenden. Ich habe noch ein kleines paket an Karl Frommann in Nürnberg beigepackt und bitte Sie es durch buchhandlungen dahin befördern zu lassen.

45. Hochgeehrter freund,

ich bin so frei Ihnen 30 exemplare meiner abhandlung über die Polyphemsage zuzusenden und Sie zu bitten solche durch die buchhandlungen an ihre bestimmung befördern zu lassen. ich setze dabei voraus daß es Ihnen weiter keine mühe verursacht.

Ich habe heute briefe aus Neapel, Hermann befindet sich nicht ganz wol und will nach einigen tagen nach Albano zurückkehren, wohin ihn Cornelius eingeladen hat, und dann noch bis zum herbst in Rom bleiben.

Mit den freundschaftlichsten grüßen

der Ihrige

Berlin 9ten August 1857. Wilhelm Grimm.

Haupt reist morgen nach Reichenhall ab, oder ist heute abgereist. er befand sich ziemlich wol.

Der professor P. A. Munch[28] zu Christiania in Norwegen schreibt mir daß er von dem 2ten band des Wörterbuchs nur die erste Lieferung erhalten habe. Sein Sie so gut das nötige anzuordnen.

46. Hochgeehrter freund,

hierbei übersende ich Ihnen mit dem correcturbogen auch das abgedruckte manuscript; das fehlende ist auch dabei.

In diesen tagen kommt meine tochter aus Hessen zurück, unsere große einsamkeit und die damit verbundene stille wird also aufhören. doch Hermann wird schwerlich geneigt ein vor November Italien zu verlassen; er ist, um den krankheiten in Rom auszuweichen, in Albano bei Cornelius, der ihn eingeladen hatte, wo ihm aber die große stille und abgeschiedenheit nicht zuzusagen scheint. Wie ich höre kehrt Haupt in den nächsten tagen zurück und soll der aufenthalt seiner gesundheit zuträglich gewesen sein.

Hermann Dahlmann war mit seiner frau, die uns allen sehr wol gefällt, einige tage bei uns, heiter und vergnügt. die frau wird noch einen monat in Münster bei ihren eltern bleiben, er aber muste auf seinen posten.

Den beschluß bitte ich an die G. J. Göschensche buchhandlung abgeben zu lassen.

Freundschaftliche grüße an Sie und Ihr haus.

Ganz der Ihrige

Berlin 14ten Sept. 1857. Wilhelm Grimm.

28) Peter Andreas Munch (1810—63), norwegischer Historiker.

Digitized by Google

47. Hochgeehrter freund,

Sie erhalten hier mit der correctur fortsetzung des manuscripts und das abgedruckte. ich lese noch mancherlei nach und es thut mir immer leid, wenn ich zusätze nicht mehr einfügen kann.

Haupt habe ich noch nicht gesehen, doch gehört daß der arzt sich über den erfolg freut, aber auch nicht ganz sicher über die dauer desselben ist. indessen weiß er doch wie er sich herstellen kann. leider zeigen sich bei meiner tochter die guten einwirkungen von Carlsbad noch nicht, und ich befürchte daß es ein misgriff war.

Mit den freundschaftlichsten grüßen

ganz der Ihrige

Berlin 21ten Sept. 1857. Wilhelm Grimm.

Ich möchte gerne nach Meersburg am Bodensee die märchen senden, kann das ohne mühe durch die buchhandlungen geschehen?

48. Verehrter freund,

Sie erhalten hier mit der correctur neues manuscript p. 671—683a, wiewol ich nicht alle 14 tage einen bogen fertig bekomme; auch das abgedruckte kommt zurück. ich habe diesmal viel zusätze machen müssen, das wird dem setzer beschwerlich fallen, aber ich kann sie doch nicht weglassen. einen brief mit ein paar zetteln werden Sie erhalten haben. ich danke Ihnen für die bemühung wegen der stelle aus Göthe, ich weiß daß Sie solche am ersten finden. [Anzeiger 17, 248.]

Von Hermann habe ich gute nachrichten aus Rom, wohin er zurückgekehrt ist . . .

Die schönsten grüße an Ihr ganzes haus. Mit freundschaftlicher ergebenheit

der Ihrige

Berlin 16ten Octbr. 1857. Wilhelm Grimm.

49. Hochgeehrter freund,

da ich berechne daß mit dem nächsten druckbogen das manuscript zu ende gehen wird, so sende ich hier die fortsetzung p. 684—706 und lege auch das abgedruckte bei.

Seit einigen tagen ist Hermann wieder angelangt und muß sich nun wieder an das ruhige und stille leben gewöhnen. ich freue mich über seine gute, wie es scheint, ganz hergestellte gesundheit.

[Anzeiger 17, 249.]

Sie wollten so gut sein ein paketchen an frau von Laßberg in Meersburg [zu] befördern, ich erlaube mir daher es Ihnen zuzusenden.

Die schönsten grüße an Sie und Ihr haus

ganz der Ihrige

Berlin 16ten Nov. 1857. Wilhelm Grimm.

50. Hochgeehrter freund,

hierbei folgt der brief aus Nordhausen zurück, der artikel ist noch nicht ausgearbeitet und es wird noch längere zeit hingehen bis die reihe an ihn

Digitized by Google

kommt. ohnehin glaube ich wird der anfrager für seinen, wahrscheinlich juristischen zweck wenig daraus nehmen können.

Mich hat die grippe wieder hart gepackt, ich fange erst in diesen tagen an mich zu erholen. auch meine frau und mein bruder haben ein paar tage liegen müssen.

Den correcturbogen habe ich gestern abgehen lassen.

Mit den freundschaftlichsten grüßen

der Ihrige

Berlin 28ten Nov. 1857. Wilhelm Grimm.

51. Hochgeehrter freund,

Vor allem meinen großen dank für das schöne geschenk, womit Sie mich überrascht haben. Wo man das buch aufschlägt, findet man sinnvolle gedanken und geistreichen ausdruck mit der eigenthümlichkeit des dichters, dessen natur diese gattung besonders zusagt, manchmal hat er die goldfäden zu fein geponnen.

[Anzeiger 16, 244.]

Ich bedaure herzlich daß Sie wieder leidend sind. ich habe lebhaftes mitgefühl, da es mir nicht besser geht. nachdem die grippe sich gemildert hat, trift mich plötzlich ein hexenschuß und seit 6 tagen kann ich mich nur mit schmerzen in den hüften bewegen und muß an einem stab mich aufrechten. Bettine ist ernsthaft erkrankt.

Ich habe die freude die meinigen alle wieder beisammen zu sehen, nachdem wir den sommer über bis in den November nur zu dreien am tisch saßen. Rudolf ist in diesen tagen aus Düsseldorf angelangt, heiter und gesund, wiewol er jetzt vor dem großen berg des dritten examens steht.

Ich sende hierbei mit der correctur weiteres manuscript S. 707—731 und das abgedruckte.

Die besten wünsche zu einer frölichen feier der festtage und die freundschaftlichsten grüße an Sie und die ganze familie.

der Ihrige

Berlin 17ten Dec. 1857. Wilhelm Grimm.

52. Hochgeehrtester freund,

[Anzeiger 17, 249.]

Die glanztage[29] sind nun vorüber. die meinigen haben den zug sehr gut aus den fenstern der academie ansehen können. ich habe nichts gesehen, da meine gesundheit mir nicht erlaubte auszugehen.

Mit den schönsten grüßen

der Ihrige

Berlin 18ten Febr. 1858. Wilhelm Grimm.

53. Hochgeehrter freund,

[Anzeiger 17, 249.] ich sehe eben daß Gödeke in dem neusten heft seines grundrißes eine biographie von Göthe geliefert hat, die ich noch nicht

29) Anläßlich des Einzugs der Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm.

Digitized by Google

gelesen habe, nur angesehen, aber sie scheint verständig und mit sorgfalt abgefaßt.

Sein Sie und die Ihrigen schönstens gegrüßt und bewahren Sie mir Ihre freundschaftliche gesinnung,

ganz der Ihrige

Berlin 25ten Febr. 1858. Wilhelm Grimm.

54. Sie erhalten hierbei, hochgeehrter freund, weiteres manuscript p. 780—809 und das bisher abgedruckte.

Jacob ist wieder ausgegangen, aber noch nicht ganz wieder im stand, und ich hätte auch noch über allerlei zu klagen.

Gestern ist Momsen in der academie als ordentliches mitglied gewählt worden, es ist demnach alles in ordnung.

Mit den besten grüßen der Ihrige

Berlin 19ten März 1858. Wilhelm Grimm.

ein correcturbogen wird gestern zurückgekommen sein.

55. Hochgeehrtester freund,

ich konnte Ihnen gestern nicht das gewünschte manuscript senden, jetzt ist es bereit und Sie erhalten p. 830—860, was zu drei halben bogen völlig ausreichen und wahrscheinlich nicht ganz verbraucht wird. auch das abgedruckte liegt bei.

Ich habe mich gefreut in Ihrem brief zu lesen, daß das verhältnis Ihrer lieben tochter so glücklich ist wie ich es mir gedacht hatte. Sie können sie mit heiterem blick in die zukunft nach der neuen heimat ziehen lassen und den d r o l l w a g e n (s. das wörterbuch) stattlich ausrüsten, in unserer zeit sind die entfernungen so gering geworden daß der weg nach oder von Coblenz als eine spazierfahrt gelten kann, und solche besuche machen einen reiz des lebens aus.

Und so fortan schließt Göthe seine briefe.

ganz der Ihrige

Berlin 21ten Mai 1858. Wilhelm Grimm.

56. Hochgeehrtester freund,

hierbei kommt der correcturbogen zurück. unsere abreise ist durch den gesundheitszustand und durch das schlechte wetter verzögert worden, endlich durch den veränderten plan, da wir nicht nach Suderode, sondern nach Elgersburg oder Ilmenau (zu welchem würden Sie raten, da Sie beides kennen?) gehen wollen. das kann sich alles bald machen; es wird also besser sein mit dem druck nicht fortzufahren.

Der von mir gut bewahrte bogen von Göthe liegt bei; er hat mir viel vergnügen gemacht und ist ein wertvoller besitz.

Dreihundert thaler honorar sind mir in Ihrem brief richtig zugekommen.

Es freut mich daß es Ihrem sohne so gut ergeht und bei Ihrer tochter wird auch während des regenwetters der himmel blau sein.

Grüßen Sie das ganze haus auf das schönste.

der Ihrige

Berlin 12ten Juli 1858. Wilhelm Grimm.

Digitized by Google

57. Hochgeehrtester freund,

In diesen tagen bin ich mit meiner frau und tochter von Harzburg zurückgekehrt, wo wir uns in der frischen und belebenden luft erquickt haben. der druck des wörterbuchs kann nun wieder beginnen. ich sende hierbei manuscript 874—903 und bin froh den schwierigen und mühsamen artikel d u zu ende geführt zu haben.

Noch eine bitte. ich habe zu einer academischen abhandlung die französischen fabeln von D e l a u n a y nötig, kann sie aber hier nicht auftreiben.. sollten sie dort auf der bibliothek oder sonst bei jemand zu finden sein, so bitte ich Sie mir das buch mitzutheilen. wo nicht so haben Sie doch die güte Klee in Dresden, wo es sich wahrscheinlich auf der königlichen bibliothek befindet, zu ersuchen mir es auf kurze zeit herzusenden.

Frau Reimer hat meiner frau die besten nachrichten von Ihnen und den Ihrigen gegeben, worüber ich mich sehr gefreut habe, Sein Sie alle schönstens gegrüßt.

ganz der Ihrige

Berlin 7ten Octbr. 1858. Wilhelm Grimm.

58. Hochgeehrtester freund,

mit dem besten dank sende ich den Delaunay zurück; ich habe mich gefreut daß der seltene vogel doch ist eingefangen worden, welchen anzusehen ich wol nie wieder veranlassung haben werde. der correcturbogen liegt bei.

Die 315 thaler habe ich richtig empfangen und unsere abrechnung ist damit geordnet.

Müllenhoff ist angelangt und wird diesen winter lesen.

Die meinigen befinden sich leidlich wol; Rudolf ist von Potsdam wieder eingerückt und wird vorerst bei uns bleiben.

Mit den freundschaftlichsten grüßen

der Ihrige

Berlin 23ten Octbr. 1858. Wilhelm Grimm.

59. Hochgeehrtester freund,

leider muß ich herrn Franz Pfeiffer noch einmal antworten, ich hoffe zum letzten mal[30]. ich ersuche Sie also die einlage in Zarnkes nächstem centralblatt abdrucken und mir einige besondere abdrücke machen zu lassen und die kosten zu bezahlen, wiederhole aber auch die bitte mir zu sagen, was Sie schon früher für mich ausgelegt haben.

Ich bin in diesen tagen, auch mit besuchen, so sehr gestört worden daß ich nur mit mühe die correctur des letzten bogens habe zu ende bringen können.

Mit den freundschaftlichsten grüßen

Berlin 17ten Nov. 1858. Ihr ergebenster Wilhelm Grimm.

60. Da das vorhandene manuscript zu einem bogen nicht ausreichen möchte, so sende ich weiteres pag. 904—929.

[1858.] W. Gr.

30) Kleinere Schriften 2, 509.

Digitized by Google

61. Hochgeehrter freund,

anbei wieder eine sendung. 1. weiteres futter für den setzer pag. 930—957. 2. abgedrucktes manuscript. 3. die beiden zeitungsblätter, für deren mittheilung ich danke. das ist eine wunderliche geschichte und man kann nicht wissen wie sie ausgehen wird.

Pfeiffer ist mir unbegreiflich[31]. ich sehe nicht ein warum ich eine wissenschaftliche frage im centralblatt nicht erörtern sollte. aber gerade das ist geschehen was er verlangt. ich habe in einer besondern schrift das wissenschaftliche besprochen und zuletzt noch in Haupts zeitschrift: in dem centralblatt habe ich lediglich nur gezeigt auf welche würdige weise er den streit führt. wer von der ganzen sache nichts weiß und versteht, versteht doch meine vorwürfe und anklagen. darauf muste er antworten, hat es aber nicht gethan. ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben.

Sie werden ein fröhliches weihnachtsfest gefeiert haben, wahrscheinlich hat sich der bräutigam dazu eingefunden. die schönsten grüße an das ganze haus.

Der Ihrige

B. 26ten Dec. 1858. Wilhelm Grimm.

62. Sie erhalten, verehrter freund, hierbei außer dem correcturbogen auch weiteres manuscript p. 958—972 und das bisher abgedruckte. ich habe mich bemüht alles zu rechter zeit fertig zu bringen . . .

[Anzeiger 16, 248.]

Für den prinz Stramin[32] danke ich Ihnen; ich will gelegentlich darin lesen.

Ich hoffe bei Ihnen dauern die guten tage fort. grüßen Sie groß und klein und bleiben Sie freundschaftlich gesinnt

dem Ihrigen

Berlin 28ten Jan. 1859. Wilhelm Grimm.

63. Hochgeehrter freund,

[Anzeiger 17, 250.]

ich hoffe es kommt noch zu rechter zeit.

Berlin 1ten Febr. 1859

4 uhr.

Ich finde eben in Gödekes grundriß 742 eine Stelle von Göthe, die noch in das wörterbuch muß zu d u m p f h e i t. der dichter spricht zum schicksal

du hast für uns das rechte maß getroffen usf.

ich bitte also herrn Hirzel sie einzurücken, der auch wol angibt, wo sie steht[33]. WGr.

31) Seine Entgegnung „Zurückweisung einer Zurechtweisung" erschien im Literarischen Zentralblatt Nr. 50.

32) Koch, Prinz Rosa-Stramin, Göttingen 1857.

33) Vgl. Wörterbuch 2, 1527.

Digitized by Google

64. Hochgeehrtester freund,

erlauben Sie mir daß ich mich mit einer bitte an Sie wende, eben erhalte ich aus der buchhandlung zugeschickt das Märchenbuch für Kinder von Ferdinand Schmidt. Dritte Auflage. Wohlfeile Ausgabe. Mit einem Titelbild. Leipzig Verlag von Otto Wigand in 12°, ohne angabe des jahrs. die früheren ausgaben habe ich nicht gesehen, überhaupt von der existenz des buchs nichts gewußt, wie ich mich auch nicht erinnere eine anzeige davon gelesen zu haben.

Der größte theil des buchs ist aus den beiden bänden unserer Hausmärchen unverändert und wörtlich abgedruckt, dorther sind 265 seiten genommen, 127 seiten sind zusätze von Ferd. Schmidt, das ganze besteht aus 392 seiten, also sind über $^2/_3$ nicht sein eigenthum. mir scheint das ein unverschämter nachdruck. da Dietrich die Märchen in commission hat, so bin ich, der eigenthümer, verletzt und müste dagegen auftreten.

Sie werden die dortigen gesetze und verhältnisse kennen und zu beurtheilen wissen ob eine klage über nachdruck günstigen erfolg haben wird; nach den hiesigen gesetzen wäre der erfolg sicher. Sein Sie also so gütig mir einige auskunft zu ertheilen.

Mit den besten grüßen

ganz der Ihrige

Berlin 16ten Febr. 1859. Wilhelm Grimm.

65. Hochgeehrtester freund,

ich erfülle den wunsch des setzers und sende weiteres manuscript p. 980—996, obgleich noch 20 seiten für zwei halbe bogen sich dort befinden müssen.

Mit dank schicke ich Uffenbach Roßbuch zurück, auch den Prinz Stramin. der verfasser hat geist und witz, aber die formlsigkeit sollte er dem J. Paul überlassen, der sie allein mit genialität handhabt . . .

auch meinen besten dank für die Neun felsen[34], die so schön ausgestattet sind.

Ich kann mir vorstellen wie Sie sich gefreut haben als Ihre liebe schwester eintrat. ich denke manchmal mein bruder aus Cassel könnte mich überraschen, aber er ist in den jahren wo das reisen beschwerlich wird.

Die gesundheit meiner tochter macht mir noch immer sorgen . . .

Ich bin Ihnen dankbar wenn Sie mir wegen des sauberen nachdrucks rat geben. mit den besten grüßen

der Ihrige

Berlin 23ten Febr. 1859. Wilhelm Grimm.

66. Hierbei, hochgeehrtester freund, weiteres manuscript p. 997—1030 und das abgedruckte. was ich sende wird mit dem was noch dort ist für vier halbe bogen ausreichen.

Wir müssen nun sehen was die klage gegen herrn O. Wiegand für einen erfolg hat. man versichert hier werde eine entschädigung unzweifelhaft

34) Von Merswin. Leipzig 1859.

Digitized by Google

sein und Herz soll eine verhältnismäßig bedeutende summe für den nachdruck von drei bogen aus dem schackischen Ferdusi[35] erhalten haben.

Ich bin verstimmt, weil die grippe gestern wieder bei mir eingekehrt ist und der kopf mich schmerzt.

Mit den schönsten grüßen

der Ihrige

Berlin 18ten März 1859. Wilhelm Grimm.

67. Hochgeehrtester freund,

Mit dem correcturbogen erhalten Sie weiteres manuscript pag. 1031—1061 und das bisher abgedruckte. es wird also keine störung eintreten.

Der verfasser des nachgedruckten märchenbuchs, der herr Ferdinand Schmidt, ist dieser tage zu meinem Hermann gekommen und im höchsten grad aufgeregt gewesen über diese sache. es ist ihm eben eine unterstützung von der regierung versprochen und er fürchtet sie würde ihm entgehen, wenn das urtheil öffentlich bekannt wird und damit ein makel auf ihn kommt. ich habe ihm antworten lassen, daß ich mit ihm nichts zu thun habe, bloß mit Otto Wiegand. dieser allein kann ihm helfen, wenn er angemessene erbietungen macht, ungeachtet der vorrede, in welcher wir herabgesetzt werden, dauert mich der mensch. sein unrecht hat er offen anerkannt. er hat erzählt Wiegand habe von ihm verlangt er solle unsere märchen nehmen und die worte verändern, was an sich noch schlechter ist als der offenbare nachdruck.

Wir leben natürlich in beständiger spannung[36]. mein Rudolf glaubte schon marschieren zu müssen, indessen ist noch keine aufforderung gekommen.

Sein Sie und die Ihrigen herzlich gegrüßt.

ganz der Ihrige

Berlin 26ten April 1859. Wilhelm Grimm.

Sagen Sie mir sind die Bechsteinschen märchen[37] auch bei diesem vortrefflichen O. Wiegand erschienen? ich habe das buch nicht.

68. Hochgeehrtester freund,

ich danke Ihnen für die herzlichen worte, mit welchem Sie mir Ihre theilnahme ausdrücken. am montag war ich zuerst wieder in einer sitzung der academie und will wünschen daß der beginnende sommer mir heilsam werde. jetzt kann ich wieder bei offnem fenster sitzen, was mir wol thut. es ist ein vortheil unserer wohnung, daß wir die sonne in allen zimmern einen theil des tages haben.

[Anzeiger 17, 250.]

Mit unveränderlicher freundschaft

der Ihrige

Berlin 19ten Mai 1859. Wilhelm Grimm.

35) Berlin 1853.

36) Am 17. April hatte Österreich an Italien ein Ultimatum gerichtet. Da dieses unbeantwortet blieb, brach der Krieg zwischen beiden Ländern aus.

37) Deutsches Märchenbuch, Leipzig 1845; Neues deutsches Märchenbuch, Wien 1856.

Digitized by Google

69. Hochgeehrtester freund

Ich sende die correctur zurück und lege einen zettel über d u s e bei den ich einmal von Ihnen empfangen habe mit der bitte mir die stelle auszuschreiben, da mir Chamissos werke nicht zur hand sind; zudem ist es ein schwieriges wort.

Noch eine frage. d ü s e l heißt bei den jägern das weibchen der vögel, die s i e. haben Sie vielleicht unter Ihren bekannten einen Nimrod, den Sie darüber befragen können? verbreitet scheint das wort nicht zu sein.

Ich danke schönstens für die beiden hochzeitgedichte. sie sind sehr hübsch und ich habe sie mit vergnügen gelesen. der eine ist wol von Freitag? das glückliche paar wird jetzt zurück sein und der junge mann wol schon mobil. mein sohn hat gestern ordre bekommen und reist heute abend zu seinem regiment nach Düsseldorf.

Ich muß doch einmal nach dem proceß fragen. haben Sie von dem advocat nichts vernommen?

Freundschaftlichst

der Ihrige

Berlin 19ten Juni 1859. Wilhelm Grimm.

eben kommt eine ordre, wonach mein sohn zu der garde versetzt ist. er bleibt also hier bis diese auszieht, was aber bevorsteht, wie man glaubt, nach Thüringen[38].

70. Hochgeehrter freund,

da ich wußte daß noch manuscript zu mehr als einem halben bogen dort sein muste, so habe ich noch gezögert, weil immer etwas nachzutragen ist, indessen erfülle ich gleich Ihren wunsch und sende die fortsetzung p. 1092—1120. hierbei auch das abgedruckte.

[Anzeiger 16, 250.]

Für d ü s e l habe ich nun hinreichende belege gefunden.

[Anzeiger 16, 251.]

Ihrer tochter werden Sie schon zu dem frieden[39] glück gewünscht haben. mein Rudolf muß noch alle morgen um 4 oder fünf hinaus und exercieren . . .

Was ist denn an der recension über die wörterbücher in den Blättern für literarische unterhaltung nr. 27?

. . . Sein Sie alle freundschaftlichst gegrüßt.

ganz der Ihrige

Berlin 15ten Juli 1859. Wilhelm Grimm.

71. Hochgeehrter freund,

den schönsten dank für den nachtrag zu d u r c h s c h e u e r n. ich bitte Sie also hinzuzufügen [Stelle ausgeschnitten.]

Wir sind jetzt willens nach Salzungen bei Eisenach zu gehen und er-

38) Als sich der Krieg nach der Niederlage der Österreicher deutschem Bundesgebiet näherte, mobilisierte Preußen am 11. Juni.

39) Am 11. Juli erfolgte der Waffenstillstand von Villafranca.

Digitized by Google

warten täglich einen brief der uns ein unterkommen zusagt. Wir (frau tochter und ich) werden dann gleich abreisen, und ich bitte Sie daher mir weiter keinen correcturbogen zuzusenden.

Ihre liebe frau war so freundlich abschied zu nehmen und den sohn Rudolf haben wir auch gerne gesehen. die herzlichsten grüße an alle.

Ganz der Ihrige

Berlin 9ten Aug. 1859. Wilhelm Grimm.

72. Verehrtester freund,

seit einigen tagen haben wir d. h. meine frau, tochter und ich, uns hier niedergelassen. auch in Salzungen war kein unterkommen, wir entschlossen uns also nach Dresden zu reisen und verweilten da vier tage in der gluthitze um einen platz für uns zu suchen. Tharand, so einladend es an sich war, schien dunstig, hier aber war die luft rein und von dem vorbeiströmenden fluß wolthätig abgekühlt und so steckten wir endlich unsern stab in die erde. wir haben an dem ende des hübschen und reinlichen orts eine gute und geräumige wohnung gefunden und wollen nun so lang bleiben als die witterung gestattet.

Auch mir scheint es angemessen daß von dem buchstaben D alles zusammen in der 7ten lieferung ausgegeben wird. nach meiner berechnung wird es noch 16 bis 17 halbe bogen ausfüllen. es ist ja nichts dagegen, wenn ein heft etwas stärker ausfällt und der preis etwas verschieden ist. auf die verzögerung kommt nichts an, da E rasch vorschreitet. bei dem quellenverzeichnis, wo Ihr beistand mir sehr willkommen ist, will ich die bemerkung machen

'wenn nur einzelne stellen aus einem werke ausgehoben sind, so ist die quelle jedesmal genau angegeben'.

das buch wird dann im verzeichnis weiter nicht angeführt.

[Anzeiger 17, 251.]

freundschaftlichst

der Ihrige

Pillnitz im goldenen

löwen 1ten Sept. 1859. Wilhelm Grimm.

73. Hochgeehrtester freund,

in den letzten schönen tagen bin ich mit den meinigen von Pillnitz zurückgekehrt. wir wären noch länger geblieben, aber ich fühlte mich unwol und ein umschlag des wetters war zu befürchten. sonst kann ich mit meinem aufenthalt dort zufrieden sein, die luft war rein und erquickend, die umgebungen heiter und freundlich, und die dichten laubgänge schützten gegen die stechenden sonnenstrahlen. in der ebene fand ich schöne spaziergänge, besonders an dem ufer der Elbe, die in einer anmutigen würde vorüber zieht. meine frau und tochter erholten und kräftigten sich zusehends; sie gebrauchten mit erfolg eine milchkur. in den ersten tagen hatte ich hier noch mit meiner gesundheit zu schaffen und bin erst jetzt wieder in den alten zustand eingerückt.

Digitized by Google

Es würde mich gefreut haben, wenn Sie uns Ihren besuch in Pillnitz geschenkt hätten. Sie hätten dann ein paar tage bei uns bleiben müssen, zumal man sich im goldenen löwen ganz leidlich befindet. ein landgeistlicher mit seinem sohn erschien einmal, er hieß glaube ich Seitemann[40], und schrieb an einer geschichte seiner gegend. er hatte ein paar beiträge zum wörterbuch geliefert und freute sich daß sie benutzt waren; es war ein lebendiger heiterer mann.

Durch Sie erhielten wir die erste nachricht von meinem bruder. ich hoffe daß heute oder morgen ein brief uns seine glückliche ankunft meldet.

Wissen Sie nicht wie es Gödeke in Göttingen geht, ich meine in beziehung auf seine gesundheit. ob er wol die pension vom König von Baiern empfangen hat? neulich wollte es jemand bezweifeln. und wie geht es Zarnke? Sein zustand soll bedenklich sein.

Ich bitte Sie nun mir die durchsicht des gedruckten bogens zuzusenden. zu der fortsetzung wird noch hinlänglich manuscript vorhanden sein.

Mit den freundschaftlichsten begrüßungen

der Ihrige

Berlin 30ten Septbr. 1859. Wilhelm Grimm.

74. Hochgeehrtester freund,

die correctur kommt erst heute, weil ich durch plötzliches unwolsein daran unterbrochen ward und jetzt erst zu ende gekommen bin; dergleichen sollte einem bei exemplarisch schönem wetter nicht begegnen. anbei weiteres manuscript p. 121—159, und das abgedruckte. das citat aus Göthe p. 1665 kann ich nicht nachweisen und Hermann mir nicht helfen, da er zu seiner erholung auf etliche wochen nach Schlesien zu einem freunde gereist ist. solches nachsuchen hat mich schon oft gequält, man will nicht nachlassen und muß es am ende doch. zu pag. 1660, 1661 noch ein paar nachträge.

Ich freue mich des schönen wetters für meinen bruder. er kann jeden tag wieder anlangen, indessen höre ich daß Pertz erst künftigen sonnabend kommen will.

Ihr schwager Siegfried sagte mir daß gute nachrichten von Ihrem freunde Bädecker angelangt sind, und ich wünsche Ihnen und der jungen frau glück dazu, die nun wieder aufathmen kann.

Unveränderlich

der Ihrige

Berlin 5ten Octbr. 1859. Wilhelm Grimm.

75. Hochgeschätzter freund,

[Anzeiger 17, 251.] . . .

Den 10ten Nov. wird die academie zu Schillers ehren eine öffentliche sitzung und Jacob die festrede halten. an einem festessen werde ich keinen antheil nehmen, das erlaubt meine gesundheit nicht. es ist rühmlich Schillern eine statue zu erichten, kommt aber nicht eine von Göthe daneben, so fällt, gelinde ausgedrückt, ein dunkeler schatten auf das fest. ich habe das er-

40) Johann Karl Seidemann (1807—79), Prediger in Eschdorf, der Begründer der modernen Lutherforschung.

Digitized by Google

klärt wo ich konnte und hoffe daß es noch geschieht, schwerlich aber zu gleicher zeit.

Pertz ordnet eine ausstellung an von allerlei merkwürdigen, auf Schiller bezüglichen dingen. Hermann wird unbekannte briefe von Schiller an die frau Mereau dazu geben.

Die correctur kommt heute zurück.

Die schönsten grüße an Sie und Ihr haus.

der Ihrige

Berlin 5ten Nov. 1859. Wilhelm Grimm.

76. Sie erhalten, verehrtester freund, hierbei außer der correctur und dem abgedruckten auch weiteres manuscript 1160—1195.

[Anzeiger 17, 251.] Jacobs rede werden Sie mit vergnügen gelesen haben, schon seiner unbefangenen haltung wegen. die Schillerstiftung wird entrüstet aufspringen und lärm machen. ein kater ist doch ein katzenjammer? so gebrauchen wenigstens die studenten das wort.

Mit den besten grüßen

der Ihrige

Berlin 26ten Nov. 1859. Wilhelm Grimm.

[Nicht mehr aufgenommen sind die auf besonderem dem Briefwechsel beiliegendem Nachtragzettel verzeichneten Belege:]

wenn es noch möglich ist, bitte ich einzurücken

spalte 1601 nach d u r c h d ü n s t e n.

DURCHDURSTEN, auf einem langen weg durst leiden

(wer reiset muß) durch länderlange wüstenein

sich durchzudursten sich nicht scheun.

Joh. Adolf Schlegel Verm. ged. 2, 401.

spalte 1605 zu DURCHFAHREN 2 a.

durchlöchern, aber bei meiner treu! der junker muß man manchen hasen- und fuchsbalg verdient haben, ehe es mit seinen schuhen so weit gekommen ist. sehen Sie doch so durchsichtig aus als wenn im türkenkriege eine kanonenkugel durchgefahren wäre. Weiße Kom. opern 2, 147.

nöthigenfalls könnte auch gekürzt werden

sehen sie (die schuhe) doch so . . .

JENA ALBERT LEITZMANN

G e o r g B u s c h a n, Illustrierte Völkerkunde in zwei Bänden. II: Europa und seine Randgebiete. Von A. B y h a n, A. H a b e r l a n d t und M. H a b e r l a n d t. 2. und 3. Auflage. Stuttgart 1926, Verlag von Strecker und Schröder. 1154 S., 8°.

In jeder Hinsicht kündigt sich die zweite Auflage der bekannten Völkerkunde von *Buschan,* die mit der ersten wenig mehr als den Titel gemein hat,

Digitized by Google

als Monumentalwerk ersten Ranges an: der gewaltige Umfang, der vorzügliche Stil der Darstellung, die vielen ausgezeichneten Bilder, die auf 43 Tafeln und in 708 Abbildungen die Schilderung auf das Wirksamste beleben, das Schriftenverzeichnis, das allein 43 Seiten füllt, das vorzüglich gearbeitete Namen- und Sachregister, das W. Gärtner in gründlichster Form besorgt hat, endlich eine Reihe von (6) Völker-, Sprachen- und Hausformkarten, die eine gute Übersicht ermöglichen[1] — all das wirkt im Verein mit der trefflichen Ausstattung, um die sich der Verlag hohe Verdienste erworben hat, in schönster Harmonie zusammen, um beim Leser tiefe Befriedigung und freudigste Genugtuung zu hinterlassen. Das außerordentliche Werk, in dem zunächst M. Haberlandt über die indogermanischen Völker des Erdteils handelt (S. 1—304), in dem sodann A. Haberlandt die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung zeichnet (S. 306—658), während der Rest des Buches durch die Darstellung Kaukasiens, Ost- und Norddeutschlands und Finnlands durch A. Byhan (S. 659—1022), der Mittelmeerlandschaften, Nordafrikas und der Kanarischen Inseln durch A. Haberlandt (S. 1060—1154) gefüllt wird, dieses grundlegende Werk auch an dieser Stelle zu würdigen, nötigen uns die Ausführungen M. Haberlandts über die allgemeinen Grundlagen der europäischen Kultur (S. 1—22) und den germanischen Völkerkreis (S. 153—222), und der geschichtliche Querschnitt, in dem A. Haberlandt die Entwicklung der volkstümlichen Kultur aufzuzeigen bemüht ist (S. 306—658).

Um es vorwegzunehmen: der bescheidene Titel der beiden ausgedehnten Abhandlungen, die jede für sich schon einen stattlichen Band füllen würden, ist geeignet, irrige Ansichten über ihren Inhalt zu erwecken. Sie stellen, zusammengenommen, nicht mehr und nicht weniger als eine großzügig angelegte Volkskunde Europas dar[2]. Eine solche fehlte uns bisher völlig, und so sehr die Erkenntnis durch die zahlreichen Stammes- und Provinzvolkskunden, die in den letzten Jahren erschienen sind, gefördert wurde, so groß war doch bei jeder von ihnen die nicht immer mit der erforderlichen Klarheit erkannte Gefahr, Beobachtungen aus dem behandelten Gebiet als charakteristisch für ebendies Gebiet anzusehen und dabei die reichen Parallelen und Entsprechungen aus andern Landstrichen zu vergessen. Diese Gefahr scheint nun endgültig beseitigt, sowohl durch den vorzüglichen Überblick, in dem Michael Haberlandt die einzelnen Volkskulturen Europas nacheinander würdigt, als auch besonders durch die querschnittartige Darstellung Arthur Haberlandts, die die einzelnen Äußerungen der volkstümlichen Kulturen nebeneinanderstellt, Zusammengehöriges nebeneinander behandelt und so die Wurzeln der Volkskultur aufdeckt und erklärt.

Die Grenzen von Völkerkunde und Volkskunde sind also, wie schon dieser kurze Vergleich von Titel und Inhalt zeigt, im vorliegenden Werke verwischt, und es ist nur folgerichtig, wenn M. Haberlandt dement-

1) Die Karten leiden etwas unter ihrer Einfarbigkeit. Durch Anwendung verschiedener Farben und Abtönungen würden sich die betr. Gebiete deutlicher von einander abheben.

2) Das hat, neben einigen anderen Ausstellungen, bereits Viktor v. Geramb in seiner Würdigung des Werkes (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 31. Jahrgang, Heft 3) betont.

Digitized by Google

sprechend beide Begriffe miteinander verselbigt. Ob ganz mit Recht, soll hier nicht näher erörtert werden — mir scheint die Völkerkunde stärker naturwissenschaftlich, die Volkskunde mehr geistesgeschichtlich bedingt zu sein —; betont werden mag nur, daß die Volkskunde sich nicht, wie M. Haberlandt möchte (S. 15), auf die „verkehrsarmen, abgeschiedenen Primitivgebiete der einzelnen Völkersitze" beschränken, ja sie nicht einmal einseitig bevorzugen darf. Es ist vielmehr eine ihrer Hauptaufgaben, die ewige Gebundenheit des Menschen an den Zwang des Gemeinschaftsgeistes zu untersuchen, und in diesem Sinne sind der moderne Arbeiter, die Schrebergartenkolonie, die Verbrecherwelt usw. so gut Gegenstand der Volkskunde wie die Bauern- und Hirtenvölker. Überall, wo Menschen sich zur Gemeinschaft zusammenschließen, kehren sie notwendig zu Gemeinschaftsformen und zum Gemeinschaftsdenken zurück, und von diesem Gesichtspunkt aus kann allerdings das Brauchtum eines städtischen Vereins so gut „gewachsen" sein wie das Brauchtum eines steirischen Gebirgsdorfes. Von diesen Dingen hätte man gern etwas mehr in dem Werke gehört. Wie gefährlich M. Haberlandts Standpunkt ist, zeigt sich an einer andern Stelle, nämlich da, wo er auf das sog. „gesunkene Kulturgut" zu sprechen kommt. „Was die ländlichen Massen der Deutschen", sagt er da (S. 186), „an Kulturgut und Sitte wirklich aus der bürgerlichen Welt der deutschen Städte übernommen haben (gesunkenes Kulturgut), verrät sich überall als solches leicht dem kundigen Blick und hat für das Wesentliche im Volkstum keine Bedeutung." Abgesehen davon, daß sich mit wachsender Erkenntnis wohl noch sehr vieles als „gesunkenes Kulturgut" erweisen wird, das wir heute noch als bodenständig empfinden, ist doch mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß die Art und Weise, wie das Volk dieses städtische Kulturgut angenommen hat, wie es seine inneren und äußeren Formen seinem Geschmack und seinen Bedürfnissen angepaßt hat, allerdings höchst wesentlich für die Erkenntnis des Volkstums ist. Denn nie übernimmt das Volk das städtische Kulturgut bedingungslos; der Ausdruck „gesunkenes Kulturgut" ist, wie auch dieses Beispiel zeigt, mißverständlich und muß durch einen eindeutigeren ersetzt werden. Ob man nun lieber von „umgewandeltem Kulturgut", wie vorgeschlagen wird, oder von einer „Kulturmischung" reden will, tut nichts zur Sache; jedenfalls muß festgehalten werden, daß sich in diesen Dingen höheres Stilempfinden mit Volksstil mischt, daß also ein ähnlicher Vorgang wie bei der Volksetymologie vorliegt, die ja ebenfalls Wortgut aus einer höhern Kulturschicht mit solchem aus der eigenen Erlebniswelt zu einem neuen Ganzen zusammenzukomponieren pflegt[3].

Im allgemeinen Teil seiner Ausführungen arbeitet M. Haberlandt zunächst die kulturellen Kennzeichen der vorindogermanischen Bevölkerung heraus; er findet sie in einer ziemlich stark ausgeprägten Weiberherrschaft mit mutterrechtlichem Charakter; Spuren von Weibergemeinschaft, Vielweiberei, freiem Geschlechtsverkehr, Männerkindbett (Couvade) und Tatauierung sind nachweisbar. Die bienenkorbartige Rundhütte dieser voridg. Bevölke-

3) Vgl. den Aufsatz von Rogge in dieser Zeitschrift, 51. Band S. 1 ff. und meine Ergänzungen zu ihm, ebda. S. 406 ff., ferner neuerdings auch Maurer, Z. f. d. Phil. 53, 167 ff.

Digitized by Google

rung jedoch zuzuschreiben (S. 9), scheint mir etwas gewagt. Die Indogermanisierung Europas erfolgte dann, soweit wir beobachten können, in zwei Wellen, deren erste wir im geschichtlichen Altertum verfolgen; nordische Stämme in Griechenland machen den Beginn, die Kelten kommen zuletzt zur Entfaltung. Die zweite Welle, seit dem Ende der Völkerwanderung, führt zur Bildung der Neuzeitvölker; die Germanen stehen nun von Anfang an im Vordergrunde, die Slaven treten als letzte ins helle Licht der Geschichte. Zwei große Einflußwellen kennzeichnen dieses Stadium der Entwicklung: Rom und das Christentum. Zur Staatenbildung gelangen die europäischen Völker erst in den letzten Jahrhunderten, wozu ihnen als stärkstes einigendes Band die Staatssprachen verhelfen. Es entwickelt sich bei ihnen ein Nationalgefühl, das weniger auf dem Bewußtsein besonderer Volksart als auf einem eingebildeten Rassegefühl beruht, das Band der gemeinsamen Sprache und Geschichte trägt weiterhin dazu bei. Man kann also die europäische Bevölkerungsmasse nicht gut nach politischen Gesichtspunkten einteilen; eine Gliederung nach sprachlichen Gesichtspunkten, wobei der heutige Sprachstand ausschlaggebend sein müßte, würde eher zum Ziele führen. Doch bleibt zu bedenken, daß Sprache und Volkskultur in vielen Fällen nicht identisch sind.

Nach einer Besprechung Osteuropas und Südosteuropas kommt der Vf. dann zum germanischen Volkskreis (S. 153ff.). Großbritannien wird, als zu sehr unter westlichem Einfluß stehend, dabei ausgeschieden und unter Westeuropa (S. 223 ff.) behandelt. Ich halte eine solche Abzweigung nicht für ganz unbedenklich; neben dem sprachlichen Gesichtspunkt spricht doch manche Kulturäußerung (z. B. die Haustypen S. 226) sehr gegen diese Anordnung. Nacheinander werden die skandinavischen Völker, die Deutschen (einschließlich der Deutsch-Schweizer, Deutsch-Oesterreicher, Elsässer, Deutsch-Lothringer, Südtiroler, Sudetendeutschen, Siebenbürger und der Deutschen der Sprachinseln), endlich die Niederländer und Belgier besprochen, und zwar in der Weise, daß jedesmal Siedlung, Hausbau, Hausrat, Tracht, Brauch und Nahrung behandelt werden[4]. Einige Bemerkungen, die sich mir bei der Lektüre aufgedrängt haben, mögen hier angefügt werden; sie sollen gewiß keine kleinlichen Nörgeleien an dem durchaus vortrefflichen Werke sein, sondern lediglich auf einige kleine Unebenheiten und Versehen hinweisen, die in einer späteren Auflage leicht vermieden werden können. Die norwegischen „Fakse" (S. 169) als Rudimente einer Verehrung der alten Hochsitzpfeiler anzusehen, scheint mir bei ihrer nahen Verwandtschaft mit den Hausgöttern, auf die der Vf. auch hinweist, gewagt, ebenso scheint mir die lappische Herkunft der Sitte, Motivbäume mit Fetzen usw. zu behängen (S. 171), durchaus noch nicht klar erwiesen. Konfessionelle Unterschiede für Trachtunterschiede verantwortlich zu machen, etwa in der Weise, daß die Protestanten eine einfachere, nüchterne Kleidung, die Katholiken eine farbenfreudigere bevorzugten (S. 191), geht nicht wohl an; es ließen sich leicht eine Reihe von Beispielen beibringen, die genau das umgekehrte Verhältnis dartun. Entscheidend ist wohl in jedem Fall die kulturelle

4) Über die Siedlungsweise der Niederländer und Belgier wird leider nichts gesagt.

Digitized by Google

Abhängigkeit des betr. Dorfes von seinem städtischen Kulturzentrum. Endlich halte ich es für gefährlich, von „sehr altertümlichen Mundarten" zu sprechen; gerade im vorliegenden Falle — der Ausdruck wird von dem Dialekt der sette communi gebraucht (S. 201) — ist der Grund für die Eigentümlichkeit der in Frage stehenden Mundart nicht so sehr ihr hohes Alter (jede Mundart wandelt sich von Generation zu Generation!), als vielmehr die starke Mischung mit fremdem Sprachgut, die wir in ihr beobachten.

Die Überschau über die einzelnen europäischen Völker und ihre kulturelle Eigenart, die den ersten Teil des Werkes füllt, wird in schönster Weise durch die geschichtlichen Querschnitte, die A. Haberlandt im zweiten Teile zieht, vertieft. Der Vf. untersucht mit peinlichster Genauigkeit zunächst die Wirtschaft (Urformen, Bodenbestellung, Viehwirtschaft), sodann die Siedlungen (Siedlungsform, Grundformen, Innengestaltung des Hauses), Hausgeräte und Handwerk (Hausrat, Faserstoffe, Tracht und Schmuck), Volkskunst, Gesellschaftliches und Weltanschauung, um endlich zusammenfassend noch einmal den gesamten Kulturaufbau darzustellen. Mit seiner Darstellung liegt uns endlich die Ur-Ethnographie Europas vor, wie wir sie, besonders nach dem Erscheinen des Werkes von Rütimeyer für die Schweiz, bisher so schmerzlich vermißt haben, und es kann mit gutem Fug gesagt werden: sie ist durchaus vortrefflich, wenngleich wir, durch die Fülle des Gebotenen unbescheiden geworden, manches, bes. im zweiten Teil, gern ausführlicher gewünscht hätten. Auch hierzu, unter der gleichen Voraussetzung wie vorhin, einige Bemerkungen. S. 555: daß der „Bruch", die kurze Hose, in altgermanischer Zeit bereits volkstümlich war, erweist Girke, Die Tracht der Germanen I (Mannusbibliothek 23) S. 50 ff. — S. 596: die keltische Herkunft der Matronengottheiten wird durch Drexel, Göttervereh-rung im römischen Germanien S. 42 ff. wahrscheinlich gemacht. Für eine germanische Herkunft beweisen die deutschen Namen der drei heiligen Jungfrauen nichts. Sicher ist jedoch wohl, daß der fremde Kult nicht so verbreitet gewesen sein könnte, wäre er nicht bei uns auf heimische Parallelen gestoßen. Die Frage, ob bei den drei hlg. Jungfrauen die Keimzelle germanisch oder keltisch gewesen sei, scheint mir angesichts dieser Tatsachen vor der Hand nicht zu lösen. — S. 597: der Kult der hlg. Kümmernis reicht wohl auch in seinen Uranfängen nicht in die frühe Zeit herauf, in die der Vf. ihn setzen möchte. Sein Verbreitungsgebiet deckt sich nicht völlig mit dem der hlg. drei Jungfrauen. Vgl. hierzu die Ausführungen von J. Klapper in der Festschrift für Th. Siebs (1923) und in seiner 'Schlesischen Volkskunde' S. 311 ff. (Literatur S. 338). — S. 619: Hochzeitsgebräuche wie Seilziehen („Fürspannen"), Erhebung eines Lösegelds für die fortziehende Braut u. ä. sind wohl mit Sartori als Trennungsriten, nicht als Anklänge an die Raubehe, aufzufassen. Es ist auch nicht einzusehen, weshalb ein Seil, mit dem der Hochzeitszug aufgehalten wird, an die Raubehe erinnern soll. — Auf S. 570 ff. bespricht der Vf. die „Volkskunst". Das ist bislang ein recht magerer Begriff[5], und ich hätte es begrüßt, wenn er an dieser als an einer maßgeblichen Stelle eine eindeutige Definition gefunden hätte. Manches, was

5) trotz Redlobs Sammlung und dem 2., der Volkskunst gewidmeten Band des „Jahrbuchs für historische Volkskunde"!

Digitized by Google

man unter dieser Überschrift vermuten dürfte, behandelt der Vf. unter „Hausarbeit und Handwerk", anderes unter „Schmuck".

Das sind kleine Randbemerkungen zu Einzelheiten der Darstellung; sie beweisen nichts und wollen nichts beweisen gegen die unbestrittene Güte des Werkes. Ernstlich zu wünschen wäre bei einer Neuauflage nur eine gründliche Durcharbeitung des Literaturverzeichnisses, in dem ich manche, auch wichtige Werke, Aufsätze und Zeitschriften vermißt habe.

Soweit ich sehe, stellt das Werk die Volkskunde Europas dar, die bisher fehlte; kein Volkskundler wird künftig an ihm vorübergehen können. Wieviel es auch dem Germanisten bietet, hoffe ich in diesen Zeilen, die leider nur andeuten können, gezeigt zu haben. Wir können Herausgeber, Verlag und vornehmlich die Herren Verfasser zu dem vollen Erfolge nur beglückwünschen.

GREIFSWALD LUTZ MACKENSEN

NORDISTEN-TAGUNG IN LÜBECK 27. BIS 29. JUNI 1928.

Die starke nordische Welle, die seit etwa anderthalb Jahrzehnten immer deutlicher erkennbar gegenwärtig über Deutschland hinwegflutet und im Reiseverkehr, in der Gründung skandinavischer Gesellschaften, im Übersetzungswesen, in den buchhändlerischen Neuerscheinungen und sonst vielfach zur Erscheinung kommt, hat auch im wissenschaftlichen Leben ihre wohltätigen Folgen gezeitigt und die lange nicht recht zur vollen Auswirkung gelangten nordischen Studien auf deutschen Hochschulen auf breitere Basis gestellt. Die wesentliche Vermehrung der skandinavischen, besonders schwedischen Lektorenstellen, die Gründung der beiden Nordischen Institute in Greifswald und Kiel, die Herausgabe zweier nordisch gerichteter Zeitschriften, die Zunahme des nordischen Elements im germanistischen Vorlesungs- und Dissertationswesen u. a. geben dafür deutliches Zeugnis. So konnte es nicht ausbleiben, daß auch der Gedanke eines engeren organisierten Zusammenhanges der nordisch interessierten Hochschullehrer Platz griff. Ostern 1927 fand in Berlin eine erste Versammlung aller nordisch gerichteten Wissenschaftsvertreter statt, die in zweitägiger Diskussion weithin eine Klärung schwebender Fach- und Lehrfragen brachte und die Gründung einer „Nordischen Arbeitsgemeinschaft" zur Folge hatte, deren Vorstand von den Prof. Dresdner, Neckel, Vogt und Merker gebildet wird.

Es war auf dieser ersten deutschen Nordistenversammlung, daß Vogt-Kiel die Anregung dazu gab, sich einmal mit den Vertretern der nordischen Philologie aus den skandinavischen Ländern auf einer engeren Wissenschaftskonferenz zu treffen und dadurch in persönlicher und sachlicher Hinsicht einen festeren Zusammenhalt zwischen den gleichen Interessen diesseits und jenseits der Ostsee herbeizuführen. Da der Gedanke wärmsten Anklang fand

Digitized by Google

und auch eine Sonderbesprechung auf der Göttinger Philologenversammlung die Geneigtheit der einschlagenden Fachkreise für diese Idee zu erkennen gab, wurde die Durchführung für Ende Juni d. J. in Aussicht genommen und als Tagungsort Lübeck gewählt, das allen nordischen Gästen durch seine Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart gleich sympathisch sein konnte. In aufopfernder und sorgfältigster Organisationsarbeit übernahm Vogt, unterstützt von einzelnen Mitgliedern seines Kieler Seminars, die vorbereitenden Schritte. Wider Erwarten günstig war das Echo, das die deutsche Einladung in den skandinavischen Ländern fand. Nicht weniger als 40 Nordisten aus Dänemark, Norwegen, Schweden, Island, Finnland — darunter so bekannte Vertreter wie A. All, H. Beyer, S. Blöndal, J. Bröndum-Nielsen, L. L. Hammerich, J. Helgason, E. T. Karsten, E. Kock, M. Kristensen, K. Liestöl, S. O. Nordberg, R. Nordenstreng, E. Noreen, J. Sahlgren, G. Schütte, E. A. Wenning, E. Wessén u. a. — waren dem Rufe gefolgt. Da dazu aus den Kreisen deutscher Professoren, Dozenten und Studenten sowie in Deutschland lebender Skandinavier noch etwa 80 Vertreter hinzukamen, konnte diese erste Nordistentagung auf eine unerwartet stattliche Teilnehmerzahl blicken. Diesem erfreulich starken Interesse entsprach der gesamte Verlauf der Tagung, der durchweg wohl bei allen Teilnehmern den Eindruck einer wohlgelungenen und fruchtbaren Wissenschaftskonferenz hinterließ und allseitig den Wunsch nach einer Wiederholung erweckte. Indem ich im Folgenden die mir von den einzelnen Rednern freundlichst zur Verfügung gestellten Eigenreferate (soweit sie eingegangen sind) verwerte, stellte sich der Verlauf der Tagung in großen Zügen folgendermaßen dar:

I. Tag, Mittwoch, 27. Juni.

Nach einer Sitzung der Ausschuß- und Vertrauensmänner, die in den einzelnen Ländern die vorbereitende Arbeit unterstützt hatten, und einem ersten Treffen der zusammenströmenden Teilnehmer fand abends 6 Uhr im Bürgerschaftssaal des Lübecker Rathauses die Eröffnungssitzung statt.

„Der Vorsitzende, W. H. Vogt-Kiel, begrüßte die stattliche Versammlung und nannte in seiner Eröffnungsrede die beiden großen Ziele der Tagung: Vorträge und Erörterungen sollen unmittelbar der nordischen Philologie und Literaturgeschichte dienen. Sie sollen zugleich im Verein mit den geselligen Veranstaltungen, die dem freien Gedankenaustausch weitesten Raum geben, die Forscher persönlich zusammenführen und freundschaftlich verbinden. Die germanistische Wissenschaft ist vor etwa 200 Jahren als eine Frucht innigen gemeinsamen Denkens besonders nordischer und deutscher Forscher erwachsen. Aus ihr hat sich durch die Arbeit in herzlicher Freundschaft verbundener nordischer und deutscher Gelehrter des älteren Geschlechts die nordische Philologie und Literaturwissenschaft als Zweig herausgebildet. Die Tagung will nicht ihre Lösung aus der Gesamtgermanistik; sie will sie als ihr Glied erhalten. Darum hat sie für ihre Einladungen den Kreis so weit als möglich gezogen und begrüßt herzlich Indogermanisten, Vertreter der Altertumskunde und Volkskunde, der Rechtsgeschichte wie der politischen Geschichte und der Philosophie als Redner und Teilnehmer. Sie hofft durch Gründung und Förderung des persönlichen Verständnisses der Gelehrten der Wissenschaft zu dienen.

Digitized by Google

Die Tagungen sollen gemäß gemeinsamem Wunsch der nordischen und deutschen Teilnehmer in regelmäßigen Abständen wiederholt werden."

Für den Senat und die Nordische Gesellschaft in Lübeck entbot Senator Kalkbrenner der Tagung einen Willkommengruß. Von deutscher Seite brachte Joh. Bolte den Dank der Teilnehmer zum Ausdruck, während für die Skandinavier E. Kock-Lund in einem stimmungsvollen Gedicht den Dank zusammenfaßte. Es schloß sich an ein Vortrag von Magon-Greifswald, der über die *„Ziele und Probleme der deutsch-nordischen Literaturforschung"* sprach:

„Es geht nicht an, die deutsch-nordische Literaturgeschichtsforschung — wie es noch meistens geschieht — zu betrachten als einen Teil der „Vergleichenden Literaturgeschichte", deren Daseinsrecht heute mit einleuchtenden Gründen bestritten wird. Vielmehr hebt sich aus der Fülle der weltliterarischen Bindungen die Geschichte der geistigen und literarischen Wechselbeziehungen zwischen dem Norden und Deutschland als ein besonderer Komplex ab. Dieser geistige Austausch erscheint als nicht vom Zufall bedingt; er ist nie ernsthaft unterbrochen worden; Deutschland und der Norden haben die großen europäischen geistigen Bewegungen nicht neben-, sondern miteinander durchlebt; dem überschauenden Blick erscheinen die deutsche und die nordischen Literaturen — bei aller Verschiedenheit im einzelnen — in ihren tausenderlei Verflechtungen nicht als ein Nebeneinander parallel verlaufender Literaturen, sondern als ein organisches Ganzes. Dauer und Intensität dieser Wechselbeziehungen lassen und tiefere Ursachen schließen, ob man nun diese Ursachen in der Stammes- und Blutsverwandtschaft oder — wie etwa Vossler — in dem gemeinsamen geschichtlichen Schicksal der Germanen sieht. Jedenfalls aber ist es nicht Aufgabe der „Vergleichenden Literaturgeschichte", den literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Norden nachzugehen, sondern eine aus der Sache selbst und der geschichtlichen Betrachtung sich ergebende Aufgabe der germanischen Philologie, wenn auch die Germanistik — zum mindesten die deutsche — sich bisher, im Gegensatz zur romanischen Philologie, nur ausnahmsweise einmal aller germanischen Literaturen angenommen hat.

Im zweiten Teil des Vortrags zeigte der Redner, der an anderer Stelle in großen Zügen die Geschichte der geistigen Wechselbeziehungen zwischen Skandinavien und Deutschland dargestellt hat, an einer Reihe von Beispielen, daß auch die Germanistik im engeren Sinne, die lediglich um die Erkenntnis der deutschen Literatur bemühte Forschung, der Ergebnisse der deutsch-nordischen Literaturforschung nicht entraten könne, ja selbst in diese weitergreifende Forschung ausmünden müsse, wenn sie allen ihren Aufgaben genügen, alle Mächte kennen lernen wolle, welche die deutsche Literatur gebildet haben, alle Mittel ausnützen wolle, um das der deutschen Literatur Eigentümliche zu erkennen. Dabei kamen Fragen der Holberg-, Ibsen- und Klopstockforschung zur Sprache. Weiter wies der Redner auf die noch wenig durchforschte Geschichte der Übersetzungen aus dem Nordischen hin, forderte als Gegenstück zu Gunnar Castrèns Überblick über die Darstellung des Nordens in der französischen Literatur Forschungen über die sich vielfältig wandelnde Auffassung des Nordens in deutschen Dichtungen und Geschichtswerken, Reisebeschreibungen und Briefen, und als Gegenstück zu Walther Rehms Buch über das Werden des italienischen Renaissancebildes in der deutschen Dichtung

Digitized by Google

eine Darstellung der „germanischen Renaissance" in deutscher Kunst und Forschung, die dann aber freilich nur mit Einbeziehung der nordischen Kunst und Forschung geboten werden dürfe. Deutlicher als in Deutschland sei der Zusammenhang der Romantik mit den antirationalistischen Tendenzen der Aufklärungszeit im Norden; möglich, daß die umstrittene Frage nach diesem Zusammenhang, bei der es nicht um Unwesentliches gehe, sondern um die innere Entwicklungsgeschichte der deutschen Literatur, einmal mit dem Blick auf den Norden entschieden werden könne. Endlich sei die Frage, was der deutschen Literatur wesenseigentümlich, ihr ausschließlich eigen und daher als spezifisch deutsch anzusprechen sei, nicht lediglich aus der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte selbst zu beantworten, aber auch nicht, wie vielfach geschehen, durch einen Vergleich mit den romanischen Literaturen, der nur auf grobe Kontraste hinauslaufe, sondern durch einen Vergleich mit den Literaturen der stammes- und schicksalsverwandten germanischen Völker[1]."

Am Abend folgte die Versammlung einer Einladung des Lübecker Senates zu einem Imbiß im Ratskeller, bei dem von skandinavischer und deutscher Seite so manche ernste und launige Ansprache dargeboten wurde und die allseitig harmonische und angeregte Stimmung bereits auf ein volles Gelingen des Unternehmens schließen ließ.

Donnerstag, 28. Juni, 9—12 Uhr.

Unter dem Vorsitz von Neckel-Berlin sparch im Marmorsaal des Stadttheaters (dort auch alle folgenden Vorträge) Prof. Karsten von der Universität Helsingfors in deutscher Sprache über *„Die Fortschritte der germanisch-finnischen Lehnwörterforschung seit Vilh. Thomsen":*

„Der Vortragende erstattete zuerst einen Bericht über die Hauptergebnisse in Thomsens erstem und einzigem diesbezüglichen Werk: „Den gotiske Sprogklasses Indflydelse paa den finske" (1869) und dessen deutscher Übersetzung v. J. 1870: „Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen." Thomsens Sammlungen enthalten etwa 300 ältere Lehnwörter, von denen jedoch mindestens 170 früher bekannt waren, indem sie schon 1769 in Johan Ihres „Glossarium Suiogothicum" gebucht sind. Zu diesen alten Zusammenstellungen konnten in E. N. Setäläs 1912—13 herausgegebenen „Bibliographischem Verzeichnisse der in der Literatur behandelten älteren germanischen Bestandteile in den ostseefinnischen Sprachen" gegen 200 neue hinzugefügt werden, und doch wurden hier eine ganze Anzahl aus Übersehen ausgelassen (vgl. Karsten, German.-roman. Monatsschrift VI, S. 86 f.). Ein neues handschriftliches, in dem Germ. Seminar der Univ. Helsingfors ausgearbeitetes Verzeichnis v. J. 1928 stellt die bei Setälä fehlenden und die seit 1913 gemachten neuen Wortgleichungen zusammen und erreicht die hohe Zahl von etwa 440 Wörtern. Zum größeren Teil enthält es aber jüngere Entlehnungen, in deren Aufnahme Setälä nicht folgerichtig verfahren war, außerdem zahlreiche verfehlte Deutungsversuche. Nach einigen kritischen Bemerkungen über die Methode der germanisch- finnischen Lehnwörterforschung ging der Vortragende zu den ältesten germanischen Sprachmerkmalen der finnischen Lehn-

1) Als Ganzes wird der Vortrag im nächsten Jahrgang der Germanisch-Romanischen Monatsschrift abgedruckt werden.

Digitized by Google

wörter über, behandelte sowohl den Stamm- und den Endsilbenvokalismus als auch den Konsonantenstand einer Anzahl finnischer Wörter, die der neueren Forschung zufolge nur mit Hülfe der germanischen Lautverschiebung erklärbar sind. Sowohl für den Vokal- als den Konsonantenstand weist eine Anzahl der ältesten finnischen Entlehnungen auf eine Übergangsstufe zwischen Vor- und Urgermanisch hin. In bezug auf die Lautverschiebung läßt sich aus ihnen folgern: *Die ältesten ausgeprägt germanischen Tenues haben sich nur gradweise aus den indogermanischen Medien entwickelt. Die Lautverschiebung stammt nicht, wie man früher annahm, auch Thomsen i. J. 1869—70, aus der Zeit vor der ersten Trennung der germanischen Stämme. Sie hat sich erst einzelsprachlich, allmählich und an verschiedenen Orten in verschiedenem Tempo durchgesetzt.* Zuletzt erörterte der Vortragende in Kürze die Fragen nach der Chronologie und den Aufnahmeorten der ältesten Lehnwörter. Er wies u. a. nach, daß Thomsen in seinen „Samlede Afhandlingar II (Efterskrift 1919) den Standpunkt seines Erstlingswerkes (1869), trotz aller viel zu weit gehender Skepsis, doch in sehr wichtigen Punkten zu Gunsten der neueren Forschungsergebnisse verändert hatte[2]."

An der Diskussion beteiligten sich Neckel, Genzmer, Much, Jacobsen.

Anschließend sprach unter dem Vorsitz von Dr. M. Kristensen-Roskilde Prof. Bröndum-Nielsen von der Universität Kopenhagen in dänischer Sprache über *„Nogle morfologiske Udviklingslove (inden for Böjningslaeren).*

„An der Hand von Beispielen aus der altwestnordischen und altdänischen Substantivdeklination wurden prinzipielle Regeln für Verschiebungen innerhalb der Flexion gezeigt. Das Resultat läßt sich wie folgt zusammenfassen.

So wie in der urnordischen Zeit (vor der Syncope) neuentstandene Substantive sich natürlich in die Flexionsklasse einreihten, in welche sie durch ihren Stammauslaut gehörten, so wurde auch nach der Syncope die Deklination neuentstandener Wörter durch Analogie bestimmt, jedoch entschied dieses Mal — so weit lautliche Verhältnisse bestimmend wurden — hauptsächlich der phonetische Gesamtcharakter der Wörter, d. h. die Phonem-Gleichheit (vom Wurzelvokal an betrachtet; vgl. westnord. *galeið* ∾ *skeið* usw.) Auch die überlieferten einheimischen Wörter erlitten in großem Maße Flexionsänderungen, welche gleichfalls analogisch bestimmt waren, und zwar, was die lautlichen Verhältnisse betrifft, zum Teil durch Ähnlichkeit in der Deklination (vgl. Übergang der u-Stämme zu Wurzelstämmen u. dgl.), doch hauptsächlich durch Phonem-Gleichheit (*bót* ∾ *rót; vik* ∾ *brik* usw.)

Weiterhin werden Flexionsänderungen durch die Bedeutungsverhältnisse bestimmt, indem die Tendenz besteht, die Wörter sich in morphologisch-semologische Einheitsgruppen zusammenschließen zu lassen: *fötr, hǫnd, kinn, (v)rist* usw.

Was nun die durch Phonem-Gleichheit hervorgerufenen Verschiebungen betrifft, läßt sich feststellen, daß die Grenze für das Eintreten der Umbildung durch ganz kleine phonetische Verschiedenheiten bestimmt sein kann. Im Neuisländischen tritt ein vom Altisländischen her bekannter Übergang des Typus *vik* zur Klasse der Wurzelstämme auf (Plur. *vikur, tikur, spikur* etc.),

2) Der Vortrag ist in extenso gedruckt in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift 1928. H. 9/10.

Digitized by Google

aber die nur wenig abweichenden Typen *hit, smid, dis* usw. haben im Plur. -ir. Oder aus dem dänischen Gebiet: vokalisch auslautende einsilbige Wörter wie: *Aa, Ske, Sky, ø (Ö)* usw. haben in jütländischen Dialekten die dem *-er* der Reichssprache entsprechende Endung, aber *Bro* (und *Bi*) fallen in eine Gruppe mit *Grav, Stav, Skov, Plov* usw. (resp. *Vej* usw.), da der lange Vokal im Auslaut (in *Bro* und *Bi*) durch Diphthongierung den Phonem-Charakter verändert hat, indem er einen konsonantischen Auslaut entwickelt hat *(bro: w)*.

Andererseits kann ein Hauptstrom, der eine phonetisch eng begrenzte Wortgruppe in eine andere Flexionsklasse überführt (z. B. *vik, tik* usw. in die der Wurzelstämme), einen Seitenstrom entsenden, welcher eine abweichende, jedoch, was Laut oder Bedeutung betrifft, nahestehende Wortgruppe in der Richtung des Hauptstromes mit sich führt (westnord. *rit, hlif*, möglicherweise auch *rǫng, spǫng* usw. nach dem Hauptstrom *rǫnd* usw.).

Wir sehen hier, daß sich die Regeln für die Flexionsumbildung in der gleichen genauen Art festsetzen lassen, wie für die organische Lautentwicklung: die von einer gewissen Neubildung getroffenen Wörter rücken in geschlossenen Lautgruppen (oder Bedeutungsgruppen) vor; e i n e Grenze gilt für jede Gruppe von Wörtern, die phonetisch übereinstimmen, und selbst ganz kleine Lautverschiedenheiten können wesentlich divergierende Entwicklungen zur Folge haben (vgl. Bröndum-Nielsen: „Dialekter og Dialektforskning" [1927] S. 38ff.).

Außerdem kann ein Flexionstypus zahlenmäßig so überlegen werden, daß er nahezu alle Phoneme umfaßt (vgl. dän. Plur. *-er*). Der in dieser Richtung laufende Strom wird hier besonders stark. Doch können sich selbst unter solchen Verhältnissen regulierende (hemmende) Kräfte geltend machen, so z. B. ein eigener Phonemcharakter in festen, gebräuchlichen Wörtern (wir bekommen im Dänischen -e im Plural in *Backtisch, Skjald* u. dgl. nach *Fisk, Stald* usw., neutr. Plur. ohne Endung in *Levn, Lign* u. dgl.).

Schließlich können die literarischen Verhältnisse von eingreifender Bedeutung sein, sowohl in erhaltender wie in umbildender Richtung. Der konservierende literarische Einfluß zeigt sich in den dänischen Pluralformen *Apostle, Himle* usw. Umbildend — d. h. stilisierend, archäisierend u. dgl. — war der literarische Einfluß in skaldischen Wortformen wie *skeiðr, væðr* usw".

Schließlich sprach Prof. A. A l l von der Universität Oslo in deutscher Sprache über *„Ibsens Peer Gynt"*, indem er etwa folgendes ausführte:

„Der Dichter versetzt seinen Helden in alle menschenmöglichen Lagen. Das persönliche Dasein spiegelt sich darum seelisch in abwechselnder Fülle wider. Entsprechend dem Rhythmus der menschlichen Lebensgeschichte vollzieht sich der Gang der Entwicklung von Peer Gynt in drei Stufen, und man kann mit Kierkegaard von drei „Stadien auf dem Lebensweg" sprechen. Der erste Teil in „Peer Gynt" gibt die Geschichte eines norwegischen Träumers, im zweiten Teil schildert Ibsen seinen Helden als einen internationalen Glücksjäger, worauf er im dritten Teil als ein Grübler erscheint, der über den dunklen Sinn des Lebens, ins Besondere über die Frage von Gott und Ewigkeit nachdenkt. War der Grundton im ersten Teil des Dichtwerks ästhetisch, im zweiten Teil ethisch, so ist er in dem letzten Teil religiös.

Digitized by Google

Die ganze Dichtung ist auf der Grenze zwischen einem poesievollen Kunstwerk und einer philosophischen Studie aufgebaut. Unter dem philosophischen Gesichtspunkte stellt es sich als eine Schilderung von einem Manne dar, der Norweger ist von Herkunft, im Gefühl und im Benehmen. Ist der Typus, den Ibsen hier vornimmt, allgemein aufgefaßt, der eines von Egoismus beherrschten Individualisten, so erhält er eine spezielle Färbung durch das norwegische Milieu, aus dem das Neue herausgewachsen ist. Dieses Milieu ist als romantisch zu bezeichnen. Der romantische Charakter bezeugt sich u. a. auffallend in der Symbolik, von der das Drama so reichlich durchsetzt ist. Phantastische Gestalten treten frei in die Schilderung hinein und mischen ihre Stimme mit der des Helden wie eine Verkörperung der inneren Erregungen seiner Seele oder wie plastische Ausformungen seiner Phantasie. — In dem Drama dienen sie dem Dichter als Exponenten seiner philosophischen Gedanken. Keine dieser Gestalten kommt an Bedeutung gegen eine auf: den sogenannten Böig, auf deutsch durch den „Krummen" zu übersetzen. Eine Analyse dieses Begriffes, der in sehr verschiedener Weise aufgefaßt worden ist, dürfte darauf hinauslaufen, daß der Krumme kein anderer als Peer Gynt selbst ist in einer speziellen Ausgabe. Von dem Gyntschen Ich stellt er die Schicht dar, die nicht an die Tiefenpersönlichkeit heranreicht, sondern das automatisierte, auf primitiven, niedrigeren Trieben und Instinkten beruhende Streben begreift. Der Böig entspräche demnach dem sogenannten alten Adam, einem theologischen Begriff, dem Ibsen in seiner religiösen Metaphysik keinen geringen Raum zugesteht. Wo dieser Böig, „der alte Adam", regiert, kommt die auf das höher zielende Person nicht zur Entfaltung. Der Mensch wird keine volle Persönlichkeit. Peer Gynt, der im Kampfe gegen den Krummen wesentlich unterlag, wurde nie er selbst. Das ist die tragische Wahrheit seiner Lebensgeschichte."

Nach einem gemeinsamen Mittagessen in der Lübecker Schiffergesellschaft fand unter Leitung von Merker-Breslau ein Motorbootausflug nach Ratzeburg statt, der nach Wanderung und Dombesichtigung nordische und deutsche Teilnehmer zu stimmungsvollem Zusammensein am Abend vereinte.

Freitag, 29. Juni, 9—12 Uhr.

Unter dem Vorsitz von de Boor-Leipzig hielt Prof. Krause-Göttingen einen Vortrag über *„Die Kenning im Germanischen und Keltischen"*. An der sich anschließenden Diskussion beteiligten sich außer dem Versammlungsleiter Vogt-Kiel, Kuhn-Kiel, Much-Wien, Golther-Rostock.

Den Ausführungen Krauses folgte unter dem Vorsitz von E. Kock-Lund ein besonders beifällig aufgenommener Vortrag von Prof. Listöl-Oslo über *„Den islendske Saga tradition"* in norwegischer Maalsprache, deren wider Erwarten gute Verständlichkeit für alle altnordisch geschulten Zuhörer übrigens eine Überraschung war. Der Vortragende führte aus:

„Die Ereignisse, von denen die isländischen Bauernsagas erzählen, sollen meistens zwischen 930—1030 stattgefunden haben. Die ältesten Handschriften dagegen sind aus dem 13. Jahrhundert, und nach der gewöhnlichen Ansicht kann die Aufzeichnung der Sagas kaum vor 1170 angefangen haben.

Digitized by Google

Eine mündliche Erzählung muß während dieser langen Zeit die großen Traditionsmassen bewahrt haben. Die Frage ist aber, welche Form diese mündliche Überlieferung gehabt hat.

Die historischen Grundlagen der isländischen Saga können nur in sehr beschränktem Maße kontrolliert werden. Aber durch Vergleichung mit anderen mündlichen Familientraditionen, besonders aus Norwegen, können Richtlinien für das Verständnis der isländischen Sagatradition gewonnen werden.

Wenn die isländische Familiensaga wirklich eine historische Grundlage hat, muß sie auf Traditionen beruhen, die aus der Zeit der Ereignisse stammen. In aller zeitgenössischen historischen Überlieferung machen sich im Laufe der Zeit allmählich zwei Tendenzen geltend. Wenn die Tradition von Anfang an sehr detailliert und unübersichtlich ist, findet eine Vereinfachung und Schematisierung statt; wenn sie knapp und dürftig ist, kann sie allmählich eine gewisse epische Breite gewinnen. Beide Neigungen geben der Tradition ein künstlerisches Gepräge. — Auch in größeren Gruppen von historischen Traditionen macht sich dieselbe künstlerische Neigung geltend. Die Begebenheiten werden durch kausalen Zusammenhang mit einander verknüpft, werden von bestimmten Gesichtspunkten gesehen und von gewissen Grundgedanken beherrscht.

Aber eine solche künstlerische Entwicklung kann nicht durchgeführt werden. Vieles bleibt stehen, das nur von historischem, nicht von künstlerischem Interesse ist.

Die isländische Familiensaga besitzt die Merkmale, die eine alte mündliche historische Tradition kennzeichnen. Sie hat Vieles, das vom künstlerischen Gesichtspunkt nur toter Stoff ist. Sie hat einen drückenden Detailreichtum und ist mehr oder weniger episodisch und unzusammenhängend. Die künstlerische Gestaltung zeigt sich meistens in der Ausformung der Charaktere und der einzelnen Episoden.

Eine historische Familientradition kennzeichnet sich weiter abweichend von allen anderen Arten der Überlieferung durch den großen Umfang, den sie erreichen kann. Das ist eine Folge von bewußter Sammlung seitens der Erzähler. Die Träger der Überlieferung waren nicht nur Künstler, sondern auch Forscher. Was sie zu geben wünschten, war Geschichte, und wenn man die isländische Saga verstehen will, muß man sie als Geschichte (im mittelalterlichen Sinne) auffassen."

An der Dikussion beteiligten sich: Neckel-Berlin, Berendsohn-Hamburg, Vogt-Kiel.

Abermals unter dem Vorsitz von de Boor-Leipzig hielt anschließend Dozent Sigfus Blöndal aus Kopenhagen in deutscher Sprache einen Vortrag über das Thema: *„Einige Aufgaben der neuisländischen Philologie"*, der ebenfalls lebhaften Widerhall fand und eine eingehende Aussprache hervorrief, an der sich außer dem Vorsitzenden Neckel-Berlin, Gropler-Potsdam, Borchling-Hamburg, Prinz-Kiel beteiligten.

„Wie man früher geneigt war, die byzantinische Literatur und Kultur zu unterschätzen im Vergleich mit der alt-griechischen, hat man auch das mittelalterliche und das heutige Island bei weitem unterschätzt. Die meisten Philologen, die sich mit Island beschäftigt haben, Isländer und Ausländer, haben sich fast ausschließlich dem Studium Alt-Islands gewidmet. So kommt es,

Digitized by Google

daß die eigentliche neu-isländische Philologie für die meisten eine *terra incognita* ist, und hier sind wirklich noch große unerforschte Gebiete, wo Entdeckungen möglich sind, und wo jede Arbeit grundlegend werden kann.

Hier sind besonders drei Aufgaben zu nennen: *1. das Herausgeben mittel- und neuisländischer Schriften, die noch in Handschriften daliegen oder unvollständig herausgegeben sind; 2. die fortgesetzte Sammlung und wissenschaftliche Bearbeitung des mittel- und neuisländischen Wortschatzes; 3. eine Organisation der Sammlung der isländischen volkstümlichen Denkmäler und des Studiums der isländischen Volkskunde.* Was die erste Aufgabe betrifft, sind in den Bibliotheken von Reykjavik und Kopenhagen wenigstens 3—400 Bände von normaler Oktavgröße mittel- und neuisl. Literaturwerke, die noch auf einen Herausgeber warten.

Auch wichtige Schriftsteller, wie z. B. *Stefán Olafsson* und *Hallgrimur Pjetursson* sind bisher so schlecht herausgegeben worden, daß neue Ausgaben notwendig sind. Was die zweite Aufgabe betrifft, so ist es zwar gelungen, eine Grundlage für die Lexicographie der heutigen Sprache zu schaffen, aber der Sprachstoff von etwa 1450—1750 ist bei weitem nicht hinlänglich untersucht und lexicalisch bearbeitet. Von speziellen Gebieten der Lexicographie ist besonders die puristische Bewegung von großem Interesse. Man ist hier in Übersetzung fremder Eigennamen viel weiter gegangen als in den meisten anderen Sprachen; auch Wörter der alten Skaldensprache wurden neu belebt, z. B. *brimi*„Feuer" für den Petroleumkocher ‚Primus' usw.

Die dritte Hauptaufgabe auf dem Gebiete der isländischen Volkskunde ist besonders wichtig, da man hier eilen muß, die alten Überlieferungen zu retten, solange sie noch da sind. Besonders die isländische Magie ist sehr interessant und wichtig. Viele abergläubische Gebräuche des heutigen Islands kommen zuweilen in Betracht bei der Erklärung von schweren Stellen der alten Literatur, und auch für unser Verständnis der alten germanischen Religion kann man hier wichtige Sachen finden. Es ist zu hoffen, daß auch Philologen anderer germanischer Völker an dieser Arbeit teilnehmen werden, wodurch die geistige Gemeinschaft zwischen Island und unseren Brüdervölkern erweitert und gestärkt werden kann[1]."

Nach Schluß der wissenschaftlichen Sitzung führte die elektrische Bahn die Teilnehmer nach Schwartau zu gemeinsamem Mittagessen, während der Nachmittag absichtlich freigelassen worden war und die deutschen und nordischen Kongreßmitglieder in freiem Gruppenverkehr zu fachlicher Aussprache und menschlicher Fühlungnahme zusammenführte.

Abends 8 Uhr fand schließlich im Festsaale der Gemeinnützigen Gesellschaft die wissenschaftliche Schlußsitzung statt, bei der Dozent W e s s é n-Uppsala einen nicht minder beifällig aufgenommenen Lichtbildervortrag in schwedischer Sprache über *„Schwedische Ortsnamen und Nordische Mythologie"* hielt. Die Sitzung leitete Prof. Blöndal.

An dem anschließenden, von der Nordischen Gesellschaft in Lübeck gegegebenen Bierabend, an dem die Stimmung deutsche und skandinavische Wissenschaft besonders eng zusammenbrachte, fiel manch ernstes und

1) Der Vortrag wird in extenso in der „Deutsch-nordischen Zeitschrift" erscheinen.

Digitized by Google

heiteres Wort. Besonders tiefempfundene Dankesworte von Dr. M. Kristensen lösten begeisterten Widerhall aus.

Alles in allem ein voller Erfolg, dessen segensreiche Wirkung auf die weitere Entwicklung der nordischen Philologie nicht ausbleiben wird.

BRESLAU PAUL MERKER

Das Rostocker Liederbuch. Nach Fragmenten der Handschrift neu herausgegeben von *Friedrich Ranke* und *S. M. Müller-Blattau.* (Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geisteswissenschaftliche Klasse, 4. Jahr, Heft 5) Halle (Saale) 1927, Max Niemeyer Verlag.

Das Rostocker Liederbuch, 1914 von dem Bibliothekar der Rostocker Universitätsbibliothek Dr. Bruno Claußen gefunden und 1919, nebst einer Auswahl der Melodien bearb. von A. Thierfelder, herausgegeben, liegt nun in einer wissenschaftlichen Ansprüchen in vollstem Maße gerecht werdenden neuen Ausgabe vor. Die Handschrift wurde 1568 vom Buchbinder zerschnitten und zum Verkleben von Einbanddecken verwandt. Dabei sind zum mindesten 12 Blätter, wahrscheinlich mehr, verloren gegangen. Die erhaltenen Blätter sind meist schwer leserlich, durch den Kleister beschädigt, schlecht erhalten, die Tinte verblaßt. Der Zustand des Fragments ergab für die Herausgeber in Text und besonders Noten bedeutende Schwierigkeiten, von denen fünf beigeheftete Facsimiletafeln Vorstellung geben. Nach Sprache und literarischem Zusammenhang werden drei Hauptgruppen festgestellt: ursprünglich *hochdeutsche* Lieder, größtenteils in die Tradition des späten Minne- und Gesellschaftsliedes gehörig, in enger Beziehung stehend zu den Liederbüchern des ostfränkischen-schwäbischen Kreises, insbesondere zum *Lochheimer Liederbuch*, mit dem das R. L. 6 Nummern teilt, darunter, ohne Melodie, den Tischsegen des Mönches von Salzburg und ein Tagelied Oswald von Wolkensteins, ferner zum — notenlosen — *Augsburger Liederbuch* von 1454, zum Lb. der Nonne *Klara Hätzlerin* (um 1470), zu *Fischardts* verschollener Hds. aus der Mitte des 15. Jahrh., zu dem Bergreihen von 1531 und weiteren Hds. Die Lieder dieser Gruppe sind teils hochdeutsch, teils niederdeutsch, teils in Mischsprache geschrieben. Eine weitere Gruppe bilden *rein niederdeutsche Lieder,* von meist schlichterem Strophenbau und *volkstümlichem* Inhalt und Stil, die nach Braunschweig und nach Rostock weisen. Ferner sind enthalten *lateinische Lieder,* drei Marienantiphonen, zwei Vagantenlieder, liturgische Prosen, ein weltlicher Motettentext. Von den drei Schreibern der Handschrift werden zwei sicher, einer wahrscheinlich als Niederdeutscher erkannt. Nur der zweite Hauptteil der Sammlung weist eine gewisse Ordnung des Sammlers auf; die Handschrift, zum Teil ausgesprochene Melodiensammlung, ist in einem Freundeskreis an der Universität Rostock entstanden, der Besitzer wird vielleicht ein Kleriker gewesen sein. Die Datierung des Herausgebers Claußen 1478 wird auf Fehllesung zurückgeführt; die Entstehung der Hds. zwischen 1465 und 1487 (der Nachtrag nach 1487 begonnen) angenommen. — Die Ausgabe gibt einen genauen Abdruck des Textes, mit vorsichtigen Ergänzungen, in allen zweifelhaften Fällen unter dem Text, in den Anmerkungen zu den Texten am Schluß des Bandes sind Erläuterungen und Angaben von Parallelüberlieferungen geboten. Im Textteil der Neuausgabe sind die Schwierigkeiten durch peinliche Editionstechnik

Digitized by Google

glänzend bewältigt. Anderer Art noch waren die Aufgaben, die dem Herausgeber der *Melodien* gestellt waren. Dankenswerter Weise sind im Anhang die Melodien in ihrer Originalnotation veröffentlicht. Von zwei Stücken in Mensuralnotation abgesehen, sind die Melodien in *deutscher Choralnotation* aufgezeichnet, zum Teil aber mit deutlicher mensuraler Unterscheidung zwischen Rhombe als Einheitswert und kürzeren Werten mit Strichen, mit und ohne Fähnchen, nach oben und unten, in Analogie der mensuralen Werte Semibrevis, Minima, Semiminima. Drei Lieder zeigen die noch ältere Form des Hufnageltypus, dabei auch Ligaturen. Die Mehrzahl der Lieder ist in der typischen Notation deutscher Lieder des 15. Jahrh., wie die Mondsee-Wiener Lhds. u. a., geschrieben. Eine gewisse mensurale Bedeutung kann nicht von der Hand gewiesen werden (wie es z. B. Moser bei den Liedern des Mönchs von Salzburg getan hat), wenn auch eine Konsequenz der Anwendung, namentlich der kleineren Werte, nicht festzustellen ist. Insbesondere der Teil der Sammlung nach dem mensural notierten Lied Nr. 19 weist immer stärker Mensurierung auf, wobei, wie in den anderen deutschen Liedsammlungen, die Rhombe (Punctum) ◆ zwei- und dreimal nebeneinandergesetzt, unzweifelhaft mensurale Bedeutung hat. Mit feinem Verständnis und viel Glück hat der Herausgeber Müller-Blattau die quasi-mensurale Deutung mit rhythmischer Lesung nach dem Text verbunden. Der Zwang, die auf ganz anderen Voraussetzungen beruhende Rhythmik des Spätmittelalters und unser starres System moderner Taktnotierung zusammenzubringen, wird niemals eine einzig mögliche Übertragung zulassen. In Nr. 16 und 17 ist ein lateinisches Lied zweimal, dazu nochmals in deutscher Fassung überliefert. Die deutsche Fassung hat keine Melismen. Aus einer Korrektur des Schreibers geht die überaus interessante Tatsache hervor, daß zum *deutschen Text Syllabik* für die Melodie *bevorzugt* wurde. Es steht dahin, ob die einfachere deutsche Fassung für den lateinischen Text durch Melismen erweitert wurde oder ob die melismatische Fassung für den deutschen Text gekürzt ist. Auf Grund der deutschen Fassung drängt der Herausgeber die Ligaturen mit kleinen Noten so zusammen, daß die Grundzeit der ebenen Form bewahrt bleibt. Diese Übertragung nähert sich hier den Theorien Bernoullis, Riemanns, Rietschs u. a. von der Teilung der Einzelnote bei Ligaturen, ohne indes völlig zu überzeugen. (So gut wie in diastematischer Hinsicht, vertikal, in der Ligatur Erweiterungen vorgenommen werden können, so gut kann der Einschub zeitlich, horizontal vorgenommen werden. Moderne Variation-Figurationstechnik darf nicht zur Gleichmachung beider Fassungen in zeitlicher Hinsicht verleiten. In primitiveren Musikkulturen der Gegenwart wird die Technik solcher „melischer" Einschübe heute noch geübt. Der Anfang beider Fassungen zeigt überdies solche Überzähligkeit im deutschen Text, vom Herausgeber richtig nicht durch Zusammenziehung korrigiert.) Nr. 19 ist *mensuraliter* notiert, das Stück Oswald von Wolkensteins „Wach auf" gehört mit dem Tischsegen des Mönchs von Salzburg, dem die Noten indes fehlen, zum ältesten musikalischen Bestandteil des Liederbuches. Beide Lieder sind im 15. Jahrh. im Gebrauch geblieben und vielfach, im Lochheimer Lb. auch in dessen 2. Teil Paumanns Fundamentum organisandi, im Buxheimer Orgelbuch u. a. aufgezeichnet. Im R. Lb. ist von Oswalds Lied, wie im Lochheimer Lb., nur der Tenor des zweistimmigen

Digitized by Google

Satzes überliefert, zudem mit Fehlern. Drei Lieder sind mit „Tenor" bezeichnet: Nr. 1 mit textloser Wiederholung in Nr. *22* findet sich im Lochheimer Ldb., im R. Ldb., aber zerdehnt als „Ténor", Gerüststimme, eines mehrstimmigen, in jener Zeit meist dreistimmigen Liedes. Der Herausgeber hat diese Melodie in dem *„Basses dances"* aus dem Besitz der Maria von Burgund nachgewiesen und stützt damit *W. Gurlitt's* Feststellung, daß, wie die Gerüstmelodien kirchlicher Komposition der musica ecclesiastica entstammen, so die Tenores der weltlichen Liedsätze der musica vulgaris. Müller-Blattaus Feststellung bestätigt die Annahme einer Beeinflussung der deutschen Liedkunst des 15. Jahrh. durch die „burgundische Chanson", die ihre Tenores vielfach genannter Tanzsammlung entnimmt. Auch eine weitere Weise (Nr. 38), entstammt den „Basses dances"; sie steht im Lochheimer Ldb. als geistliches Lied „Virginalis flos vernalis" mit der auf weltliche Herkunft weisenden Beischrift „Stüblein"; eine weitere Weise (Nr. 47) „Vrawe hor" erlaubt nun auch die Textunterlage unter die entsprechende Melodie im Lochheimer Ldb. — Von den drei Marienantiphonen sind zwei weitverbreitet. Die Melodie zu „Ave pulcherrima regina" setzt den Herausgeber in die Lage, nun die geleugnete Identität zweier Fassungen bei Bäumker und Dreves festzustellen. Eine andere Antiphon findet sich in den „Piae cantiones" der 1583 in Greifswald gedruckten Schulliedersammlung des schwedisch-finnischen Studenten Runter, die dritte zeigt primitive *Zweistimmigkeit,* Überrest des mittelalterlichen Discantus, wie man sie in Deutschland im 15. Jahrh. findet. Als eine geschlossene Sammlung *volkstümlicher* Weisen stellt sich die Gruppe 48—56 dar. U. a. findet der Herausgeber die älteste, unzerdehnte Fassung der Melodie „La rauschen" und stellt fest, daß sie nichts mit der Strophe aus den „Graßliedleins" (Uhland, Liliencron) zu tun hat. Am Schluß der Hds. stellt der Herausgeber endlich *zwei einzeln notierte Weisen* als Tenor (Gerüststimme) und Motetus (*2.* Oberstimme) einer *dreistimmigen Motette* fest, die, bei Wolf (Mensuralnotation III, 191) veröffentlicht, aus dem „Roman du Fauvel" stammt und zu den bedeutendsten Werken der französischen „Ars nova" des 14. Jahrh. gehörig, nach neuesten Ansichten *Philipp de Vitry* zugeschrieben werden muß. Die erste Oberstimme, das Triplum, ist weggelassen, der im Original textlose *Tenor,* liturgische Melodie, nicht vokal gemeint, hat hier *neuen Text,* der mit mehr Silben die Noten zerkleinert, nach deutscher Art, erhalten. Das Vorkommen der Motette ist neuer Beweis für das *zähe Festhalten an Werken des 13. und 14. Jahrhunderts* in Deutschland, noch im 15. Jahrhundert. — Die schöne Publikation vertieft das im Lochheimer Liederbuch gewonnene Bild der deutschen *bürgerlichen Laienmusik* des 15. Jahrh.; wie dieses das Nürnberger Musikleben in Bürgerkreisen spiegelt, ist auch das R. Ldb. örtlich genau festzustellen, „deutet auf einen Freundeskreis hin, dessen Musikübung hinter dem Liederbuche steht", indem aber über eine Gebrauchssammlung hinaus der Schritt zur konservierenden Sammlung getan wird. Zur „Erkenntnis niederdeutschen Geisteslebens vom Ausgang des Mittelalters" vermag die Veröffentlichung, zu der sich in den Herausgebern die Vertreter beider in Betracht kommenden Wissenschaften in vorbildlicher Weise vereint haben, reiches Material zu bieten.

GREIFSWALD HANS ENGEL

Digitized by Google

Zeitschriften-Schau

(Aufsätze aus nicht-germanistischen Zeitschriften und Sammelwerken; vgl. Zs. f. dt. Phil. 52, 1927, S. 507ff.)

I. Allgemeines

Laag, Heinz: Autorität und Freiheit in Katholizismus der Gegenwart. [Beh. auch die kathol. Belletristik].
Neue kirchl. Zeitschr. 38 (1927), 835—845 und 863—889.

Hirsch, Emanuel: Über eine bisher unbekannt gebliebene Bibelrevision [betr. Abweichungen von dem 1892 v. d. Deutsch. evang. Kirchenkonf. genehmigten Text der Lutherbibel.] Zeitschr. f. d. neutestamentl. Wissenschaft. 26 (1927), 26—39.

Hirsch, Emanuel: Noch einmal: Die Bibelrevision. ebda. 26 (1927), 152—157.

Tack, Wilh.: Das Dreikönigssingen in Brakel. Heimatbuch d. Kr. Höxter: 2 (1927), 145—150.

Bab, Julius: Deutsche Bühnenkunst 1926. Deutschland, Jahrbuch f. d. dt. Volk. 1927, 206—211.

Moser, Hans Joachim: Die älteste Melodie zu Meum est propositum (der Carmina burana).
Fortunatus. Blätter f. d. Studententum. Nr. 8 (1927/28), 1—4.

Schmidt, Arno: Volkstümliche Danziger Dichtungen aus der Zeit des Übergangs in den preußischen Staat 1793.
Zschr. d. Westpreuß. Geschichtsvereins. 67 (1927), 97—112.

Schmidt, Arno: Ein Danziger Seeräuber-Lied.
Mitt. d. Westpreuß. Geschichtsvereins. 26 (1927), 13—16.

Knevels, Wilh.: Die wichtigsten modernen Dramen vom evangelischen Standpunkt aus beurteilt. Geisteskampf d. Gegenw. 63 (1927), 295—302. 444—453. [Behandelt Hasenclever, Toller, Werfel.]

Neckel, Gustav: Zu den Eddaliedern. Ark. f. Nordisk. filologi. 43 (1927), 358—373.

Reimers: Ältere hochdeutsche Verse von der Insel Föhr.
Jahrb. des Nordfries. Vereins f. Heimatkunde. 14 (1927), 141—150.

Zahrenhusen, H.: Friesische weibliche Personennamen auf -rich.
Upstalsboom-Blätter. 13 (1927), 74—89.

Helm, Karl: Zur Geschichte des Germanistischen Lehrstuhls, (Marburg). In: Hermelink und Kaehler: Die Philipps-Universität zu Marburg 1527—1927. S. 703—709.

Weller, Alfred: Der Gläubige und der Gottsucher i. d. Erzählungen moderner Schriftsteller.
Geisteskampf d. Gegenw. 63 (1927), 282—291.

Merbach, Paul Alfred: Studien zur Gesch. des Hamburg. Stadttheaters im 19. Jh. 1: Jean Baptiste Baison.
Zeitschr. d. Vereins f. Hamb. Gesch, 28 (1927), 1—115.

Woringer, August: (Hessische) Zeitschriften, Heimatblätter und Heimatkalender d. J. 1924—27 [m. Inhaltsangaben].
[Darin auch deutschkundl. Aufsätze.]
Zschr. d. Ver. f. hess. Gesch. 56 (1927), 555—572.

Kalkhoff, Paul: Die Stellung der deutschen Humanisten zur Reformation.
Zschr. f. Kirchengesch. 46 (1927), 161—231.

Vollmer, Walter: Über Industriedichtung im rhein.-westfäl. Industriegebiet. Türmer. 29 (1927), 253—258.

Adam, W.: Ein Beitrag zur Volkskunde Langenselbolds. Hanauisches Magazin. 5 (1926), 65—83.

Elster, Hanns Martin: Die deutsche Literatur i. J. 1926.
Deutschland, Jahrb. f. d. dt. Volk. 1927. 212—217.

Csaki, Richard: Zur Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn.
Ostland. 2 (1927), 247—253.

Digitized by Google

Vogel, Franz: Alte Häuser und Inschriften i. d. Stadt Lügde. Heimatbuch d. Kr. Höxter. 2 (1927), 32—41.

Stach, Walter: 'Der mittelalterliche Mensch'. Zu d. gleichnamigen Buche Paul Th. Hoffmanns.
Archiv f. Kulturgesch. 16 (1925/26), 2—40.

Lüers, Friedr.: Mythologie und Volkskunde. Volk und Rasse. 2 (1927), 202—213.

Mähl, Albert: Das Eigenhafte niederdeutscher Dichtung. Grundsätzliches z. Voraussetzung e. Stilkritik. Volk und Rasse. 2 (1927), 249-257.

Pessler, Wilh.: Niedersächsische Kultur, Land und Leute in Niedersachsen. Hannover. [Propagandawerk]. 1927, 30—42.

Pessler, Wilh.: Ein wort-geographischer Atlas Nordwestdeutschlands. Volk und Rasse. 2 (1927), 96—103.

Pessler, Wilh.: Ein wort-geographischer Atlas Nordwestland, vornehmlich Haus-Geographie. Westfalenland. 4 (1927), 11—122.

Strunk, H.: Das erste ostdeutsche Flurennamenbuch (J. Rink: Die Orts- und Flurnamen der Koschneiderei. Danzig 1926).
Mitt. d. Westpreuß. Geschichtsvereins. 26 (1927), 30—35.

Thiesen, O.: Ostenfelder Bei- und Hausnamen.
Jahrb. des Nordfries. Vereins f. Heimatkunde. 14 (1927), 102—119.

Völker, Christoph: Das Osterreiten. Ein vergessener Volksbrauch im Paderborner Lande.
Heimatbuch d. Kr. Höxter. 2 (1927), 10—17.

Koselleck, Arno: Persönlichkeitsidee und Staatsanschauung in der deutschen Geniezeit.
Histor. Vierteljahrsschrift. 24 (1927), 33—58.

Wagner, Kurt: Zur Geschichte des Phonetischen Kabinetts (Marburg), in: Hermelink und Kaehler: Die Philipps-Univ. zu Marburg 1527—1927, S. 709—710.

Keim, H. W.: Prosadichtung des Jahres. [Bespr. neue Werke von Hesse, A. Heine, Brandenburg, H. Mann, Röttger, Schröer, Griese u. a.]
Dt. Rundschau 212 (1927), 241—250.

Borchling, Conrad: Der Einfluß der Reformation auf die niederdeutsche Sprache.
Schütting. 1 (1927), 77—79.

Stepun, Fedor: Deutsche Romantik und die Geschichtsphilosophie der Slawophilen. Logos. 16 (1927), 46—67.

Agrell, Ligurd: Der Ursprung der Runenschrift und die Magie.
Arkiv f. Nordisk filologi. 43 (1927), 97—109.

Sieber, Friedr.: Rassische Einflüsse in sächsischen Sagen.
(S.-A. aus: Deutscher Sagenschatz. Bd. 8.)
Volk und Rasse 2 (1927), 132—136. 194—197.

Scheiner, Walter: Die Ortsnamen im mittl. Teile des südlichen Siebenbürgens. Balkan-Archiv 2 (1926), 1—112. 3 (1927), 113—172.

Wrede, Ferd.: Zur Geschichte der Zentralstelle für den Sprachatlas des Deutschen Reichs und deutsche Mundartenforschung. In: Hermelink und Kaehler: Die Philipps-Univ. zu Marburg 1527—1927, S. 711—712.

Lowe, L. F. H., and B. Edwards: The language of the Straßburg Oaths [Straßburger Eide], Speculum. 2 (1927), 310—317.

Vischer, Friedrich Theodor: Die Sturm- und Drangperiode. Ein Abschn. aus Vorträgen von Fr. Th. V. über neuere deutsche Poesie mitget. von Rob. Vischer.
Dt. Rundschau. 213 (1927), 208—216.

Schwarz, Ernst: Flurnamenforschung in den Sudetenländern.
Mitt. d. Ver. f. Gesch. der Deutschen in Böhmen. 64 (1926), 93—110. 133-147.

W. F.: Lehren der (Magdeburger) Theaterausstellung.
Dt. Rundschau. 212 (1927), 250—254.

Dobenecker, Otto und Koch, H.: Übersicht über die neuerdings ersch. Literatur zur thüringischen Geschichte und Altertumskunde. [Verz. auch Lit. über Meister Eckehart, Goethe, Grimmelshausen, Hölderlin, Herder, Luther,

Digitized by Google

Jean Paul, Schiller, G. Schöer u. a., über das Coburg-Gothaer, Meininger und Weimarer Theater, über Namen- und Volkskunde.]
Zeitschr. des Vereins f. Thüring. Gesch. 35 = N. F. 27 (1927), 394—443.

Laue, Max: (Thüringisch-Sächsische) Bibliographie 1925—26.
Thüring.-Sächs. Zschr. f. Geschiche und Kunst. 15 (1926), 115 ff. u. 205 ff: Darin S. 142—150 und 226—232: Kulturgesch. und Volkskunde, Kunst- u. Literaturgeschichte.

Mahrholz, Werner: Gesellschaftliche Umschichtung und geistige Wandlung. E. Beitr. z. Soziologie der deutsch. Lit. i. 19. Jhdt.
Preuß. Jahrbücher. 209 (1927), 158—177.

Bertalanffy, Ludwig v.: Die klassische Utopie.
Preuß. Jahrbücher. 210 (1927), 341—356.

Baader, Th.: Grundlagen der Sprachgeschichte Westfalens.
Westfalenland. 4 (1927), 88—110.

Schwering, Julius: Dichtung auf Roter Erde (Westfalen) im 19. Jh.
Westfalenland. 4 (1927), 134—146.

Sartori, Paul: Körperliche Merkmale im westfäl. Volksmunde. Volk und Rasse. 2 (1927), 28—34.

Jensen, P.: Die nordfriesische Sprache der Wiedingharde.
Jahrb. d. Nordfries. Vereins f. Heimatkunde. 14 (1927), 1—31.
Die Forts. d. Arbeit befindet sich in e. Sonderdr. der Gesamtarb., die von Dr. P. Jensen, Hamburg, Bethesdastr. 48 zu beziehen ist.

2. Personelles

Schwarz, Hermann: Ernst Moritz Arndts Panentheismus. Blätter f. dt. Philos. 1 (1927/28), 87—104.

Häckel, Ernst: Karl Bacher, e. südmähr. Mundartdichter. Ostland. 2 (1927), 47—50.

Winkel, Fr.: Johann Friedrich Bahrdt, e. mecklenburg. Dichter des vorigen Jhs. Mecklenb.-Strelitz. Geschichtsbl. 3 (1927), 279—301.

Endres, Fritz: Ernst Barlach als Dramatiker.
Lübecker Jahrbuch. 1925, 99—106.

Straub, J.: Edmund Behringer, Schulmann und Dichter 1828—1900.
Lebensläufe aus Franken. 3. (1927), 29—36.

Kubczak, Viktor: Fritz Walter Bischoff. E. schlesischer Dichter. Ostland. 2 (1927), 127—132.

Weinhandl, Ferd.: Jakob Böhme. In: Weinhandl: Gestaltanalyse. 1927. 99—118.

Graßhoff: Waldemar Bonsels' Weltanschauung.
Geisteskampf d. Gegenw. 63 (1927), 291—295.

Graßhoff: Waldemar Bonsels und Friedrich Nietzsche. In: Wort und Tat. 1927, H. 7.

Janssen, Albrecht: Hermann Boßdorf 1877—1921.
Dt. Biogr. Jahrbuch. 3: 1921. (1927), 43—47.

Günther, Alfred: Calderons 'Alcalde de Zalamea' in der deutschen Literatur. Zschr. f. franz. und engl. Unterr. 26 (1927), 445—457.

Gebhardt, Michael: Max Dauthendey 1867—1918.
Lebensläufe aus Franken. 3 (1927), 53—68.

Arens, Eduard: Drosteerinnerungen im Kreise Höxter.
Heimatbuch d. Kr. Höxter. 2. Aufl. 1. (1925), 55—62.

Hauffen, Adolf: Karl Egon Ebert. 1801—1882.
Sudetendeutsche Lebensbilder. 1926, 117—120.

Sauer, August: Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach. 1830—1916.
Sudetendeutsche Lebensbilder. 1926, 137—145.

Beth, Karl: Die Polarität in Meister Eckehardts Mystik. Theol. Blätter. 6 (1927), 1—11.

Mehlis, G.: Meister Eckhart. Blätter für deutsche Philosophie. 1 (1927), 227—232.

Digitized by Google

Bähr, Walter: Die Meistererzählerin Thüringens, Marthe Renate Fischer. Volk und Rasse. 2 (1927), 185—187.
Knevels, Wilh.: Walter Flex. Geisteskampf d. Gegenw. 63 (1924), 392—394.
Thamhagen, W.: Walter Flex' Kanzlertragödie Klaus von Bismarck. Lehrproben und Lehrgänge. 1927, 97—120.
Petzet, Erich: Ein unbekannter Aufsatz Theodor Fontanes über Paul Heyse. Süddeutsche Monatshefte. 24 (1926/27), H. 11, S. 358—365.
Fehse, Wilhelm: Dickens' 'Pickwickier' und Freytags 'Journalisten.' Die neueren Sprachen, 35 (1927), 138—140.
Bab, Julius: Goethe und die Juden. Der Morgen. 2 (1926), Nr. 1, 2. S. 165—181.
Ersch. auch als Sonderdr. i. Philo-Verl., Berlin.
Büchner: Goethes Suleika-Lieder. Preuß. Jahrbücher. 209 (1927), 352—355.
Castelle, Friedr.: Goethe und Beethoven. Wartburg-Jahrbuch 4 (1926), 5—20.
Franz, Erich: Goethes Lehre von den drei Formen der Religion und der Ehrfurcht. Christl. Welt. 41 (1927), 807—814. 883—887.
Gerland, Heinrich: Faust. Idee und Plan der Tragödie (Goethes). Logos. 61 (1927), 259—286.
Janentzky, Christian: Goethe und das Tragische. Logos. 16 (1927), 16—31.
Muthesius, Karl: Goethes Anschauungsbegriff und seine pädagogische Bedeutung. Die Erziehung. 2 (1927), 497—516. 576—594. 660—690.
Schiff, Julius: Goethe und die Astrologie. Preuß. Jahrbücher. 210 (1927), 86—96.
Schultz [Pastor Lic. Dr.]: Goethes Urfaust und Faust II in ihrer religiösen Problematik. Zeitschr. f. Theologie und Kirche. N. F: 8 (1927), 274—300.
Scripture, E. W.: Die Versform des Anfangsmologs in Goethes Faust. Zschr. f. Psychologie. 104 (1927), 109—112.
Weinhandl, Ferd.: Goethe: in: Weinhandl: Gestaltanalyse. (1927), 131—159.
Schröder, Edward: Henrich Götting, e. hessischer Poet des sechszehnten Jhs. Zschr. des Ver. f. hess. Gesch. 56 (1927), 468—481.
Orth, Joh.: Friedrich Wilhelm Güll, Lehrer und Liederdichter, 1812—1879. Lebensläufe aus Franken. 3 (1927), 182—191.
Lieb, Fritz: Glaube und Offenbarung bei J. G. Hamann. Zwischen den Zeiten. 4 (1926), 488—511.
Wilczynski, Karl: Carl Hauptmann 1858—1921. Dt. biograph. Jahrbuch. 3. 1921 (1927), 125—137.
Ermatinger, Emil: Hebbel, Gotthelf, Keller und die Krise des deutschen Geisteslebens i. d. Mitte des 19. Jhs. Blätter für deutsche Philosophie. 1 (1927), 166—188.
Bernt, Alois: Heinrich von Freiberg. Sudetendeutsche Lebensbilder. 1926, 93—96.
Koch, Franz: Herder und die Mystik. Blätter f. dt. Philos. 1. (1927/28), 5—29.
Wolkan, Rudolf: Nikolaus Herman † 1561. Sudetendeutsche Lebensbilder. 1926, 100—103.
Hesse, Hermann: Aus meiner Schülerzeit. Velh. & Klasings Monatshefte. 41 (1927), 524—528.
Werner, Bruno, E.: Hermann Hesse. Zu s. 50. Geburtstag. Dt. Rundschau. 212 (1927), 57—62.
Schams, Anton: Josef Hilscher. 1806—1837. Sudetendeutsche Lebensbilder. 1926, 130—133.
Brackel, Friedr. v.: Karl von Holtei und das deutsche Theater in Riga. Baltische Lebenserinnerungen, hrsg. von Al. Eggers. (1926), 39—53.
Krenzer, Oskar: Johann Peter von Hornthal, romant. Dichter, Jurist und Politiker, 1794—1864. Lebensläufe aus Franken. 3 (1927), 244—277.
Risse, Joseph: Magdeburg im Leben Immermanns. Geschichtsblätter für Magdeburg. 62 (1927), 1—23.
Deetjen, Werner: Karl Immermann über den Kölner Kirchenstreit d. J. 1837; aus ungedr. Briefen mitget. Düsseldorfer Jahrbuch 1925/26 (1927), 90—93.
Gelhard, J.: Georg Adam Juncker, [Hanauer Literat. des Aufklärungszeitalters]. Hanauisches Magazin. 5 (1926), 89—95.

Digitized by Google

Ein Brief Jung-Stillings an die Reichsgräfin Marianne v. d. Leyen. Mitgeteilt v. W. Krämer. Westpfälz. Geschichtsbl. 26 (1927), 10—11.

Heynen, Walter: Nachruhm. Zwei Gedenkblätter (Kleist und das Ausland. 'Jud Süß' von Lion Feuchtwanger.) Preuß. Jahrbücher. 210 (1927), 210—227.

Wolkan, Rudolf: Heinrich Landesmann (Hieronymus Lorm) 1821—1902. Sudetendeutsche Lebensbilder. 1926, 133—137.

Link, Anton: Zur Otto Ludwig-Forschung in Frankreich. Die neueren Sprachen. 35 (1927), 110—122.

Rehm, Walter: Luther im Lichte der Klassik und Romantik. Zeitwende. 3, II (1927), 254—267.

Wotschke, Theodor: Eine verschollene latein. Übersetzung von Luthers Liedern. Archiv f. Reformationsgesch. 24 (1927), 98—117.

Hübscher, Arthur: Die Metamorphose der 'Betrachtungen eines Unpolitischen' [Thomas Mann.] Dt. Volkstum. 9 (1927), 562—565.

Hauffen, Adolf: Johannes Mathesius (1504—1565). Sudetendeutsche Lebensbilder. 1926, 103—106.

Dreyer, A.: Andreas May, Jurist und dramat. Dichter 1817—1899. Lebensläufe aus Franken. 3 (1927), 351—355.

Frankfurter, Salomon: Friedrich Arnold Mayer † 5. Sept. 1926 (Oberbibliothekar in Wien, Literatur- und Theaterforscher). Zentralbl. f. Bibliothekswesen. 44 (1927), 126—128.

Neufeldt, Wilh.: Johann Jakob Mnioch (1763—1804). E. Beitr. z. ostpreuß. Geistesgeschichte. Zschr. d. Westpreuß. Geschichtsvereins. 67 (1927), 1—96. Ersch. auch als Diss. Königsberg 1927.

Hachtmann, Otto: Wilhelm Müller und wir. Zu s. 100. Todestage (1. Oktober 1827). Deutsche Rundschau. 213 (1927), 70—77.

Kraus, C. v.: Franz Muncker. † 7. September 1926. Jahrb. d. Bayer. Akad. d. Wiss. 1926, 14—21.

Nußbächer, Konrad: Mia Munier-Wroblewska, (baltische Dichterin). Ostland. 2 (1927), 314—319.

Fechter, Paul: Friedrich Nietzsche, Deutsche Rundschau. 213 (1927), 128—140.

Geyer, Christian: Novalis als Seher. Christentum und Wirklichkeit. 17. (1926), 66—76.

Pantenius, Theodor Hermann: In Riga. Aus d. Erinnerungen e. balt. Journalisten. Balt. Lebenserinnerungen, hrsg. von A. Eggers (1926), 87—128.

Kraus, Carl v.: Hermann Paul. 1846—1921. Dt. biograph. Jahrbuch. 3: 1921 (1927), 206—208.

Berend, Eduard: Jean Paul (Friedrich Richter), 1763—1825. Lebensläufe aus Franken. 3 (1927), 281—297.

Gayda, Franz Alfons: Jean Pauls Wiederkehr. Geisteskampf der Gegenw. 63 (1927), 428—432.

Zucker, Wolf: Der barocke Konflikt Jean Pauls. Geist und Gesellschaft, Breysig-Festschr. 2 (1927), 122—153.

Kilian, Eugen: Ernst Possart, Schauspieler u. Bühnenleiter, 1841—1921. Dt. biograph. Jahrbuch, 3: 1921 (1927), 208—211.

Nadler, Josef: Karl Postl (Charles Sealsfield), 1793—1864. Sudetendeutsche Lebensbilder. 1926, 109—116.

Wilamowitz-Moellendorff, U. v.: Gedächtnisrede auf Gustav Roethe. Sitzungsber. d. Preuß. Ak. d. Wiss. 1927, CI—CIII.

Zwierzina, K.: Gustav Roethe † 17. September 1926. Almanach der Akad. d. Wiss. in Wien. f. 1927, 313—323.

Hermanns, Will.: Karl Röttgers neue Dichtungen. Christl. Welt. 41 (1927), 1195—1197.

Petersen, Holger, und Harald Høffding: Christian Sarauw 1865—1925. [Sprach- und Goetheforscher] Oversigt over d. Danske Videnskab. Selskabes Forhandlinger. 1925/26, 57—84.

Hauffen, Adolf: Zum Gedächtnis August Sauers. Deutsche Akademie, Mitteilungen. 13. (Mai 1927), 485—488.

Digitized by Google

Seuffert, B.: August Sauer. † 17. September 1926. Almanach d. Akad. d. Wiss. in Wien f. 1927, 323—339.
Dreyer, A.: Georg Scheu(e)rlin, Lehrer und Dichter 1802—1872. Lebensläufe aus Franken. 3 (1927), 435—439.
Cohn, Jonas: Persönliche und überpersönl. Bedeutung von Schillers Philosophie. Blätter f. dt. Philos. (1927/28), 61—86.
Finckh, Ludwig: Die Herkunft Schillers. Zschr. f. Volksaufartung u. Erbkunde. 1927, Nr. 1.
Ziegler, H. Willi: Friedrich Schlegels Jugendentwicklung. Archiv f. d. ges. Psychologie 60 (1927), 1—128.
Knevels, Wilh.: Perpetua (von Wilhelm v. Scholz). Geisteskampf der Gegenw. 63 (1927), 230—233.
Hauffen, Adolf: Klemens Stephani † 1592. Sudetendeutsche Lebensbilder. 1926, 106—109.
Anklam [Dr., Bürgermeister zu Aurich]: Der Kaiserlich gekrönte Dichter Dr. jur. Joh. Heinr. Sterrenburg aus Emden [1662 von Joh. Rist als Dichter gekrönt, Upstalsboom-Blätter, 13 (1927), 122—128.
Nadler, Josef: Adalbert Stifter. Sudetendeutsche Lebensbilder. 1926, 121—129.
Pauls, Eilhard Erich: Die Tragik des Schimmelreiters (v. Th. Storm). Volk u. Rasse. 2 (1927), 126—130.
Kraus, Carl v.: Wilh. Streitberg † 19. Aug. 1925. Jahrbuch der Bayer. Akad. d. Wiss. 1925, 14—18.
Aus den Briefen von Fanny Tarnow an Luise von François (1837—62). Hrsg. von Adolf Thimme. Dt. Rundschau. 212 (1927), 223—234.
Rotscheidt, W.: Gerhard Tersteegen als Gelegenheitsdichter. Monatschr. f. Gottesdienst. 32 (1927), 217—221.
Gluth, Oskar: Ludwig Thoma 1867—1921. Dt. biograph. Jahrbuch. 3: 1921 (1927), 257—263.
Schieß, T.: Hat Vadian deutsche Flugschriften verfaßt? Festgabe des Zwingli-Vereins zum 70. Geburtst. von Herm. Escher. Zürich 1927, 66—97.
Auer, Karl: Johann Heinrich Voß. Theolog. Studien u. Kritiken. 100 (1927), 103—153.
Dehio, Ludwig: Benedikt Waldeck. Histor. Zeitschr. 136 (1927), 25—57.
Wocke, Margarete: Ein deutsch-böhmischer Dichter (Hans Watzlik). Monatschr. f. höhere Schulen. 26 (1927), 377—381.
Schmidt, Arno: Der Dichter des Krambambuli-Liedes (Christoph Friedrich Wedekind). Mitteil. des Westpreuß. Geschichtsvereins. 26 (1927), 45—46.
Wolkan, Rudolf: Michael Weiße. † 1534. Sudetendeutsche Lebensbilder. 1926, 96—99.
Thieß, Frank: Otto Wirz. (Zu s. 50. Geburtstag am 2. Nov. 1927.) Dt. Rundschau. 213 (1927), 150—152.
Grelle, Fr.: Fritz Woike, ein christlicher Arbeiterdichter. Geisteskampf der Gegenwart. 63 (1927), 186—190.

Neue Germanistische Dissertationen

(vgl. Zs. f. dt. Phil. 53, 1928, S. 125 ff.)

1. Allgemeines.

Neuberg, Hel.: Der Aberglauben in den Islendinga Sögur. [Wesle. Leitzmann.] Jena 1928.
Schreiber, W.: Lautlehre der Alt-Singener Mda. [Wilhelm. Sütterlin.] Freiburg i. B. 1927.
Weber, P. C.: America in imaginative German literature in the first half of the nineteenth century. Columbia Univ., New York 1926.
Mansfeld, Franz: Das literar. Barock im kunsttheoret. Urteil Gottscheds u. d. Schweizer. [Schneider. Utitz.] Halle 1928.

Digitized by Google

Bieder. Gertr.: Natur und Landschaft i. d. deutschen Barocklyrik. [Ermatinger.] Zürich 1927.

Lingelbach. H.: Deutschkunde als gestaltende Lehre. [Petersen.] Jena 1927.

König. Jenny: Die Bezeichnung der Farben. . . philol.-histor. betrachtet; sowie experim.-psychol. untersucht. [Kirschmann, Krueger]. Leipzig 1928. Ersch. auch in: Arch. f. Psychologie. 60. 129 ff.

Haufler. H.: Kunstformen des feuilletonist. Stils. [Groos.] Tübingen 1928.

Studerus. Gottl.: Die alten deutschen Familiennamen von Freiburg im Uechtland. Freiburg i. Schw. 1926.

Neumeyer. A.: Die Erweckung der Gotik i. d. deutschen Kunst des späten 18. Jhs. E. Beitr. z. Vorgesch. d. Romantik. [Goldschmidt. Noack.] Berlin 1928. S.-A. aus: Repert. f. Kunstwiss. 49.

Fehring. M.: Das Amt der Tischler in Hamburg. [Lauffer. Stettiner.] Hamburg 1928.

Rahlfs. H.: Die Städtischen Bühnen zu Hannover in wirtsch. und sozialer Hinsicht. [Passow. Hoeltze]. Staatswiss. Diss. Göttingen 1928.

Zirus, W.: Der Ewige Jude in der Dichtung, vornehml. in der engl. und deutschen. [Brandl. Petersen.] Berlin 1928. Teildr. Ersch. vollst. als Band der 'Palaestra.'

Lowien. M.: Die deutsche Kriegsflotte im deutschen Lied. [Wolff. Wolters.] Kiel 1928. Teildr.

Royen. Ed.: Die Auffassung der Liebe im Jungen Deutschland. [Schwering.] Münster 1928.

Falkenmaier, Fr.: Expressionist. Lyrik-Vorstudien. [Woerner.] Würzburg 1927.

Fischer. Ludw.: Der Stammsilben-Vokalismus der Mundart des Luzerner Gäus. [Bachmann]. Zürich 1927.

Löfstedt. E.: Die nordfriesische Mundart des Dorfes Ockholm und der Halligen. 1. Lund 1928.

Tanneberger. I.: Die Frauen der Romantik und das soziale Problem. [Wolff. Brandt.] Kiel 1928.

Moepert. Ad.: Die Anfänge der Rübezahlsage. [Mackensen. Stammler.] Greifswald 1928. Ersch. auch als: Form u. Geist. H. 6.

Neßler. H.: Der Schauspielerstand als Sozial- und Wirtschaftsgruppe. [Bernhard. Herkner.] Staatswiss. Diss. Berlin 1928. Teildr.

Mette. Alex.: Ueber Beziehungen zw. Spracheigentümlichkeiten Schizophrener und dichterischer Produktion. [Hauptmann.] Med. Diss. Halle 1928.

Reichardt. K.: Studien zu den Skalden des 9. und 10. Jhs. [Neckel. W. Schulze.] Berlin 1928. Teildr. Ersch. vollst. als: Palaestra. 159.

Liljeblad. Sven: Die Tobiasgeschichte und andere Märchen mit toten Helfern. Lund 1927.

Dollrieß. J.: Totentanztexte seit dem 16. Jahrhundert. [Nadler.] Königsberg 1927.

Geismar. L.: 'vor' und 'für' im Nhd. [Behaghel. Götze.] Gießen 1928.

Hacker. Fr.: Untersuch. z. Weimarer Liederhandschrift F. [Kraus.] München 1926. Auszug.

Rahn. Fr.: Die Aesthetik des Wortes. [Hensel.] Erlangen 1928.

Brandt. M.: Beitr. z. mhd. Wortforschung. [Sperber. v. d Leyen.] Köln 1928.

Baake. C.: Lautlehre der Mundarten des Kreises Zerbst. 1. Vokale der Stammsilben. Leipz. 1927.

Dessauer. R.: Das Zersingen. E. Beitr. z. Psychologie des deutschen Volksliedes. [Naumann. Schultz.] Frankfurt 1928. Teildr. Ersch. vollst. als Heft der 'Germanischen Studien' bei Ebering. Berlin.

Ebhardt. W.: Die Zigeuner in der hochdeutschen Literatur bis zu Goethes 'Götz von Berlichingen'. [Weißenfels. Unger.] Göttingen 1928.

Digitized by Google

Saß, Joh.: Die Sprache des niederd. Zimmermanns, dargest. auf Grund der Mda. von Blankenese. [Lasch. Borchling. Lauffer.] Hamburg 1926 (1927). Ersch. auch als: Sprache und Volkstum. 1.

2. Personelles.

Schmid, Karl: Studien zu den Fabeln Abrahams a Sancta Clara. [Kraus.] München 1928.

Floersheim, Anne-Lise: Der 'Versuch über den Roman' des Frh. Chr. Fr. v. Blankenburg [Muncker. Schermann.] München 1926. Auszug.

Ras, G: Börne und Heine als politische Schriftsteller. [Scholte.] Amsterdam 1926.

Budich, C.: Boßdorf als Lyriker u. Balladendichter. [Borchling. Lasch. Hamburg 1928.

Frohberg, E.: Die Entwickl. d. Schauspiels am Dresd. Hoftheater z. Z. Eduard Devrients. [Borcherdt. Muncker.] München 1926. Auszug.

Sperling, H.: Franz Dingelstedts Lyrik auf ihre Quellen u. Vorbilder untersucht. [Schwering.] Münster 1928.

Seeker, G.: Eichendorffs 'Schloß Dürande'. [Elster.] Marburg 1927.

Gombert, Joh.: Eilhart von Oberg u. Gottfried von Straßburg. [Scholte.] Amsterdam 1927.

Grunenberg, Hildeg.: Die heilige Elisabeth in der dramatischen Dichtung. [Schwering.] Münster 1928.

Jongh, Adr. Wilh. de: Erasmus' Denkbeelden over staat en regeering. [Brugmans.] Amsterdam 1927.

Meyer, Willy: Ferdinand Esslair (Kgl. Bayer. Hofschauspieler, 1772—1840). [Borcherdt. Kraus.] München 1927.

Heege, Rud.: Max von Eyth. [Elster.] Marburg 1928.

Van't Hooft, B. H.: Das holländische Volksbuch vom Doktor Faust. [Scholte.] Amsterdam 1926.

Wacker, O.: Studien über die groteske Satire bei Johann Fischart. [Witkop. Wilhelm.] Freiburg i. B. 1927.

Haupt, G.: Friedr. Herm. Flayders Moria rediviva. [Bebermeyer.] Tübingen 1928.

Tau, M.: Der assoziative Faktor in der Landschafts- u. Ortsdarstellung Theodor Fontanes. [Wolff. Wittmann.] Kiel 1928.

Styra, A.: Franziskus von Assisi in der neuer. deutschen Lit. [Drescher.] Breslau 1927. Teildr. Ersch. vollst. als Buch.

Kunkel, Fr.: Gustav Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit als schriftstell., künstler. u. dichterische Leistung gewürdigt. [Roetteken.] Würzburg 1926.

Carlson, Alice: Ulrich Füetrer u. s. ‚Iban'. [Kraus. Herbig.] München 1927.

Noordhoek, Will. Joh.: Gellert und Holland. [Scholte.] Amsterdam 1928.

Spael, Wilh.: Publizistik u. Journalistik u. ihre Erscheinungsformen bei Joseph Görres (1798—1814). [Spahn.] Köln 1928.

Bergstrand, A.: Den unge Goethe och religionen. Lund 1928.

Flashar, Dor.: Bedeutung, Entwickl. u. liter. Nachwirkung von Goethes Mignongestalt. [Petersen. Neckel.] Berlin 1928. Teildr.

John, Hans: Goethe und die Musik. [Leitzmann.] Jena 1927. Ersch. auch als: Musikal. Magazin. Nr. 73 bei Beyer & Söhne, Langensalza.

Krause, Joh.: Goethes Lehre von den drei Ehrfurchten. [Scholz. Stenzel.] Kiel 1928.

Krogmann, W.: Untersuchungen zum Ursprung der Gretchentragödie (in Goethes ‚Faust'). [Golther.] Rostock 1928.

Marx, O.: Carlyle's translation of [Goethe's] Wilhelm Meister. Johns Hopkins Univ., Baltimore 1926.

Digitized by Google

Preibisch, W.: Die sachlichen Widersprüche in Goethes Faust I und ihre Erklärung. [Schwering. Magon.] Münster 1928.

Engels, P.: Die äußeren Stilmittel in vagantenhafter Lyrik u. bei Gottfried von Straßburg. [v. d. Leyen, Frenken.] Köln 1928.

Kriebach, E.: Die Trauerspiele in Gottscheds ‚Deutscher Schaubühne'. [Schneider. Baesecke.] Halle 1927. Ersch. gleichzeitig als ‚Hermaea' 19.

Beriger, L.: Grillparzers Persönlichkeit in seinem Werk. [Ermatinger.] Zürich 1928. Teildr. Ersch. vollst. als: Wege zur Dichtung. 3.

Feilner, H.: Grillparzers Auffassung des Schicksals. [Woerner.] Würzburg 1928.

Kissel, K.: Grimmelhausens Lektüre. [Behaghel. Roloff.] Gießen 1928.

Gerstner, H.: Studien über Julius Grosse als Lyriker. [Brecht. Kraus.] München 1928. Teildr.

Iben, H.: Karl Gutzkow als literar. Kritiker. [Merker.] Greifswald 1928.

Eckhardt, M.: Der Einfluß der Madame Guyon auf die norddeutsche Laienwelt im 18. Jh. [v. d. Leyen.] Köln 1928.

Lange, Gerh.: Gerhard Anton von Halem (1752—1819) als Schriftsteller. [Merker.] Greifswald 1928. Ersch. auch als: Form u. Geist. H. 10.

Narciß, G. Ad.: Studien zu den Frauenzimmergesprächspielen Georg Philipp Harsdörfers (1607—58). [Merker. Stammler.] Greifswald 1928. Ersch. auch als Form u. Geist. H. 5.

Putz, Rud.: Chrestiens ‚Yvain' und Hartmanns ‚Iwein' nach ihrem Gedankengehalt verglichen [Saran.] Erlangen 1927.

Weiss, O.: Josef Anton Harz u. das oberschwäb. Singspiel. [Hasse.] Tübingen 1927.

Rosenberg, H.: Die Jugendgeschichte Rudolf Hayms. [Meinecke. Marcks.] Berlin 1928. Teildr. Soll vollst. als Buch ersch.

Stern, Hildeg.: Friedrich Hebbels ‚Judith' auf der deutschen Bühne. [Wolff. Mensing.] Kiel 1927.

Vogel, Ad.: Herders ‚Journal meiner Reise von 1769'. [Petsch.] Hamburg 1928.

Sertorius, L.: Der Wandel des deutschen Hölderlinbildes. [Bertram.] Köln 1928.

Kast, Gertr.: Romatisierende u. kritische Kunst. (Stilist. Unters. an Werken von Ricarda Huch u. Tomas Mann.) [Walzel.] Bonn 1928. Teildr. Ersch. vollst. als Buch.

Behrendt, L.: The ethical teaching of Hugo of Trimberg. Catholic Univ. of America, Washingpton 1926.

Schlicht, E.: Das lehrh. Gleichnis im Renner des Hugo von Trimberg. [Behaghel.] Gießen 1928.

Kern, Leo, M.: Die Ida von Toggenburg-Legende. [Büchi. Schnürer.] Freiburg i. Schw. 1927. Aus: Thurgauische Beiträge z. vaterländ. Gesch. 64/65.

Neumann, Er.: Johann Arnold Kanne. Ein vergessener Romantiker. [Hensel.] Erlangen 1927. Ersch. auch als Buch bei Reuther & Reichard, Berlin 1928.

Ibach, Alfr.: Gottfr. Keller u. Friedr. Theod. Vischer. [Muncker.] München 1927.

Buttersack, Fel.: Die Natur i. d. Lyrik Just. Kerners. [Muncker. Borcherdt.] München [1926]. Auszug.

Jonge, A., R. W. de: Gottfried Kinkel as political and social thinker. Columbia Univ., Neuyork 1926.

Monpetain, Grete: Studien zu Kleists dramatischer Exposition. [Leitzmann.] Jena 1927. Teildr.

Nadler, Jos.: Heinrich von Kleist. Königsberg 1928. (Univ.-Rede.)

Worbs, Hild.: Fr. M. Klingers Weltanschauung zur Zeit des ‚Orpheus'. [Schneider. Baesecke.] Halle 1928. Ersch. auch als: Hermaea. Bd. 21.

Braeker, Marie: Chr. G. Körners ästhet. Anschauungen. [Schwering.] Münster 1928.

Digitized by Google

Rhotert, H.: Ephraim Moses Kuh (1731—1790). [Muncker.] München 1927.
Wehler, Elfr.: Die epische Darst. in H. Laubes Romantrilogie ‚Der deutsche Krieg'. [Petsch. Borchling.] Hamburg 1928.
Rittmeyer, Fritz: Das Problem des Tragischen bei Jak. Mich. Reinh. Lenz. [Ermatinger.] Zürich 1927.
Jahn, Franz: Wolfgang Menzel als polit. Charakter. [Meinecke. Brackmann.] Berlin 1928.
Schröder, Aug.: Krit. Stud. zu den Gedichten C. F. Meyers. [Bertram.] Köln 1928.
Gehrcke, C.: Theodor Mommsen als Schlewig-Holsteinischer Publizist. (Teildr.: Th. Mommsens Stil). [Wolff. Scheel.] Kiel 1926. Ersch. vollst. als: Schriften der Balt. Kommiss. zu Kiel . Bd. 8.
Glöckel, Rud.: Theodor Mügges Novellentechnik. [Kraus. Borcherdt.] München 1927.
Grupe, W.: Munds u. Kühnes Verhältnis zu Hegel u. s. Gegnern. [Schneider. Ziehen.] Halle 1928. Ersch. auch als: Hermaea. Bd. 20.
Rabbinowitsch, J.: Probleme der Neidhartforschung. [Scholte.] Amsterdam 1928. Ersch. auch als Buch.
Ost, G.: Friedrich Nicolais Allgem. deutsche Bibliothek. [Petersen. Roethe.] Berlin 1928. Teildr.
Kusserow, Wilh.: Friedr. Nietzsche und Stefan George. Ein Vergleich [Dessoir. Spranger]. Berlin 1927. Teildr.
Flörcke, W.: Novalis und die Musik. [Elster.] Marburg 1928.
Herzog, W.: Mystik und Lyrik bei Novalis. Teildr. [Leitzmann.] Jena 1926.
Oberbeck, H.: Die religiöse Weltanschauung des Novalis. [Seeberg.] Theol. Diss. Berlin 1928.
Deiml, Otto: Der Prosastil H. W. Longfellows. Der Einfluß von Jean Paul auf L's Prosastil. [Brotanek.] Erlangen 1927.
Rasch, Wolf.: Die Freundschaft bei Jean Paul. [Drescher.] Breslau 1927. Teildr. Ersch. vollst. als H. 1 der 'Arbeiten zur deutschen Literaturgeschichte' bei Priebatsch in Breslau.
Perquin, N. C. A.: Wilhelm Raabes Motive als Ausdruck s. Weltanschauung. [Scholte.] Amsterdam 1927.
Scharrer, W.: Wilh. Raabes literar. Symbolik, dargest. an 'Prinzessin Fisch.' [Borcherdt. Kraus.] München 1927.
Heß, Jos. Herm.: P. Marianus Rot (1597—1663). Ein Kap. schweizer. Theatergesch. [Nadler]. Freiburg i. Schw. 1927.
Zeeman, D. J. C.: Stilist. Untersuchungen über Rudolf von Ems Weltchronik u. s. beiden Meister Gottfried und Wolfram. [Scholte]. Amsterdam 1927.
Meiser, H.: Rückert als vaterländ. Dichter. [Waldberg.] Heidelberg 1928.
Heinemann, Fr. K.: Das Scheltwort bei Hans Sachs. [Behaghel. Viëtor.] Gießen 1927. Teildr.
Brosius, Hildeg.: Das polit. Problem in Schillers 'Don Carlos.' [Saran.] Erlangen 1928.
Marguth, G.: Der bild. Ausdruck in Schillers 'Wallenstein.' [Behaghel.] Gießen 1928. Auszug = 15 S.
Maurer, Jula: Nachdruck und Steigerung in Schillers und Goethes abhandelnder und erzählender Prosa. [Behaghel. Horn.] Gießen 1927. Ausz. 16 S.
Ulrich, Joach.: Schillers Begriff vom Schönen. ⟨1. Teil⟩. [Wundt.] Jena 1927.
Bünemann, H.: Elias Schlegel und Wieland als Bearbeiter antiker Tragödien. [Merker.] Greifswald 1928. Ersch. auch als: Form u. Geist. H. 3.
Becker, Arth.: Stavenhagen u. s. Stellung in der Entwickl. des deutschen Dramas. [Wolff. Mensing.] Kiel 1927.
Guth, A.: Theodor Storms Gartenpoesie. [Nadler.] Königsberg 1928.

Digitized by Google

Scholl, Rich.: Thomas von Kandelberg. Eine mhd. Marienlegende. [Kraus.] München 1928. Ersch. auch als: Form u. Geist. 7.

Brömel, K.: Ludwig Tiecks Kunstansch. im 'Sternbald.' [Korff. Bruhns.] Leipzig 1928.

Weissert, O.: Tieck als Kritiker des Dramas und Theaters. [Kutscher. Muncker.] München 1928.

Matthey, W.: Die histor. Erzählungen des Carl Franz van der Velde (1779—1824). [Schneider.] Tübingen 1928. Teildr. Ersch. vollst. als Tübinger germanist. Arbeiten. 4.

Oeltze, G.: Joh. Jakob Wagners Staatsphilosophie. E. Beitr. z. Gesch. der romant. Philosophie. [Wundt.] Jena 1927.

Hapke, W.: Die musikal. Darstellung der Gebärde in Rich. Wagners Ring des Nibelungen. [Vollbach.] Münster 1927.

Hellwig, H.: Frank Wedekinds dicht. Anfänge. [Viëtor. Götze.] Gießen 1928.

Schmücker, M.-Th.: J. Werlins Lederhandschrift von 1648. [Abert. Petersen.] Berlin 1927.

Kluth, K.: Wieland im Urteil der vorklass. Zeit. [Merker.] Greifswald 1927.

Hommes, T.: Holland im Urteil eines Jungdeutschen (Wienbarg.) [Scholte.] Amterdam 1926.

Müller, Marie: Untersuch. zur Sprache Winckelmanns. Leipz. 1927.

Kraus, Carl v.: Über Wolframs Parzival. Univ.-Rede München 1928.

Los, F. C. J.: Das Keltentum in Wolframs Parzival. [Scholte]. Amsterdam 1927.

Beyersdorff, W.: Studien zu Philipp von Zesens bibl. Romanen 'Assenat' und 'Simson' [Merker. Stammler.] Greifswald 1928. Ersch. auch als Form und Geist. H. 11.

Pistorius, M.: Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen. [Leitzmann.] Jena 1928. Teildr.

GREIFSWALD HANS ZIEGLER

Protest

Ich erfahre aus der Presse von der Existenz einer Conrad Ferdinand-Meyer-Ausgabe im Verlage Th. Knaur in Berlin, für deren Textlaut mein Name in Anspruch genommen wird. Ich stelle hiermit fest, daß ich im Sommer 1924 für die Dünndruckausgabe der Werke Meyers im Verlag H. Haessel den Text der „Gedichte" und des „Hutten" einer raschen Revision unterzogen habe, daß ich aber mit den Knaurschen Drucken nichts zu tun habe und diese zu Unrecht meinen Namen führen. Ich verwahre mich gegen den Mißbrauch meines Namens bei Neudrucken der Gedichte Meyers und des „Hutten", an denen ich nicht beteiligt bin.

Jener Revision vom Jahre 1924, für die mir bloß ein Monat Zeit gegeben war, sind wohl Textberichtigungen zu gute gekommen, die ich im Laufe der Jahre in meinem Handexemplar eingetragen hatte, sie sollte aber einer endgültigen Feststellung des Textes, wie sie besonders für den „Hutten" mit seinen bisher ungeklärten Textverhältnissen dringend notwendig ist, nicht vorgreifen; diese Arbeit behalte ich mir vor. Jonas Fränkel (Bern).

Digitized by Google

Nachrichten:

Am 5. Mai verschied in Göteborg der emeritierte ord. Prof. f. nord. Sprachen Dr. Gustaf Cederschiöld (geb. 25. Juni 1849); am 21. Juni 1928 in Breslau der ord. Prof. f. deutsche Philologie D. h. c. Dr. Karl Drescher (geb. 3. Febr. 1864); am 25. Juli in München der Oberbibliotheksrat a. D. Dr. Erich Petzet (geb. 3. Mai 1870); am 30. Oktober in Oslo der ord. Prof. f. germanische Sprachen Dr. Hjalmar Falk (geb. 1859).

Berufen wurden der außerordentl. Prof. der neueren deutschen und nordischen Literaturgeschichte Dr. Leopold Magon in Münster als ord. Prof. nach Greifswald (Nachfolger Paul Merkers); der ord. Prof. f. neuere deutsche Literaturgeschichte Dr. Harry Maync in Bern nach Marburg (Nachfolger Ernst Elsters).

Ernannt wurden der außerord. Prof. f. deutsche Philologie in Halle Dr. Otto Bremer zum ord. Prof.; der außerord. Prof. f. deutsche Literaturgeschichte in Heidelberg Dr. Ewald Boucke zum ord. Honorarprof.; der Dozent Dr. Jörand Sahlgren in Lund zum Leiter des Schwedischen Ortsnamenausschusses in Uppsala; die Privatdozenten für deutsche Philologie Dr. Ludwig Wolff in Göttingen und Dr. Walther Steller in Breslau zu nichtbeamteten außerordentl. Professoren.

Der Privatdozent für deutsche Philologie in Erlangen Dr. Kurt May hat sich nach Göttingen umhabilitiert.

• Habilitiert haben sich für deutsche Philologie in Marburg Dr. Rudolf Fahrner und Dr. Jost Trier, in Heidelberg Dr. Hans Teske; für deutsche Sprache und Literatur in Graz Dr. Hermann Menhardt; für neuere deutsche Literaturgeschichte in München Dr. Walther Rehm, in Prag Dr. Georg Stefansky; für german. Philologie in Stockholm Dr. Axel Lindqvist, in Frankfurt Dr. Hermann Gumbel.

Die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften wählte den em. ord. Prof. f. deutsche Philologie Dr. Otto Behaghel in Gießen zum korrespondierenden Mitglied der philologisch-historischen Klasse.

Die Preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin verlieh dem ord. Prof. f. deutsche Philologie in Jena Dr. Albert Leitzmann die Leibniz-Medaille in Silber.

Digitized by Google

Erich Krieẞbach, Die Trauerspiele in Gottscheds „Deutscher Schaubühne", durch *Robert Petsch* 428
Friedrich Noack, Das Deutschtum in Rom, durch *A. v. Grolman* 433
Benno von Wiese, Friedrich Schlegel, durch *Walther Rehm* 435
David Ferdinand Koreff, Der Lebensroman eines Vergessenen, durch *Josef Körner* 438
Bruno Markwardt, Neuere Hebbel-Forschungen 447
Karl Emanuel Lusser, C. F. Meyer, durch *Walther Rehm* 453
Harry Maync, Die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft, durch *Albert Malte Wagner* 454
Georg Buschan, Illustrierte Völkerkunde, durch *Lutz Mackensen* 484
Friedrich Ranke und *Georg Müller-Blattau*, Das Rostocker Liederbuch, durch *Hans Engel* 498

Paul Merker, Nordisten-Tagung in Lübeck 27. bis 29. Juni 1928 489

Hans Ziegler, Zeitschriftenschau 501
Hans Ziegler, Neue germanistische Dissertationen 504

Jonas Fränkel, Protest 511

Nachrichten 512

Digitized by Google

W. Kohlhammer, Verlag, Stuttgart

Tübinger germanistische Arbeiten

Bd. I.

DR. WALTER GOEKEN

Herder als Deutscher

Ein literarhistor. Beitrag zur Entwicklung d. deutschen Nationalidee

8°. VIII u. 131 S. 1 Tafel. Brosch. Rm. 6.—

JOHANNES HASEBROEK

Der imperialistische Gedanke im Altertum

8°. 26 S. Geheftet Rm. 1.20

JOSEPH VOGT

Homo novus

Ein Typus d. röm. Republik

8°. 28 S. Geheftet Rm. 1.20

ALBRECHT VON BLUMENTHAL

Aischylos

8°. VIII und 118 Seiten. Gebunden Rm. 4.80

*

Die Schätzung des Archilochos im Altertume

8°. IV und 60 S. Geheftet Rm. 1.20

*

Der Tyrann Kritias als Dichter und Schriftsteller

8°. 32 S. Geheftet Rm. —.90

Griechische Vorbilder

Versuch einer Deutung des Heroischen im Schrifttum der Hellenen

8°. 205 S. Brosch. Rm. 4.—

J. RULAND

Wilhelm Waiblinger in seinen Prosawerken

8°. 91 S. Geheftet Rm. 2.—

Buchdruckerei Hans Adler, Inh. E. Panzig & Co., Greifswald.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Paul Merker und Wolfgang Stammler

VIERUNDFÜNFZIGSTER BAND

VERLAG VON W. KOHLHAMMER
STUTTGART
Urbanstraße 14
1929

Digitized by Google

Inhalt:

P. Christa, Neues und Altes über Bildung und Gebrauch der Konsonanten 257
Gudmundur Finnbogason, Die Ursachen der Lautveränderungen im Isländischen 187
Richard Huß, Die Nemetes bei Feist 264
Willy Krogmann, Zum fränkischen Taufgelöbnis 269
Bernhard Bischoff, Zu Pseudo-Walahfrid 21
Friedrich Maurer, Zur Frage nach der Heimat des Gedichts von Christus und der Samariterin 175
Helmut de Boor, Die Stellung des Basler 'Alexander' 130
Martin Lintzel, Edward Schröders Datierung des deutschen Rolandliedes 168
Kurt Herbert Halbach, Ein Zyklus von Morungen 401
Hans-Friedrich Rosenfeld, Die Parzivalfragmente G$^{\vartheta}$ und G$_{o}$ . . . 179
Alexander Haggerty Krappe, Zu Wolframs Lapsit (= Lapis) Exillis . . 270
Wolfgang Jungandreas, Wigaleis in der 'Kudrun' 23
Heinrich Schröder, Anord. Hiaðningar — mhd. Hegelinge 181
Ferdinand Mentz, Zum Sachsenspiegel I, Art. 4 272
Fritz Behrend, Rennerbruchstücke 277
Philipp Strauch, Handschriftliches zur deutschen Mystik 283
Walther Mitzka, Die deutschen Catodichtungen des Mittelalters . . . 3
Wolfgang Stammler, Ein Rätsel als Blattfüllsel 377
Alfred Götze, Wolfram 24
Wolfgang Stammler, Zum deutschen Fremdwörterbuch 27
S. Levy, Der deutsche Hexameter und Alexandriner 329
Robert Stumpfl, Die Bühnenmöglichkeiten im 16. Jahrhundert . . . 42
Elise Grün-Riesel, Ein unbekanntes Drama Jacob Rosefeldts . . . 198
Richard Newald, Die erste deutsche Iliasübersetzung in Prosa des Johannes Baptista Rexius (1584) 339
Johannes Hoffmeister, Caspar von Barth als deutscher Poet . . . 395
Richard Alewyn, Die ersten deutschen Übersetzer des 'Don Quixote' und des 'Lazarillo de Tormes' 203
Adalbert Hoffmann, „Die Rose trägt das Blut der Götter", eine Christian Günther-Stelle 216
L. Wohleb, Der Großoheim Goethes J. M. v. Loen als Sprachverbesserer 217
Hans Sperber, Zur Sprachgeschichte des 18. Jahrhunderts 80
Rudolf Ibel, Klopstock: 'Die Frühlingsfeier' 359
Spieß, Kritik einer neuen Urfaust-Hypothese und Verwandtes . . . 97
Robert Petsch, Motiv, Formel und Stoff 378

Digitized by Google

Anzeigen:

Max Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, durch *Friedrich Kauffmann* 124
Eugen Fehrle, Tacitus, Germania, durch *Lutz Mackensen* 443
Robert Mielke, Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihre Beziehung zu Menschen und Landschaft, durch *Lutz Mackensen* . . . 446
H. Timerding, Die christliche Frühzeit Deutschlands in den Berichten über die Bekehrer, durch *Georg Baesecke* 448
K. Reichardt, Studien zu den Skalden des 9. und 10. Jahrhunderts, durch *J. de Vries* 496
Sigurdur Nordal, Völuspá, durch *Helmut de Boor* 438
Hugo Gering, Kommentar zu den Liedern der Edda, durch *Helmut de Boor* 494
J. Sahlgren, Eddica et Scaldica, durch *J. de Vries* 500
Justus Lunzer, Steiermark in der deutschen Heldensage, durch *Hermann Schneider* 439
Ludwig Wolff und *Götz v. Selle*, Bruchstück aus einer bislang unbekannten Handschrift des 'Willehalm' von Wolfram von Eschenbach, durch *Eduard Hartl* 223
J. M. N. Kapteyn, 'Wigalois' von Wirnt von Gravenberg, durch *Albert Leitzmann* . . . . . .
Friedrich Wilhelm, Münchener Texte, durch *Carl Wesle* 454
Philipp Strauch, Schriften aus der Gottesfreund-Literatur, durch *Luise Berthold* 230
Wegener, Beschreibende Verzeichnisse der Miniaturen-Handschriften der Preußischen Staatsbibliothek, durch *Gustav Ehrismann* . . . 111
Walther Rehm, Der Todesgedanke in der deutschen Literatur, durch *A. v. Grolman* 231
Walther Müller, Der schauspielerische Stil im Passionsspiel des Mittelalters, durch *Robert Stumpfl* 473
Wolfgang Stammler, Von der Mystik zum Barock 1400—1600, durch *E. Alker* . . . . . , 483
Joseph Klapper, Freidankpredigten, durch *Paul Lehmann* 116
Lutz Mackensen, Die deutschen Volksbücher, durch *Fr. Ritter* . . . 457
Josef Hermann Heß, P. Marianus Rot (1547—1663), durch *Robert Stumpfl* 478
Alice Trötland-Berghaus, Die Dramen des Martin Hayneccius, durch *Robert Stumpfl* 482
Gustav Könnecke, Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelshausens, durch *Richard Alewyn* 461
Max Kirschstein, Klopstocks 'Deutsche Geelehrtenrepublik', durch *Walther Rehm* 471
Hildegard Worbs, F. M. Klingers Weltanschauung und künstlerische Gestaltungsweise zur Zeit des 'Orpheus', durch *E. Alker* . . . 488
Otto Heraeus, Fritz Jacobi und der Sturm und Drang, durch *Walther Rehm* 472
Christian Waas, Siegfrid Schmid aus Friedberg i. d. Wetterau, der Freund Hölderlins, durch *A. v. Grolman* 490
Fanny Imle, F. v. Schlegels Entwicklung, durch *Josef Körner* . . . 233
Frederik Ingerslev, Genie und sinnverwandte Ausdrücke bei Friedrich Schlegel, durch *Hans Winkler* 239
P. Kluckhohn, Novalis Schriften, durch *A. v. Grolman* 491
Gerhard Bünte, Zur Verskunst der deutschen Stanze, durch *Siegfried Levy* 250

Digitized by Google

Erich Gülzow, Arndts Briefe an eine Freundin, durch ***Ernst Müsebeck*** . 242
Otto Pouzar, Ideen und Probleme in Stifters Dichtungen, durch ***A. v. Grolman*** 489
Marianne Thalmann, Henrik Ibsen, ein Erlebnis der Deutschen, durch ***E. Alker*** , ... 487
Johann Gustav Droysen, Briefwechsel, durch ***Albert Leitzmann*** . . . 502
Luise Berthold, Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch, durch ***Alfred Götze*** 112
Jahrbuch für historische Volkskunde, durch ***Lutz Mackensen*** . . . 122
Neuere Schriften zur Volksunde und zum Volkslied, durch ***Lutz Mackensen*** 117, 440
Juliane Büntzler, Geschichte der rheinischen Sage, durch ***Lutz Mackensen*** 444
M. J. van der Meer, Historische Grammatik der niederländischen Sprache, durch ***L. L. Hammerich.*** 243
Hans Ziegler, Neue germanistische Dissertationen 505
Berichtigung 126, 512
Nachrichten 128, 512

Buchdruckerei Hans Adler, Inh. E. Panzig & Co., Greifswald.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google